DIE GRENZBOTEN

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

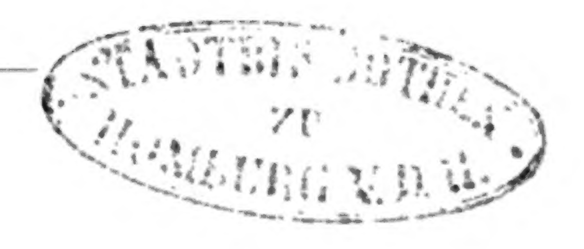
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



38. Jahrgang.

Zweites Quartal.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1879.

Digitized by Google

830.6
G83
v.38
no. 2

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1879. Zweites Vierteljahr.

Politik, Volkswirthschaft, Rechtspflege.

Die Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen S. 1.
Unser Artikel über Gortschakoff und die fremde Presse S. 30.
Politische Briefe. VI. Der Zolltarif. S. 64. VII. Die Begründung des Zolltarifs. S. 159. VIII. Die Aussichten der Zollreform im Reichstage. IX. Der Reichstag vom 2. bis zum 9. Mai. S. 281. X. Zwei Kettenschlüsse. S. 319. XI. Der Wechsel im Reichstagspräsidium. S. 360. XII. Die Reichstagsparteien und die Finanzzölle. S. 478. XIII. Die nationalliberale Partei und der Abgeordnete Lasker. S. 525.
Der Rechtsstaat. S. 81.
Zur Situation in den Vereinigten Staaten. S. 109.
Aus dem Reichslande. S. 277.
Die russische, englische und französische Politik im Orient. S. 285.
Zur Charakteristik der Minorität in der Frage der Zollreform. S. 325.
Das Veto des Präsidenten Hayes. S. 365. Nachschrift dazu. S. 402.
Der jüngste Kampf der Siebenbürger Sachsen um ihr Recht. Otto Kaemmel. S. 405.
Der jüngste Staat Europa's. S. 445.
Ein Engländer über die deutsche Wehrkraft. S. 474.
Frankreich im letzten Vierteljahre. S. 485.

Bedarf Deutschland der Kolonieen? S. 165.
Ueber Invalidenkassen. Karl Heym. S. 308.
Bevölkerungsverdoppelung u. Uebervölkerung. S. 398.
Die Frage der Strafkolonieen für Deutschland. S. 494.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Ungeschichtliche Geschichten. S. 68.
Treitschke's Deutsche Geschichte. S. 7.
Das militärische Testament Friedrich's des Großen. S. 205.
Die Anfänge des Befreiungskrieges im Jahre 1813. Otto Kaemmel. S. 207.

Eine Philosophie der Technik. M. Wilckens. S. 41.
Orientalische und griechische Kriegsfeuer. Max Jähns. S. 340.
Sozialpolitisches aus dem hellenischen Alterthum. Richard Schöner. I. S. 421. II. S. 449.
Zum 400jährigen Jubiläum des Leipziger Buchdrucks. S. 245.
Aus dem Wanderleben eines deutschen Studenten im 16. Jahrhundert. Chr. Meyer. S. 185.
Theologie und Naturwissenschaft. H. Jacoby. S. 138.
Friedrich Wilhelm I. als Landwirth. S. 13.
Die Aerzte zn Urgroßvaters Zeit. S. 265.
Jud Süß. S. 382.
Ein Rencontre des Augsburger Rathes mit Friedrich dem Großen. A. Buff. S. 511.

Erd- und Völkerkunde. Naturwissenschaften.

Ein Besuch im Jildis-Kiosk. S. 439.
Der neue Magnetismus-Schwindel. S. 355.

Kunst- und Alterthumswissenschaft. Kunstpflege.

Die Vermessungsarbeiten des deutschen archäologischen Instituts in Attika. Winterberg. S. 121.
Der Einsturz der Marcusbibliothek im Jahre 1545. A. Rosenberg. S. 464.
Drei Sensationsmaler. A. Rosenberg. III. Gabriel Max. S. 18.
Die Leipziger Kunstakademie. S. 330.
Neue Lichtdruckwerke. S. 519.
Die Berliner Theater. S. 146.

Philosophie.

Das neue Hauptwerk Eduard v. Hartmann's. Rudolf Seydel. S. 92.
Die sittliche Freiheit und das Problem des Bösen. H. Jacoby. S. 173.
Die Statistik der Verbrechen und der freie Wille. E. Wiß. I. S. 225. II. S. 258.

Digitized by Google

Literaturwissenschaft.

Zwei deutsche Literaturgeschichten. S. 233.
Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Julian Schmidt. I. S. 250. II. S. 295. III. S. 374.
Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode. III. C. A. H. Burkhardt. S. 55.
Witte's Dante-Forschungen. S. 434.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

* R. Schleiden, Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen. Berlin, J. Springer, 1879. S. 1.
* H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 1. Band. Leipzig, Hirzel, 1879. S. 7.
* R. Stadelmann, Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußen's. Leipzig, Hirzel, 1879. S. 13.
F. Spe, Trutz-Nachtigal. Hrsg. v. G. Balke. Leipzig, Brockhaus, 1879. S. 36.
H. Düntzer, Uhland's Balladen und Romanzen. Leipzig, Wartig, 1879. S. 38.
* E. Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig, Westermann, 1877. S. 41.
* E. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Berlin, C. Duncker, 1879. S. 92.
E. Munck, Geschichte der griech. Literatur. 3. Aufl. Bearb. von R. Volkmann. 1. Heft. Berlin, F. Dümmler, 1879. S. 113.
H. Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich. Deutsch von L. Katscher. 2. Bd. Leipzig, E. J. Günther, 1878. S. 115.
E. C. Grenville-Murray, Die Russen der Gegenwart. Deutsch von H. v. Wobeser. Leipzig, Quandt & Händel, 1878. S. 118.
Textbuch zu Seemann's kunsthistorischen Bilderbogen. 1. Heft. Leipzig, Seemann, 1879. S. 119.
* E. Curtius und J. A. Kaupert, Atlas von Athen. Berlin, D. Reimer, 1878. S. 121.
* O. Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. 2. Abtheilung. Gütersloh, Bertelsmann, 1879. S. 138.
Niklaus Manuel. Hrsg. von J. Baechtold. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. 2. Bd.) Frauenfeld, J. Huber, 1878. S. 164.
* F. Fabri, Bedarf Deutschland der Kolonieen? Gotha, Perthes, 1879. S. 165. S. 494.
* A. L. Kym, Das Problem des Bösen. München, Ackermann, 1878. S. 173.
* Lucas Geizkofler und seine Selbstbiographie. Hrsg. von A. Wolf. Wien, Braumüller. S. 185.
G. Semper, Der Stil. 2. Aufl. München, Bruckmann, 1878. S. 201.
Th. Trautwein, Wegweiser für Reisende. Süd-Baiern, Tirol rc. 6. Aufl. München, Lindauer, 1879. S. 202.
Universal-Lexikon der Kochkunst. Leipzig, J. J. Weber, 1878. S. 203.
* A. v. Taysen, Das militärische Testament Friedrich's des Großen. Berlin, Mittler & Sohn, 1879. S. 205.
* R. König, Deutsche Literaturgeschichte. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1879. S. 233.
* K. Barthel, Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Neu hrsg. von G. R. Röpe. Gütersloh, Bertelsmann, 1879. S. 233.
Mücke, Preußen's landeskirchliche Unionsentwickelung. Brandenburg, Wiesike, 1879. S. 241.
H. Wolff, Spekulation und Philosophie. Berlin, Denicke, 1879. S. 242.
* G. Wustmann, Die Anfänge des Leipziger Bücherwesens. Leipzig, Verlag des Buchhändlerbörsenvereins, 1879. S. 245.
W. Fischer, Rechts- und Staatsphilosophie. Leipzig, Verlag für moderne Sprachen, 1879. S. 284.
H. M. Stanley, Wie ich Livingstone fand. Leipzig, Brockhaus, 1879. S. 324.
W. Marr, Der Sieg des Judenthum über das Germanenthum. Bern, R. Costenoble, 1879. S. 324.
J. Schulze, Die Gewerbegesetzgebung des deutschen Reiches. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879. S. 364.
* G. Fr. Kolb, Handbuch der vergleichenden Statistik. 8. Aufl. Leipzig, A. Felix, 1879. S. 399.
S. Riezler. Geschichte Baiern's. Erster Band. Gotha, Perthes, 1879. S. 403.
* K. Witte, Dante-Forschungen. 2 Bde. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1877—79. S. 434.
H. Klee, Fürst Bismarck und unsere Zeit. Berlin, C. Duncker, 1879. S. 481.
R. Hocker, Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Berlin, Th. Grieben, 1879. S. 482.
Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879. S. 483.
J. Meyer, Plattdeutscher Hebel. 2. Auflage. Hamburg, Richter, 1878. S. 484.

Digitized by Google

Die Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen.

Der Gesetzentwurf, die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder betreffend, ist abgelehnt worden, und insofern könnte das Folgende verspätet erscheinen. Indeß, man beschäftigt sich ja mit der Frage, ob den hervorgetretenen Uebelständen mit einer Abänderung der Geschäftsordnung gesteuert werden müsse, und sollte das bejaht werden, so wird man zusehen, wie das zu machen sei. Was dabei herauskommen wird, wissen wir nicht zu errathen. Vermuthlich nicht viel, und dann könnten die mit Halbheiten nicht beseitigten Gefahren bedingungsloser Redefreiheit und Oeffentlichkeit Veranlassung werden, daß der unlängst begrabene Gesetzentwurf wieder auflebte — vielleicht in anderer Gestalt und vielleicht vor einem anderen Reichstage, in welchem die wohlbegründete Befürchtung vor Beirrung des öffentlichen Rechtsbewußtseins die weniger gerechtfertigte Scheu vor Beeinträchtigung des Einflusses der Volksvertretung auf die Nation überwiegen könnte.

Inzwischen hat die Presse die Pflicht, unbeirrt durch Deklamationen die Ansichten über die Sache nach Möglichkeit zu klären, und dies geschieht wohl am besten, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie es mit ihr in anderen parlamentarischen Versammlungen gehalten worden ist und noch gehalten wird, womit ja keineswegs gesagt sein soll, daß wir nachahmen, sondern nur, daß wir dem etwaigen Guten, das wir dort finden, uns anpassen sollten. Insofern begrüßen wir eine Schrift Dr. R. Schleiden's: „Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder" (Berlin, J. Springer), die uns in diesen Tagen zuging, mit ungetheilter Freude, zumal da sie fast ganz objektiv gehalten ist. Langjähriger Sammlung entsprungen, enthält sie alles Wissenswerthe und darunter sehr viel Neues in Bezug auf unsern Gegenstand, und so glauben wir den Lesern d. Bl. einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen einen ausführlichen Auszug daraus mittheilen, vor allem aber sie ihnen zum Selbststudium empfehlen.

In England galt die Redefreiheit von jeher für das wichtigste aller parlamentarischen Rechte. Kein Abgeordneter darf wegen Aeußerungen, die er

Digitized by Google

im Parlamente gethan, außerhalb desselben zur Rechenschaft gezogen werden; er ist für dieselben nur dem Hause, dem er angehört, verantwortlich. Nur wenn ein Redner selbst seine dort gesprochenen verletzenden Auslassungen veröffentlicht, ist er — wie bereits in Nr. 6 d. Bl., S. 210 hervorgehoben wurde, in Folge der Fiktion, daß das Parlament geheim verhandle — einer Klage vor den bürgerlichen Gerichten ausgesetzt. Dem Ober- und dem Unterhause steht dagegen im Fall von Ordnungswidrigkeiten eine weitgehende Disziplinar- und Strafgewalt über seine Mitglieder zu, und während dieselbe in jenem nur selten geübt wird, da der Vorsitzende hier „nicht Richter oder Wächter der Ordnung ist", wird die Verletzung der zahlreichen Anstandsregeln des Parlamentes im Unterhause, wenn ein Mitglied sich darüber beschwert, immer vom Sprecher geahndet; entweder durch eine „Ermahnung" oder, in ernsteren Fällen, durch Ordnungsruf mit Nennung des Schuldigen, und wenn dieser dann sich nicht entschuldigt, dadurch, daß das Haus einen Verweis zu beschließen pflegt. Kommt es zu Beleidigungen gegen Mitglieder des Hauses oder ungebührlichen Angriffen auf Charakter und Verfahren des Parlamentes, so muß der deshalb zur Ordnung gerufene seine Worte zurücknehmen und sich entschuldigen. Weigert er sich dessen oder gibt er eine unbefriedigende Erklärung ab, so wird gewöhnlich Ertheilung eines Verweises oder Haft beantragt. Der Betreffende kann sich dann von seinem Platze aus vertheidigen, muß aber hierauf vor der Verhandlung des Falles abtreten, um später vor den Schranken des Hauses vom Sprecher das Urtheil desselben zu vernehmen, wozu er bis vor etwa hundert Jahren niederknieen mußte.

Zahlreiche Fälle beweisen, daß beide Häuser des englischen Parlamentes und ebenso die Courts of Law and Equity befugt sind, wegen Ungehorsams gegen ihre Befehle, Verstöße gegen ihre Regeln und Privilegienbruch Abgeordnete mit Haft zu bestrafen, von der dieselben sich dann nicht, wie sonst üblich, durch Bürgschaft frei machen dürfen. Früher wurde der Verurtheilte nach dem Gefängniß von Newgate oder in den Tower gebracht, jetzt aber gibt man ihn gewöhnlich dem mit der Polizei des Hauses beauftragten Sergeant at Arms. Mit der Vertagung des Parlamentes erhält er sofort seine Freiheit wieder, oft aber schon, wenn die Entlassung von einem Mitgliede beantragt wird, oder wenn der Verhaftete erklärt, er bereue sein Vergehen. Fast in jeder Session werden Abgeordnete verhaftet, die bei einem Namensaufrufe fehlen und dann ihre Abwesenheit nicht genügend zu entschuldigen im Stande sind. Bis 1866 erkannte das Unterhaus und seitdem noch wiederholt das Oberhaus wegen Ordnungswidrigkeiten auf Geldstrafen. Auffallend ist die Gelindigkeit, daß im Unterhause Verhöhnung der Gesetze und Beleidigungen des Souveräns und der königlichen Familie nur mit einem Verweis oder Haft gerügt werden;

Digitized by Google

denn dasselbe kann höhere Strafe verhängen: es darf die Betreffenden aus seiner Mitte ausstoßen, womit früher Entziehung der Wählbarkeit verbunden war. Jetzt ist dieses exorbitante Recht des Parlamentes, das im Oberhause niemals üblich war, soweit es sich um Aberkennung der Befugniß, sich wieder wählen zu lassen handelt, beseitigt, und die Ausstoßung bleibt in der Regel für solche Vergehen vorbehalten, welche Mitglieder unfähig machen, einen Sitz im Parlamente einzunehmen und, falls sie straflos blieben, das Ansehen des Parlamentes untergraben würden. Man stieß Mitglieder z. B. wegen Betheiligung an offenem Aufruhr, wegen Fälschung, Meineid, Betrug, Veruntreuung öffentlicher Gelder, wegen Bestechlichkeit, wegen unehrenhaften Betragens, wegen Schmähschriften und anderer Vergehungen gegen das Haus selbst aus. In Bezug auf letztere verfuhr man in der jüngsten Zeit sehr mild. 1838 wurde Daniel O'Connell, als er einige seiner Kollegen in öffentlicher Rede des Meineids geziehen, nur ein Verweis ertheilt. 1875 sagte Plimsoll in gerechter Entrüstung über das gewissenlose Benehmen von Schiffsrhedern, die als seine Kollegen im Unterhause saßen, er wolle diese „Schurken" entlarven, und als der Sprecher ihn aufforderte, dies zurückzunehmen, weigerte er sich, worauf aber nicht Ausstoßung, sondern nur ein Verweis beantragt wurde. Die wiederholt nahe an Hochverrath streifenden Reden, welche mehrere von den sogenannten Homerulers noch im vorigen Jahre im Unterhause hielten, führten nicht zu deren Entfernung aus dem Parlamente.

Wie die seit 1845 üblich gewordene Oeffentlichkeit der Sitzungen des Parlamentes niemals gesetzlich anerkannt worden ist, und wie es jedem Mitgliede jeder Zeit freisteht, durch die Bemerkung, er erblicke Fremde auf der Galerie, die Wegweisung der Zuhörer zu veranlassen, so ist auch die Veröffentlichung der Verhandlungen durch die Presse, die einst als Privilegienbruch scharf verfolgt wurde, seit 1771 zwar gestattet, aber nur durch stillschweigende Zustimmung des Parlamentes. Dasselbe ist völlig befugt, der Presse mit den alten Gesetzen Stillschweigen aufzuerlegen, wenn bei den Verhandlungen ungebührliche Aeußerungen fallen, indeß würde dies, wie Schleiden meint, nur durch einen förmlichen Beschluß des Hauses anzuordnen sein, und dieser würde im Zeitalter der Schnellpressen und Telegraphen jedesmal zu spät kommen.

Strenge Gesetze also und milde Handhabung ist hier, wie in allen diesen Dingen, die Regel des englischen Parlamentes, das vorläufig freilich keine sozialistischen Revolutionäre in seiner Mitte sieht.

Im Kongreß der Vereinigten Staaten gibt es nur wenige positive Regeln für dessen Strafgewalt über seine Mitglieder. Die Verfassung besagt: „Jedes Haus kann seine Geschäftsordnung selbst feststellen, seine Mitglieder wegen ordnungswidrigen Benehmens bestrafen, auch mit Zustimmung von zwei

Drittheilen ein Mitglied ausstoßen.“ Nie aber ist in autoritativer Weise entschieden worden, was unter „ordnungswidrigem Benehmen“ zu verstehen ist, und was für andere Strafen außer der Ausstoßung zulässig sind. Ganz allgemein wird in den Geschäftsordnungen der beiden parlamentarischen Körperschaften, Senat- und Repräsentantenhaus, gesagt, daß der Vorsitzende ein Mitglied, welches durch Worte oder sonstwie die Regeln des Hauses übertritt, zur Ordnung rufen soll, und daß jedes andere Mitglied dies darf. Verweise und Verurtheilungen zur Abbitte scheinen nicht vorzukommen. Mit Haft bestraft nur das Repräsentantenhaus die, welche bei einem Namensaufrufe fehlen und sich später nicht deswegen entschuldigen können. Wiederholt kam es vor, daß Repräsentanten in gröbster Weise wörtlich und thätlich einander beleidigten, ohne daß etwas Anderes als ein gewöhnlicher Ordnungsruf erfolgte, freilich hat der Kongreß in der öffentlichen Meinung nicht viel an Achtung zu verlieren. Das Recht zur Ausstoßung eines Mitgliedes ist unbeschränkt, und während des Bürgerkrieges kamen Fälle, wo von diesem Rechte gegen rebellische und illoyale Senatoren Gebrauch gemacht wurde, ziemlich oft vor. Alle Sitzungen des Kongresses sind öffentlich, nur die nicht, wo der Senat sogenannte exekutive Geschäfte verhandelt, aber die Ausschließung der Oeffentlichkeit kann jederzeit beschlossen, ja vom Sprecher allein angeordnet werden. Die öffentlichen Verhandlungen beider Häuser werden in offiziellen stenographischen Berichten vollständig publizirt.

In Frankreich gilt nach Schleiden jetzt wahrscheinlich wieder die Geschäftsordnung vom 6. April 1849 und nicht die durch kaiserliches Dekret vom 2. Februar 1867 eingeführte, die bis auf eine einzige Bestimmung viel milder war. In jener sind die zulässigen Disziplinarstrafen folgende: Ruf zur Ordnung, derselbe mit Eintragung in's Protokoll, Verweis, derselbe mit zeitweiliger Ausschließung vom Orte der Sitzungen. Der einfache Ruf zur Ordnung erfolgt bei jeder Verletzung der Geschäftsordnung, der verschärfte, wenn der betreffende Abgeordnete innerhalb von dreißig Tagen zwei Mal zur Ordnung gerufen worden ist. Der Verweis wird gegen jedes Mitglied ausgesprochen, welches nach einem verschärften Ordnungsrufe nicht zu seiner Pflicht zurückgekehrt ist, ferner gegen solche, die innerhalb von dreißig Tagen wiederholt haben zur Ordnung gerufen werden müssen, gegen solche, die in der Versammlung das Signal zu einer tumultuarischen Szene oder zu mehrfacher Enthaltung von der Theilnahme an den gesetzgeberischen Arbeiten gegeben haben, endlich gegen jeden Abgeordneten, der gegen einen oder mehrere seiner Kollegen Beleidigungen, Herausforderungen oder Drohungen ausgestoßen hat. Verweis mit zeitweiligem Ausschluß ist auf Widerstand gegen den einfachen Verweis gesetzt, ferner auf Aufreizung zur Gewaltthätigkeit und zum Bürgerkriege, end-

lich auf schwere Beleidigung (outrages) gegen die Versammlung, einen Theil derselben oder den Vorsitzenden. Der Ausgeschlossene hat die Kammer sofort zu verlassen und darf in den drei folgenden Sitzungen nicht wieder erscheinen, widrigenfalls er verhaftet und drei Tage in Haft gehalten werden soll. Beide Arten des Verweises werden auf Vorschlag des Hauses notirt und im Protokoll vermerkt. Mit beiden ist Verlust der Hälfte der Tagegelder des Abgeordneten während eines Monats und Anschlag des Verweises in allen Gemeinden, wo derselbe gewählt worden, auf seine Kosten verbunden. Der Repräsentant, gegen den eine solche Strafe beantragt ist, hat das Recht, gehört zu werden oder einen Kollegen für sich sprechen zu lassen. Die Verhandlungen der Nationalversammlung sind öffentlich, wenn nicht fünf Mitglieder eine geheime Sitzung verlangen.

Indem wir bitten, das, was unsere Schrift über Belgien und das Verfahren der deutschen Parlamente von 1848 bis 1850 mittheilt, in ihr selbst nachzulesen*), entnehmen wir ihr nur noch einige Notizen über die hierher gehörigen Einrichtungen der Landtage in den deutschen Einzelstaaten, wobei wir den preußischen und die einiger kleineren Länder außer Betracht lassen.

In Bayern herrschten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sehr strenge Bestimmungen. Das Edikt über die Geschäftsordnung für die Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1825 sagt u. a.: „Sollten Sie (die Abgeordneten) sich persönliche Ausfälle gegen den Regenten, die königliche Familie oder die einzelnen Mitglieder der Kammer erlauben, oder Anträge gegen die allgemeine Staatsverfassung zu stellen unternehmen und ungeachtet der von dem Präsidenten gemachten Erinnerung hiermit fortfahren, so ist derselbe berechtigt und verpflichtet, die Sitzung für diesen Tag auf der Stelle zu schließen und in der folgenden Sitzung über die Bestrafung des fehlenden Mitgliedes der Kammer vorzutragen, welche entscheiden wird, ob dasselbe zum bloßen Widerruf oder zum zeitlichen oder gänzlichen Ausschluß aus der Kammer zu verurtheilen sei. Hiernach soll der Präsident insbesondere auch beleidigende Ausfälle gegen die eigene Regierung und Regierungsbehörden, gegen fremde Regierungen, gegen den Deutschen Bund, gegen die Ständeversammlung oder gegen eine einzelne Kammer derselben niemals dulden, sondern mit Verweisung zur Ordnung und nach Beschaffenheit der Sache mit Untersagung der ferneren Wortführung unverweilt und ernstlich einschreiten.“ Dieser Paragraph der Geschäftsordnung

*) Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März 1849 enthielt die Bestimmung, daß jedes Haus befugt sein solle, Mitglieder wegen unwürdigen Verhaltens im Hause nach Maßgabe der Geschäftsordnung zu bestrafen und äußersten Falles auszuschließen. Zur Ausschließung sollten zwei Drittheile der Stimmen erforderlich sein.

ist erst 1851 beseitigt worden, Ausschließungen von Mitgliedern auf bestimmte Zeit aber waren bis 1872 gestattet.

Die sächsische Verfassungsurkunde von 1831 enthält genau dieselbe Bestimmung wie die soeben mit Anführungszeichen mitgetheilte, dann aber noch Folgendes: „Wenn die gerügte Aeußerung ein besonderes Verbrechen oder eine persönliche Beleidigung in sich begreift, so kann das fragliche Mitglied der Kammer, es mag nun dessen Ausschließung erfolgt sein oder nicht, deshalb noch vor seinem ordentlichen Richter belangt werden. Verlangt es der Ausgeschlossene, so ist die Entscheidung, ob derselbe bei einer künftigen Ständeversammlung wieder wählbar sein solle, an den Staatsgerichtshof zu verweisen, sonst ist derselbe nicht wieder wählbar." Diese Bestimmungen sind erst 1874 außer Kraft gesetzt worden.

In Württemberg besteht ein Staatsgerichtshof, der über Unternehmungen, welche auf den Umsturz der Verfassung gerichtet sind, und über Verletzung einzelner Punkte derselben erkennt, und vor dem die Regierung einzelne Mitglieder der Stände anklagen kann. Nach § 203 des Verfassungsgesetzes erstreckt sich „die Strafbefugniß dieses Gerichtshofes nur auf Verweise und Geldstrafen, auf Suspension oder Entfernung vom Amte und auf zeitliche oder immerwährende Ausschließung von der Landstandsschaft". Ist aber von ihm auf die höchste in seiner Kompetenz liegende Strafe erkannt, ohne daß eine weitere ausdrücklich ausgeschlossen ist, so bleibt den ordentlichen Gerichten vorbehalten, „gegen den Verurtheilten ein weiteres Verfahren von Amtswegen eintreten zu lassen".

Am nächsten steht endlich dem zu Anfange erwähnten Gesetzentwurf für den Reichstag die braunschweigische Geschäftsordnung von 1871 mit folgenden Bestimmungen: „Abgeordnete, welche gegen die Vorschrift der Geschäftsordnung verstoßen oder in ihren Aeußerungen die Würde des Deutschen Reiches, der Mitglieder des Bundesrathes, des Reichstages oder befreundeter Regenten oder Regierungen angreifen, werden vom Präsidenten zur Ordnung gerufen. Wird die vom Präsidenten gerügte Ordnungswidrigkeit fortgesetzt, oder geht dieselbe in Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen des Präsidenten über, so kann die Versammlung auf Antrag des letzteren den Schuldigen sofort entfernen und nach vorgängiger kommissarischer Begutachtung durch einen in der nächsten Sitzung zu fassenden Beschluß durch Verweis oder Ausschließung von den Verhandlungen strafen. Ein gleiches Verfahren tritt auf den gehörig unterstützten Antrag eines einzelnen Abgeordneten ein, wenn ein Mitglied so arge Verstöße gegen die Geschäftsordnung begeht oder die Redefreiheit in solcher Weise mißbraucht, daß die Verweisung zur Ordnung durch den Präsidenten oder dessen Rüge nicht für ausreichend gehalten wird. Sollte aber der Fall

eintreten, daß ein Abgeordneter 1.) die dem Landesfürsten oder dessen fürstlichem Hause schuldige Ehrerbietung verletzte, 2.) Anträge auf Umsturz der Verfassung machte oder 3.) die Grenzen der freien Meinungsäußerung auf eine die Ruhe des Landes oder des gesammten Deutschland gefährdende Weise überschritte, so ist der Präsident verpflichtet, die Versammlung zu schließen oder auf eine bestimmte Zeit zu entlassen und in der nächsten Sitzung über den Vorgang Vortrag zu machen. Die Versammlung hat sodann über die Ausschließung des schuldigen Mitgliedes auf bestimmte Zeit oder auf immer Beschluß zu fassen."

Wie man sieht, war also der Gesetzentwurf, den sie vor vier Wochen mit so viel Entrüstung von sich wiesen, durchaus nichts Unerhörtes.

Treitschke's Deutsche Geschichte.

Seit langer Zeit ist bei uns keinem Buche mit so gespannter, ungeduldiger Erwartung entgegengesehen worden, wie der als eine Abtheilung der „Staatengeschichte der neuesten Zeit" angekündigten „Neuesten Geschichte Deutschland's" von Treitschke — um des Gegenstandes nicht minder als um des Verfassers willen. Ist es doch das erste Mal, daß der vielgefeierte und viel angefeindete politische Schriftsteller und Publizist als Geschichtsschreiber vor das deutsche Volk tritt, nicht wie andere mit einer Erstlingsarbeit, der man gern die Schwächen jugendlicher Unerfahrenheit zu gute hält, sondern mit der voll ausgereiften Frucht vieljähriger Geistesthätigkeit. Und was von Zeit zu Zeit die „Preußischen Jahrbücher" als Studien zu dem Hauptwerke oder als Proben daraus mittheilten, z. B. die Aufsätze über den Wiener Kongreß und über die Gründung des Zollvereins, war nur geeignet, die Erwartung auf das Ganze zu steigern.

In gewissem Sinne wird diese durch den vorliegenden ersten Band desselben*) getäuscht; statt nämlich dem ursprünglichen Plane gemäß mit dem Jahre 1815, mit dem Wiener Kongreß zu beginnen, schließt derselbe mit diesem Zeitpunkte. Denn der Verfasser erkannte, wie er in dem an Max Duncker gerichteten Vorworte ausspricht, bald, „daß ein nicht ausschließlich für Gelehrte

---

*) Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke. Erster Theil. Leipzig, Hirzel, 1879.

bestimmtes Buch weiter ausholen muß. Die Schicksale des Deutschen Bundes bilden nur den Abschluß des zweihundertjährigen Kampfes zwischen dem Hause Oesterreich und dem neu aufsteigenden deutschen Staate; sie bleiben dem Leser unverständlich, wenn er nicht über die Anfänge der preußischen Monarchie und den Untergang des heiligen Reiches unterrichtet ist. Eine allen Gebildeten gemeinsame nationale Geschichtsüberlieferung hat sich in unserm kaum erst wiedervereinigten Volke noch nicht entwickeln können. Jenes einmüthige Gefühl froher Dankbarkeit, das ältere Nationen ihren politischen Helden entgegenbringen, hegen wir Deutschen nur für die großen Namen unserer Kunst und Wissenschaft; selbst über die Frage, welche Thatsachen in dem weiten Wirrsal unserer neuen Geschichte die wahrhaft entscheidenden waren, gehen die Meinungen noch weit auseinander."

Es liegt leider viel Wahres in diesem letzten Worte, und doch bezeichnet gerade die einleitende Skizze auch die Grenze seiner Berechtigung. Indem sie nicht darauf ausgeht, neue Thatsachen mitzutheilen, vielmehr sich nicht scheut, zuweilen Allbekanntes zu wiederholen, sobald es zur Herstellung des Gesammtbildes nicht entbehrt werden kann, indem sie aus dem Gewirr der Ereignisse die wesentlichen Gesichtspunkte heraushebt, die Männer und die Institutionen, die Ideen und den Schicksalswechsel, welche unser neues Volksthum geschaffen haben, hervortreten läßt, um „durch diese Uebersicht einen Begriff zu geben von den großen Gegensätzen, welche den Staatsbau unseres Mittelalters zerstörten und den Boden für die weltlichen Staatsgebilde des neuen Jahrhunderts ebneten", stellt sie sich gewissermaßen als der Niederschlag der gesammten bisherigen wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete dar, der sich nunmehr, zu einem festen Kern krystallisirt, zum unverlierbaren Eigenthum desjenigen Theiles unseres Volkes gebildet hat, welcher überhaupt einer geschichtlichen Auffassung fähig ist. Denkt heutzutage noch irgend ein urtheilsfähiger Deutscher daran, die windigen Ideen von Onno Klopp und Konsorten aufrecht zu halten? Gegründet auf die strengste wissenschaftliche Forschung, hat die nationale Geschichtschreibung siegreich das Feld behauptet.

Es ist nicht immer der feierliche Griffel der Klio, welchen der Historiker Treitschke führt, sondern oft auch die ihm gewohnte leichtere Feder des Essayisten; ja man ist versucht, ganze Partieen seines Buches eher für eine Aneinanderreihung von Essays als für eine Geschichtschreibung strengeren Stiles zu halten. Aber sollen wir ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er auch in dem weitergespannten Rahmen der vorliegenden Aufgabe seinem eigentlichen Wesen treu geblieben ist? Treitschke gehört zu den Naturen, die sich nicht verleugnen können. „Es gibt," sagt er selbst, „viele Arten, Geschichte zu schreiben, und jede ist berechtigt, wenn sie nur ihren Stil rein und streng

einhält", und was etwa seine Darstellung an schulgerechter Methode vermissen läßt, das ersetzt sie reichlich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Wir stehen durchaus nicht an, schon jetzt Treitschke als Geschichtschreiber den gefeiertsten Namen dieses Gebietes ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Von Treitschke's Stil zu reden ist kaum möglich, ohne zugleich die ihm eigenthümliche Behandlungsweise des Stoffes mit in Betracht zu ziehen. Der sprachliche Ausdruck ist bei ihm nicht ein Gewand, das sich kunstreich gefaltet um den körperlichen Stoff legt, das sich diesem nach Belieben bald umgeben, bald abnehmen läßt, nein, er ist die dem Körper angewachsene Haut, die demselben Rundung und Anmuth verleiht, sich aber nicht ablösen läßt, ohne ihn selbst zu zerstören; so untrennbar gehören hier Inhalt und Form zusammen. Die zündende Kraft des Vortrages, die Treitschke zu einem der wirkungsvollsten Redner auf dem Katheder gemacht hat und die auch seinem schriftlichen Ausdrucke innewohnt, die große Kunst, die er besitzt, nie langweilig zu werden, sie stammt nicht aus einer besonders sorgfältigen Behandlung der Form; die rhetorischen Mittel, deren er sich bedient, sind ungemein einfach, ja, man möchte sagen, er verschmäht sie gänzlich; sein Stil ist so schlicht wie nur denkbar und dabei dennoch höchst effektvoll und pathetisch. Aber dieses Pathos ist nicht ein rhetorisches, sondern ein sittliches; was seinen Worten ihre Energie verleiht, sie so tiefeindringend macht, ist nicht die sprachliche Kunst, sondern der Charakter. Treitschke theilt nie blos dem Leser ein gewisses Quantum von Kenntnissen mit, sondern er setzt jedesmal seine ganze Persönlichkeit ein für das, was er vertheidigt, oder gegen das, was er bekämpft; die wissenschaftliche Ueberzeugung fließt ihm zusammen mit der menschlichen Empfindung. Daher das ganz individuelle Gepräge seiner Darstellung, sodaß es unmöglich ist, ihn in einer historischen Schule unterzubringen, daß er aber auch selbst gewiß nie eine historische Schule wird bilden können.

Treitschke versteht das taciteische sine ira et studio nie in dem Sinne, daß er sich mit kühler Objektivität den Thatsachen und den Personen gegenüberstellt und von dem Standpunkte wissenschaftlicher Ueberlegenheit aus auf das menschliche Gewühl zu seinen Füßen herabsieht. Wie der große Historiker selbst, der jenes oft mißbrauchte Wort gesprochen, so liebt er und so haßt er, nur nicht mit der blinden Leidenschaft der Partei, sondern aus ethischer Ueberzeugung. Er hängt sein Herz an jede sittliche Größe, aber keine auch noch so gewaltige Gestalt, keine noch so einflußreiche Macht vermag ihm zu imponiren, sobald er ihre sittliche Berechtigung vermißt.

Diesem Grundzuge seiner Anschauung entspricht die Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens, mit der er niemals, namentlich nicht in den politischen Kämpfen der letzten fünfzehn Jahre, das Publikum über seine Gesinnung im Unklaren

gelassen hat, jene „erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit", die mehr als alles Andere ihm auch aus Friedrich's des Großen Wesen so sympathisch entgegenklingt, und auf der wiederum die stolze Unabhängigkeit von hergebrachten und scheinbar anerkannten Meinungen beruht, wie sie auch das vorliegende Buch charakterisirt. Wie manche fromme Denkungsart hat schon der entsetzlich geringe Respekt, den Treitschke vor gewissen Dingen hat, mit einer Gänsehaut überlaufen! Auch in seinem neuesten Werke findet sich dazu reichliche Gelegenheit. Schonungslos, schneidig, derb, nennt er die Sache beim rechten Namen, mag dieser auch häßlich klingen, sobald die Sache häßlich ist; was Niedertracht ist, das heißt bei ihm auch Niedertracht, gleichviel, von wem sie geübt wird; selbst da, wo er liebt, duldet er weder, noch versucht er Beschönigung. Dafür aber besitzt er auf der anderen Seite die volle Empfänglichkeit für Alles, was kraftvoll, wahrhaft gut und schön ist, und mit freudiger Bewunderung folgt er den Schritten der großen Männer, die unseres Volkes Führer gewesen sind. So durchläuft er die ganze Tonleiter der Empfindungen. Wenn er hier über Wrede, „den rohesten Prahler unter den Landsknechten des Rheinbundes", oder über „die Verräther am Vaterlande, denen die im Dienste des Landesfeindes erworbene schimpfliche Beute erhalten ward", die Schale seines Zornes ausgießt, so zeigt er doch mit lächelnder Ironie, wie im Schlosse zu Anholt die zarten Hände der Prinzessinnen an der Fahne sticken, welche der Kriegsmacht der Sayn-sayn'schen Nation zu Kampf und Sieg voranleuchten sollte, oder wie wunderbar die Großmuth und die religiösen Grundsätze des Czaren Alexander mit dem Vortheile des Hauses Gottorp übereinzustimmen pflegten; während er hier die Kaiserin Marie Louise mit epigrammatischer Schärfe abfertigt: „Sie kehrte nicht in die Tuilerieen zurück: die Treue der Oesterreicherin gehörte nur dem Glückskinde, nicht dem Gatten", so klingt dort ein tiefer Brustton aus der Schilderung von Napoleon's Lebensende hervor: „Dort auf der einsamen Felseninsel hat der Gefangene mit eigenen Händen eine Strafe über sich verhängt, wie sie der bitterste Feind nicht grausamer ersinnen konnte. Das titanische Leben nahm ein gaunerhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen." Und dann wieder die mächtige Erregung des Herzens, welche die Darstellung des ganzen Befreiungskrieges mit seinen gewaltigen Peripetieen durchzittert, die stolze Bewunderung, die zu den Helden desselben emporschaut, die prächtige Charakteristik des alten Blücher, der weihevolle Nachruf an Scharnhorst: „Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte!" Auch das gehört zu den Eigenthümlich-

keiten, man möchte sagen zu den Liebhabereien Treitschke's, daß er gern einzelne konkrete Züge in die Darstellung der großen Weltbegebenheiten einflicht, um durch sie ein Allgemeines zu charakterisiren, namentlich, wenn dabei eine gemüthliche Saite anklingt. Daß die armen Leinweber der schlesischen Landwehr bei Wartenburg sich vor der Schlacht noch gemächlich Pflaumen von denselben Bäumen geschüttelt hatten, unter denen sie dann todt auf dem nassen Boden lagen, oder daß die Offiziere der Fünfundzwanziger das bei Belle-Alliance erbeutete Silbergeschirr Napoleon's der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck schenkten, sind an sich für die Weltgeschichte höchst gleichgiltige Dinge, aber doch sind sie trefflich geeignet zur Belebung und Kolorirung des Bildes.

So nebensächlich das zuletzt angedeutete Verfahren sein mag, so hängt es doch enger mit den Grundanschauungen Treitschke's zusammen, als es auf den ersten Blick wohl scheint. „Dem Historiker," sagt er selbst (S. 28), „ist nicht gestattet, nach der Weise des Naturforschers das Spätere einfach aus dem Früheren abzuleiten. Männer machen die Geschichte. Die Gunst der Weltlage wird im Völkerleben wirksam erst durch den bewußten Menschenwillen, der sie zu benutzen weiß." Damit hat er klar und deutlich den Gegensatz einerseits zu Ranke, dem die Personen nur die Träger allgemeiner Ideen, andererseits zu der materialistischen Geschichtsschreibung, der sie nur die blinden Werkzeuge der Naturnothwendigkeit sind, bezeichnet. Die Geschichte ist ihm das Produkt der menschlichen Freiheit. Darum gestaltet sich ihm der geschichtliche Prozeß zum Drama mit Schuld und Sühne, mit freier Wahl der Mittel von Seiten der Handelnden und einem göttlichen Walten über allem Menschengeschick. Das ist der Punkt, wo sich der Historiker mit dem Dichter berührt, und Treitschke besitzt noch einen Ueberschuß über den einen Tropfen poetischen Blutes, den jeder wahre Historiker in den Adern haben muß. Eben daher stammt neben dem Kultus der Person, dem er offen huldigt, die stete Bereitschaft zur Anerkennung aller lebensfähigen Kräfte im Gegensatz zu dem Absterbenden und Vergehenden, der richtige Blick, um das Große und Entscheidende zu sondern von dem Nebensächlichen und Zufälligen. Wenn er bei Erwähnung Cölln's, Messenbach's und Buchholz', als der Väter der gerade auf dem Boden Berlin's gedeihenden Tadelsucht, „die eigenthümliche Unfähigkeit, die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden", als einen echt deutschen Charakterzug, als eine nationale Schwäche rügt, so spricht sich darin zugleich das gegensätzliche Bewußtsein von einer der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten seiner eigenen Art und Weise aus.

Aus diesem und keinem anderen Grunde hat Treitschke von jeher zu den Hauptverfechtern der preußischen Hegemonie über Deutschland gehört. Preußen

ist ihm die Angel, in der sich die neuere Geschichte Deutschland's dreht; auch da, wo er tadelt, bitter und scharf tadelt, ist sein Herz bei Preußen, dem Hort und Schirm, dem Bürgen für die Zukunft unseres Volkes. Und dem entsprechend liegt denn auch diesem ganzen ersten Buche die Tendenz zu Grunde, als die beiden Kräfte, welche aus dem tiefen Verfall der mittelalterlichen Institutionen, aus der Verfassungslosigkeit seit dem westphälischen Frieden unser Volk wieder zur Lebensfähigkeit emporgezogen haben und welche darum auch für Gegenwart und Zukunft die ersten Bedingungen seines Lebens sind, nachzuweisen: die Glaubensfreiheit und den preußischen Staat. Dies ist die Lehre, die er dem gegenwärtigen Geschlechte predigt. Was er bei Gelegenheit des Wiener Kongresses bemerkt: „Unter den politischen Sünden, welche dieser unglücklichen Nation (der preußischen) die Bahn zur Macht und Freiheit versperrten, ward keine so verderblich wie die allgemeine, in einem gebildeten Volke fast wunderbare Unkenntniß des eigentlichen Inhaltes der neueren vaterländischen Geschichte. Von allen den gewaltigen Umgestaltungen, welche die Entstehung des preußischen Volksheeres und damit die Befreiung Deutschland's erst ermöglicht hatten, wußte man in den Kleinstaaten schlechterdings nichts" — haben diese Worte nicht auch noch für die Gegenwart zum guten Theil ihre Geltung? Neben der schweren politischen Arbeit aber, die der preußische Staat an dem deutschen Volke verrichtet hat, geht die große aus dem ureigenen Schooße desselben entsprossene, mit dem Wiedererwachen unserer Literatur beginnende Geistesarbeit einher, bis endlich „das alte harte, kriegerische Preußenthum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung sich zusammenfinden, um nicht wieder von einander zu lassen". Durch das Zusammentreffen der denkbar ungünstigsten Umstände haben die wohlerworbenen Ansprüche Preußen's bei der Neuordnung von 1814 und 1815 keine Beachtung, geschweige Anerkennung gefunden; aber die nie versagende geschichtliche Gerechtigkeit behält sich ihr Endurtheil für eine künftige Stunde vor. „Mochten die Kleinstaaten noch eine Weile ihre französischen und englischen Institutionen behalten, da sie doch vor der Hand weder die Kraft noch den Willen besaßen, die Geschenke der Fremden aufzugeben. Unterdessen wuchs und reifte in Preußen Scharnhorst's Werk, die deutsche Kriegsverfassung, und einmal doch mußte die Zeit kommen, da das ausländische Wesen in den kleinen Staaten sich überlebte. Dann konnte das preußische Volksheer sich zum deutschen Heere erweitern. Bei Großgörschen stand seine Wiege, wer mochte wagen, ihm die stolzen Siegesbahnen seiner Zukunft vorherzubestimmen? Boyen trug in seiner verschlossenen Seele die sichere Ahnung, daß dies nationale Heer dereinst noch reichere Kränze um seine Fahnen winden würde als weiland die Soldaten Friedrich's."

Mit dieser Perspektive schließt das erste Buch. Von dem zweiten bis 1819 reichenden begreift dieser Band nur die erste Hälfte, bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch hier, in den Verhandlungen des Wiener Kongresses, wo der Verfasser den Boden eigener Forschung zu betreten beginnt, steht Preußen naturgemäß im Vordergrunde. Recht eigentlich gilt für diesen Theil sein Wort: „In der Geschichte Preußen's ist nichts zu bemänteln noch zu verschweigen. Was dieser Staat geirrt und gesündigt hat, weiß alle Welt schon längst, Dank der Mißgunst aller unserer Nachbarn, Dank der Tadelsucht unseres eigenen Volkes; ehrliche Forschung führt in den meisten Fällen zu der Erkenntniß, daß seine Staatskunst selbst in ihren schwachen Zeiten besser war als ihr Ruf." Aber wir müssen uns für jetzt versagen, auf den Inhalt dieses Abschnittes näher einzugehen; es wird Zeit sein, darauf zurückzukommen, wenn der ganze vorliegt.

Nur das eine noch wollen wir dem Verfasser mit herzlichem Handschlag bezeugen: sein Buch ist nicht blos eine wissenschaftliche Leistung, es ist eine patriotische That. Als solche will er selbst es angesehen wissen. „Indem ich," so schließt er sein Vorwort, und mit dieser Anführung, die gewissermaßen das Programm des Ganzen enthält, nehmen auch wir für jetzt von ihm Abschied, „indem ich noch einmal zurückblicke auf die anderthalb Jahrhunderte, welche dieser Band zu schildern versucht, empfinde ich wieder, wie so oft beim Schreiben, den Reichthum und die schlichte Größe unserer vaterländischen Geschichte. Kein Volk hat besseren Grund als wir, das Andenken seiner hart kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wie viel Blut und Thränen, durch wie viel Schweiß des Hirns und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde ... Der Erzähler deutscher Geschichte löst seine Aufgabe nur halb, wenn er blos den Zusammenhang der Ereignisse aufweist und mit Freimuth sein Urtheil sagt; er soll auch selber fühlen und in den Herzen seiner Leser zu erwecken wissen, was viele unserer Landsleute über dem Zank und Verdruß des Augenblicks heute schon wieder verloren haben: die Freude am Vaterlande."

Friedrich Wilhelm I. als Landwirth.

Die Bedeutung Friedrich Wilhelm's des Ersten ist lange Zeit verkannt worden. Seine Thätigkeit war in der Hauptsache eine vorbereitende, die erst später Früchte trug, und deren Wichtigkeit für die Entwickelung Preußen's

Digitized by Google

dann vor dem blendenden Glanze der Thaten seines großen Sohnes übersehen wurde, so daß sich nur die Erinnerung an das sparsame, barsche, jähzornige Wesen des Soldatenkönigs erhielt. Erst als die Archive zugänglicher wurden, begann durch Ranke's, Droysen's und Schmoller's Arbeiten allmählich eine andere Auffassung der Regierungsthätigkeit dieses Fürsten Platz zu greifen, und jetzt sind nur noch die einzelnen Partieen seines Bildes weiter auszuführen, wenn er als das erkannt werden soll, was er wirklich war: Der König, dem Preußen für die Förderung seiner inneren Angelegenheiten das Meiste verdankt. Diese Arbeit beginnt Stadelmann*), indem er uns nach Akten des Staatsarchivs und unter Beifügung der wesentlichsten Dokumente erzählt, was Friedrich Wilhelm für die Hebung der Landwirthschaft und Kolonisation seiner Staaten gethan hat. Auf etwa 200 Seiten wird von den Maßregeln berichtet, die unter der Regierung in Bezug auf die innere Verwaltung im Allgemeinen, auf Gründung neuer Dörfer und Bauernstellen, auf Landesmelioration, gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse, Pachtwesen und Bewirthschaftung der Domänen, landwirthschaftlichen Unterricht, Pferdezucht, Abwehr von Viehseuchen und kulturschädlichen Thieren, Gartenbau und Baumzucht und Aehnliches ergingen. Den Rest des Buches nehmen 90 Urkunden ein, die großentheils sehr charakteristisch sind.

Das Bild, das wir aus Stadelmann's Darstellung und ihren urkundlichen Belegen gewinnen, ist in Kürze folgendes. Der Große Kurfürst hatte sich nach Kräften bemüht, die Schäden, welche der dreißigjährige Krieg in Preußen zurückgelassen, zu beseitigen, der eingetretenen Verarmung zu steuern und dem Menschenmangel in weiten Strecken durch Aufnahme und Ansiedelung von Einwanderern abzuhelfen. Dennoch blieb in dieser Beziehung für seine Nachfolger noch sehr viel zu thun übrig. Unter dem ersten derselben geschah verhältnißmäßig wenig, desto mehr aber unter dem zweiten, der sich fast nach allen Richtungen hin als eine im eminenten Sinne reformatorische Natur erwies. Der Verwaltungsorganismus, den er vorfand, war mangelhaft, der Beamtenstand vielfach korrumpirt, das Finanzwesen zerrüttet. Fast mit allen überlieferten Zuständen der inneren Verwaltung fand sich der König in seinem Bemühen um die Aufrichtung des Landes im Gegensatz. Sein wuchtiger Wille mußte erst zerstören, um neue Ordnungen zu schaffen. So in der Armee, in der Verwaltung, dem Steuerwesen, der Rechtspflege und dem Volksunterricht, den der König durch Einführung des Schulzwanges wesentlich förderte. Nach-

---

*) Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Zweiter Band. Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preußen's. Von Rudolph Stadelmann. Leipzig, Hirzel, 1878.

dem der öffentliche Dienst neu organisirt war, und sich tüchtige Gehilfen herangebildet hatten, begann sein Wirken für die Wiederbevölkerung des Landes, die Hebung der Bodenkultur, die Urbarmachung ausgedehnter Einöden, die Verbesserung der Lage der Bauern und die Reorganisation des darniederliegenden Domänenwesens. Sorgsam, beharrlich und mit großen Opfern wurde Ostpreußen aus tiefem Verfall herausgehoben und wieder auf die Füße gestellt. Die Gewerbthätigkeit wurde in neue Bahnen gelenkt. Die Regelung der Administration nach Grundsätzen, die sich später in dem strammen, sparsamen, pflichttreuen preußischen Beamtenstande ausprägten, erstreckte sich auch auf die meist sehr im Argen liegende Verfassung und Finanzwirthschaft der Städte. Kurz, kaum ein Zweig des öffentlichen Dienstes, in den die reformirende Hand des Königs nicht gedeihlich eingegriffen hätte. Manche seiner Maßregeln, namentlich die seiner Wirthschaftspolitik, sind zwar längst als Mißgriffe erkannt. In sehr wichtigen Fragen aber hat er grundlegend auch für die Gegenwart gewirkt, und die hierher gehörigen Schöpfungen haben dem preußischen Staate gerade seine Eigenart verliehen. Die knappe Haushaltung Friedrich Wilhelm's ist demselben verblieben, von der Zweckmäßigkeit seines Verfahrens in Ostpreußen legt die Blüthe dieser Provinz noch heute Zeugniß ab, und seine Organisation des Domänenwesens hat sich in ihren Grundzügen bis auf die Gegenwart bewährt. Für die Pflege der schönen Künste freilich hatte der König keinen Sinn, die Wissenschaft förderte er nur insofern, als sie Mittel zur Erreichung praktischer Zwecke bot; sein Wesen war ausschließlich auf das Nützliche gerichtet.

Blicken wir auf den Stand der Landeskultur und des Landbaues in der Zeit des Regierungsantritts des Königs, so erscheint es als ein Segen, daß die Ueberleitung zu freier Bewegung in die Hand eines energischen Geistes gelegt war, die zunächst Ordnung und damit die Vorbedingung künftiger erfolgreicher Selbstthätigkeit zu schaffen bemüht war. Der Betrieb war durch den Krieg auf eine niedrige Stufe herabgesunken. Eine landwirthschaftliche Literatur zur Verbreitung besserer Einsicht existirte erst in schwachen Anfängen. Die wenigen Beispiele eines verständigeren landwirthschaftlichen Verfahrens konnten bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Verkehrsverhältnisse nur auf ihre nächste Umgebung wirken. Da war es von höchster Bedeutung, daß der König den ihm angeborenen hellen Blick für Dinge des Landbaues durch einen fast ununterbrochenen Verkehr mit der Praxis schärfte, daß er beinahe jedes Jahr seine zahlreichen Domänen bis in's Einzelne inspizirte und sich jede Woche über sie berichten ließ, daß er, aufmerksam auf alle Beispiele guten Wirthschaftsbetriebes im Lande, das Verfahren derselben auf seinen Domänen nachahmte, und daß er auch Private zu solcher Nachahmung anregte, mit

einem Worte, daß er seinen Unterthanen das Beispiel eines Regenten gab, der die Bedeutung der Landwirthschaft für den Staat und den Nationalwohlstand voll zu würdigen wußte und selbst als umsichtiger Landwirth thätig war. „Königliche Exempla wirken mehr als alle Regeln."

Auch hier hat Friedrich Wilhelm bisweilen geirrt, auch hier hat er als „rocher de bronze" die freie Bewegung oft zu sehr eingeschränkt. Aber im Allgemeinen verfuhr er vorsichtig und überlegsam. „Selten schreitet," wie der Verfasser sagt, „der König zum Angriff größerer Unternehmungen, ohne seine eigene Ansicht von der Sache an der von bewährten Räthen geprüft oder sie, nachdem er eine oberste Verwaltungsbehörde geschaffen, der Berathung im Generaldirektorium unter seinem Beisein unterzogen zu haben. Erst wenn Gründe gegen Gründe reiflich erwogen sind, erfolgt die Entscheidung des Königs. War diese aber ausgesprochen, so durfte allerdings ohne seine ausdrückliche Bewilligung eine Diskussion kaum noch stattfinden. Es war dann einfach Ordre zu pariren." Ueberhaupt gibt sich die Eigenart des Königs in der Leitung der Staatsgeschäfte und seine Methode, mit den Behörden zu verkehren und zu arbeiten, auch in den hier mitgetheilten Akten überall kund, und zwar sofort nach dem Regierungswechsel. Unmittelbar nach demselben sehen wir ihn an vielen Fragen sich persönlich betheiligen, häufig nur in charakteristischen kurzen Randbemerkungen wie „Guht", „Sehr guht," „Alles richtig" oder „Narren Possen", „Platt abweißen" oder (wie sehr oft) „Wo die Raison?", zuweilen aber auch in bogenlangen eigenhändigen Abhandlungen. Nach diesen Meinungsäußerungen verfaßten dann die Minister Verfügungen, die dem König bei wichtigeren Fragen im Konzept vorgelegt werden mußten und nicht selten von ihm mit Abänderungen versehen wurden.

Sehr groß ist der Kontrast zwischen den Verfügungen auf dem hier vorliegenden Gebiete, die von dem Vorgänger Friedrich Wilhelm's, und denen, die von letzterem ausgingen: dort Geduld und Nachsicht, hier Rauhheit und Drängen auf schnelles Handeln. In keiner Angelegenheit hat es Zeit, Alles soll, wo möglich, auf der Stelle erledigt werden. Früher Kabalisiren des einen Beamten gegen den andern, jetzt strengste Abweisung jedes Versuches zur Intrigue. Früher von oben her Wandelbarkeit der Ansichten, stetes Sichverlassen auf die wechselnde Auffassung der Dinge von Seiten der verschiedenen Behörden, überhaupt der Wille Vieler, jetzt ein einziger Wille und feste, bestimmte Weisungen. Ueberall eingreifendes Reguliren und nie ruhendes Wachen über genaue Einhaltung der ertheilten Vorschriften. Dies begegnet uns namentlich in vielen von den Verfügungen, welche der Einrichtung des Generaldirektoriums und der Provinzialkammern folgen. So befiehlt eine an sämmtliche Kammern gerichtete Kabinetsordre vom 19. April 1723 diesen Behörden, über alle und

jede in der Instruktion für die Geschäftsführung den Kammern zur Besorgung aufgegebenen Punkte „mit Nächstem specifique und deutlich zu berichten, ob und welchergestalt denenselben insgesammt ein Genüge geschehen sei"... „Dafern aber bei einem oder dem andern Punkte das Gehörige nicht verfügt sein sollte, so habt Ihr die Ursachen anzuzeigen, warum solches unterblieben ist." Dem fügt der König eigenhändig bei: „Diese Ordre ist sehr nöthig an Churmärk. Magdeburg-Halberstädter Krieges und Domänen Cammern, daß sie berichten sollen, ob sie meiner instruction Genüge gethan und warum nit? die Raison; sind die Raison valable, guht, sind sie nit valable, soll fiscus agiren und spandauische Karre werden arriviret werden."

Selten spricht der König in Sachen der Verwaltung einen Tadel aus, ohne bestimmt anzugeben, wie es besser zu machen sei. Ueberhaupt zeigt sich bei ihm eine ganz entschieden positive Richtung, von den für den Thronfolger bestimmten Rathschlägen und Anweisungen an bis herab zu den kleinsten Dingen, und so erwächst denn in dieser Schule ebenso das preußische Verwaltungssystem wie die preußische Beamtendisziplin.

Unter den hervorragenden ständigen Gehilfen des Königs bei seinen Unternehmungen für die Landeskultur begegnen wir Heinrich Rüdiger v. Ilgen, der 1728 als Geheimer Rath starb, Ehrenreich Bogislav v. Creutz, der dirigirender Minister im zweiten Departement des Generaldirektoriums war, den dirigirenden Ministern Christoph v. Katsch, Johann Andreas v. Kraut und Johann Heinrich v. Fuchs, die sämmtlich aus dem Bürgerstande hervorgegangen waren, ferner dem Wirklichen Geheimen Rathe und Kommissariatspräsidenten Truchses zu Waldburg, dem Minister Friedrich v. Görne, den Etatsräthen Mathias Christoph v. Bredow und Adam Ludwig v. Blumenthal, endlich dem Geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenrath Herold. Letzterer war besonders für Kolonistensachen, Görner und Bredow vorzugsweise für landwirthschaftliche Angelegenheiten thätig. Selten geschah es, daß die Leistungen seiner Mitarbeiter den König völlig befriedigten, und oft und lebhaft klagt er, „wie geringe Assistenz er von seinen Beamten habe".

Als Friedrich Wilhelm am Schlusse seines Lebens zurückblickte, lag hinter ihm reicher Erfolg, die Frucht rastloser Thätigkeit und eines Systemes weiser Maßregeln. Die Bevölkerung des Landes hatte sich seit seinem Regierungsantritt um mehr als ein Drittheil der Zahl vermehrt, die er übernommen, die Staatseinkünfte hatten sich fast verdoppelt, für den Auf- und Ausbau des Staates und die Vorbedingungen seiner weiteren Entwickelung war außerordentlich viel geschehen. „Der Osten dieser Provinz," schrieb noch 1863 ein Königsberger, „wird Friedrich Wilhelm I. ewig als seinen Kulturbringer verehren."

Der König zeigte sich auch in seiner Eigenschaft als Landwirth als die schlicht ehrliche, durchaus wahrhaftige und pflichttreue Natur, als die er uns in anderen Beziehungen entgegentritt, freilich aber auch als der argwöhnische, maßlos heftige, rücksichtslos ungeduldige Mann, den wir sonst in ihm kennen. Die Wege, die er ging, waren die einer uneingeschränkten Selbstherrschaft. Sie waren schrofffster und rauhester Art. Nach den Anschauungen unserer Tage wären vielleicht manche seiner durch barsches, drohendes Befehlen erzwungenen Erfolge durch Anregung und Belehrung besser zu erreichen gewesen. Für freie Entschlüsse, für Handeln nach eigener Erkenntniß und Bestimmung war innerhalb der Machtsphäre des Königs wenig oder gar kein Raum, und für politische Freiheit gab es in diesem militärisch monarchischen Preußen durchaus keine Stelle. Aber diesen Thatsachen gegenüber, die lange Zeit hindurch einseitig genug hervorgehoben worden sind, muß immer wieder an die Verhältnisse und die Menschen erinnert werden, mit denen Friedrich Wilhelm zu thun hatte, sowie an die Aufgaben, die ihm gestellt waren. Von ihm gilt, wie von Luther, die Aeußerung, die der letztere einst über sich selbst that: „Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muß." Ueberdies aber stand der starren, oft gewaltsamen und oft grausamen Art des Königs seine wahrhaft väterliche Fürsorge für das Beste des Volkes und Staates gegenüber, und seinen oft harten Forderungen an die Leistungsfähigkeit Anderer entsprach die eigene sich nie genugthuende Pflichtstrenge und Selbstverleugnung. „Gott hat," so sagt der König in einer für seinen Nachfolger bestimmten Instruktion, „den Regenten nicht eingesetzt, um seine Tage in Genuß zuzubringen, wie die Meisten thun, sondern um sein Land wohl zu regieren. Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehren seine Regierung führen, so muß er seine Geschäfte selber vollziehen." Wie hoch steht mit solchen Grundsätzen Friedrich Wilhelm über seinem sächsischen Nachbar, August dem Starken, und ähnlichem kläglichen Abklatsch des Versailler Königthums!

M. B.

Drei Sensationsmaler.

III.

Gabriel Max.

In Makart verkörpert sich jener sinnliche Zug unserer Zeit, der seine Befriedigung in äußerem Prunk und berauschender Farbenpracht sucht, jene künstlerische Richtung, die man nicht sehr höflich, aber sehr bezeichnend den

„Gründerstil“ genannt hat; Böcklin ist der Repräsentant jener genialen Zerrissenheit und Zerfahrenheit, jener in Kontrasten schwelgenden Bizarrerie, die ebenso sehr ein Zeichen unserer Zeit ist; und der Dritte im Bunde, Gabriel Max, ist der Apostel einer unklaren Gefühlsschwärmerei, einer interessanten Schwächlichkeit, die mit ihren Gebrechen kokettirt, einer unbefriedigten Sehnsucht, die an die Art der Romantiker und an Heinrich Heine anknüpft. Eine krankhafte Sentimentalität paart sich mit einer unglaublich raffinirten Spekulation auf die Nerven des großen Publikums, auf seine Lust am Abenteuerlichen und Romantischen. Böcklin's Bizarrerieen verlacht man als ungefährlich, Makart's Farbenzauber und seine Frivolität blenden vorübergehend das Auge und regen die Sinne auf; die Art eines Gabriel Max, der durch grauenhafte Bilder die abgestumpften Nerven eines blasirten Publikums zu reizen sucht, der, um seinen Zweck zu erreichen, selbst vor Jahrmarktskniffen nicht zurückschreckt, vergiftet dagegen das gesunde Gemüth des unbefangenen Beschauers, von diesem unbemerkt, mit dem Mehlthau des Pessimismus.

Gabriel Max wurde am 23. August 1840 in Prag geboren. Sein Vater, Joseph Max, war ein geschickter, formgewandter Bildhauer, der eine Reihe von Figuren mehr dekorativen Charakters für Denkmäler und öffentliche Gebäude in der böhmischen Hauptstadt ausgeführt hat. Der Sohn blieb bis zu seinem fünfzehnten Jahre in der Lehre des Vaters, der 1855 starb. Es ist auffallend, daß diese Lehrzeit an Gabriel Max spurlos vorübergegangen ist. An keinem seiner Werke läßt sich in der Formenbehandlung der Einfluß eines Bildhauers nachweisen. Er verschmäht im Gegentheil jede stärkere Modellirung, er drängt alles Körperliche hinter dem Geistigen zurück, bisweilen in einem Grade, daß die Figur kaum das sie umgebende Gewand füllt. Nur in seiner Vorliebe für das Statuarische, Geschlossene, Isolirte läßt sich vielleicht noch erkennen, daß ein Bildhauer seine ersten Schritte in das Gebiet der Kunst geleitet hat.

Bis zum Jahre 1858 besuchte er noch die Akademie seiner Vaterstadt. Dann ging er nach Wien und studirte dort drei Jahre lang auf der Kunstakademie. Die ihm angeborene Leidenschaft für die Musik brachte ihn damals auf den Gedanken, die in einigen Hauptwerken Beethoven's, Mendelssohn's u. a. herrschenden Grundideen durch seine Kunst zu versinnlichen und durch Gestalten zu verkörpern. Er führte diesen Gedanken in zwölf Tuschzeichnungen aus, deren geistreiche Erfindung solchen Beifall fand, daß der Künstler auch später noch auf diesen Einfall zurückkam und gelegentlich ein „Adagio“ malte. Dieses Schwelgen in unbestimmten, unklaren Gefühlen nahm erst eine charakteristische Form an, als der Maler im Jahre 1863 nach München übersiedelte und in die Piloty-Schule eintrat. Die glänzenden Aeußerlichkeiten der Piloty'schen Art fesselten ihn bei Weitem nicht in dem Grade wie Makart. Auf eine Stoff-

oder Kostümmalerei, auf ein virtuoses Farbenspiel hat er sich niemals eingelassen. Seine Farbe tritt in den Dienst seiner Ideen und ist von derselben interessanten, sentimentalen Blässe angekränkelt wie seine Sujets, was jedoch nicht verhindert, daß sein Kolorit oft durch Feinheit und Harmonie fesselt.

Zwischen der modernen Münchener Schule und den Pariser Ateliers haben stets intime Beziehungen geherrscht, die theils durch Münchener Kunsthändler, welche Pariser Novitäten ausstellten, theils durch Studienreisen der Münchener nach Paris gepflegt wurden. Es ist daher nicht unmöglich, daß Gabriel Max durch das Beispiel der Franzosen auf das Lieblingsthema seiner ersten Zeit, auf das christliche Märtyrerthum, gebracht wurde. Wir finden sogar in der französischen Malerei des Julikönigthums ein Prototyp für Gabriel Max, welches eine so auffallende Verwandtschaft mit dem Münchener Meister zeigt, daß es nur merkwürdig ist, daß noch Niemand auf die äußere und innere Verwandtschaft aufmerksam gemacht hat. Gabriel Max ist eine moderne Replik Ary Scheffer's. Bei dem Franzosen begegnet uns dieselbe kränkliche und schwächliche Sentimentalität, dieselbe Neigung, das Unmögliche möglich zu machen und lyrische Empfindungen, vormalige Seelenstimmungen und frühere Leiden durch die bildende Kunst in einem Individuum zum Ausdruck zu bringen, dieselbe Neigung, dichterische Gebilde von stark lyrischem Grundcharakter, wie Mignon, Gretchen, Julia, zu verkörpern. Schon Hegel hat bei Gelegenheit einer von Schadow gemalten Mignon auf das „malerisch unfaßbare Wesen“ dieser Goethe'schen Frauengestalt hingewiesen. „Der Charakter Mignon's,“ sagt er in seiner Aesthetik, „ist schlechthin poetisch. Was sie interessant macht, ist ihre Vergangenheit, die Härte des äußeren und inneren Schicksals, der Widerstreit italienischer, in sich heftig aufgeregter Leidenschaft in einem Gemüth, das sich darin nicht klar wird, dem jeder Zweck und Entschluß fehlt, und das nun, in sich selbst ein Geheimniß, absichtlich geheimnißvoll sich nicht zu helfen weiß. Ein solches volles Konvolut kann nun wohl vor unserer Phantasie stehen, aber die Malerei kann es nicht, wie es Schadow gewollt hat, so ohne Bestimmtheit der Situation und der Handlung einfach durch Mignon's Gestalt und Physiognomie darstellen.“ Diese vortreffliche Auseinandersetzung paßt in ihren wesentlichsten Sätzen auf alle Schöpfungen Gabriel Max', von den umgebrachten Märtyrerinnen bis auf seine Kindesmörderinnen.

Die Zeit der römischen Decadence ist stets ein beliebter Tummelplatz für die Piloty-Schüler gewesen. Während aber die meisten der Historienmaler dieser Schule es liebten, die römischen Imperatoren und ihren Troß auf dem Lotterbette zu zeigen, blättert Gabriel Max in den blutigen Annalen der ersten Christengemeinden umher und suchte die Nerven des durch den Anblick der Wollust übersättigten Publikums durch eine raffinirte Spekulation auf sein Mitleid

wieder anzustacheln. Die ekstatische Verzückung der christlichen Märtyrerinnen, die unter den Fäusten roher Henkersknechte ihr Leben ausgehaucht haben oder kurz vor dem Tode stehen, war ihm ein willkommenes Thema, das er zunächst gründlich ausbeutete.

Die Malerei des zweiten Kaiserreichs hatte dieses dankbare Gebiet schon eher entdeckt und ihre Orgien in Grausamkeit, Wollust und Sentimentalität gefeiert, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Gabriel Max auch nach dieser Richtung hin Impulse von Frankreich empfangen hat. Das berühmte Bild von Delaroche, die auf der Tiber schwimmende Leiche einer jungen Märtyrerin aus Diokletian's Zeiten, 1855 gemalt, ist ja durch den Kupferstich, die Lithographie und die Photographie in alle Welt verbreitet worden. Aber während auf diesem Bilde trotz seiner ganz modernen Sentimentalität immer noch ein Hauch religiösen Gefühls und religiöser Andacht ruht, darf man auf den Märtyrerbildern von Gabriel Max solche Züge nicht suchen. Seine Märtyrerinnen sind „interessante Geschöpfe“ schlechtweg. Ihr blasser Teint, ihr wirres, schwarzes Haar, ihre schwärmerischen Augen, ihre feinen Glieder, ihr schmächtiger Körper, alles ist so rührend und appellirt so eindringlich an unser Mitgefühl, daß wir gar nicht mehr nach der Lebens- und Leidensgeschichte dieser Aermsten zu fragen brauchen.

Das erste Bild dieser Art, mit welchem Gabriel Max an die Oeffentlichkeit trat, war eine Märtyrerin am Kreuz. Daß es auch auf dem Pariser „Salon“ Anerkennung fand, ist bei der ausgeprägten Vorliebe der französischen Historienmaler für Greuelszenen jeglicher Art, bei dem abscheulichen Hange zur Leichenmalerei, der neuerdings ganz entsetzliche Dimensionen angenommen hat, nicht zu verwundern. Max wurde dadurch ermuthigt, auf diesem Pfade fortzuschreiten, und brachte nach der Gekreuzigten eine „erwürgte heilige Ludmilla“ zum Vorschein. Sein gedämpftes Kolorit, das überwiegend mit gebrochenen Farben, mit hellgelb, grau, lila und rosa operirt, seine in den Umrissen verschwommene Zeichnung harmonirten vortrefflich mit seinen thränenvollen Sujets. Die „gekreuzigte Märtyrerin“ erhielt noch dadurch eine pikante Würze, daß ihr der Maler einen römischen Jüngling gegenüberstellte, der eben, bekränzt und des Bacchus voll, von einem Gelage heimkehrt, von dem Anblick erschüttert aber plötzlich stehen bleibt und die Rosen von seinem Haupte der Sterbenden zu Füßen legt. Der Gedanke ist nicht mehr neu. Er ist oft genug poetisch verwerthet worden; aber er wird niemals auf empfindsame Gemüther seine Wirkung verfehlen. Auf einem späteren Bilde (1874) hat der Künstler diesen pikanten Kontrast noch einmal in einer andern Weise verwerthet. Dort wird die Rose von unbekannter Hand einer jungen, zum Tode verurtheilten Christin in dem Augenblicke zugeworfen, wo sie in die Arena unter die wilden Bestien,

zwei Löwen und einen Tiger, tritt. In diesen Kreis gehört auch das geblendete Mädchen, welches am Eingang der Katakomben sitzt und — ein raffinirter Kontrast — den Besuchern brennende Lämpchen feilbietet.

Bis zum Jahre 1867 blieb Max in Piloty's Atelier. Dann schlug er in München seinen festen Wohnsitz auf, den er später, als seine seltsamen Bilder von spekulativen Kunsthändlern mit hohen Preisen bezahlt wurden, mit einer Villa an den Ufern des Würmsees vertauschte, bis er wieder nach München als Professor an die Kunstakademie berufen wurde.

Seine Neigung zu einem stillen, beschaulichen Leben prägt sich besonders in denjenigen Bildern aus, die nicht so herausfordernd an das Nervensystem des Beschauers pochen, wie z. B. in der melancholischen Nonne, in der „Waise", den „barmherzigen Schwestern" und in dem „Herbstesreigen", dessen Grundstimmung an die an musikalische Themata anknüpfenden Erstlingswerke des Künstlers erinnert. Leider ist die Situation des letzteren Bildes so unklar, wie es sonst nur die Gefühle sind, welche in den Angesichtern der Max'schen Figuren aufdämmern. Man sieht eine Gesellschaft von vornehmen Herren und Damen in Kostümen des 16. Jahrhunderts in einem Garten unter einer schattigen Platane versammelt, die einen konversirend, die anderen Früchte oder Blumen pflückend. Ein junges Mädchen, hinter der sich ein Kavalier, augenscheinlich ihr Liebhaber, verbirgt, reicht einem am Baume lehnenden, melancholisch dreinschauenden Herrn eine Herbstzeitlose. In dieser Abweisung durch die Blumensprache scheint die Pointe des geheimnißvollen Bildes zu liegen, welches im Uebrigen durch ein harmonisches Kolorit von größter Delikatesse erfreut. So unklar wie der Vorgang ist auch die Luftperspektive, welche, wie auch andere Bilder zeigen, für den Künstler ein Buch mit sieben Siegeln zu sein scheint.

Auf der Wiener Weltausstellung sah man außer diesem „Herbstesreigen" auch die „Walpurgisnacht", jene Erscheinung des enthaupteten Gretchens, die nach dem großen Erfolge des Christuskopfes mit dem doppelten Blick, auf den wir später zu sprechen kommen, die Runde durch die Hauptstädte Deutschland's machte. Wir eröffnen damit die Bildergalerie nach den Meisterwerken unserer klassischen Dichter, die eine zweite große Gruppe in dem Schaffen des Künstlers bildet.

Die alten biederen Düsseldorfer malten das Gretchen am Spinnrade oder Faust und Margarethe im Garten; dann ließen die dramatisch stärker angelegten Münchener die schöne Sünderin sich im Bewußtsein ihrer Schuld vor der Mater dolorosa winden, Gabriel Max, der Epigone, der Begründer der Schreckensherrschaft in der modernen deutschen Kunst, hat uns das „blasse, schöne Kind" in der Walpurgisnacht mit dem „einzig rothen Schnürchen" um

den Hals gemalt. In dieser Progression vom Idyllischen zum Tragischen und von da zum Gräßlich-Schaurigen prägt sich ein gut Theil der Entwickelungsgeschichte der modernen Malerei in Deutschland aus, wenn man anders die sonderbare Kunsterscheinung, die sich in dem Schöpfer des „Gretchens", des „Christuskopfes" und der „Kindesmörderin" verkörpert, nicht kurzer Hand aus der Kunstgeschichte in die Kuriositätenkabinette oder gar in das Gebiet der Pathologie verweisen will.

Gabriel Max hat mit diesem „Gretchen" übrigens nicht einmal etwas originelles geschaffen. Ary Scheffer ist ihm auch auf diesem Gebiete vorangegangen, der Mann mit den „todmüden Farben" und den „unheimlich vagen Umrissen", wie ihn Heine so unübertrefflich charakterisirt hat. Ary Scheffer hat 1846, also ein Vierteljahrhundert vor Gabriel Max, das Phantom der Walpurgisnacht gemalt, „ein halbnacktes Gespenst mit weichen hängenden Formen, das nichts gemein hat mit dem ‚blassen, schönen Kind' und nichts weniger als den ‚süßen Leib' zeigt, den Faust genoß." Gabriel Max ist nicht so ungalant mit dem armen Gretchen umgesprungen. Wenngleich die Worte, die Faust zu Mephisto spricht, unzweifelhaft darauf hindeuten, daß Gretchen wie die anderen Phantome des Blocksbergs unbekleidet erscheint, hat sich Max wohl gehütet, dem Dichter hierin zu folgen. Abgesehen davon, daß ihm trotz seiner Bildhauerstudien die plastische Modellirung des menschlichen Körpers, ja auch schon die korrekte Zeichnung eine gewisse Pein verursacht, hätte er mit einem nackten Gretchen gegen den guten Ton der modernen Gesellschaft verstoßen, der ihm über alles geht, weil ihm ihr Beifall seine Erfolge sichert. So ist aus seinem Gretchen ein zahmes Pensionsfräulein geworden, das sich einmal vergangen hat und nun so grausamlich bestraft wird. Ein seltsamer, eigenthümlich prickelnder Schauer überläuft den Rücken der Zuschauer, die eine so durchaus moderne, aus der neuesten Gesellschaft herausgegriffene Erscheinung in einer so peinlichen und fatalen Situation erblicken.

In Wien war das Gretchen blos „ausgestellt"; unter der Menge machte es nicht den gewünschten Effekt. Das wurde später anders. Ein Kunsthändler bemächtigte sich des Bildes. Er sah mit richtigem Blick und richtiger Erkenntniß des modernen Geschmacks, daß mit einer bloßen Ausstellung nichts gethan war. Das Gemälde mußte nach allen Regeln der Kunst „inszenirt" werden. Zu diesem Zwecke wurden, ähnlich wie in den anatomischen Museen die cabinets séparés und in dem Panoptikum die Schreckenskammer, die geschlossenen Zimmer erfunden. In den Jahren 1876 und 77 machte das Bild in solcher Inszenirung seine Runde durch die Hauptstädte Oesterreich's und Deutschland's. Ich sah das Bild in Berlin wieder, wo es der „Verein Berliner Künstler" unter seine Protektion genommen hat. Daß auch diese ehrenwerthe Körperschaft zu dem Hum-

bug, mit welchem die Hamburger Besitzer das Bild zu umgeben für gut fanden, ihre Hand boten, ist für alle Zeiten mit schwarzen Lettern in ihre Chronik eingetragen.

Durch einen dunklen Vorhang war von dem großen Ausstellungssaal ein Gemach abgegrenzt. Schlug man die Portière zurück, so trat man in ein schwarz verhangenes Zimmer, in welches von außen kein einziger Lichtstrahl hineinfiel. Aus dem Hintergrunde trat dem Eintretenden eine weiße, grell beleuchtete Gestalt entgegen: ein todtenbleiches Angesicht starrte ihn mit glanzlosen Augen an, den Augen, „die eine liebende Hand nicht schloß". Die Hände der geisterhaften Erscheinung kreuzten sich krampfhaft über der Brust und drückten das aufgelöste, in wirren Strähnen herabhängende, schwarzbraune Haar gegen den Hals, als wollten sie das blutige Mal verbergen, den rothen von Henkershand gezeichneten Streifen, der durch das weiße Linnengewand hindurchschimmerte. Die Gestalt drückte sich gegen eine dunkle Felswand, als wollte sie sich vor den Blicken des Faust verbergen; die Füße waren eng aneinander geschlossen, wie es in der Dichtung heißt: „Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen." Von einer um den Hals geschlungenen Schnur hing eine Kapsel herab, deren Deckel aufgesprungen und aus der ein güldner Fingerreif, Faust's Liebespfand, auf das Felsgestein herabgeklirrt war. Auf dem Boden spielten einige Raben, die Vorboten des Hochgerichts, mit dem glitzernden Kleinod. Mit diesem völlig modern novellistischen Zug war der Maler jedoch noch nicht zufrieden. Wer das Bild ohne die effektvolle Inszenirung gesehen hatte, der wußte, daß noch an der Felswand des Hintergrundes der Schatten einer Hand zu sehen war. Der Schatten einer Hand! Wer denkt dabei nicht an einen der Sensationsromane von Dumas dem Vater oder von Eugen Sue? Welch' ein Spielraum war da der Phantasie des Beschauers gelassen? War es die Hand des Faust, der seinem Begleiter das grauenhafte Phantom weist, oder war es gar die Hand des teuflischen Versuchers, der sein Opfer auf eine neue Phantasmagorie aufmerksam macht?

An der linken Seite des Bildes war eine regelrechte Koulisse aufgerichtet, hinter der zwei große Lampen angebracht waren, die ihr Licht in einen metallenen Hohlspiegel warfen und von dort auf das Bild reflektiren ließen. Diese unwürdige Komödie mußte natürlich jedem ernsthaften Kunstfreunde den Genuß an den trefflich gemalten Einzelheiten verleiden. Wer sich nicht auf Wien besann, konnte sich nicht davon überzeugen, daß die Figur ausnahmsweise vortrefflich gezeichnet war, und daß die koloristische Stimmung des Bildes auch ohne künstliche Beleuchtung von wahrhaft poetischer Wirkung war. Aber über das Moderne einerseits und über das komisch Spukhafte andererseits kam man doch nicht hinaus. Ich mußte wieder an die Worte Heine's über Scheffer's

Gretchen denken (1831), die ich hier folgen lasse, nur um zu zeigen, daß alles schon einmal dagewesen: „Sie ist zwar Wolfgang Goethe's Gretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen, und sie ist viel mehr sentimental als naiv und viel mehr schwer idealisch als leicht graziös."

Viel mehr sentimental als naiv! Darin liegt auch der Schwerpunkt der Schöpfungen von Gabriel Max, darin ist ihr Hauptfehler, ihre interessante Schwäche begründet, aber auch das Geheimniß ihres Erfolges bei dem Publikum der modernen Salons, welches so gern mit seinen Nerven kokettirt. Diesem sentimentalen Bedürfniß kommt auch eine Reihe von Genrebildern entgegen, welche ohne die Beimischung des Grauenhaften auch in Privatkreisen Käufer gefunden haben. Gabriel Max liebt es, solchen Bildern geheimnißvolle, epigrammatisch zugespitzte Titel zu geben, aus denen man gleich eine ganze Novelle herausbuchstabiren kann. Ein Mädchen, das beim Morgengrauen vom Balle heimgekehrt ist und nun, im Begriff zu Bett zu gehen, beim Ablegen seines Flitterstaates inne wird, daß auch seine Jugend zur Neige gegangen ist, wie der rauschende Ballabend; sie sitzt auf ihrem Bett und preßt die Hände vor's Gesicht. — wie geistreich, wie seelenvoll, wie hübsch pointirt! „Verblüht!" heißt die Devise des Genrebildes. Eine junge Dame, die einsam in ihrem Zimmer am Klaviere, dem Tröster aller unverstandenen Seelen, sitzt — „Stillleben" genannt. Ist das nicht witzig, geistreich und melancholisch zugleich?

Doch genug damit — der nächste Trumpf, den Gabriel Max nach seinem Gretchen ausspielte, war die Julia Capulet, zu der er sich nach seiner Behauptung die Inspiration aus dem Shakespeare geholt hatte. Er hat die scheintodte Julia, die den Schlaftrunk genommen, auf ihrem Lager dargestellt, dessen Einsamkeit mit ihr noch ein Wachtelhund theilt. Im Hintergrunde sieht man bereits durch ein Fenster die Hochzeitsgesellschaft nahen, mit Graf Paris an der Spitze, mit Musikanten, welche der jungen Braut ein Ständchen bringen wollen. Aber diese Leute sind so gemalt, als wären sie hundert Schritte von der Schläferin entfernt. Es ist wieder die unglückselige Perspektive, die dem Maler in die Quere kommt. Aber was hat er aus der Julia gemacht, der „schönen Sonne" Romeo's, um derentwillen Luna „in blassem Neide sich verzehrt"? Ein kleines, verwachsenes Mädchen — Jemand hat behauptet, daß ihr Oberschenkel schon in der Nähe des Magens beginnt — liegt, mit einem schmutzig blauen Gewande angethan, auf einem mit schmutzig grünem Tuch drapirten Lager, auf dessen oberen Theil noch ein großer grüner Vorhang herabfällt, so daß sich auf dem gelblichen Angesichte der Julia noch blaue und grünliche Töne Rendezvous geben. Wir nehmen den Shakespeare zur Hand und trauen unseren Augen nicht; da steht: „es liegt der Tod auf ihr, wie Maienfrost auf der Gefilde schönster Blume liegt." Eine schlafende Rose hätte nicht an die Nerven

der Beschauer gegriffen; darum breitete der Maler über dem unglücklichen, vernachlässigten Geschöpfe den Hauch der Verwesung aus, den grünlichen Ton, welchen gewöhnlich erst die „Wasserleichen“ anzunehmen pflegen. Daß das Bild virtuos gemalt ist, wird durch unsere Besprechung vorausgesetzt. Stümpereien ignorirt man. Aber der Maler, mit dem wir uns hier beschäftigen, hat wie kaum ein zweiter alle Töne in seiner Gewalt, mit denen er auf unklare, weiche Gemüther wirken kann. Man hat gesagt, diese Julia „mit den dunklen Flechten und dem scharf gezeichneten Munde“ könnte ebensowohl eine Miranda, eine Desdemona, eine Perdita, eine Helena, eine Viola sein. Gewiß. Denn es fehlt ihr jede Spur von Individualität. Es ist der Max'sche Typus, der auf allen seinen Gemälden wiederkehrt, von der Lampenverkäuferin an, die denselben scharf geschnittenen Mund, dieselben hageren, vergrämten Züge dem allgemeinen Mitleid darbietet. Im Grunde genommen kehrt überall dasselbe Grundthema wieder; nur die Maskerade ist anders, und die Variationen sind so kunstvoll arrangirt, daß der harmlose Beschauer gar nicht bis auf den Grund blicken kann.

Das Motiv zu dem nächsten Bilde war einem Gedichte Chamisso's entlehnt, der „Löwenbraut“. Im Käfig des Löwen liegt die entseelte Tochter des Thierbändigers, den Brautkranz im Haar, auf dem Boden, die Hände im Todeskampfe in den Sand gegraben:

„Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.“

Der Löwe hat seine Tatzen auf den Körper des Mädchens gelegt, das er eben getödtet, und erwartet mit erhobenem Haupte, trotzigen Muthes die Kugel aus der Büchse des ergrimmten Bräutigams, der von draußen herbeistürzt. Der Löwe legt Zeugniß dafür ab, daß Gabriel Max sich eifrig mit dem Thierstudium befaßt hat. Er hätte freilich ein schöneres und kräftigeres Exemplar auswählen können. Aber um eine so schwächliche Gestalt, die kaum das Kleid ausfüllt, niederzustrecken, bedurfte es auch keines stolzen Wüstenkönigs. Dem Bilde fehlt es übrigens an dem Farbenreiz, an der Zartheit des Kolorits, an der träumerischen Harmonie, die wir an den Gemälden des Künstlers immer noch bewundern müssen, auch wenn wir sonst nichts zu bewundern haben. Das Rosa des Kleides, das schmutzige Gelb des Löwen und das graue Grün der Bäume außerhalb des Käfigs vereinigen sich zu einer Disharmonie, wie sie schriller und unangenehmer kaum gedacht werden kann.

Im Jahre 1875 versuchte sich Max — ich glaube zum ersten Male — auf dem religiösen Gebiete, indem er den Heiland am Bette eines sterbenden Mädchens als Herrn über Leben und Tod darstellte. Der Maler sagt nur: „Christus, eine Todte erweckend.“ Die Frage, ob des Jairus' Töchterlein mit

dem zart hingehauchten Mädchen gemeint ist, läßt er offen, damit der Beschauer, dem der Vorgang des Bildes ziemlich klar ist, doch an seinem Titel etwas herumgrübeln kann. Der Erlöser, dessen feiner, durchgeistigter Kopf an die aesthetischen Schönredner der Münchener Salons erinnert, sitzt am Bette der Kranken und hält ihre Hand zärtlich umfaßt. Er hat das belebende Wort gesprochen und wartet nun, daß das Leben in die halb erstarrten Züge des bleichen, zarten Angesichts zurückkehre. Die Situation wäre in ihrer Einfachheit ergreifend, wenn der Maler nicht durch einen überflüssigen Scherz, ohne den es nun einmal bei ihm nicht abgeht, den harmonisch feierlichen Gesammteindruck verdorben hätte. Auf dem Arme des Mädchens sitzt nämlich eine große Fliege, die so meisterlich, mit so fabelhafter Naturwahrheit gemalt ist, daß sich hier das Wunder des Zeuxis und Parrhasius erneuern könnte. Nur würde der Fliegenschnäpper, der nach dem Insekt haschen wollte, nicht vor dem Arme des Mädchens zurückschrecken, aus dem Blut und Leben völlig gewichen sind.

Ein herbes Seitenstück zu diesem immerhin friedlichen Gemälde, auf dem doch das Leben noch über den Tod den Sieg davonträgt, wenn der Maler auch diesen Sieg noch nicht vollständig dargestellt hat, bildet der „Ahasver“ vor der Leiche eines Kindes. Der Sarg steht in einem dunklen Gewölbe, auf dem Angesichte des Kindes liegt die süße Ruhe des Todes, aber in den verzerrten Zügen des zur ewigen Ruhelosigkeit verdammten Juden prägt sich grimmiger Neid auf das arme Wesen aus, das den seligen Schlummer schläft. Mit dieser raffinirten Gegenüberstellung hat Gabriel Max das Höchste erreicht, was bisher seiner krankhaft überreizten Phantasie entsprossen ist. Was später folgte, war entweder rein kurios oder rein pathologisch oder so widerwärtig, daß es kaum eine Beachtung verdient. In die letzte Kategorie gehört ein „Tannhäuser“, der sehnsüchtig auf das Meer blickt, während eine bleichsüchtige, olivengrün gefärbte Venus ihn vergebens durch ihre schlaffen Reize zu fesseln sucht, ein trauernder Affe, den Max mit unübertrefflicher Selbstironie „Mignon“ getauft hat u. s. w.

In das Gebiet der Kuriositäten gehört der schon erwähnte Christuskopf mit dem doppelten Blicke, der seit 1876 wie ein Mirakel durch die Hauptstädte Europa's geführt und je nach der religiösen Stimmung oder nach dem Glaubensbekenntniß der Bewohnerschaft in kapellenartigen Räumen auf Altären und mit Kerzenbeleuchtung oder in den profanen Lokalen der Kunstvereine aufgestellt wird. Auf ein mit großen Nägeln festgenageltes grobes Linnentuch, dessen rohes Gewebe an die Byssoslaken erinnert, in welche die ägyptischen Mumien eingewickelt wurden, ist das Antlitz des Erlösers gemalt, der Sage getreu, welche von der heiligen Veronika erzählt wird, die mit ihrem Tuche den Schweiß von dem blutigen Angesichte des Heilandes auf seinem letzten Wege trocknete und den Abdruck seiner schmerzdurchfurchten Züge in dem Gewebe

behielt. Das Tuch ist so meisterhaft gemalt, daß es beinahe selbst ein Wunder ist. Rationalistisch gesinnte Menschen erklären dieses Wunder allerdings dadurch, daß sie behaupten, der Maler habe einfach ein grobfasriges Tuch auf die dick aufgetragene, halbtrockene Farbe gedrückt und durch diesen geistreichen Kunstgriff den stupenden Eindruck hervorgerufen. Wir halten dies natürlich für pure Verleumdung und bewundern nach wie vor das vergilbte, an den Kanten ausgefaserte, vom Schmutze des Alters stark angegriffene Tuch, welches hie und da von Blutstropfen befleckt ist. Die Haare hängen wirr um das dornengekrönte Haupt, um die hohe Stirn und die hohlen, bleichen Wangen und vereinigen sich unten mit den Strähnen des Bartes. Der Mund ist schmerzlich zusammengekniffen, die Wimpern sind fest geschlossen und die Augen tief in ihre Höhlen herabgesunken, als wären sie äußerer Gewalt, einem starken Drucke gewichen. Wo das Augenlid mit dem Knochen des Stirnbeins einen Winkel bildet, ruht ein tiefer kreisrunder Schatten, der dadurch eingermaßen, aber noch nicht ganz erklärlich wird, daß das Licht von oben herabfällt und die Stirn und das Nasenbein voll beleuchtet. Für den vom Bilde Zurücktretenden ruft der kleine runde Schatten die Illusion der Pupille des geöffneten Auges hervor. Wo die Wimper mit dem unteren Lide zusammentrifft, lagert sich wiederum ein tiefer bläulicher Schatten, wie er sich nach dem Tode und selbst bei Lebenden einstellt, welche schwere Nachtarbeit, schwere Leiden und Krankheiten durchgemacht haben. Das Blut von der Stirn fließt über das rechte Auge auf die Wange herab.

Dieser Anblick bietet sich dem Beschauer, wenn er dicht vor das Bild tritt. Entfernt man sich dagegen allmählich Schritt für Schritt, so öffnen sich nach und nach die Augen des Heilandes. Der dunkle Fleck auf dem geschlossenen Augenlide gewinnt Glanz und Leben, er hellt sich zu stumpfer Bläue auf und, wenn der Beschauer seinen Standpunkt etwa fünf Fuß von dem Bilde entfernt genommen hat, blicken ihn die weit geöffneten, halb verschleierten Augen des Heilandes schwermüthig an. Zu gleicher Zeit scheinen sich auch die übrigen Theile des Gesichtes zu beleben: Die Wangen scheinen voller zu werden, und die Lippen wölben und öffnen sich halb, als wollten sie fragen: „Warum habt ihr mir das gethan?"

Dieses Kunststück entzieht sich bereits einer ernsthaften Kunstkritik. Man bedauert nur, daß ein immerhin vornehm veranlagtes Talent sich zu solchen gemeinen Jahrmarktskniffen hergegeben hat und sich den groben Humbug gefallen läßt, den der mit dem Bilde herumziehende Kornak aller Orten in Szene setzt. Aber Gabriel Max that noch ein mehreres: er malte zwei Pendants zu dem Christusbilde, Maria Magdalena und Judas Ischarioth, dort die „verklärte", hier die „verzweifelte" Reue, wie der Maler wiederum höchst geistreich seine Bilder nannte. Das Haupt des Selbstmörders hängt, von Raben umkreist, in

den Aesten eines Baumes. Es ist dem Künstler dabei natürlich besonders darum zu thun gewesen, die Todesart des Verräthers in seinen verzerrten Zügen möglichst getreu zum Ausdruck zu bringen, und er wird zu diesem Zwecke nicht minder eifrige Studien getrieben haben, als für seine „Kindesmörderin", das Sensationsbild, welches zuletzt die Runde durch Oesterreich's und Deutschland's Hauptstädte gemacht und die Leute, die es noch nicht kannten, das Gruseln gelehrt hat.

Zu diesem Gemälde hat er wiederum seine Inspiration aus einem Dichter geschöpft, aus Bürger's schauriger Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain". Gabriel Max ist eben kein schöpferisches Genie, sondern ein mehr nachempfindendes Talent, welches dichterische Gedanken weiter ausspinnt und gelegentlich auch nach der psychologischen Seite vertieft. Ebenso sehr fehlt ihm die Kraft, eine große Komposition zu beherrschen und gleichmäßig zu durchdringen. Ueber ein, zwei Figuren ist er selten hinausgegangen, und wo er's that, ist er stets unverständlich geblieben. Der vorwiegend kontemplative Zug seines Geistes weist ihn auf eine solche Beschränkung hin, auf eine Darstellung seelischer Affekte, die in ihrer Komplizirtheit für die Kunst aber nicht immer darstellbar sind.

„Am schilfigen Unkengestade", so heißt es in dem Bürger'schen Gedichte,

„Das ist das Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehen die Lüftchen so schaurig."

Am schilfigen Unkengestade, das sich im Vordergrunde des Bildes, nur mühsam erkenntlich, ausdehnt, kniet die unglückliche Tochter des Pfarrers. Das Terrain zieht sich sanft aufsteigend bis zum Hintergrunde empor, wo noch ein Streifen grauverhängten Himmels sichtbar ist. Die Bodenfläche ist nur mit Schilfrohr bedeckt, das heftig vom Winde gepeitscht wird. Im Vordergrunde, hart am Teiche, bildet das Rohr ein kleines Dickicht. Die Kindesmörderin kniet zur Seite einer Böschung, die von Flechtwerk gehalten wird. Sie stützt ihren linken Arm auf das Bollwerk, drückt mit beiden Händen das eben geborene, eben ermordete Kind an die Brust und preßt den Kopf des kleinen Leichnams an ihre blassen Lippen. Ein weißes Linnen verhüllt nur den Unterkörper des Kindes und seinen Hinterkopf. Dort, wo die zitternde Hand das weiße Tuch an das kleine Haupt preßt, sieht man Blutspuren, die stummen Zeugen der grausen That. Der Kopf des Mädchens ist dem Beschauer fast im Profil zugekehrt. Die kastanienbraunen Haare hängen ihm wirr um die Stirn und fallen in Strähnen auf den Nacken und die halbentblößte Brust. Das grau-violette Kleid ist vorn aufgenestelt: es scheint, als hätte die Unselige noch ihre Mutterpflicht erfüllt, bevor der Wahnwitz ihre Sinne verwirrt und sie zur entsetzlichen

That getrieben. Ein schwarzer Umhang ist von der Schulter der Kindesmörderin herabgeglitten. Ihre schönen Züge, welche natürlich wieder die interessante, gelbgrüne Leichenblässe zeigen, welche Gabriel Max und Makart gemeinsam ist, sind durch die Reue über ihre That, durch Verzweifelung, durch Furcht oder ähnliche Gefühle nicht entstellt. Die Augen sprechen nur wenig mit, da sie von den gesenkten Augenlidern halb geschlossen sind. Während sich der Hinter- und Mittelgrund des Bildes in dämmerhaftes Dunkel verliert, ergießt sich über das Mädchen und das gemordete, mit grauenerregender Naturwahrheit gemalte Kind ein greller Schein. Man weiß zwar nicht, von wannen er kommt; aber er ist da und verfehlt seine gespenstische Wirkung nicht.

Man erzählt, der Künstler habe mit dem Studium von Kinderkadavern kein Ende finden können! Nicht weniger als fünf Kinderleichen soll er als Modelle gebraucht haben, bis er seinen Zweck erreicht, und daraus erklärt sich wohl auch, daß das so zu Stande gekommene Kind schon eine ganz respektable Größe hat.

Auf diesem Wege ist die Kunst glücklich dahin gerathen, ihre Vorbilder in der Morgue zu suchen, und darum konnte es uns nicht weiter verwundern, daß ein Berliner Maler durch die „Kindesmörderin" auf den Gedanken gebracht wurde, einen Mann zu malen, der, scheintodt in die Morgue geschafft, plötzlich inmitten der auf den Tischen aufgelegten Leichname wieder zum Leben erwacht und mit entsetzensvollen Blicken auf seine grauenhafte Umgebung starrt.

Immerhin treten aber solche künstlerische Erscheinungen wie Gabriel Max, wie Hans Makart und Arnold Böcklin noch so sporadisch auf, daß von einer epidemischen Krankheit, welche das Heiligthum der deutschen Kunst zu verwüsten droht, noch nicht die Rede sein kann. Solche krankhafte Auswüchse hat es am gesunden Stamm der Kunst immer gegeben, ohne daß dieser in seinem Wachsthum gefährdet worden wäre .Aber selten ist die Stimmung der Zeit derartigen Verirrungen so günstig gewesen, so sehr entgegengekommen, als in unserer zerrissenen, unklaren, in immerwährender Gährung begriffenen Epoche des Ueberganges.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Unser Artikel über Gortschakoff und die fremde Presse.

Der Aufsatz d. Bl. über die Gortschakoff'sche Politik hat auch im Auslande Aufmerksamkeit erregt und allerlei Besprechungen veranlaßt, die mehr oder minder Beachtung verdienen. Im Folgenden greifen wir einige von diesen

Beurtheilungen heraus, um sie entweder ganz oder nach ihrem Hauptinhalte mitzutheilen, wobei wir uns ausführlicher Kommentare enthalten und nur hie und da eine Glosse einschalten, mit welcher der Verfasser jenes Aufsatzes einverstanden sein dürfte. In etwas komischem Lichte wird dabei die Allwissenheit erscheinen, welche die Presse in Bezug auf die Person desselben entwickelt, und noch wunderlicher wird Manchem die Verschiedenheit der Ergebnisse vorkommen, zu der diese Allwissenheit gelangt ist.

Die Wiener „Presse" nennt den Artikel einen „offenbar wohlunterrichteten" und findet es „bezeichnend für die Stellung des Fürsten Bismarck zu der Vermittelungs-Mission Schuwaloff's, daß der Kanzler eben wieder eine kleine publizistische Fehde gegen dessen Vorgesetzten und Nebenbuhler eröffnet hat". Das Hauptgewicht des Artikels aber liegt, wie das Blatt findet, in der Andeutung, daß Gortschakoff noch immer ein Zusammengehen mit Frankreich im Auge zu haben scheine, das schließlich nur gegen Deutschland gemünzt sein könne. „Das hier nach Petersburg gerichtete Avis ist gerade des Zeitpunkts wegen bemerkenswerth", meint die Redaktion der „Presse", die übrigens (wir verweisen auf Nr. 3 d. Bl., S. 120) im Irrthum ist, wenn sie Moritz Busch als Redakteur der „Grenzboten" bezeichnet.

Die großen englischen Zeitungen, die unsern Aufsatz ebenfalls einer Betrachtung würdigen, scheinen namentlich denjenigen Ausführungen desselben Bedeutung beizulegen, welche das Kapitel der Dankbarkeit, die Deutschland der russischen Politik schulden soll, behandelten und zu dem Schlusse gelangten, daß diese Schuld nicht groß gewesen und 1870 abgetragen worden sei. So die „Pall Mall Gazette" und der „Daily Telegraph", das verbreitetste und nächst den „Times" einflußreichste Blatt England's. Der Berliner Korrespondent des letzteren schreibt: „Die heftigen Angriffe der russischen Presse auf Deutschland sind von den Berliner Zeitungen beinahe unbeachtet gelassen worden. Es war etwas ganz Unerklärliches in ihrer gänzlichen Gleichgiltigkeit gegen die moskowitische Verleumdung des Fürsten Bismarck und seiner Politik. In der That, viele Leute begannen den Verdacht zu hegen, daß der Ton der russischen Journale nur ein Deckmantel für das innige Einverständniß sei, welches, wie man annahm, zwischen den Kabinetten von St. Petersburg und Berlin herrschte. Das letzte Heft der ‚Grenzboten' — einer Wochenschrift, die ihre Inspirationen direkt aus der höchsten Quelle empfängt (woher weiß das der Berichterstatter, daß er so bestimmt spricht?), läßt allen Zweifel in Betreff des Gegenstandes schwinden ... Der ganze Stil des Artikels, der kein geringes Aufsehen in politischen Kreisen gemacht hat, verräth seinen Ursprung."

In einem ausführlichen Artikel bespricht dann Kingston in demselben Blatte unsern Aufsatz, um daraus den (wohl etwas raschen) Schluß zu ziehen, „wenn

Zeitschriften von hoher Stellung, die in dem Rufe stehen, sich des Vortheils zu erfreuen, daß die höchste politische Persönlichkeit Deutschland's sie von Zeit zu Zeit als Mundstücke benutze, mit Rußland über Soll und Haben abzurechnen beginnen", so „dürfen England, Frankreich und Oesterreich wohl zuversichtlich hoffen, daß Deutschland sie fest und entschieden in ihrem Entschlusse unterstützen wird, die Erfüllung des Berliner Traktates nach seinem Wortlaute herbeizuführen, und daß Rußland, wenn es ein Abweichen von seinen feierlichen Verpflichtungen gegen Europa im Auge haben sollte, mit seinen Bemühungen, die orientalische Frage wieder auf's Tapet zu bringen, gänzlich isolirt und ohne Freund und Fürsprecher sein würde."

In Frankreich fragt der „Temps", nachdem er bemerkt, die russische Presse beschäftige sich viel mit dem Auslande, weil sie innere Fragen nicht erschöpfend behandeln dürfe: „Wenn der ‚Golos' lange Zeit hindurch der Vertreter jener freisinnigen öffentlichen Meinung in Rußland war, die so gern ihr Augenmerk auf Deutschland richtete, woher kommt denn die jetzige Wandlung in seiner politischen Ansicht, die nämlich, daß der ‚Golos' seine frühere Theilnahme für Deutschland erkalten läßt und sich von diesem Lande wegwendet?" Das französische Blatt findet die Erklärung darin, daß die Erhaltung der russischen Sympathieen dem Schwinden des früheren Prestiges Deutschland's parallel laufe. „Dieses Land," so meint der weise Franzmann, „welches sich unter der Leitung der rückwärts strebenden Politik des Fürsten Bismarck befindet, beginnt sein Ansehen in den Augen von Leuten einzubüßen, die für ihr Vaterland eine Entwickelung wünschen, welche sich im Geiste der Freiheit und des vernünftigen Fortschritts vollzieht."

Recht bezeichnend ist der Leitartikel, den das „Journal des Débats" vom 21. März unserer Darstellung der Gortschakoff'schen Politik zu widmen für gut befunden hat, und so wollen wir ihn unverkürzt folgen lassen.

„Ich will nicht wie eine Lampe verlöschen, die ausgeht, sondern wie ein untergehender Stern, hat vor drei Jahren zu Reichsstadt in dem Augenblicke, wo die beiden Kaiser von Rußland und von Oesterreich sich begegneten, um sich über die erste Theilung der Türkei zu verständigen, der Fürst Gortschakoff gesagt. Lampe oder Stern — der deutsche Reichskanzler behauptet, daß er im Erlöschen ist, und so läßt er es durch Herrn Moritz Busch, seinen dienstbaren Geist (homme à lui) sein ‚Büschchen', wie er ihn während des Feldzuges von 1870 nannte, den wohlbekannten Verfasser eines ebenso pikanten als berühmten Buches, erklären. (Wir erlauben uns hier abermals die Frage, woher man das weiß, woher man das so bestimmt und sicher weiß, daß man es als selbstverständlich behauptet?) Der Artikel des Herrn Busch, der in einer Leipziger Wochenschrift, den ‚Grenzboten', erschienen ist, macht jetzt die Runde durch

Deutschland und wird als Entgegnung des Fürsten Bismarck auf die heftigen Angriffe betrachtet, deren Gegenstand der Letztere seit einiger Zeit beinahe in allen russischen Journalen gewesen ist. Von jener Reichsstädter Aeußerung, die er der Welt auf diese Weise zum ersten Mal enthüllt, geht der Vertraute des preußischen Ministers aus, um die Verdienste des Fürsten Alexander Michailowitsch als Staatsmann und Diplomat einer Würdigung zu unterziehen und dieselben sehr winzig (bien mince) zu finden. Er zeigt ein unermeßliches Mißverhältniß zwischen seiner Eitelkeit und seinem Scharfblick, er tadelt, daß er sich mit immer schwächer werdenden Händen an die Macht anklammere, und bedauert (was beiläufig in unserm Artikel nicht entfernt geschehen ist und niemals geschehen könnte) den Kaiser Alexander, der in Folge einer an Schwäche grenzenden Gutmüthigkeit zögere, sich von einem Diener zu trennen, dessen hohes Alter viel weniger zu bestreiten ist als je seine Geisteskraft (valeur). Dieser Hieb ist von äußerster Grobheit (d'une rudesse extrême), und es ist uns unmöglich, den deutschen Reichskanzler nicht zu beklagen, den ein tragisches Geschick so zu verurtheilen scheint, seine alten und großen Freundschaften alle eine nach der andern zu brechen. Nach dem Grafen Arnim, nach Herrn Delbrück, nach Herrn v. (M. de) Camphausen ist die Reihe jetzt an den liebsten, an den ältesten Genossen, an den illustren Freund von Frankfurt gekommen. Tu quoque, Pylades! (Recht schöne Wehmuth, aber weniger begründet als schön.)

Und doch würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man nicht anerkennen wollte, daß in diesem Streite voll Aufregung und Bissigkeit (déchirements) das Recht und die Vernunft auf der Seite des Fürsten Bismarck sind; denn nur deshalb, weil der deutsche Reichskanzler sich nicht zur Abänderung des Berliner Vertrages hat hergeben wollen, nur weil er nicht bereit gewesen ist, die Phantasieen von San Stefano zu Ehren bringen zu helfen, ist er in der letzten Zeit der Gegenstand moskowitischer Anfeindungen geworden. Nun aber scheint es uns ebenso naturgemäß als dem Rechte entsprechend zu sein, daß Herr v. Bismarck, selbst abgesehen von den Interessen Deutschland's, an der genauen Ausführung der durch einen europäischen Areopag feierlich festgestellten Klauseln festhält — einen Areopag, bei dem er persönlich den Vorsitz führte. Was auch die Journale von St. Petersburg sagen mögen, der deutsche Reichskanzler hat während dieses Krieges im Orient in sehr loyaler und generöser Weise die Schuld der Erkenntlichkeit abgetragen, die er während des unheilvollen Jahres 1870 übernommen. Daß diese Erkenntlichkeit ihm leicht und vortheilhaft, am Schluß der Rechnung sogar vortheilhafter für Deutschland als für Rußland geworden ist, daraus kann man ihm billigerweise keinen Vorwurf machen. Ein so großer und so wohlerfahrener Genius wie der des Fürsten

Gortschakoff hätte ein solches Ergebniß voraussehen müssen; unendlich viel tiefer stehende und weniger erfahrene Geister haben es schon zu Anfang der orientalischen Verwickelung vorausgesehen und vorausgesagt. (Wenn das nicht Ironie wäre, wofür wir es nehmen möchten, so würde es eine wenig gerechtfertigte und entweder byzantinische, oder auf eine captatio benevolentiae berechnete Bescheidenheit sein; denn die ‚unendlich viel tiefer stehenden‘ Geister sind doch wohl die des ‚Journal des Debats‘.) So viele Täuschungen sind gefallen, und so viele Helden sind dahingeschwunden, die Signatur bleibt, und es gilt, sie zu ehren.

So fahren wir denn trotz all des Geschreies der russischen Zeitungen fort, an die strikte Ausführung des Berliner Vertrages zu glauben, und wenn der „Nord" (das bekannte belgische Blatt mit russischen Tendenzen) uns vorwirft, wir seien zu ‚optimistisch‘ in dieser Angelegenheit, so antworten wir ihm, daß unser Optimismus sich auf die Haltung gründet, die wir diesen Optimus Maximus annehmen sehen, der sich den eisernen Kanzler nennt, und der immer seinen Willen zur Geltung zu bringen verstanden hat. Nach einiger Ueberlegung und mit Unterstützung des Grafen Schuwaloff, der sich nach St. Petersburg begeben hat, wird Fürst Gortschakoff endlich dahin gelangen, anzuerkennen, daß ein Vertrag eben ein Vertrag ist, und daß es bei dem erhabenen Worte des Kaisers Alexander in seinem Manifeste vom 13. Februar verbleiben muß. Er wird aufhören zu schmollen und wieder anfangen sich zu sammeln und fortan, gleichviel, ob Lampe oder Stern, von jenem reinen Lichte strahlen, welches jedem Staatsmann, der dieses Namens wahrhaft würdig ist, die Achtung vor dem Völkerrechte und dem Weltfrieden verleiht."

Das scheint uns im Großen und Ganzen eine recht verständige und rechtschaffene Auffassung der Dinge.

Auch in Rußland hat unser Artikel Erwiederungen hervorgerufen. Der „Golos", auf den er sich hauptsächlich bezog, will nicht offiziös sein. Er behauptet, Deutschland's politische Presse stehe unter dem unbedingten Einflusse des Preßbureaus, und somit wolle es den Deutschen durchaus nicht einleuchten, daß es in Rußland gestattet sein könne, eine selbständige Meinung über ausländische Politik zu äußern. Das sei auch mit den „Grenzboten" der Fall, deren „Redakteur" Busch „bekanntermaßen" (in der That? wirklich?) mit dem Fürsten Bismarck in Verbindung stehe. Bezüglich der Bemerkungen des „Temps" erklärt der „Golos", daß dieselben nur theilweise zuträfen. Allerdings könnten die scharfen Maßregeln der letzten Zeit keinen Anklang bei denen finden, welchen derartige Neuerungen im eigenen Vaterlande höchst unerwünscht wären; der wahre Grund der Erhaltung der russischen Presse liege aber in dem Erwachen eines vaterländischen Geistes in der ganzen russischen Gesell-

schaft und in der Ueberzeugung, daß die, welche sich für Freunde Rußland's ausgegeben hätten, in ihren Beziehungen zu Rußland sich von allzu eigennützigen Beweggründen leiten ließen. „Nun ist," so schließt der selbstverständlich wieder aus dem russischen Auswärtigen Amte kommende Artikel, „der Zeitpunkt da, wo wir auf eigenen Füßen stehen müssen, ohne weiter auf Bündnisse zu bauen, die sich im kritischen Augenblicke als nutzlos erweisen, während sie zur selben Zeit auf den natürlichen Gang unserer äußeren und inneren Politik störend einwirken."

Die russische „St. Petersburger Zeitung" hat von unseren Bemerkungen, die sie als „Auffassung der Politik des Fürsten Gortschakoff Seitens der deutschen Regierung" anzusehen scheint, gleichfalls Notiz genommen. Auch sie bringt dieselben in Verbindung mit der Reise Schuwaloff's. Sie meint dann, die russischen Zeitungen müßten sich bei Beurtheilung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland auf einen nationalen Standpunkt stellen (einverstanden) und nicht Kosmopoliten sein, wie man in Berlin gern möchte. (Das verlangt niemand, wohl aber darf man beanspruchen, daß der nationalrussische Standpunkt sich auf gleichem Niveau mit dem Völkerrechte und dem Weltfrieden, nicht aber über demselben befinde.) „Eine nationale Auffassung der gegenseitigen Interessen bedingt noch nichts Feindseliges, sondern führt nur näher zum Ziel und hebt jede Frage auf den richtigen Standpunkt." (Sehr wahr, mit der eben angeführten Einschränkung.) „In den letzten Jahren, die letzten Monate nicht ausgenommen, ist keine russische offizielle oder staatliche Erklärung erlassen worden, welche eine Feindseligkeit gegen Deutschland bedingt hätte." (Das haben wir nicht behauptet, und das würde bei der allbekannten Gesinnung des Kaisers Alexander auch gar nicht möglich gewesen sein, wohl aber haben wir auf die Angriffe gegen Deutschland von Seiten der nach unserer wohlbegründeten Meinung von der Kanzlei des Fürsten Gortschakoff inspirirten russischen Presse hingewiesen und daraus Schlüsse ziehen zu dürfen geglaubt.) Zum Schlusse hält die Zeitung die Fabel, daß Rußland im Mai 1875 Deutschland vom Kriege mit Frankreich zurückgehalten habe, aufrecht und knüpft daran die Verdächtigung, Fürst Bismarck und der „Kriegspartei" sei es wünschenswerth, an der Spitze des russischen Auswärtigen Amtes statt des Fürsten Gortschakoff eine andere Persönlichkeit zu sehen — Behauptungen, in Betreff deren wir getrost den Lesern überlassen können zu beurtheilen, wer die Wahrheit gesprochen hat, Fürst Bismarck in seinen Aeußerungen gegen Blowitz oder der russische Journalist, der für Gortschakoff plädirt.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" endlich bringt — unbegreiflicher Weise in derselben Nummer vom 20. März, in der sie den eben analysirten Artikel ihrer russischen Kollegin wiedergibt — eine Berliner Korrespondenz, die mit

der Miene, aus unterrichteten Kreisen zu kommen, unsern Aufsatz „einfach als Phantasiegebilde sensationellen Charakters“ bezeichnet. Der Verfasser des Aufsatzes ist auch hier Moritz Busch; er ist auch hier Redakteur der „Grenzboten“, die „ihren erlöschenden Ruhm wieder aufzufrischen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen, um das Unternehmen wieder in Gang zu bringen“; Herr Busch „gibt sich auf Grund seiner früheren dienstlichen Bekanntschaft mit dem Fürsten Bismarck auch jetzt noch das Air, als sei er in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht und als sei er von sachverständiger Seite inspirirt worden“; die Blätter, die den Artikel „Gortschakoff'sche Politik“ abgedruckt, sind auf eine „plumpe Aufforderung hineingefallen“, und dergleichen mehr.

Wir können dazu nur sagen: Zwar rührend schlecht unterrichtet, aber um so dreister und nebenbei recht ordinär. Aber wir wundern uns nicht. „Je unwissender, desto unverschämter“ — das pflegt ja die Regel zu sein, nach welcher die Betriebsamkeit mancher und leider zu vieler Skribenten arbeitet, die in Korrespondenzen machen und Enthüllungen verüben. Wir dürfen uns trösten; denn

„Ihres Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten —
Ja reiten.“

Literatur.

Trutz-Nachtigal von Friedrich Spe. Herausgegeben von Gustav Balke. (Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 13. Bd.) Leipzig, Brockhaus, 1879.

Wenn sich einmal ein unternehmender Kopf finden wird, der uns von der vielgeschmähten deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts ein vorurtheilsfreies, frisch aus den Quellen geschöpftes Gesammtbild zeichnen wird, ohne zum so und so vielten Male den alten Kohl unserer Literaturgeschichten aufzuwärmen — einen geistvollen, leider in seiner Darstellung etwas ungenießbaren Versuch in dieser Richtung hat 1870 C. Lemcke im ersten (bisher einzigen) Bande seiner Geschichte der deutschen Dichtung gemacht — so wird er in den trefflichen Brockhaus'schen Neudrucken deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, einer der vier bekannten Brockhaus'schen Textsammlungen zur Geschichte der deutschen Dichtung, eine ganz unschätzbare Förderung finden. Auch der eben ausgegebene 13. Band der genannten Serie, der uns den merkwürdigsten Vertreter jener inbrünstigen geistlichen Erotik, die der Katholizismus des 17. Jahrhunderts in

Deutschland zeitigte, Friedrich Spe, den Dichter der „Trutznachtigal“, vorführt, schließt sich seinen Vorgängern in jeder Beziehung würdig an. In der üblichen Einleitung (S. 1—64), einer Arbeit, die von musterhafter Gründlichkeit und großer Sachkenntniß in der ziemlich entlegenen einschlägigen Literatur zeugt, gibt der Herausgeber über Spe's Lebenslauf Rechenschaft, namentlich über die beklagenswerthe Stellung, die er gegen seine Ueberzeugung Jahre lang als Beichtvater von unglücklichen Opfern, die in Hexenprozessen verurtheilt worden waren, einnehmen mußte, und berichtet über seine mannichfaltige, zum guten Theil eben gegen den Hexenwahn gerichtete schriftstellerische Thätigkeit. Da aber die „Trutznachtigal“ erst 1649, vierzehn Jahre nach dem Tode Spe's, veröffentlicht wurde und vorher nur in Abschriften verbreitet war, so gibt uns die Einleitung auch sorgfältige Nachweise über die erhaltenen Originalmanuskripte, charakterisirt mit rühmlicher Objektivität den eigenthümlichen Inhalt und Ton, sowie die sprachliche Seite von Spe's geistlichen Liedern und bespricht endlich die bisherigen Ausgaben und Bearbeitungen der „Trutznachtigal“, sowie die umfängliche, aber, wie es scheint, wenig ergiebige ältere Literatur über Spe's Leben. Der Text der Dichtungen selbst ist, wie gewöhnlich, im strengsten Anschluß an die Originalausgabe mitgetheilt und mit den nöthigen sprachlichen Erläuterungen versehen.

Entgangen ist es dem Herausgeber, daß Felix Mendelssohn 1847 unter der Ueberschrift „Altdeutsches Frühlingslied“ zwei Strophen eines Liedes aus Spe's „Trutznachtigal“ für eine Singstimme mit Klavierbegleitung komponirt hat (Nr. 39 der Ausgabe von Breitkopf & Härtel), freilich in einer gänzlich verballhornten Textgestaltung. Aus dem geistlichen Erotikon, dem „Liebgesang der Gespons Jesu zum Anfang der Sommerzeit“, aus den inbrünstigen Ergüssen einer Seele, die sich nach Vereinigung mit ihrem Heiland sehnt, ist ein weltliches Frühlings- und Liebesliedchen geworden, die Klage eines Liebhabers, der von seiner Geliebten getrennt ist; und auch mit der schönen Naturschilderung der ersten Strophe sind schwächliche Modernisirungen vorgenommen worden. Im Folgenden stellen wir das Original der Lesart bei Mendelssohn gegenüber:

1. Der trübe Winter ist fürbei, Die Kranich wiederkehren, Nun reget sich der Vogelschrei Die Nester sich vermehren; Laub mit gemach Nun schleicht an tag, Die Blümlein sich nun melden; Wie Schlänglein krumm Gehn lächlend umb Die Bächlein kühl in Wälden.	1. Der trübe Winter ist vorbei, Die Schwalben wiederkehren, Nun regt sich Alles wieder neu, Die Quellen sich vermehren. Laub allgemach Nun schleicht an Tag, Die Blümlein nun sich melden; Wie Schlänglein krumm Gehn lächelnd um Die Bächlein kühl in Wälden.

6. Wo nur man schaut, fast alle Welt	2. Wo man nur schaut, fast alle Welt
Zun Freuden thut sich rüsten,	Zur Freude sich thut rüsten,
Zum Scherzen alles ist gestellt,	Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt alles fast in Lüften;	Schwebt Alles fast in Lüften.
Nur ich allein,	Nur ich allein,
Ich leide Pein,	Ich leide Pein,
Ohn End ich werd gequälet,	Ohn' Ende werd' ich leiden,
Seit ich mit dir	Seit du von mir,
Und du mit mir	Und ich von dir,
O Jesu, dich vermählet.	O Liebste, mußte scheiden.

Es wäre interessant zu wissen, ob Mendelssohn diese Veränderungen mit dem Originale selbst vorgenommen hat, was allerdings nicht unwahrscheinlich ist, da er auch an modernen Liedertexten bisweilen in unfaßbarer Weise sich vergriffen hat (man denke an das Heine'sche Lied: „Ich wollt', meine Schmerzen ergössen sich" und an das, was Mendelssohn in seinem Duett (!) daraus gemacht hat), oder ob die Modernisirungen bereits aus einer der von Balke genannten neueren Bearbeitungen der „Trutznachtigal" stammen. Vielleicht ist der Herausgeber geneigt, uns hierüber aufzuklären?

Uhland's Balladen und Romanzen. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig, 1879.

Die Erläuterungsliteratur zu den Werken unserer Dichter hat nachgerade einen nahezu beängstigenden Umfang gewonnen. Es ist oft darüber geklagt worden, daß unzählige Gebildete heutzutage hervorragende Schöpfungen der deutschen Literatur, und nicht etwa blos der älteren, nur noch aus den Literaturgeschichten kennen, anstatt die Werke selber gelesen zu haben. Man könnte ergänzen: aus den Literaturgeschichten und aus den Erläuterungsschriften. Man liest gar nicht mehr Schiller und Goethe — nein, man liest über Schiller und Goethe. Anstatt sich vor allen Dingen unmittelbar und unbefangen mit dem Dichter selbst zu beschäftigen, wendet man sich zuerst an die, welche belehrend und erläuternd, preisend und tadelnd sich über den Dichter verbreitet haben. Diese Thatsache ist nicht hinwegzuleugnen. Es ist aber auch unschwer zu sagen, wer die Schuld daran trägt. Die Schule mit ihrer heutigen, vorwiegend lehrhaften Richtung, mit ihrer Systematisirungssucht, der es viel mehr darauf ankommt, daß der Schüler von allem ein bischen wisse, als daß er den geringsten Theil einer Sache sich wirklich zu eigen gemacht habe, die viel mehr Gewicht darauf legt, daß er die sämmtlichen Werke eines Dichters der Reihe nach mit den Jahreszahlen herzählen kann und womöglich gleich noch ein fix und fertig formulirtes aesthetisches Urtheil dazu, als daß er möglichst viele dieser Werke selber gründlich gelesen habe — die Schule befördert unleugbar die Neigung zu äußerlicher todter Vielwisserei. Nicht um die Literatur, sondern um die Literaturgeschichte ist es ihr zu thun. Die Schule ist es aber auch, die sich krampfhaft an die Kommentarliteratur anklammert. Wo ist ein Lehrer, der, man möchte wirklich sagen den Muth hat, noch einen eignen Gedanken über ein Lessing'sches oder Goethisches Drama zu haben? der sich nicht aus irgend einer Erläuterungsschrift erst gleichsam die Erlaubniß holte, das zu denken, was er denkt? Wo ist ein Schüler, der, wenn ihm die Aufgabe gestellt ist, sich über irgend eine poetische Gestalt oder irgend eine mit einer Dichtung zusammenhängende aesthetische Frage auszusprechen, nicht vorher aus allerhand

„Einleitungen“ und „Erläuterungen“ sich erst befangen und konfus machte, ehe er an die Arbeit geht?

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, indem wir diese Gefahren der Erläuterungsliteratur hervorkehren, ihren Nutzen vollständig leugnen zu wollen. Worauf es beim Verständniß eines Dichterwerkes vor allem ankommt, das Verhältniß der Dichtung zu ihrer Quelle zu kennen und sich bewußt zu werden, was der Dichter aus dieser Quelle gemacht hat, hierzu kann und muß uns ein guter Kommentar verhelfen. Und aus diesem Grunde, aber auch fast nur aus diesem heißen wir die vorliegenden Erläuterungen Düntzer's zu Uhland's Balladen und Romanzen trotz der eben ausgesprochenen Bedenken aufrichtig willkommen. Wenn irgend ein Bändchen der allbekannten und vielbenutzten Wartig'schen Sammlung von „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ einem Bedürfniß entgegenkommt, so ist es das vorliegende.

Uhland's Balladen gehören gegenwärtig neben den Schiller'schen und Goethischen zu den populärsten Dichtungen unsers Volkes. In den Mittelklassen unserer höheren Schulanstalten stehen sie schon seit geraumer Zeit im Vordergrunde der deutschen Lektüre. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß sie auch zu den am leichtesten verständlichen Dichtungen gehören, vor allem schon deshalb nicht, weil ihre Stoffe zum Theil doch recht entlegene sind. Sie wurzeln meist in provinziellen und sonstigen wenig geläufigen Sagenkreisen, und es bedarf, wenn eine völlig klare Einsicht erreicht werden soll, der mannichfachsten Spezialkenntnisse in Geschichte und Sage. Nun sind im Laufe der Zeit von den verschiedensten Seiten Beiträge zur Quellenforschung über Uhland's Balladen gespendet worden. Aber wie viele überblicken diese zerstreute Literatur? Wie vielen ist sie zugänglich? So lange nicht das vorhandene Material zu bequemer Benutzung zusammengestellt wird, ist es so gut wie nicht vorhanden. Seit Jahren erwartet man von Ludwig Holland in Tübingen, dem wir schon einen gereinigten, geordneten und vervollständigten Text der Uhland'schen Gedichte verdanken, eine große kommentirte Ausgabe derselben oder einen selbständigen Kommentar dazu. Wenn irgend einer, meinte man, so habe Holland das gesammte einschlägige Material in den Händen, er galt für den einzig berufenen Interpreten Uhland's. Nun ist ihm, was niemand erwartet hatte, der flinke, schreiblustige Allerweltskommentator zuvorgekommen, und diesmal hat er sich durch seine Fingerfertigkeit entschiedenen Anspruch auf Dank erworben.

Das vorliegende Bändchen schließt sich in jeder Weise an die Erläuterungen Düntzer's zu Goethe's und Schiller's Gedichten an. Eröffnet wird es durch eine zusammenhängende Darstellung „Uhland als lyrischer Dichter“ (S. 1—99), welche zunächst am Faden einer biographischen Skizze die Gedichte Uhland's in chronologischer Folge aufreiht und die einzelnen Gattungen derselben kurz charakterisirt. Hieran schließen sich dann (S. 100—320) die eigentlichen Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten in derselben Reihenfolge, in welcher die 88, beziehentlich, wenn man die zu einem größeren Ganzen zusammengefaßten einzeln zählt, 96 Uhland'sche Balladen in der gewöhnlichen Cotta'schen Ausgabe geordnet sind. Unberücksichtigt geblieben sind die 4 „Altfranzösischen Gedichte“, was namentlich um des zweiten willen, „Graf Richard ohne Furcht“, das zu den Lieblingen der deutschen Jugend zählt, zu bedauern ist.

Ueber die Art der Behandlung brauchen wir uns nicht zu verbreiten. Es sind eben „Düntzer'sche Erläuterungen“ mit all' ihren Vorzügen und Schwächen — für den Kundigen ist damit genug gesagt. Düntzer's Kommentare sind Mate-

rialsammlungen, die alles enthalten, was bei der Besprechung einer Dichtung von sachlichen, sprachlichen, poetikalischen und aesthetischen Bemerkungen sich nur irgend anbringen läßt. Es fehlte höchstens noch, daß auch sämmtliche Beziehungen jedes einzelnen Gedichtes zur Musik und zur bildenden Kunst nachgewiesen wären; das scheinen aber beides dem Erklärer fremde Gebiete zu sein. Die einschlägige Literatur übersieht Düntzer trotz Ludwig Holland; wo in einem Schulprogramm oder einer Zeitschrift ein Beitrag zur Erklärung eines Uhland'schen Gedichtes gespendet worden ist — nichts ist ihm entgangen. Schade, daß er nicht in einer Einleitung eine zusammenfassende Uebersicht alles dessen gegeben hat, was bisher zur Erklärung der Uhland'schen Balladen geschrieben worden ist. Es wäre dies sehr dankenswerth gewesen. Jetzt, da es unterblieben ist, muß man sich die betreffende Literatur aus den Anmerkungen zusammensuchen. Aber Ordnung, Uebersichtlichkeit und Klarheit ist ja überhaupt Düntzer's Sache nicht. Das Brauchbare und Wesentliche aus der Masse des Ueberflüssigen auszuwählen und mit einander zu verbinden bleibt meist dem Leser überlassen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Düntzer den Fehler, der ihm so oft vorgeworfen worden ist, daß er auch von den simpelsten und verständlichsten Dichtungen breite prosaische Umschreibungen gibt, im vorliegenden Bändchen mit augenscheinlicher Selbstüberwindung und nicht ohne Erfolg bekämpft hat. Seine absolute Gleichgiltigkeit gegen die sprachliche Form aber macht sich auch hier wieder in der peinlichsten Weise fühlbar. Etwas Unbeholfeneres, Geschmackloseres als dieses Düntzer'sche Kommentar-Deutsch wird schwer zu finden sein. Die abscheuliche Manier, alle möglichen Relativsätze, gleichviel in welchem logischen Verhältniß sie zum Hauptworte stehen, in Partizipia zu verkürzen, kann einen beim Lesen förmlich nervös machen.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort, wiewohl es an Irrthümern und Flüchtigkeiten nicht fehlt. In dem Gedichte „Ein Schifflein ziehet leise“ schraubt einer der Insassen des Schiffes von seinem Wanderstabe „Stift und Habe“ und verwandelt ihn so in eine Flöte. Zu „Habe“ bemerkt Düntzer: „die er oben auf dem Stabe trug“, bildet sich also ein, es handle sich um Hab' und Gut des Wanderers, um das Bündel, das er vom Stocke nehme (schraube!), während doch offenbar Zwinge und Griff des Stockes zu verstehen ist (Vgl. Handhabe). Ein seltsamer Druckfehler (?) findet sich in den Erläuterungen zum „Schenk von Limburg“. Der Kaiser sagt da in der zehnten Strophe zum Grafen:

„Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell.“

Dazu schreibt Düntzer: „Büßen, schwäbisch und schweizerisch für trinken, eigentlich die Kehle reinigen, wie auch ausputzen steht.“ Wenn aber gerade dasjenige Wort verdorben erscheint, auf das es ankommt, woran soll der Erläuterungsbedürftige sich dann halten?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Eine Philosophie der Technik.

Technik und Philosophie — zwei Begriffe, die anscheinend himmelweit auseinanderliegen, sie sollen vereinigt werden zu einer „Philosophie der Technik"!

Was ist Technik, was ist Philosophie? Technik, als ein Theil der Kunst, gehört zu den Gebieten des menschlichen Könnens, und zwar bildet sie dasjenige Gebiet, welches unter der Herrschaft der menschlichen Hand steht; daher Technik auch als das Handwerksmäßige in der Kunst bezeichnet worden ist. Philosophie gehört zu den Gebieten des menschlichen Wissens; sie ist die Wissenschaft von den Prinzipien, d. h. von den obersten Grundsätzen oder Grundbegriffen aller Wissenschaften und aller Künste. „Philosophie der Technik" also wäre die Wissenschaft vom Prinzip der Technik.

Was aber ist das Prinzip der Technik? Um diese Frage zu beantworten, gilt es, einen kurzen Umweg zu nehmen, der uns auf das Gebiet der Physiologie und der Psychologie führen wird. Die Physiologie der Sinnesorgane lehrt, daß, wenn die Dinge und Kräfte der Außenwelt mit unseren Sinnesorganen in Berührung kommen, sie durch Vermittelung der Sinnesnerven in unserer Seele Empfindungen erregen und Vorstellungen erzeugen, die qualitativ unabhängig sind von der Natur der erregenden Ursache. Wir empfinden Licht, wenn Aetherschwingungen die Ausbreitung des Sehnerven in unserm Auge treffen. Aber dieselben Aetherwellen, welche wir mittels unseres Sehorganes als Licht wahrnehmen, erregen in uns, wenn sie die Haut treffen, die Empfindung von Wärme, und die Aetherwellen, welche wir durch die Haut als Schwirren wahrnehmen — das Gehörorgan vermittelt sie uns als Ton. Wir können auch ein und dieselbe Erregungsursache durch alle unsere Sinnesorgane zugleich empfinden. Den elektrischen Reiz empfinden wir mittels des Sehorganes als Blitz, mittels des Gehörorganes als Ton oder Sausen, mittels der Haut als Prickeln oder stechenden Schmerz; mittels der Zunge erhalten wir einen Metallgeschmack und durch die Nase Ozongeruch. Ein Schlag auf den Kopf, der uns, wie man zu sagen pflegt, Hören und Sehen vergehen macht, erregt ganz im Gegentheil gleichzeitig die Empfindung von Licht, Ton und Schmerz.

Auch innere Nervenreize, welche die Folge von ungewöhnlicher Blutzusammensetzung, von Kreislaufstörungen oder von Krankheit sind, erregen in uns die spezifischen Sinnes-Empfindungen, je nachdem sie diesen oder jenen Sinnesnerven treffen.

Es wirkt also das sogenannte objektive Licht wie jeder andere den Sehnerven treffende Reiz, objektiver Schall erzeugt Tonempfindung, so gut wie jede andere Erregungsursache des Gehörnerven, und dasselbe gilt von den äußeren und inneren Reizen der übrigen Sinnesnerven. Das Auge sieht nicht, das Ohr hört nicht, die Haut fühlt nicht, die Zunge schmeckt nicht, die Nase riecht nicht, sondern die Sinnesorgane sind nur Aufnahmeapparate für die als Sinnesreize bezeichneten Erregungsursachen der Außenwelt. Die Reize treffen in den Sinnesorganen die hier ausgebreiteten Zweige der Sinnesnerven, welche wie ein Telegraphendraht sie fortleiten zu den Nervenzellen im mittleren Theile des großen Gehirnes. Hier erst erregt der gereizte Sehnerv die Empfindung von Licht und Farben, hier erst ruft der gereizte Hörnerv die Empfindung von Geräuschen und Tönen hervor, hier erst entsteht durch die Vermittelung der gereizten Hautnerven die Empfindung von Hart und Weich, von Warm und Kalt, hier erst bekommen wir durch den gereizten Geschmacknerven die Empfindung von Süß und Sauer, von Bitter und Salzig, hier erst empfinden wir mittels der gereizten Geruchnerven den Duft der Rose wie den Pesthauch der Verwesung.

Doch nicht passiv empfängt die Seele die Sinneseindrücke, sie ist kein bloßes Spiegelbild der Außenwelt, sondern sie reagirt gegen dieselbe; die Seele perzipirt nicht blos, sondern sie apperzipirt auch die Sinneseindrücke. Diese Apperzeption der Seele besteht in der Reaktion ihrer früheren, im Gedächtniß aufbewahrten Erfahrungen gegen die mittels der Sinnesnerven ihr zugeleiteten Eindrücke der Außenwelt. Jede Sinneswahrnehmung setzt sich zusammen aus Perzeption und Apperzeption, und die letztere ergänzt die erstere. Wenn wir auf leichtem Kahne sanft stromabwärts gleiten, so sehen wir die Ufer in entgegengesetzter Richtung an uns vorübereilen, und wenn wir mit schwellenden Segeln, den Hafen verlassend, in die See hinausfahren, so sehen wir das Land langsam zurückweichen. Wir sehen es, dennoch glauben wir es nicht, weil wir aus früherer Erfahrung wissen, daß das Ufer feststeht, und daß *wir* uns bewegen. Wenn wir einen weißen zylinderförmigen Körper mit körnigem Gefüge vor uns sehen, so sagen wir — ohne die Härte und den Geschmack des Körpers zu erproben — auf Grund des Zeugnisses unserer Gesichtswahrnehmung, es sei Salz. Die Apperzeption der Seele ergänzt in diesem Falle diejenigen Eigenschaften des Salzes, die nur durch die Mitwirkung des Tast- und des Geschmacksorganes wahrnehmbar sind. Das Apperzeptionsvermögen der

Seele, das meistens unbewußt in Thätigkeit tritt, ist ein wesentliches Hilfsmittel für die Erkenntniß der Außenwelt, aber es ist auch die Quelle häufiger Sinnestäuschungen und die Ursache von Vorurtheilen und Aberglauben.

Die Dinge oder Kräfte der Außenwelt, kurz, die Welt als Gegensatz zu unserer Seele ist für unser Bewußtsein nur die Ursache unserer Empfindungen und Vorstellungen. Den bewußten Zustand unserer Seele, der durch die Sinneseindrücke hervorgerufen wird, bezeichnen wir als Empfindung. Die Empfindungen aber werden zu Vorstellungen, wenn wir jene auf die Außenwelt, als auf ihre Ursache beziehen. Die Vorstellungen, die in unserm Bewußtsein von der Außenwelt entstehen, sind also das individuelle Produkt unserer Seele; die Welt ist unsre Vorstellung, wir erkennen die Welt nur als unsre Vorstellung.

Aber die Sinnes-Empfindungen, die mit Beziehung auf die Außenwelt zu Vorstellungen in unsrer Seele werden, bilden nicht deren einzigen Inhalt. Die meisten Empfindungen und Vorstellungen sind verbunden mit den Gefühlen von Lust oder Unlust, beziehentlich von Freude oder Schmerz. Und wie gegen den Sinneseindruck durch Apperzeption, so reagirt die Seele gegen die Gefühle von Lust und Unlust durch Bewegung. Das Organ dieser Reaktion der Seele ist der Muskel. Mittels der sogenannten motorischen Nerven setzt die Seele die willkürlichen Muskeln in Bewegung, welche unsern Körper den Dingen der Außenwelt, die uns Lust bereiten, nähern oder diese Dinge mit unserm Körper in Berührung bringen, und welche unsern Körper von den Dingen oder diese von ihm entfernen, wenn sie Unlustgefühle in uns erregen. Die Muskeln, welche der Mensch am häufigsten zur Reaktion gegen Lust- und Unlustgefühle verwendet, sind die der Hand. Die Hand ist das Hauptorgan, das Hauptwerkzeug, dessen sich der Mensch bedient, um Dinge zu erlangen, die ihm Lust und Freude bereiten, und Dinge abzuwehren, die ihm Unlust und Schmerz erregen.

Unter den Unlustgefühlen nimmt der Hunger die erste Stelle ein; die größte Summe von Bewegung verwendet der Mensch auf dessen Abwehr durch Erwerbung von Speise und Trank, die ihm das Lustgefühl der Sättigung und Erregung angenehmer Geschmacksempfindung verschaffen. C. Rokitansky nannte in einem Vortrage vor der Wiener Akademie der Wissenschaften*) den Charakter des Thieres einen aggressiven. „Dieser aggressive Charakter wurzelt im Hunger des Protoplasma (des eiweißhaltigen Zelleninhaltes), welcher selbst seinen Grund hat in der Labilität der thierischen Materie, vermöge welcher diese

*) „Die Solidarität alles Thierlebens." Wien, 1869. S. 19.

fortwährend der Aufnahme geeigneter Stoffe von Außen bedarf, um sich zu erhalten, damit sie nicht der Zersetzung anheimfalle und sterbe.“

Im Urzustande bedient sich der Mensch seiner bloßen Hände, zuweilen aber auch seiner Füße und Zähne, um sich die Dinge der Außenwelt anzueignen zur Befriedigung seiner Lust und zur Abwehr seiner Unlust. Sicherlich war der Mensch im Urzustande viel stärker als jetzt. Das Beispiel unserer Athleten, die mit Zentnergewichten spielen und am Trapeze hängend einen erwachsenen Menschen mit den Zähnen halten, zeigt uns, welch' hohen Grad von Muskelkraft auch der moderne Mensch erlangen kann, wenn er seine ganze Arbeitsthätigkeit auf die Ausbildung und Uebung seiner Muskeln verwendet, wie es im Urzustande geschah. Das Bestreben nun, seine Körperkraft zu schonen und die Wirkungen seiner Hand zu steigern, trieb den Menschen schon früh zur Aneignung todter oder anorganischer Werkzeuge. Die ersten Werkzeuge in den Anfängen der Kultur sind rohe Abbilder der menschlichen Hand und des Armes, sowie der Fingernägel und der Zähne. Auf höheren Kulturstufen gelangt der Mensch zu dem Bedürfniß, auch andere Organe seines Körpers durch künstliche Werkzeuge zu ergänzen. Er erfindet optische Apparate zur Ergänzung seines Sehorganes, akustische zur Ergänzung seines Gehörorganes. So kunstvoll aber diese Apparate auch gebaut sind, sie wiederholen doch nur — anfangs in unbewußter Findung, dann in bewußter Erfindung oder Nachbildung — die Form des menschlichen Organes, dem sie dienen und das sie ergänzen sollen.

Von den übrigen Sinnesorganen ist das Tastorgan nur unvollkommen ergänzt durch die Sonde des Chirurgen. Die Organe des Geschmackes und des Geruches entbehren zur Zeit noch der Ergänzung durch technische Apparate. Dagegen ist das menschliche Sprachorgan in den Blas-Instrumenten nachgebildet. Die bezeichneten Organe des menschlichen Körpers sind in Form von Werkzeugen in die Außenwelt projizirt. Die Organprojektion oder die technische Ergänzung menschlicher Organe — das ist das Prinzip der Technik. Die Organprojektion ist demnach der Grundbegriff der Philosophie der Technik. Diese aber bildet die Grundlage eines höchst geistvollen Werkes von Ernst Kapp, mit dessen Inhalt wir uns auf den nachfolgenden Seiten näher beschäftigen wollen.*)

Kapp bezeichnet sein Buch bescheiden als „Grundlinien einer Philosophie der Technik“ und kündigt es in seinem Vorworte selbst als den Versuch einer Grundlegung an. Dieser Versuch aber ist entschieden von epochemachender

---

*) Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Kultur aus neuen Gesichtspunkten. Von Ernst Kapp. Braunschweig, Westermann, 1877.

Bedeutung, und das vom Autor zitirte arabische Sprichwort wird man füglich ihm selbst gegenüber anwenden dürfen: „Das Verdienst dem Begründer, wenn auch der Nachfolger es besser machen sollte."

Den Ausgangspunkt für das erste Kapitel bildet das berühmte Wort des Protagoras: „Der Mensch ist das Maß der Dinge". Mit diesem Satze, sagt Kapp, war ein für allemal der anthropologische Maßstab formulirt und der eigentliche Kern menschlichen Wissens und Könnens kenntlich gemacht. Ihm verdankt ihren ewigen Inhalt die griechische Kunst, deren Meißel in Götterbildern den Idealmenschen verkörperte, und es ist immerhin bezeichnend, daß für Sokrates die Bildhauerkunst, der er sich in jüngeren Jahren gewidmet, die Vorstufe gewesen ist zu seiner späteren geistigen oder ethischen Plastik, auf Grund der bekannten Tempelinschrift „Erkenne dich selbst". Hand in Hand mit der unseren Tagen vorbehalten gewesenen Entdeckung der Einheit der Naturkräfte geht die Enthüllung auch der Einheit der Menschennatur. Denn indem der Mensch sich der Einheit seines Wesens, als des ihm bisher unbewußten Grundes seiner auf den Zusammenhang der Naturkräfte gerichteten Forschung, bewußt wird, indem er in und aus der Natur, nicht über und außer ihr denkt, ist sein Denken die Uebereinstimmung der physiologischen Anlage mit den kosmischen Bedingungen. Der Mensch nimmt die Außenwelt nicht blos sinnlich wahr, wie das Thier, sondern er begreift sie, und er unterscheidet in ihr Natur- und Menschenwerk. Von den ersten rohen Werkzeugen, geeignet, die Kraft und Geschicklichkeit der Hand im Verbinden und Trennen materieller Stoffe zu steigern, bis zu dem mannichfaltigst ausgebildeten „System der Bedürfnisse", wie es eine Weltausstellung gedrängt vorführt, sieht und erkennt der Mensch in all' diesen Außendingen, im Unterschiede von den unveränderten Naturobjekten, Gebilde der Menschenhand, Thaten des Menschengeistes, den sowohl unbewußt findenden, wie bewußt erfindenden Menschen — sich selbst.

Es geschieht dies nach Kapp in zweifacher Weise. Einestheils ist jedes Werkzeug im weiteren Sinne des Wortes, als Mittel der Erhöhung der Sinnesthätigkeit, die einzige Möglichkeit, um über die unmittelbare oberflächliche Wahrnehmung der Dinge hinauszugelangen, anderentheils steht es als Werk der Thätigkeit von Hirn und Hand so wesentlich in innerster Verwandtschaft mit dem Menschen selbst, daß er in der Schöpfung seiner Hand ein Etwas von seinem eigenen Sein, seine im Stoff verkörperte Vorstellungswelt, ein Spiegel- und Nachbild seines Innern, kurz einen Theil von sich vor seine Augen gestellt erblickt. Da aber das Selbst nur in seinem Leibe „leibt und lebt", so kann diese vom Menschen ausgehende äußere Welt mechanischer Werkthätigkeit auch nur als reale Fortsetzung des Organismus und als Hinausverlegung der inneren Vorstellungswelt begriffen werden. Der Mensch produzirt und pro-

jizirt sich selbst in seinen Geräthen und Werkzeugen nach dem Grundsatze, „daß aus Jeglichem immer nur das, was in ihm liegt, heraustreten kann".

Das zweite Kapitel führt uns an die eigentliche Schwelle der Untersuchung. Die Mitte einnehmend zwischen den Zielen der Forschung: den geologischen Anfängen und der teleologischen Zukunft, ist der Mensch der feste Punkt, von dem aus das Denken nach rückwärts und nach vorwärts die Grenzen des Wissens erweitert und zu dem es aus den Verirrungen subjektiver Ausdeutung solcher Gebiete, welche jeder Forschung unzugänglich sind, zu erneuter Gesundung zurückkehrt.

Das dritte Kapitel macht uns mit den ersten Werkzeugen bekannt. Die Hand liefert in allen denkbaren Weisen ihrer Stellung und Bewegung die organischen Urformen, denen der Mensch unbewußt seine ersten nothwendigen Geräthe nachgeformt hat. In ihrer Gliederung als Handfläche, Daumen und Gefinger ist die offene, hohle, fingerspreizende, drehende, fassende und geballte Hand für sich allein, oder zugleich mit gestrecktem oder gebogenem ganzen Unterarm, die gemeinsame Mutter des nach ihr benannten Handwerkzeuges. Nur unter der unmittelbaren Beihilfe des ersten Handwerkzeuges wurden die übrigen Werkzeuge und überhaupt alle Geräthe möglich. Unter Benutzung der in der unmittelbaren Umgebung nächst „zur Hand" befindlichen Gegenstände, erscheinen die ersten Werkzeuge als eine Verlängerung, Verstärkung und Verschärfung leiblicher Organe. Ist demnach der Vorderarm mit zur Faust geballter Hand oder mit deren Verstärkung durch einen faßbaren Stein der natürliche Hammer, so ist der Stein mit einem Holzstiel dessen einfachste künstliche Nachbildung. Denn der Stiel oder die Handhabe ist die Verlängerung des Armes, der Stein der Ersatz der Faust. Wie aber das Stumpfe in der Faust vorgebildet ist, so die Schneide der Werkzeuge in den Nägeln der Finger und den Schneidezähnen. Der Hammer mit einer Schneide geht in die Umgestaltung von Beil und Axt ein; der gesteifte Zeigefinger mit seiner Nagelschärfe wird in technischer Nachbildung zum Bohrer; die einfache Zahnreihe findet sich wieder an Feile und Säge, während die greifende Hand und das Doppelgebiß in dem Kopf der Beißzange und in den Backen des Schraubstockes zum Ausdruck gelangt. Hammer, Beil, Messer, Meißel, Bohrer, Säge, Zange sind primitive Werkzeuge, gewissermaßen die Werk-Werkzeuge, die ursten Begründer der staatlichen Gesellschaft und ihrer Kultur.

So quillt ein Reichthum von Schöpfungen des Kunsttriebes aus Hand, Arm und Gebiß. Der gekrümmte Finger wird zum Haken, die hohle Hand wird zur Schale; im Schwert, im Speer, im Ruder, in der Schaufel, im Rechen, im Pflug, im Dreizack hat man die mancherlei Richtungen des Armes,

der Hand und ihrer Finger, deren Anpassung auf die Jagd-, Fischfang-, Garten- und Feldgeräthe sich ohne besondere Schwierigkeit ergibt.

Der in die Handspitze auslaufende Arm hat an den ursprünglich raubthierartig mit Nägeln bewehrten Fingern die natürlichste zum Einschlagen, Aufreißen und Verwunden geeignete Vorrichtung. Dem entsprechend wird der Schärfung und Zuspitzung von Holz- und Hornstücken passend nachgeholfen. Das Bruchstück vom Hirschgeweih mit einer Endzacke, die halbe Kinnlade vom Höhlenbär konnten, so wie sie waren, zur Verlängerung der Hand, deren gekrümmte Finger härteren Boden nicht zu lockern vermochten, benutzt werden.

Aber auch die Produkte der gesteigerten Industrie verleugnen nicht ihren Ausgang und ihre wesentliche Bedeutung. Die Dampfmahlmühle und die Steinhandmühle des Wilden sind eben beides Vorrichtungen zum Mahlen. An diesem Punkte zieht Kapp die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft heran. Nach Lazar Geiger hatte der Mensch Sprache vor dem Werkzeuge und vor der Kunstthätigkeit. Betrachten wir, sagt er, irgend ein Wort, das eine mit einem Werkzeuge auszuführende Thätigkeit bezeichnet: wir werden immer finden, daß dies nicht seine ursprüngliche Bedeutung ist, daß es vorher eine ähnliche Thätigkeit bedeutet hat, die nur der ursprünglichen Organe des Menschen bedarf. Vergleichen wir z. B. das uralte Wort mahlen, Mühle, lateinisch mola, griechisch μύλη. Das aus dem Alterthum wohlbekannte Verfahren, die Körner der Brodfrucht zwischen Steinen zu zerreiben, ist ohne Zweifel einfach genug, um in einer oder der andern Form schon für die Urzeit vorausgesetzt zu werden. Dennoch ist das Wort, das wir jetzt für eine Werkzeugthätigkeit gebrauchen, von einer noch einfacheren Anschauung ausgegangen. Die in dem indo-europäischen Sprachstamme sehr verbreitete Wurzel mal oder mar bedeutet „mit den Fingern zerreiben“, auch wohl „mit den Zähnen zermalmen“. Diese Erscheinung, daß die Werkzeugthätigkeit von einer einfachen, älteren, thierischen benannt wird, ist eine ganz allgemeine, und ich weiß sie nicht anders zu erklären, als daraus, daß die Benennung älter ist als die Werkzeugthätigkeit, welche sie heute bezeichnet, daß das Wort schon vorhanden war, ehe die Menschen sich anderer Organe bedienten als der angeborenen natürlichen. Woher hat die Skulptur ihren Namen? Sculpo ist eine Nebenform von scalpo und bedeutet anfangs nur das Kratzen mit den Nägeln. Wir müssen uns hüten, bemerkt Geiger weiter, dem Nachdenken bei der Entstehung des Werkzeuges einen zu großen Antheil zuzuschreiben. Die Erfindung der ersten höchst einfachen Werkzeuge geschah gewiß gelegentlich, zufällig, wie so manche große Erfindung der Neuzeit. Sie wurden ohne Zweifel mehr gefunden als erfunden. Diese Ansicht hat sich mir besonders aus der Beobachtung gebildet, daß die Werkzeuge niemals von einer Bearbeitung benannt sind,

sondern immer von der Verrichtung, die sie auszuführen haben. Eine Scheere, eine Säge, eine Hacke sind Dinge, die scheeren, sägen und hacken. Dieses Sprachgesetz muß um so auffallender erscheinen, als die Geräthe, die nicht Werkzeuge sind, genetisch, passivisch nach ihrem Stoffe oder der Arbeit benannt zu werden pflegen, aus der sie hervorgehen. Der Schlauch z. B. ist überall als eine abgezogene Thierhaut aufgefaßt. Als ferneres Beispiel führt Geiger auch die Scheere an. Scheere bedeutet ein Doppelmesser, ein zweiarmiges schneidendes Werkzeug. Ehe Scheere und Scheermesser bei den indogermanischen Nomaden der Urzeit zur Schafschur dienten, wurde die Wolle der Schafe gerupft. Die Verwandtschaft von scheeren mit scharren, mit dem althochdeutschen Namen des Maulwurfs scëro, das scharrende Thier, macht es wahrscheinlich, daß nach der Grundbedeutung der Worte schaben, kratzen, scharren die Scheere als ein Werkzeug zum Schaben und Kratzen der Haut zum Zwecke des Rupfens aufgefaßt sei. Auf solche Weise, sagt Geiger, können wir die Benennungen der Werkzeuge und auch die Werkzeugthätigkeit selbst in einem langsamen Prozesse aus einer ganz allmählichen Fortentwickelung der menschlichen Bewegungen, wie sie anfangs schon dem sich allein überlassenen Leibe des Menschen möglich waren, entsprungen denken.

Dem Verständnisse dessen, was Geiger die Entwickelung des Werkzeuges genannt hat, dürfte, wie Kapp hinzufügt, die Berücksichtigung der gleichzeitig vor sich gehenden Entwickelung des Organes zu statten kommen. Die Hand des Urmenschen war ohne Zweifel von der Hand des Kulturmenschen sehr verschieden, insofern ihr erst nach und nach unter dem Einflusse der ihr durch den Gebrauch des Werkzeuges möglichen Schonung und Uebung eine größere Weichheit und Beweglichkeit zu Theil wurde. Sie wurde von der ununterbrochenen unmittelbaren Berührung mit der rohen und harten Materie erlöst und steigerte mittels des Werkzeuges die zur Anfertigung der vollkommneren Geräthe erforderliche Geschmeidigkeit. So unterstützte in Wechselwirkung das Werkzeug die Entwickelung des natürlichen Organes, dieses wiederum auf jeder höheren Stufe entsprechender Geschicklichkeit die Vervollkommnung und Entwickelung des Werkzeuges. Der erste beste Stein oder Ast, unverändert wie er sich vorfand, von der Fußhand des Affen aufgerafft, bleibt Stein und Ast wie alle anderen Steine und Aeste. In der Hand des Urmenschen aber ist Stein und Ast die Verheißung des Werkzeuges, die Urzelle eines ganzen Kulturapparates der fernsten Zukunft.

Weiterhin untersucht nun Kapp die Bewegung des Werkzeuges. Hat die Hand, sagt er, behufs Ausführung einer hebenden, schneidenden, klopfenden, drohenden Bewegung „sich befaßt" mit einem Gegenstande, so wird dieser, je nach Gestalt und Widerstandsfähigkeit und je nach der Beschaffenheit der

Arm- und Handbewegung mitthun, was die Hand thut, in deren Fassung und Gewalt er sich befindet. Sagt man, daß die Hand „sich" mit einem Gegenstande „befaßt", so heißt das bei Weitem mehr als das einfache: sie „ergreift" oder „erfaßt" ihn. Das rückbezügliche „sich" deutet auf die Uebereinstimmung zwischen dem Organe und einem zum Werkzeuge ausersehenen Gegenstande. Hat sich demnach die hebende Hand mit einer Stange befaßt, so hebt diese mit und wird zum Hebel, der scharfe und spitze Stein in der Hand schneidet und dreht sich mit und wird zu Messer, Säge und Bohrer; denn die schneidende oder bohrende Drehbewegung des Handgelenkes setzt sich schneidig oder spiralig in dem gefaßten Gegenstande fort und formt ihn zu Messer, Bohrer und Schraube. Die Sprache bezeichnet die Hebel-Enden nach ihrem Ursprunge als Hebelarme. Wie das Zermalmen mit den Zähnen vor jeder Mühle da war, so das Sichheben des Armes vor allen Hebeln. In organischer Bewegung hat die Verrichtung mit Werkzeugen ihren Ursprung, und die ursprüngliche Bezeichnung einer organischen Bewegung ist die Wurzel der Namen von entsprechenden Mechanismen.

Die Bewegung der Werkzeuge steht in vollkommener Uebereinstimmung mit der Bewegung der menschlichen Gelenke. Als daher die Physiologie diese Uebereinstimmung erkannt hatte, entnahm sie die Bezeichnung für die Bestandtheile des Bewegungs-Organismus dem Bewegungs-Mechanismus, und so kamen Werkzeugnamen wie Hebel, Charnier, Spirale, Schraube, Schraubenspindel, Schraubenmutter u. s. w. aus der Mechanik zur Physiologie; das organische Vorbild des Werkzeuges entlehnte die Bezeichnung seiner werkthätigen Organe seinem mechanischen Nachbilde.

Im vierten Kapitel behandelt Kapp die Gliedmaßen und Maße. Ueberall sind und bleiben bei Jung und Alt, beim Wilden wie beim Kulturmenschen folgende natürlichen Maße im Gebrauch: der Fuß, der Finger und seine Glieder, der Daumen, die Hand und der Arm, die Fingerspanne, die Entfernung der schreitenden Füße und die ausgebreiteten klaffenden Arme, eines Fingers und eines Haares Breite als Längenmaße; die Handvoll, der Mundvoll, die Faust- und die Kopfgröße u. s. w. als Hohl- und Raummaße. Als Zeitmaß führt Kapp nur an den „Augenblick"; er übersieht den Pulsschlag des erwachsenen Menschen als den Repräsentanten der Sekunde, des Urmaßes für die Stunden, Jahre und Jahrtausende. Unsre ganze Zeitrechnung stützt sich ja, wie K. E. v. Bär geistvoll ausgeführt hat, auf die Dauer eines menschlichen Pulsschlages als Einheit.

Mit Maß und Zahl, sagt Kapp, rekognoszirt der Mensch und beherrscht er die Dinge. Ein primitives Werkzeug, die Zange, dient zum Packen und Festhalten, das thut zur Noth auch die thierische Klaue — aber mit Maß-

und Zahlstab in der Hand und den Blick auf die Uhr gerichtet, zum Festhalten von Zeiträumen und Raumzeiten im Kalendarium, erreicht der Mensch seine höchste Aufgabe, die nach dem Sanskrit-Wurzellaut ist: ein Messender zu sein, ein Ermesser und Denker!

Im fünften Kapitel wendet sich der Verfasser zu den Apparaten und Instrumenten, und zwar zunächst zu den optischen. Schon im Alterthume erkannte man die vergrößernde Eigenschaft sphärisch geformter Glasstücke. Die „Linse“ war das erste optische Instrument, und sie blieb das Konstante, die Seele desselben, durch alle Wandlungen von der einfachen Lupe bis zu den Sonnen- und Hydrooxygen-Mikroskopen. Nachdem eine Anzahl von optischen Apparaten und Instrumenten erfunden, in der That aber dem menschlichen Sehorgane unbewußt nachgebildet war, konnte das physiologische Räthsel des Auges gelöst werden, und wiederum ging der Name des Instrumentes, „Linse“, später über auf das lichtbrechende Organ im Auge.

Wie die Bezeichnung „Linse“, meint Kapp, so lehrt überhaupt die gesammte anatomische und physiologische Nomenklatur, daß sie im Wesentlichen aus Namen besteht, welche von Gegenständen entlehnt worden sind, die sich außerhalb des Organismus befinden, aber besonders von solchen, die der Projektion angehören. Wie soll es sonst zu verstehen sein, wenn die Konstruktion des Auges der einer camera obscura „ganz analog“ befunden wird; wenn gezeigt wird, daß auf der Netzhaut ein verkehrtes Bild der vor dem Auge befindlichen Gegenstände „ganz in gleicher Weise entstehe wie das Bild auf der Rückwand einer camera obscura“, und daß das Auge ein Organ sei, welches den daguerreotypischen Prozeß in außerordentlicher Vollkommenheit ausführe? — alles Aussprüche, die sich in den physiologischen Schriften von Joh. Müller, L. Hermann und C. G. Carus finden. Vom Standpunkte der Organprojektion hat man solche Aussprüche einfach umzukehren und zu erklären, daß die Konstruktion der camera obscura ganz analog sei der des Auges, daß sie das von dem Organe aus unbewußt projizirte mechanische Nachbild desselben sei, durch dessen Unterstützung die Wissenschaft nachträglich in die Vorgänge der Gesichtswahrnehmungen hat eindringen können.

Eben solche Beziehungen bestehen zwischen dem Gehörorgan und den ihm unbewußt nachgebildeten akustischen Apparaten. Was die Linse und das Daguerreotyp für die Erkenntniß des Sehorganes, das hat das von Pythagoras erfundene Monochord und das Klaviatur-Instrument der Neuzeit für die Erkenntniß des Gehörorganes geleistet. Auf dem Monochord hatte das Alterthum die Konsonante für die Töne gefunden, der moderne „Flügel“ ist es, dem Helmholtz den Schlüssel zu dem 2000jährigen, im innersten Verschluß des Ohres verborgenen Geheimniß abgelauscht hat. In dem schneckenförmig ge-

wundenen Theile des inneren Ohres liegt das vom Marchese Corti entdeckte mikroskopische Gebilde, welches aus einigen tausend Fasern oder Stäbchen von ungleicher Länge und Spannung besteht. Dieses sogenannte Corti'sche Organ bildet nach Helmholtz' Untersuchungen eine Art regelmäßig abgestufter Besaitung, wie wir eine solche an der Harfe und am Klavier kennen. Die 3000 auf verschiedene Töne abgestimmten Corti'schen Stäbchen entsprechen nämlich den Klaviersaiten, und es ist jedes solcher Stäbchen mit akustischen Nerven verknüpft, welche jedesmal mechanisch erregt werden und einen bestimmten einfachen Ton empfinden, sobald das betreffende Stäbchen in Mitschwingungen versetzt wird. Später hat Hansen die Ansicht ausgesprochen, daß nicht die Corti'schen Stäbchen, sondern die Grundmembran (auf der sie befestigt sind) je nach der verschiedenen Breite ihrer Abschnitte auf verschiedene Töne abgestimmt sei. Helmholtz schloß sich dieser Ansicht an und glaubte nur, daß die Corti'schen Stäbchen, als relativ feste Gebilde, bestimmt seien, die Schwingungen der Grundmembran auf eng abgegrenzte Bezirke des Nervenwulstes zu übertragen. Der geniale Gedanke, fügt Kapp hinzu, vom Klavier aus der Lösung der Aufgabe näher zu treten, bleibt unangefochten.

Nachdem wir so bisher die wichtigen Beziehungen der menschlichen Hand, des Auges und Ohres zu ihren in die Außenwelt projizirten technischen Nachbildungen eingehender betrachtet haben, dürfen wir uns bei den übrigen Organen kürzer fassen.

Die Beziehungen zwischen dem menschlichen Stimmorgan und der Kirchenorgel sind leicht verständlich. Der Lunge gleicht der Blasebalg, der Luftröhre die Windlade, dem Kehlkopf die Pfeife, der Mund- und Nasenhöhle das Ansatzrohr. Aus der Konstruktion der Orgel aber hat wiederum die Physiologie die wissenschaftliche Erkenntniß des menschlichen Stimmorganes geschöpft. Die Klappen und Ventile in den technisch konstruirten Pumpwerken sind unbewußt nachgebildet dem organischen Pumpwerke — unserm Herzen; jene aber haben wiederum dem wissenschaftlichen Verständniß des Herzmechanismus gedient.

Endlich mögen von den in die Außenwelt projizirten menschlichen Organen nur noch die Knochen in Betracht gezogen sein. Der „inneren Architektur der Knochen" widmet Kapp das sechste Kapitel seines Buches. Es ist eine ausgemachte Thatsache, sagt er, daß neuerdings in den Hoch-Eisenkonstruktionen des Brückenbaues, besonders bei Eisenbahnen, gewisse Regeln der Architektur in Anwendung gebracht worden sind, für welche Physiologie und Mathematik das bisher durchaus unbekannte Vorbild in der Anordnung der Knochensubstanz im thierischen Körper entdeckt haben. Wenn man nämlich einen Gliederknochen nach seiner Längsrichtung durchsägt, so sieht man, daß die harte und feste Rindensubstanz ein schwammiges Knochengewebe (die sogenannte Spongiosa)

umgibt, welches vorwiegend an den beiden Enden des Knochens entwickelt ist. Das Gefüge der spongiosa erkennt man am deutlichsten an dem oberen Ende des menschlichen Oberschenkelknochens. Hier war es, wo zuerst Hermann Meyer in Zürich und Julius Wolff in Berlin die Architektur des Knochens kennen lernten. Beim Anblicke der Meyer'schen Präparate erkannte der Züricher Mathematiker K. Culmann sofort, daß die spongiosen Bälkchen genau in denselben Linien aufgebaut seien, welche die Mathematiker in der graphischen Statik an Körpern entwickeln, die ähnliche Formen haben, wie die betreffenden Knochen, und ähnlichen Kräfteeinwirkungen ausgesetzt sind, wie diese. Er zeichnete einen Krahn, dem er die Umrisse des oberen Endes eines menschlichen Oberschenkelbeines gab und bei dem er eine den Verhältnissen beim Menschen entsprechende Belastung annahm. In diesen Krahn ließ er unter seiner Aufsicht die sogenannten Zug- und Drucklinien von seinen Schülern hineinzeichnen. Und mit welchem Ergebniß! Es zeigten sich, daß diese Linien in allen Punkten dieselben sind, welche die Natur am oberen Ende des Oberschenkels durch die Richtungen, die sie hier den Knochenbälkchen gegeben, in Wirklichkeit ausgeführt hat. Da der Pauly'sche Brückenträger auf die Theorie der Zug- und Drucklinien basirt ist, so durfte Wolff mit Recht sagen: die Natur habe den Knochen aufgebaut, wie der Ingenieur seine Brücke. Und weiter: die Natur habe, so zu sagen, ein mathematisches Problem gelöst und eine wunderbare Bestätigung der Zug- und Drucklinien gegeben. Und wiederum fügt Kapp hinzu: so ist der Mechanismus die Fackel zur Erleuchtung des Organismus. Physiologische Vorgänge sind nicht unmittelbar zu verstehen, sondern sie müssen mit Hilfe mechanischer Vorrichtungen experimentell begriffen werden.

Das siebente Kapitel ist der Dampfmaschine und dem Schienenweg gewidmet. Was an der Dampfmaschine die hohe Bewunderung einflößt, das sind nicht jene technischen Einzelheiten, wie etwa die Nachbildung einer organischen Gelenkverbindung durch metallene Drehflächen mit Aalglätte, nicht die Schrauben, Arme, Hämmer, Hobel, Kolben, sondern es ist die Speisung der Maschine, die Umsetzung der Brennstoffe in Wärme und Bewegung, kurz, der eigenthümlich dämonische Schein selbsteigener Arbeitsleistung. Hier spricht die Erinnerung an höhere Herkunft, die den Menschen, dessen Hand das eiserne Ungethüm gebaut und freigegeben hat zum Wettlauf mit Sturm und Wind und Wogen, vor sich selbst erstaunen macht, wo jeder prüfende Blick dazu beiträgt, die Wahrheit des L. Feuerbach'schen Textwortes aller Anthropologie einleuchtend zu machen, daß der Gegenstand des Menschen nichts anders ist, als sein gegenständliches Wesen selbst.

Das achte Kapitel betrachtet den elektromagnetischen Telegraphen als das projizirte menschliche Nervensystem. Auch hier wieder bestätigt sich eine oben

wiederholt schon ausgesprochene Beobachtung, wenn Kapp sich auf die Worte Alfred Dove's beruft: „Wir verstehen den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nacherfunden haben; so das Auge, nachdem wir die camera, die Nerven, nachdem wir den Telegraphen konstruirt." Im zehnten Kapitel — das neunte, welches sich im Anschluß an Carus und E. v. Hartmann, mit dem Begriffe des „Unbewußten" beschäftigt, übergehen wir hier — gibt Kapp eine sehr anschauliche Darstellung der Maschinentechnik nach dem Werke von J. Reuleaux: Theoretische Kinematik, Grundzüge einer Theorie des Maschinenwesens. Das elfte macht uns mit dem morphologischen Grundgesetze bekannt nach Zeising's Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, welcher der „goldne Schnitt" zu Grunde liegt. Die Theilung einer geraden Linie durch den goldnen Schnitt bewirkt bekanntlich die Herstellung eines Verhältnisses, wonach der kleinere Abschnitt zum größeren sich verhält, wie dieser zur ganzen Linie. Zeising hat durch zahlreiche Messungen nachgewiesen, daß, wenn die vom Scheitel bis zur Sohle gezogene Längslinie des menschlichen Körpers durch den goldnen Schnitt getheilt wird, die Theilung regelmäßig in den Nabel fällt; es verhält sich demnach der kleinere obere Abschnitt des Körpers (der sogenannte Minor des goldnen Schnittes) zum größeren unteren Abschnitt (dem Major des goldnen Schnittes), wie dieser zur ganzen Längslinie. Theilt man den Minor und den Major nochmals durch den goldnen Schnitt, so fällt die Theilung der Minorlinie auf die Verbindung von Hals und Rumpf, die Theilung der Majorlinie auf den unteren Rand der Kniescheibe. So kann man die Theilung durch den goldnen Schnitt mit jeder Minor- und Majorlinie beliebig fortsetzen; immer wird man finden, daß entweder der Minor oder der Major, oder auch beide, einer bestimmten Gliederung entsprechen, und daß alle Gliederabschnitte des menschlichen Körpers zu einander in einem bestimmten Normalverhältnisse stehen. Kapp zeigt nun, daß die Grundform zweckmäßig konstruirter Werkzeuge, wie z. B. die amerikanische Axt, in Uebereinstimmung steht mit dem Normalverhältniß des menschlichen Organes, dem sie dienen.

Die letzten beiden Kapitel des Kapp'schen Werkes endlich behandeln die Sprache und den Staat. Daß auch der letztere in den Rahmen einer „Philosophie der Technik" hineinpaßt, davon wird der Verfasser schwerlich jemanden vollständig überzeugen; dagegen sind die technischen Beziehungen der Sprache von Kapp sehr glücklich und geistvoll aufgefaßt worden. In der Sprache, sagt er, hört der Unterschied von Kunstwerk und Werkzeug, der sonst durchweg feststeht, ganz auf. Indem sie erklärt, was sie selbst ist, übt sie gerade das aus, was sie erklären will. Mithin ist sie das Werkzeug, sich als ihr eignes Werkzeug zu begreifen, also ein vergeistigtes Werkzeug, Spitze und Vermittelung zugleich der absoluten Selbstproduktion des Menschen. Gedankenform in

dem Sinne, daß die Form selbst Gedanke und der Gedanke Form ist, ist auch sie die Einheit eines letzten Unterschiedes. Je nach ihrer Berufung an das Ohr oder an das Auge, wird die Sprache als Lautsprache und als Schriftsprache unterschieden. Die Schrift erklärt Kapp als „aller Manufakte höchstes; sie ist die Einheit von einem Idealen und Realen, ein Kunstwerk, dessen Zauber in der manu propria-Namenszeichnung, als kürzester sichtbarer Abbreviatur einer Persönlichkeit, den ganzen Menschen in sich begreift und dokumentirt. In der Schrift ist die Sprache permanent, die Schrift ist der verzauberte Laut aus dem sie in jedem Moment wieder aufklingen und auf's neue als lebendiges Wort den Geist des Hörers bannen und fortreißen kann. Kurz, der Buchstabe ist das Symbol einer unzerstörbaren Zusammengehörigkeit, der gegenseitigen Immanenz von Gehörtem und Erblicktem, von Buch als Schriftzeichen und von Stab als Lautklang, von Rede und von Schrift, mit einem Wort: er birgt das Sprachganze. Lebt daher und entwickelt sich die Sprache als Naturmacht im Menschen, so ist dessen Handschrift die Signatur seiner Abstammung, d. h. der im Allgemeinen und im Besonderen, nach Race und Nationalität, je nach dem Naturell des Individuums ausgeprägten Naturbestimmtheit. Dem „Sprich, und ich will dir sagen, weß Volkes und Geistes Kind du bist" tritt im Allgemeinen die Auskunft ebenbürtig an die Seite, welche die Charaktere der Handschrift über den Charakter des Schreibers ertheilen. Nehmen wir die Sprache als ein Ganzes, dem Ganzen der Menschheit Eigenthümliches, so erscheint sie, nach dem Zweck der Verständigung und Belehrung, als Werkzeug, aber nach dem Inhalt ihres universalen Kernstoffes als Produkt. Auf dem ganzen bisher durchschrittenen Gebiete war das Werkzeug nach seiner Entstehung um so deutlicher von den Objekten seiner Wirksamkeit zu unterscheiden, je mehr in die Sinne fallend der zu beiden verwendete Stoff war. Mit der allmählichen, sogar bis zum Lufthauch sich steigernden Verfeinerung des Stoffes verlor sich der Unterschied in ein Dunkel, aus dem er noch einmal strahlend in dem Sondergebiete eines reinen Manufaktes, in der Handschrift, hervortrat, um dann in der allgemeinen Sprachsphäre sich gänzlich zurückzuziehen.

Dies ein kurzer Auszug aus der Fülle von Thatsachen und scharfsinnigen und überraschenden Folgerungen, aus denen Kapp seine „Philosophie der Technik" aufgebaut hat. Wir zweifeln nicht, daß derselbe unsere Leser zu eignem, eingehenderem Studium des geistvollen Werkes angeregt haben wird.

Wien. M. Wilckens.

Der Komponist Kayser und seine Freunde aus der Sturm- und Drangperiode.

Von C. A. H. Burkhardt.

III.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sofort nach Kayser's Ankunft in Rom ging Goethe mit ihm an's Werk. Kayser führte seine Komposition auf dem Klaviere vor, seine Gegenwart machte, wie Goethe sich äußerte, „eine sonderbar anschließende Epoche". „Ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beste, wie das Schlimmste." Die kleinen häuslichen Störungen, die Kayser's und Tischbein's Ankunft und Beherbergung verursachten, waren bald überwunden, um so mehr, als Goethe in Kayser „einen trefflich guten Mann fand, der zu seinem Naturleben, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich, völlig paßte". Die häusliche Ordnung war bald hergestellt, die unterbrochenen Arbeiten nahmen neben den musikalischen Bestrebungen ihren regelmäßigen Verlauf. Ein Lob Kayser's übertraf das andere, auch der Herzog von Weimar wurde in das Interesse gezogen, wohl nicht ohne Rücksicht auf das, was Goethe durch ihn zu erreichen suchte. Goethe gestand, durch Kayser die italienische Musik erst zu genießen, weil man doch in der Welt ohne wahre innere Erkenntniß nichts recht genießen könne. Es war ein außerordentlich reges Leben, das sich nach Goethe's eigner Beschreibung entfaltete. Kayser's Klavierspiel in dem Künstlerkreise, der Vortrag von Kompositionen zu Goethischen Dichtungen, unter denen bereits die Symphonie zu „Egmont" war, der Verfolg der italienischen Kirchenmusiken, die geschichtlichen Studien über die Tonkunst, durch welche Kayser in die italienischen Bibliotheken geführt wurde und als Polyhistor auf fern abliegende interessante Dinge kam — das alles kennzeichnet das vielgestaltige Leben, an welchem Kayser wahrlich einen nicht geringen Antheil hatte. Goethe wurde aber auch nicht müde, den Ruhm Kayser's nach allen Seiten hin zu verbreiten.

Unter diesen Bestrebungen eilte der italienische Aufenthalt beider seinem Ende entgegen, den übrigens Kayser in Rom nur einmal unterbrochen hatte. Während die Kompositionen zum „Egmont" vollendet wurden, vertieften sich beide auch in die italienische Kirchenmusik, und namentlich machte sie Kayser zum Gegenstande seines Studiums. Schließlich stand Goethe doch früher am Ziele seiner Thätigkeit; nur um Kayser's willen, der noch einige Studien zu absolviren hatte und Noten sammelte, verzögerte er die Rückkehr nach Deutschland.

Der Tag der Abreise war ursprünglich auf den 22. oder 23. April festgestellt, und nun eilte Kayser, reich beladen mit musikalischen Schätzen, nochmals nach Weimar, um von neuem dort die dramatisch-musikalischen Versuche Goethe's zu unterstützen, denen sich inzwischen bisher kaum geahnte Schwierigkeiten entgegengestellt hatten.

Goethe's Haus stand dem Jugendfreunde offen, der treue Philipp hatte dasselbe zur Empfangnahme für beide bereitet. Hier endlich, so meinte man, sollte sich Goethe's Wunsch verwirklichen. „Ich hoffe," schreibt er an Karl August (den 6. Mai 1788), „die Umstände sollen sich fügen, daß Kayser das, was wir mitbringen genießbar machen kann."

Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Wie sich seit Goethe's Eintritt in Weimar (18. Juni 1788) in Bezug auf seine musikalischen Pläne die Dinge gestalteten, läßt sich nicht durchschauen. Das bewegte Leben der ersten Zeit, die herannahende Wiederabreise Kayser's, der am 15. August mit der Herzogin Anna Amalie abermals nach Italien zu gehen bestimmt war, schloß, wie sich Goethe ausdrückt, alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst für ihn zu. Vor allem aber war, wie David Heß*) versichert, eine kleine Mißstimmung zwischen dem Dichter und dem Komponisten eingetreten, die sich auf's engste an die auseinandergehenden Ansichten über die Aufführung der Oper anschloß. Auch das, was Goethe bezüglich der Versorgung Kayser's in Weimar im Stillen betrieb, gelangte nicht zum erwünschten Abschluß. Vielleicht sollte Kayser's Werth von neuem sich auf der Reise der Herzogin bewähren, die bei ihren musikalischen Bestrebungen mehr als andere die Bedeutung des Goethischen Freundes zu beurtheilen im Stande war.

Da trat das unerwartete, aber nach der Anlage seines ganzen Charakters nicht eben befremdende, für seinen weiteren Lebensgang aber bestimmende Moment ein, daß Kayser durch sein offenes, gerades Wesen, das zuweilen in urwüchsige Derbheit sich verkehrte, in Mißhelligkeiten mit dem Gefolge der Herzogin verwickelt wurde, plötzlich zum Erstaunen Goethe's aus dem Gefolge der Herzogin ausschied und seiner Heimat zueilte, in der er am 10. September 1789 wieder anlangte.

Dieser Umstand trug zwar nicht zum völligen Bruche mit Goethe bei, beide korrespondirten noch während des Jahres 1789 mit einander. Namentlich war es Kayser, der die Verbindung aufrecht erhielt, während Goethe in seinem Leben voller Zerstreuung nur spärliche Zeichen seiner alten Anhänglichkeit gab. Wie die Oper („Scherz, List und Rache") von Kayser komponirt war, entsprach

---

*) War Militär in holländischen Diensten, lebte dann in Zürich als Freund Kayser's und hat sich mehrfach literarisch bekannt gemacht.

sie schließlich doch nicht den gehegten Erwartungen, und die ganze Arbeit drohte verloren zu gehen. Noch dachten beide an eine musikalische Umarbeitung. Goethe wünschte die Weglassung der Rezitative; „mögen," schreibt er, „die prosaischen Deutschen den sanglosen Dialog deklamiren".

Vielleicht hätte die Verbindung beider sich noch fortgesetzt, Kayser wäre nach Goethe's Wunsch an die Umarbeitung der Oper im Laufe des Winters herangetreten, wenn er nicht durch die Mittheilung überrascht worden wäre, daß Reichardt sich Goethen durch die Komposition von „Claudine" zu nähern strebte; eine Verbindung, die wesentlich dazu beitrug, daß Kayser sich mehr und mehr zurückzog, und Goethe ihn bald kaum noch einer Erwähnung würdigte. Dagegen soll Kayser trotz seiner Spannung mit Goethe nur mit der größten Hochachtung von diesem gesprochen haben und nie haben merken lassen, daß das frühere freundschaftliche Verhältniß gestört worden sei.

Erst nach langen Jahren, als Goethe seine italienische Reise bearbeitete, dachte er des alten Freundes und wandte sich an Zelter, um von diesem ein eingehendes Urtheil über Kayser's Komposition der Oper „Scherz, List und Rache" zu erhalten und über seine Kunst ebenso in's Klare zu kommen, wie er es über seine Studien und seinen Charakter war. Vielleicht bezeichnet das, was Goethe in der italienischen Reise selbst sagt, das erbetene Urtheil Zelter's. „Ich selbst — schreibt Goethe als Bekenntniß — war schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viele Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung zu Ende gekommen wären. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt und man darf sagen, stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicher Weise litt es nach früheren Mäßigkeitsprincipien an einer Stimmenmagerkeit, es stieg nicht weiter als bis zum Terzett und man hätte zuletzt die Theriaksbüchse des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen."

Dies Geständniß zeigt klar, daß die Bestrebungen Goethe's auf dem musikalisch-theatralischen Gebiete nicht glücklich waren, daß aber auch Kayser nicht die Vorbedingungen in sich vereinigte, um sich eine Lebensstellung zu verschaffen, die seinen hohen Talenten und sonstigen persönlichen Eigenschaften entsprach. Er blieb Musiklehrer in Zürich bis an das Ende seines Lebens.

Was Goethe vergebens versucht hatte, das unternahmen 1789, als sich

Kayser's Zukunft nicht günstiger gestalten wollte, zwei seiner alten Jugendbekannten, Klinger und Schleiermacher.

Lange Zeit hindurch war die Verbindung Klinger's mit Kayser unterbrochen gewesen, als Klinger in der neuen Ausgabe seiner Werke seiner gedachte und ihm sogar seine „Neue Arria" widmete. Bald wären aber auch seine Bemühungen als gescheitert zu betrachten gewesen, als Kayser den alten Freund endlich eines Briefes würdigte, der bei aller Eigenthümlichkeit des Tones nicht verkennen ließ, „daß der Bursche gerade noch war, wie vor 17 Jahren". Aus dieser erneuten Verbindung erwuchs das Streben Klinger's, den Jugendfreund in eine angemessene Lebensstellung zu bringen. „Kaysern muß geholfen werden und ich habe ihm geholfen, will ihm noch besser helfen," schreibt Klinger an Schleiermacher (19. Oktober 1792). „Mein Chef der Graf Anhalt hat mir einen Platz für ihn zugesagt, der schon sehr gut aushilft; das Mehrere und Bessere wird sich geben und von ihm abhängen. Zu seinem gegenwärtigen und künftigen Besten ist nöthig, daß Du ihm ein Patent als Hofrath sogleich verschafffst, dadurch kommt er gleich in hiesigen Dienst. Er wird in unserm Hause angestellt werden und Du kannst leicht denken, welche Freude mir dieses macht. Unumgänglich nothwendig ist es, daß er sich in dem Sprechen der französischen Sprache unaufhörlich übe. Er braucht sie absolument zu seinem gegenwärtigen Plaz und eben so sehr, wenn er von seinen Talenten in der Musik die Vortheile ziehen will, die ich ihm versprechen kann."

Klinger schlug vor, daß Schleiermacher Kaysern bei sich aufnehmen, ihn zum Studium des Französischen, der Geographie und Geschichte anhalten möchte. „Nur hauptsächlich verschaffe ihm den Rang als Hofrath, im Fall Du ihn bis zu seiner Abreise aufnehmen willst, so schreibe ihm, daß er gleich komme, damit er seine fatalen Verhältnisse los werde, sich aufheitere, etwas kühner werde und mit mehr Muth seinen neuen Weg betrete. Gereuen soll es ihn nie. Nur flöße ihm Zuversicht ein, denn dies ist es, was die Unglücklichen seiner Sinnes Art nie haben."

Schleiermacher, der damals Kabinetssekretär des Erbgroßherzogs von Hessen-Darmstadt war, konnte es nicht schwer fallen, in der gewünschten Weise seinem Jugendfreunde nützlich zu werden. Das ersehnte Hofrathspatent wurde nicht allein ausgefertigt, sondern lag sogar vordatirt vom 3. August 1791 bereit.

Aber Kayser konnte sich nicht entschließen, wenigstens nicht so bald, den neuen Lebensweg zu betreten. Die Gründe mochten schwer wiegend sein, und im Fall Kayser eine leidliche Lage außerhalb Rußland's fand, mußte Klinger sie gelten lassen. Wahrscheinlich rechnete Kayser, wenn auch nur im Stillen darauf, daß Goethe ihn doch noch in eine musikalische Stellung berufen werde. „Ich kann

Dir nicht sagen," schrieb Klinger an Schleiermacher, „wie viel mir daran liegt, daß Kayser zur Ruhe kommt."

Aber die Wünsche Klinger's verwirklichten sich nach keiner Seite hin, er blieb zwar direkt und indirekt mit Kayser in brieflicher Verbindung, die sich aber, wie David Heß versichert, in Folge der gewonnenen politischen Anschauungen Kayser's lockerte. Kayser übte nach außen hin eine beinahe an Aengstlichkeit grenzende Vorsicht, und in den letzten zehn Jahren getraute er sich überhaupt nicht mehr den Briefwechsel mit seinem Freunde Klinger in Petersburg fortzusetzen. So blieb das Verhältniß beider bis zu Kayser's letztem Lebensjahre, obgleich beide Freunde mit unveränderlicher Liebe fest einander zugethan blieben. Einen unerwarteten Beweis davon, so erzählt uns David Heß, gab Klinger seinem Freunde anonym auf eine Weise, daß man an der alten Ergebenheit nicht zweifeln darf. Aber auch jetzt noch blieb Kayser in seiner reservirten Stellung und konnte sich nicht entschließen, den Faden des Briefwechsels wieder aufzunehmen. Da Heß mit Klinger zufällig in Verbindung getreten war, betraute Kayser ihn damit, dem Freunde des Nordens die alten freundlichen Gesinnungen zu übermitteln. Sofort antwortete Klinger und schrieb an Heß: „Ich danke Ihnen für die freundschaftlichen Zeilen, die Sie mir im Auftrag meines treuen trefflichen edelen Jugendfreundes und geliebten Bruders geschrieben haben. Sagen Sie ihm von mir, wir seyen nie getrennt gewesen und könnten es auch nicht sein. Was er mir im siebzehnten Jahre war, ist er mir im siebzigsten."

Bald darauf schrieb Klinger an Kayser selbst. Der Brief ging leider durch Unachtsamkeit verloren, nachdem er bereits über die Schwelle der Kayser'schen Wohnung geleitet war. Kayser verschloß den Unmuth darüber in seiner Seele. Nur einmal äußerte er sich in wenigen Worten darüber: „Die langersehnten Zeilen von meinem einzigen Freunde sind verunglückt, mir zwar bis in meine Wohnung zugekommen, aber ihr Anblick ist mir nicht geworden. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Sicherlich geht aus den Verhältnissen Kayser's zu Goethe, Klinger und Schleiermacher hinlänglich das Streben hervor, dem Komponisten und Jugendfreunde eine seinen Talenten entsprechende Lebensstellung zu schaffen. Daß dies trotz aller Bemühungen nicht gelang, lag zum Theil in Kayser's eigenthümlich angelegtem Wesen und in Lebensverhältnissen, die ausschließlich aus seinem Berufe und seinem dauernden Aufenthalte in Zürich sich ergaben. Wir gehen diesem Leben noch im Einzelnen etwas nach; es erklärt vieles.

Während Kayser's musikalisches Talent früh entwickelt und anerkannt war, stand er zu dem elterlichen Hause, besonders zu dem Vater, der die äußerste Strenge übte, in einem Verhältniß, welches wenig zu der Bewunderung des musikalischen Talentes und zu den Ovationen passen wollte, die ihm allseitig

dargebracht wurden. Dazu kam, daß Kayser's frühestes Liebesverhältniß mit Sannchen in Frankfurt unaufhörlich und nachdrücklich im elterlichen Hause bekämpft wurde, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Uebersiedelung nach Zürich in einigem Zusammenhange mit diesen Kämpfen stand, wenn Goethen auch bedeutendere Gründe leiten mochten, als er ihn dorthin zu vorübergehendem Aufenthalte empfahl.

Den Ruf, der Kayser vorausging, mehrte insbesondere Lavater, der in seiner Physiognomik Kayser's Kopf und Profil vier Mal kommentirte und den jungen Komponisten als das größte musikalische Genie pries. Kayser's äußere angenehme Erscheinung, die etwas Auffallendes, Vornehmes und Imponirendes hatte, seine ungewöhnliche Bildung öffneten ihm die angesehensten Häuser Zürich's; man rühmte ihm vorzügliches Lehrtalent und allseitiges Streben nach Vervollkommnung nach. Er trug sich mit großen musikalischen Projekten, beschäftigte sich, wie wir sahen, mehrfach literarisch, und man kann bei der vielseitigen Thätigkeit, die er als eifriger Freimaurer, als Dichter, Komponist und Tourist entwickelte, nicht verkennen, daß er lange Zeit hindurch auf bestimmte Ziele hinarbeitete und sich zu konzentriren verstand, wenn ihn die Lehrthätigkeit als Unbemittelten auch vielfach schädigte.

Unverkennbar hat aber auf Kayser's späteres Leben und absonderliches Wesen der unbefriedigte Drang nach dem Familienleben einen höchst ungünstigen Einfluß ausgeübt. Noch ein Mal in den mittleren Jahren seines Lebens hatte er eine tiefe Neigung zu einer Dame gefaßt, der er in Zürich Unterricht ertheilte. Aber es war und blieb ein auf gegenseitige Achtung und gleichartige Empfindungen begründetes Verhältniß, das sich nicht zu dem gestalten wollte, was seinem Herzen Nahrung gegeben hätte.

Allem Anschein nach trug diese Vereinsamung Kayser's dazu bei, daß aus dem jugendlichen Schwärmer ein abgeschlossener Sonderling wurde, der im täglichen Berufe aufging, seine Welt und seine Ideen für sich hatte, und der in der Durchbildung seiner Eigenheiten zu einer gesellschaftlichen Sonderstellung kam, die er zwar nicht für glücklich hielt, aber zu deren Abstreifen ihm doch die Kraft, vielleicht auch der gute Wille mangelte.

Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag in der Erfüllung der Tagespflichten, die ihm durch den Lehrberuf vorgeschrieben waren. In diesem wirkte er anregend und fördernd. Wenn sein rauhes, gebieterisches und wortkarges Verhalten zunächst seine Schüler abschreckte, so war bei der Zuneigung, die er für das kindliche Wesen bekundete, bei der Herzensgüte, die ihm eigen war, der Erfolg seiner Lehrthätigkeit um so gewisser, als ihm die Zuneigung und ehrfurchtsvolle Gesinnung der Schüler auf die Dauer nie fehlten.

Anspruchslos war bei allem Ehrgeiz auch sein öffentliches musikalisches

Wirken in Zürich. Er wohnte allen musikalischen Aufführungen bei und wirkte in ihnen mit, ohne sich mit der Direktion zu befassen. Nur bei der Todtenfeier seines Freundes Lavater dirigirte er die musikalische Aufführung in der Großmünsterkirche und da auch nur indirekt. Seine Verschlossenheit, der tiefe Ernst seiner Stimmung verhinderten die günstigen Wirkungen, deren seine gründliche musikalische Bildung fähig war; er hätte sich und dem großen Ganzen mehr sein können. Neben ihm wirkte in Zürich ein gleich tüchtiger edel gesinnter Musiklehrer Joh. David Brämig, der in seinen Eigenthümlichkeiten Kaysern jedenfalls nicht nachstand. Beide homogene Naturen näherten sich weder in ihrem Beruf noch im sonstigen Leben, obgleich sie zehn Jahre an ein und demselben Orte lebten und wirkten. Beide waren gleich entfernt vom Neid, der bei gleicher Wirksamkeit den einen oder andern so leicht hätte erfüllen können. Beide sprachen mit hoher Achtung von einander, aber keiner that einen Schritt zur gegenseitigen Annäherung, die so viel Ersprießliches hätte wirken können; ja Heß versichert, daß keiner den andern habe spielen hören.

Neben Lavater's Urtheil über Kayser's musikalische Bedeutung liegt uns das von Chr. Fr. Daniel Schubart*) vor, der sich folgendermaßen äußert: „Kayser ist der beste musikalische Kopf, die Originalität seines Charakters drückt sich in allen seinen Kompositionen, wie in seiner Spielart aus; seine Faust ist geflügelt und schimmernd, der Umriß seiner Passagen stark markirt, seine Manieren sind rund und schön, sein Triller ist kräftig . . ., sein Satz ist gründlich und männlich, voll Einfalt und zur Größe aufstrebend. Und doch hat dieser Musiker wenig Sensation in Deutschland hervorgebracht. Es fehlt ihm an Grazie, an Gefälligkeit und Leichtigkeit der Melodieen. Sein Satz ist oft mürrisch und finster.“ Der größte Tadel, den Schubart ausspricht, ist der, daß Kayser Originalität affektirt habe, wogegen sich David Heß am meisten wendet, weil Kayser's edler Stolz und angeborene Originalität diese Verirrung nicht zugelassen habe.

Das Urtheil Schubart's enthält bei allem Tadel Momente genug, die geeignet gewesen wären, Kayser's Thätigkeit eine allgemeinere Anerkennung zu sichern. Seitdem es aber Goethen nicht geglückt war, ihn in ein passendes Geleis für seinen Lebensberuf zu führen, war es bei dem Naturell Kayser's leicht begreiflich, daß er aller emporführenden Pläne sich entschlug und kaum selbständige Versuche machte, seinen Kompositionen durch Veröffentlichung derselben Theilnahme und Anerkennung in weiteren Kreisen zu verschaffen. Viele seiner Schöpfungen sind nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden. Unter ihnen ist eine jedenfalls hervorragende, die Frucht seines zweiten italienischen

*) In seinen „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“, herausgegeben von Ludwig Schubart. Wien, 1806. S. 219.

Aufenthaltes, die „Römischen Nebenstunden" wahrscheinlich untergegangen, nachdem es Goethen nicht geglückt war, einen Verleger für diese zu finden.

Um so intensiver strebte Kayser in stiller Zurückgezogenheit nach eigner weiterer Vervollkommnung; sein Freund Heß versichert uns, daß er Polyhistor in eminentem Sinne gewesen sei. Er hatte sich bei bescheidenen Mitteln in den Besitz einer reichen Bibliothek gesetzt, die er genau kannte, weil er jedes Buch exzerpirte. Seine Exzerpte waren systematisch geordnet; er verfolgte alle Erscheinungen auf wissenschaftlichen Gebieten, unter denen besonders die deutsche Literatur und Gelehrtengeschichte eine hervorragende Stelle einnahmen. Besonders reich war der Artikel Bibliographie, der sich über alle denkbaren Fächer verbreitete und eine Masse anscheinend unwichtiger Notizen enthielt, die ihm aber alle von hohem Interesse waren, weil sie für irgend einen Zweck sich förderlich erweisen konnten. So nahm er alles auf, nicht blos was dem höheren intellektuellen, sondern auch was dem praktischen Leben gehörte, und dennoch führte er ein blos kontemplatives Leben, und weder sein Aeußeres, noch seine immer gehaltreiche, wenn auch lakonische Konversation ließen in ihm die Pflege kleinlicher Detail-Liebhaberei vermuthen, da sie bei der angeborenen Kraft seines nach Idealen strebenden Geistes ihm keinen Eintrag that; ein universelles Streben blieb ihm stets.

Im schneidenden Gegensatz zu den wissenschaftlichen Bestrebungen standen seine Ansichten über das Gebiet der Geistesaufklärung, die er nur in höchster Beschränkung verbreitet wissen wollte. Es hing dies unstreitig mit seiner politischen Richtung zusammen, die in der Jugend freisinnig, sich mehr und mehr, namentlich seitdem die Wirkungen der französischen Revolution fühlbar geworden waren, konservativ gestaltete, bis er dann völlig mit den neuen Formen der politischen Welt brach und als ihr schrofffster Gegner anzusehen war.

Ueber sein sonstiges Leben, dem es an Monotonie nicht gebrach, liegen uns nur wenig Nachrichten vor. Nur in einer Richtung muß er Bedeutendes geleistet haben. Es war sein maurerisches Denken und die eminent nachhaltige Thätigkeit auf diesem Gebiete, die er von seinem Eintritt in Zürich bis zu dem letzten Athemzuge bethätigte. Er galt, und wohl nicht mit Unrecht, als ein tief Eingeweihter in die königliche Kunst, er unternahm bedeutende Reisen in Angelegenheiten seiner Loge; schon 1782 entsandte sie ihn mit Diethelm Lavater auf den großen Freimaurer-Kongreß nach Wilhelmsbad, und 1811, als die Züricher Loge ihre Arbeit nach längerer Unterbrechung wieder aufnahm, wollte sie ihn zum Großmeister ernennen. Kayser's Bescheidenheit ließ die Annahme dieser ehrenvollen Stellung nicht zu; aber er blieb dem maurerischen Streben mit seinem überlegenen Wissen und seinem Thatendrange bis zu seinem Ende treu. Freunde wie Klinger schrieben wohl aus Unkenntniß dessen, um was es sich

bei diesen Bestrebungen handelte, die Ausbildung des eigenthümlichen Wesens seinen maurerischen Schwärmereien zu. „Er ist ein Schwärmer, lebt mit Schwärmern und wer mag die verstehen!" Welt- und Menschenkenntniß sprach Klinger dem Freunde ab, dessen Herz „durch keine schwarze Erfahrung geengt" worden sei.

Kayser war der Mann musterhafter Ordnung. Er zeichnete sich, nachdem er alle weiterführenden Pläne, wie es scheint bald nach seiner Rückkehr aus Italien, aufgegeben, durch ein beispiellos regelmäßiges und einfaches Leben aus. Trotzdem war er in beständigem Kampfe mit den Sorgen des Lebens, in welchen er aber seinen vollen Ehrgeiz behauptete und anstatt in der Heimat lieber fern an die Pforten alter Freunde um Hilfe anklopfte. Es entrollt sich uns ein trübes Bild, wenn wir der Zeiten gedenken, wo Schleiermacher ihn mit edlem Sinne unterstützte und Kayser's Leben voll von Sorgen und Bekümmernissen verlief, von dem Goethe, der es „abstrus" zu nennen wagte, wohl keine Ahnung hatte.

In seinen letzten Lebensjahren — so erzählt uns David Heß — verließ Kayser seine alte Wohnung, die in der Stadt hinter Zäunen lag, um sie mit einer geräumigeren zu vertauschen. Um seine reiche Bibliothek besser entfalten zu können, miethete er sich im Hause zur Tanne an der Oberstraße ein und ging auch jetzt noch seinem oft beschwerlichen Berufe nach. Aber allmählich stellten sich bei ihm auch noch die körperlichen Beschwerden des höheren Alters ein. Schon 1821 wurde er von der Gicht heimgesucht, die sich auf die Augen warf und ihn geraume Zeit zur drückenden Unthätigkeit verurtheilte. Zum Gebrauch einer Kur in Baden konnte er sich nicht entschließen. Obwohl sein Zustand sich besserte, erholte er sich doch nicht mehr, seine Gesichtszüge fielen zusammen, sie waren ernster, düsterer als zuvor. Da regte sich in ihm ein stilles Heimweh nach seiner alten Vaterstadt Frankfurt, die er so lange nicht mehr gesehen hatte. Er beschäftigte sich mit dem Gedanken, dorthin zurückzukehren und seine Tage an der Seite einer geliebten Schwester zuzubringen. Aber das Schicksal versagte ihm die Erfüllung dieses Wunsches. Gegen Ende des Jahres 1823 traf die unerwartete Nachricht von dem Hinscheiden seiner Schwester ein; das traurige Ereigniß erschütterte ihn tief, obwohl er desselben nur bei nahestehenden Freunden gedachte.

Am Abend des 19. Dezember kehrte er aus der Stadt zurück und fühlte sich unwohl. Sein Arzt Dr. Diethelm Lavater, der auf eine starke innere Erregung schloß, erkannte bald die Symptome eines Nervenfiebers. „Es mag etwas dergleichen gewesen sein", erwiederte Kayser, ohne des Zufalls weiter zu gedenken. Er fügte sich den ärztlichen Anordnungen und war gefaßt und ruhig. Auch fand er noch die Kraft, seine Angelegenheiten zu ordnen, seine letzte Verfügung zu treffen, wobei er auch an die Belohnung seiner treuen Pflegerin dachte.

Im Gefühl des herannahenden Todes kleidete er sich um und begab sich zur Ruhe. Jeden Beistand leicht abwehrend, verschied er kurz nach Mitternacht. Er ruht auf dem Friedhofe hinter dem Bethause der Oberstraße.

Was Kayser an maurerischen Schriften besonders verpackt hinterlassen hatte, wurde der Züricher Loge ununtersucht übergeben, nachdem ein Bruder des Verewigten angelangt und den gesammten Nachlaß in Empfang genommen hatte. Kayser's reiche Bibliothek kam in die Hände der Antiquare, von seinen reichen Korrespondenzen findet sich nur weniges noch vor oder ist zum Theil unzugänglich. Schwerlich wird es unter diesen Umständen gelingen, das Lebensbild Kayser's zu vervollständigen. Seine Bedeutung wird aber auch der vorstehende lückenhafte biographische Versuch erkennen lassen.

Als der Tod Kayser's seinem Freunde Klinger gemeldet wurde, erwiederte dieser kurz darauf in einem Schreiben an David Heß: „Ja er war ein eigner aber reiner und edler Mensch, gebildet aus, durch und für sich selbst aus seinem Innern. Sein stiller Geist, sein reines Herz waren seine Lehrer und Leiter und führten ihn zum stillen Leben, für das er allein geschaffen war."

Politische Briefe.

VI.

Der Zolltarif.

Am 31. März beendete die Tarifkommission ihre Arbeit und legte damit dem Reichskanzler das erwünschteste Geschenk auf den Geburtstagstisch des ersten April. Am 2. April ging der Tarifgesetzentwurf nebst dem Tarif in den Morgenstunden gedruckt dem Bundesrath zu, auf dessen um 2 Uhr Nachmittags desselben Tages abzuhaltender Plenarsitzung der Entwurf bereits stand. Doch erklärten einige Mitglieder, sich so rasch nicht haben informiren zu können; so wurde der Entwurf auf die Tagesordnung vom 3. April gesetzt und mit unbedeutenden Modifikationen außer einer zum Bundesrathsbeschluß erhoben. Am 4. April Abends ging er bereits als Vorlage dem Reichstage zu, der sich einige Stunden vorher bis zum 28. April vertagt hatte, doch nicht ohne Anstalt getroffen zu haben, daß den Reichsboten jede inzwischen etwa eingehende Vorlage nachgesendet werden könne.

Das Werk ist also da. Es wurde bereits in der ersten durch die Tarifkommission dem Bundesrathe vorgelegten Gestalt bekannt, die wenigen Verän-

derungen, welche der Bundesrath vorgenommen, sind ebenfalls bekannt. Es hat auch schon Urtheile die Hülle und Fülle gegeben. Zuerst werden, wie natürlich, die Aeußerlichkeiten bemerkt, die etwa zu bemerken sind. Man wundert sich, daß kein neues System der Tarifklassen aufgestellt worden, nachdem der Reichskanzler die bisherige Klassifikation wiederholt für mangelhaft erklärt. Man wundert sich, daß das System der Werthzölle nicht eingeführt worden, nachdem der Kanzler in seinem Schreiben vom 15. Dezember sich für Werthzölle, die nach Gewichtseinheiten zu erheben, erklärt. Diese Bemerkungen sind unbestreitbar, was die Thatsache anlangt, aber ungerechtfertigt, soweit sie Tadel erregen wollen, und unmotivirt, soweit sie Befremden ausdrücken wollen. Die Tarifkommission hat das Mögliche geleistet, indem sie vom 3. Januar bis zum 31. März die sämmtlichen Positionen des bisherigen Zolltarifs berathen und größtentheils umgearbeitet hat; die schwierige Aufgabe einer Tarifirung nach dem Werthe und der Auffindung eines Systems, um ein durchgehendes Verhältniß zwischen dem Werth jedes Artikels und dem Eingangszoll herzustellen, war eine in dieser Arbeitszeit nicht zu lösende Aufgabe, wenn sie überhaupt lösbar ist neben den übrigen an den Tarif zu stellenden Anforderungen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Anforderung einer besseren Gruppirung des Tarifes. Auch diese Anforderung hört nicht auf, wohlbegründet zu sein, weil ihr in der gegebenen Arbeitszeit nicht entsprochen werden konnte. Nun sagen die bekannten klugen Leute: warum mußte die Arbeitszeit so kurz sein? Es sind das diejenigen Leute, deren Klugheit viel zu groß ist, um jemals zu lernen, daß der Mensch noch nicht über das Elend der Thierheit hinaus wäre, wenn er bei jedem Schritt hätte warten sollen, bis er den gegebenen Zustand nicht mit einem besseren, sondern mit dem vollkommnen hätte vertauschen können. Wir würden auch den jetzigen Zolltarif mit allen seinen Gefahren und Schäden in alle Ewigkeit behalten müssen, wenn wir ihn nur mit dem vollkommensten aller Tarife vertauschen wollten. Aber darum handelt es sich nicht, wenigstens nicht für diejenigen, die klug genug sind, nicht auf die höchste Klugheit zu warten. Es handelt sich um die Steigerung der Reichseinnahmen durch einige Finanzzölle, um den Schutz einiger Gewerbe, deren Nothstand als Folge der bisherigen Zollpolitik mit Händen zu greifen ist, um einige Kampfzölle auf Einfuhrartikel, für deren etwaiges Ausbleiben nöthigenfalls ein Ersatz zu finden ist, deren Produzenten aber durch den Kampfzoll vermuthlich zu der Einsicht kommen werden, daß sie, anstatt die Einfuhr nach Deutschland zu verlieren, besser thun, die Zahlung künftig in deutscher Waare anzunehmen. Wenn der Tarifvorschlag diese drei Arten von Zöllen im Allgemeinen richtig aufgefunden hat, so ist er ein verdienstvolles und wohlthätiges Werk. Daß er in den Einzelheiten mit den Jahren vervollkommnet, in der Methode abgerundet und ver-

einfacht, neu erkannten oder neu entstandenen Bedürfnissen angepaßt werden muß, ist völlig selbstverständlich. Es handelt sich um den ersten Schritt auf den richtigen Weg, während die Kritiker verlangen, man solle sogleich den letzten Schritt thun. Damit ist die Kritik gerichtet, aber nicht die Arbeit der Tarifkommission. Andere Kritiker machen es der Kommission zum Vorwurf, daß sie keine Berechnung aufgestellt hat, was die neuen Zollsätze für Erträge liefern werden. Ja, wer so klug wäre, das zu wissen! Die Klugen verlangen wieder einmal das Unmögliche. Man soll doch nur nie vergessen, daß es der praktischen Staatskunst niemals vergönnt ist, Maßregeln nach einem unfehlbaren Prinzip zu konstruiren und die Wirkungen nach diesem Prinzip zu berechnen. So zu verfahren versucht der Mechaniker; und wenn er zehnmal nach dem wissenschaftlich richtigsten Prinzip verfährt, so kommt der praktische Erfolg doch erst nach hundertfachen Versuchen — wenn er kommt. Der Mechaniker kann ein richtiges Prinzip haben; das Zusammenwirken seiner Mittel muß er erst erproben, weil er nicht von allen Mitteln die erschöpfende Kenntniß haben kann. So ergeht es dem Mechaniker, und doch ist seine Aufgabe wie ein Kinderspiel gegen die des Staatskünstlers, der mit den lebendigsten, zusammengesetztesten und veränderlichsten Elementen zu thun hat. Und doch muß es eine Staatskunst geben; ohne sie zerfallen und versinken die Völker. Während langer Zeiträume braucht sie nur in Tradition zu bestehen; wenn aber die Vorsehung haben will, daß ein Volk bestehe und wachse, so schenkt sie ihm einen Künstler, von dessen Vorbild die traditionelle Praxis durch Jahrhunderte zehren mag. Das staatlich zerrissene Deutschland konnte eine nationale Zollpolitik nicht haben, es konnte nicht daran denken, ein System der Zölle zu erstreben, welches das harmonische Emporblühen der einheimischen Erwerbsthätigkeit bezweckt. Ein solches System kann nur von einem politischen Zentralpunkt ausgehen, und es kann nicht durch eine noch so lange sitzende Kommission in vollkommener Gestalt gefunden, es kann nur durch eine in ihrer Bewegung möglichst unbehinderte Zentralgewalt experimentirend nach und nach hergestellt werden. Man kreuzigt und segnet sich freilich, daß an dem lebendigen Körper der Volkswirthschaft fort und fort experimentirt werden solle. Aber man hat nur dann das Recht sich zu bekreuzigen, wenn man sich von der Sache die absurdesten Vorstellungen macht. Wenn das Rezept einer guten Speise, in den Grundbestandtheilen unverändert, bei täglicher Bereitung eine Zeitlang täglich sich vervollkommnet, so wird der Magen der Genießenden nicht zu Tode experimentirt. Genau so ist es jetzt mit dem Rezepte für die deutsche Volkswirthschaft. Der es verordnet, weiß, was er will und wie er es will. Dem Kranken ist es besser, nach einem unvollkommenen Rezept bedient zu werden, als nach einem schädlichen, und die Besserung des Kranken wird

täglich fortschreiten, je vollkommener das Rezept in Theorie und Praxis durch die fortwährende Anwendung ausgebildet wird.

Die deutsche Nation kann nicht dankbar genug sein, daß sie nicht blos den politischen Zentralpunkt gewonnen hat, von welchem aus zentrale Aufgaben überhaupt in Angriff genommen werden können, sondern daß sie in dem Schöpfer der Zentralgewalt zugleich den Staatsmann gewonnen hat, der mit dem Muthe der größten Entschlüsse zugleich die Gewalt persönlicher Ueberlegenheit besitzt, die Unermeßlichkeit parlamentarischer Bedenken fortzureißen oder hinwegzustoßen. Denn nie käme ein Parlament aus sich heraus oder unter gewöhnlichen Ministern zu einem solchen Entschluß, nie käme die öffentliche Meinung in Deutschland zu der Klarheit, Festigkeit und zu dem Uebergewichte der Stimmen, um ein Parlament in diesen Fragen auf einen bestimmten Weg zu drängen. In Folge unserer staatlichen Zerrissenheit sind auch unsere wirthschaftlichen Interessen auseinandergerissen. Die lange Zeit fast unbestrittene Herrschaft einer so absurden Theorie, wie es die Manchesterdoktrin, diese Waffe des englischen Handelsübergewichtes, in ihrer Anwendung auf Deutschland ist, wäre völlig unbegreiflich, wenn die Erklärung nicht unmittelbar vor den Augen läge. Die Unterwerfung unter die Manchesterdoktrin war die Verzweifelung, jemals den richtigen Weg der Handelspolitik der Zerrissenheit der Interessen gegenüber einschlagen und experimentirend verfolgen zu können. Auch von dieser Verzweifelung hat die Vorsehung uns erlösen wollen, indem sie uns einen Bismarck gab. Es scheint, daß sie durch diesen Mann alles für uns thun will, was wir selbst in Folge der verschuldeten und unverschuldeten Irrwege unserer Geschichte nicht mehr zu thun im Stande waren. Um so strenger wird sie Rechenschaft fordern, wenn wir mit dem überreichlich gespendeten Pfund fortan nicht zu wuchern verstehen.

Bei weitem die wichtigste Veränderung, welche der Bundesrath an der Kommissionsvorlage vorgenommen, ist die Hinzufügung einer allgemeinen Vollmacht für den Bundesrath, jeden Einfuhrzoll um den doppelten Betrag des jetzt einzuführenden Tarifes zu erhöhen gegenüber solchen Staaten, welche Schiffe oder Waaren deutscher Herkunft ungünstiger behandeln als jene anderer Staaten, oder welche deutsche Erzeugnisse erheblich höher belasten, als ihre Erzeugnisse in Deutschland belastet sind. In dieser Vollmacht, welche den Bundesrath berechtigt, nöthigenfalls den ganzen Tarif in einen Kampfzolltarif zu verwandeln, liegt erst die wahrhaft wirksame Waffe der neuen Zollpolitik. Eine solche Waffe kann nie durch die gesetzgebenden Faktoren eines Staates gehandhabt werden, einem Bismarck kann man sie anvertrauen mit der Zuversicht des höchst energischen und zugleich höchst vorsichtigen Gebrauches, vorsichtig in Bezug auf die innere Volkswirthschaft und die äußere Interessenpolitik,

energisch in der Verachtung aller Scheinmachtheile nach innen und außen. Wenn man diese Vollmacht dem Bundesrathe gibt, so gibt man sie dem Vorsitzenden desselben, solange dieser Vorsitzende Fürst Bismarck ist. Unter einem andern Vorsitzenden wird weder dieser Vorsitzende selbst noch der Bundesrath die Vollmacht gebrauchen, auch wenn sie noch zu Recht besteht. Sie wird alsdann von selbst erlöschen, ohne daß für die Zurücknahme ein Mund sich rührt.

Wir haben nur zu wünschen, daß der, für den die Vollmacht ausgestellt werden soll, den Geschäften erhalten bleibt, bis der Zweck der Vollmacht erreicht ist.

Ungeschichtliche Geschichten.

Wie die Naturwissenschaften, so hat auch die Geschichtschreibung in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich große Fortschritte gemacht. Die Methode ist vielfach eine andere geworden, man geht von richtigeren Grundsätzen aus, und Zufall oder Forschung haben neue Quellen geöffnet. In Folge davon ist ein nicht geringer Theil dessen, was die wissenschaftlichen Historiker noch vor fünfzig Jahren unbesehen für ausgemachte Thatsache hielten, und was die Schule und die populäre Literatur, jenen vertrauend, als Thatsache in's Volk brachten, in dessen Kreisen es sich dann einwurzelte und fortpflanzte, bei genauerer Betrachtung als unbegründet erkannt und daraufhin aus den Geschichtsbüchern gestrichen oder doch wesentlich modifizirt worden.

Eine große Anzahl von Dingen, Einrichtungen und Ereignissen der Vergangenheit, die noch in den zwanziger und dreißiger Jahren selbst der gelehrten Welt vollkommen feststanden und bis in die vierziger Jahre hinein in Gymnasien, sowie in Weltgeschichten und Konversationslexicis für die gebildeten Schichten der Nation unbefangen vorgetragen wurden, haben sich in nichts aufgelöst oder wenigstens ein ganz anderes Gesicht bekommen. Für geschichtlich gehaltene Persönlichkeiten sind zu mythischen Helden oder Gottheiten geworden, andere zu bloßen Repräsentanten kulturhistorischer Perioden, wieder andere zu absichtlichen Erfindungen, die meist die Urzeit eines Volkes schmücken oder schänden oder als Beispiele für die Güte einer Philosophie, einer Religion, einer politischen Doktrin dienen oder auch Gelehrten, die vor einer Lücke standen und Lücken in ihrer Darstellung für ehrenrührig hielten, aus der Verlegenheit helfen sollten. In gleicher Weise hat man historische Entwickelungen, Zustände

und Ereignisse, die mit Mythen oder Hypothesen durchsetzt waren, dieser Zusätze entkleidet und in ihrer eigentlichen Natur erkannt. Die meisten von den Anekdoten und den wohlgesetzten Reden, sowie viele von den Aussprüchen, welche die alte Geschichtschreibung an den Namen dieses oder jenes großen Mannes knüpfte und mit Vorliebe nacherzählte, sind von der heutigen für apokryph erklärt worden. Tyrannen haben sich in ganz achtbare und in ihrer Art wohlgesinnte Leute, dagegen vielgerühmte Fürsten, Staatsmänner oder Parteiführer sich in Mittelmäßigkeiten, in beschränkte Köpfe, in ordinäre Egoisten verwandelt. Von gewaltigen Schlachten, von ganzen Kriegen sogar hat sich gezeigt, daß sie, so genau man über sie bis in's Einzelne unterrichtet zu sein meinte, niemals stattgefunden haben.

Trotzdem wird in ziemlich weiten Kreisen selbst protestantischer Länder nicht Weniges der Art noch für baare Münze gehalten und in katholischen sogar in höheren Schulen als solche ausgegeben und arglos angenommen, und so ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn man diesen Uebelstand einmal zur Sprache bringt. Die Gefahr, manchem unserer Leser nichts Neues zu sagen, darf unseres Erachtens nicht davon abschrecken. Denn das Publikum besteht allenthalben nur zu einem kleinen Bruchtheile aus Gelehrten, und selbst diesen werden, soweit ihr Fach nicht die Bearbeitung der Geschichte ist, einige von unseren Mittheilungen willkommen sein.

Selbstverständlich können die nachfolgenden Notizen die Masse von natürlich gewachsenen oder absichtlichen Fabeleien, die sich mit dem echten Stoffe der Geschichte vermischt und verschmolzen haben und für Viele noch heute an ihr haften, nicht erschöpfen. Unsere Aufgabe kann nur die sein, auf das Vorhandensein derselben aufmerksam zu machen, zur Vorsicht zu mahnen wo etwas irgendwie zweifelhaft erscheint. Zweifelhaft erscheinen sollte aber alles recht Großartige, Glänzende, Abenteuerliche und Außerordentliche, desgleichen alles Pointirte und Plötzliche. Das Geschichtsbild verliert durch solche Vorsicht allerdings manchen poetischen Zug, manche erhebende und rührende Stelle, allerlei Erbauliches, Biederes, Witziges und Ueberraschendes, aber es wird wahrer, und das ist die Hauptsache. Die Fiktion braucht nicht zu sterben, wenn sie dahin verwiesen wird, wohin sie gehört, in den Bereich, aus dem der Dichter seine Stoffe nimmt.

Zwei Grundirrthümer besonders haben die frühere Auffassung der Entwickelung der Menschheit stark beeinflußt und wirken hie und da noch fort. Der eine bestand darin, daß man die Menschen und Ereignisse, durch die jene Entwickelung sich vollzogen hat, nicht, wie es jetzt geschieht, aus ihrer Zeit heraus, sondern nach der Moral der unseren oder gar nach seiner besonderen politischen oder religiösen Ansicht beurtheilte und darstellte. Der

andere Irrthum war der, daß man die älteste Zeit als die vollkommenste ansah, daß man an eine altorientalische und ägyptische Urweisheit glaubte, von der hinweg es mit der Menschheit bergab gegangen sei, und daß man so den ganzen Charakter und das Wesen der Geschichte verkannte, die doch nichts Anderes als eine Entwickelung des Menschengeschlechts aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit, zur Ausprägung aller in dasselbe gelegten Fähigkeiten des Denkens, Empfindens und Genießens ist — eine Entwickelung, welche sich im Einzelnen zwar nicht in gerader Linie, sondern spiralförmig, mit scheinbaren Unterbrechungen und Rückschritten, im Großen und Ganzen aber doch stetig vollzieht.

Gewisse Mythen, Sagen und Legenden, in denen Wunder, Erscheinungen von Göttern, heiligen und übermenschlich gestalteten und begabten Heroen, Gespenster und andere Naturwidrigkeiten eine Hauptrolle spielen, hatte die moderne Geschichtschreibung nicht zu bekämpfen; denn sie charakterisirten sich von selbst vor dem Blicke des Verständigen von vornherein als Unmöglichkeiten. Kein Mensch von Urtheil wird im neunzehnten Jahrhundert die Mythen, welche die Gründung Athen's und Rom's umspinnen, die Thaten des Herakles, den Argonautenzug, die Kämpfe vor Ilion, die Fahrt des Aeneas von Troia nach der Tibermündung, den Sprung des Curtius, die Erzählung vom Ringe des Polykrates und Aehnliches im Ernst für geschichtlich gehalten haben. Gleiches ist ferner von gewissen Mythen der hebräischen Urzeit, von dem Besuche Gottes bei Abraham, von Lot's Weib, das sich in eine Salzsäule verwandelte, vom Ringen Jakob's mit dem Herrn, wobei jenem die Hüfte ausgerenkt wurde, von Simson, der Hunderte von Philistern mit einem Eselskinnbacken erschlug, und von Elias, der Feuer auf die Baalspriester herabflehte, anzunehmen. Dasselbe gilt endlich von einer Anzahl Mythen, die von nordischen Chronisten und Geschichtschreibern, Jornandes, Paulus Diaconus, Saxo Grammaticus u. a., in ihre Berichte verflochten worden sind, und von allen christlichen, mohammedanischen und buddhistischen Legenden, soweit sie mit der Natur im Widerspruche stehen.

Aber auch andere Angaben, solche, die sich zwar mit den Naturgesetzen vereinigen ließen, sich aber aus inneren Gründen sofort als äußerst unwahrscheinlich kennzeichneten, waren nicht erst als Unmöglichkeiten zu charakterisiren. Nur eine Geschichtsbehandlung, welche das Gegentheil von dem war, was sie hätte sein sollen, konnte die Franken von den Trojanern, die Bewohner der schweizerischen Urkantone von Skandinaviern oder Niedersachsen, das jetzt regierende sächsische Königshaus von Wittekind, dem Stammhäuptling der Sachsen des Wesergebietes, abstammen lassen oder, wie von nicht wenigen Engländern und Yankees noch heute geglaubt wird, behaupten, Amerika sei von den verlorenen zehn Stämmen Israel's bevölkert worden. Ebensowenig Berücksichti-

gung konnten bei denkenden Menschen Erfindungen wie die vom König Friso beanspruchen, der 303 v. Chr., vom Indus herkommend, an der Nordsee ein Reich gegründet haben sollte, oder die vom Ursprung der Freimaurerei beim Bau des Salomonischen Tempels oder gar bei Errichtung der Pyramiden, und von einer Fortpflanzung der Lehren und Bräuche dieses Geheimbundes durch die griechischen Mysterien und die mittelalterlichen Tempelritter.

Glaubhafter konnte einer Zeit, die wenig geschichtlichen Sinn besaß und in der Exegese noch nicht so weit gekommen war, wie die gegenwärtige, mancherlei Anderes erscheinen. Sie konnte meinen, daß Abraham und die übrigen Erzväter der Israeliten, abgesehen von den Wundern in ihrem Leben, wirkliche Menschen gewesen seien, während wir jetzt wissen, daß sie rein mythische Heroen oder, noch wahrscheinlicher, Götter der hebräischen Urzeit waren. Jene alte Zeit konnte ferner die Erzählung von Judith, die den Holofernes erschlägt, für Geschichte und den Bericht vom frommen Tobias mit Abrechnung einiger Mirakel für die Biographie eines gottesfürchtigen Juden halten, der während des babylonischen Exils gelebt. Jetzt wissen wir, daß das Buch Judith ein patriotischer Roman und daß das Buch Tobiä gleichermaßen ein Erzeugniß wohlmeinender Tendenz ist. Jene Zeit konnte endlich, um noch eins anzuführen, unbedenklich annehmen, daß die Anekdoten, die Plutarch von seinen Helden erzählt, auf Wahrheit beruhen, und daß die langen, schöngedrechselten Reden voll Schwung und Weisheit, die Livius seinen Feldherren und Staatsmännern in den Mund legt, wirklich von ihnen gehalten worden seien. Nichtsdestoweniger aber sind jene Anekdoten offenbar zum großen Theil und diese Reden sammt und sonders im Wesentlichen Kunstprodukte.

Lange Zeit hat sich unsere studirende Jugend an Harmodios und Aristogeiton begeistert, die „im Myrthenzweige das Schwert trugen und den Tyrannen erschlugen, um Athen wieder unter die Herrschaft gerechter Gesetze zu bringen". Wie wir aber jetzt und schon seit geraumer Zeit wissen, hatten die Tyrannenmörder zwar bei den Panathenäen des Jahres 514 unter den festlichen Myrthenzweigen, die sie trugen, Schwerter verborgen, haben auch den Tyrannen Hipparch umgebracht; der Beweggrund ihrer That war aber nichts weniger als politischer Natur, sondern Eifersucht bei Aristogeiton und beleidigte Familienehre bei Harmodios, und die Ermordung des Tyrannen hatte keineswegs unmittelbar die Wiederherstellung der altgesetzlichen Zustände im attischen Staate zur Folge. Der Mord war ein Akt der Rache für eine zugefügte Beleidigung und zugleich ein Ausfluß der Furcht, daß noch andere Beleidigungen folgen würden; ideale Motive wirkten dabei in keiner Weise mit. Der eine Mörder fiel bei der That unter den Streichen der Leibwache, der andere wurde von dem Bruder des Tyrannen dem Scharfrichter übergeben, und statt

daß der Mord die Freiheit gebracht hätte, war das Gegentheil die Folge: Aus der volksfreundlichen und vielfach segensreichen Regierung der Peisistratiden wurde eine unerträgliche Zwingherrschaft voll Blut- und Geldgier, die noch ganze vierthalb Jahre auf der Stadt und ihren Bürgern lastete.

Verschiedene Berichte Herodot's, z. B. die über Astyages, Kyros und Kroisos, fallen unzweifelhaft wenigstens zum Theil in die Kategorie des Mythus. Noch sicherer läßt sich dies behaupten von gewissen Erzählungen aus dem frühen und späten Mittelalter, in denen man ehemals wirkliche geschichtliche Vorgänge oder doch Spuren der Reste von solchen erkennen wollte. Noch heute wird am Rheine der Berg gezeigt, wo Siegfried den Drachen erschlagen, und im Odenwalde der Quell, wo Hagen's Speer ihn durchbohrt haben soll. Aber Siegfried hat nie gelebt, als in der Mythe und der Poesie, er war ursprünglich eine Personifikation der Sonne — wie der hebräische Simson —, dann ein Held der altgermanischen Wanderdichter; und ebenso wenig wie er haben die meisten der gigantischen Männer- und Frauengestalten des Epos, das seinen Tod und Chrimhild's Rache besingt, und die Schicksale dieser grimmen Recken etwas mit der Geschichte zu schaffen. Dietrich von Bern, der Ostgothenkönig Theodorich, und Etzel, der Großchan der Hunnen Attila, figuriren im Nibelungenliede nur mit ihrem Namen, nicht mit ihrem Wesen und ihren Thaten.

Wir haben aber noch viel auffallendere Beispiele ungeschichtlicher Personen und Dinge anzuführen, die vor nicht langer Zeit noch allgemein für geschichtlich galten. Noch heute wird es wahrscheinlich Leute geben, die über die Eroberung Britannien's durch die Angelsachsen wohl unterrichtet zu sein glauben. Die einen werden uns die von den meisten Geschichtschreibern adoptirte angelsächsische Ueberlieferung erzählen, andere vielleicht die etwas romantischer klingende britische Tradition. In beiden liegen Namen, Oertlichkeiten, Jahreszahlen, Ereignisse vollkommen klar und bestimmt vor, so daß es scheint, als ob kaum daran zu zweifeln sei. Und doch hat Lappenberg schon vor 40 Jahren mit zwingenden Gründen den Beweis geführt, daß nichts von allen diesen Einzelheiten begründet, daß Alles Sage und Mythe und nicht einmal die Existenz der Brüder Hengist und Horsa nachzuweisen sei.

Karl der Große gehört allerdings der Geschichte an, aber in vielen seiner Züge zugleich der Sage, und ältere Geschichtschreiber schieden die letztere nicht aus. Was man von seiner Tafelrunde zu wissen glaubte, fiel mit der Erkenntniß, daß die Erzählungen des Erzbischofs Turpin, seines Zeitgenossen, von den Thaten seiner Paladine ein Machwerk aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war. Die Geschichte von seiner Tochter Emma, die des Nachts ihren Geliebten Eginhard auf ihrem Rücken über den Hof der kaiserlichen Pfalz getragen haben sollte, damit dessen Fußtapfen in dem frischge-

fallenen Schnee ihre Zusammenkunft nicht verriethen, ist sehr anmuthig, aber durchweg Fabel. Von Roland hat die historische Kritik kaum die Existenz eines Helden dieses Namens, von der großen Mordschlacht bei Ronceval, in der er gefallen sein soll, nur die trockene Thatsache übrig gelassen, daß im Jahre 778 bei einem Ueberfall des Frankenheeres durch kriegerische Stämme in den Pyrenäen mehrere vornehme Leute aus dem Gefolge Karl's den Tod gefunden haben.

Die Verbrennung der großen Bibliothek Alexandrien's durch die mohammedanischen Eroberer des Landes, die Amru, der Feldherr der letzteren, mit den Worten motivirt haben soll: „Wenn darin enthalten ist, was im Koran steht, so ist sie überflüssig; enthält sie aber etwas Anderes, so muß sie vernichtet werden", ist geschichtlich ebensowenig zu begründen. Eher ließe sich ihre Unmöglichkeit behaupten; denn von jener größten Büchersammlung des Alterthums war beim Einbruch der Sarazenen sicher und schon lange vorher wahrscheinlich nichts oder nur sehr wenig mehr vorhanden.

Auch die Geschichte der römischen Päpste ist voll von Erfindungen, welche entweder den Zweck hatten, die Macht des Papstthums zu heben und zu erweitern, oder seinem Ansehen schaden sollten. Produkte der erstgenannten Art haben wir in der im Jahre 777 zuerst auftretenden, aber etwas früher entstandenen Erdichtung vor uns, daß der Kaiser Konstantin bei seiner Taufe dem Papste Sylvester ganz Italien und die Inseln im westlichen Meere geschenkt habe, worauf gestützt Urban II. sich Corsika unterwarf, und Hadrian IV. sich für befugt hielt, Irland der Krone England zu schenken.

Ferner gehören hierher die berüchtigten pseudo-isidorischen Dekretalen, die zuerst im Jahre 853 erwähnt werden und viel Unheil angerichtet haben. Sie sind eine Sammlung von Briefen und Erlassen alter Päpste, von denen gerade die ältesten und wichtigsten erdichtet sind, und die den Zweck haben, die um die Mitte des neunten Jahrhunderts zuerst erhobenen Ansprüche des Papstthums als uralt erscheinen zu lassen. Ihr Grundgedanke ist: das römische Oberpriesterthum ist die von Christus eingesetzte weltregierende Macht, und die Bischöfe stehen als Beauftragte des Papstes direkt unter diesem. Keine Provinzialsynode darf in Folge dessen ohne päpstliche Erlaubniß abgehalten werden. In allen Klagen gegen Geistliche ist freie Appellation an die Kurie gestattet. Kein Bischof darf ohne Genehmigung des Papstes abgesetzt werden; überhaupt wird das Einschreiten gegen einen höheren Kleriker so erschwert, daß es fast unmöglich gemacht wird. Dieser Schwindel bildete vom Ende des neunten Jahrhunderts an die Grundlage des römischen Kirchenrechts. Im sechzehnten wurde der Betrug zwar entlarvt, aber noch heute gibt es katholische Schriftsteller, welche an die Echtheit der Dekretalen Isidor's zu glauben sich den Anschein

geben. Indeß ist das nicht mehr nöthig. Die Ernte ist eingeheimst. Jene Grundgedanken sind, wie bemerkt, in das allgemein giltige Recht der katholischen Kirche aufgenommen. Den weltlichen Regierungen gegenüber sie geltend zu machen, ist freilich schwieriger geworden; innerhalb der Kirche aber sind sie unbestritten. Unter den Erfindungen, die dem Pontifikat Schaden zu bringen bestimmt waren, sei hier nur an die lange geglaubte Fabel von der Päpstin Johanna erinnert.

Kehren wir aus der Kirche des Mittelalters in die Kreise außerhalb derselben zurück, so begegnen wir neben anderen Sagen, die geraume Zeit für Geschichte galten, auch derjenigen vom Mäusethurm bei Bingen, nach welcher der Erzbischof Hatto von Mainz bei einer Hungersnoth eine Menge armer Leute in eine Scheune gesperrt und darin verbrannt haben soll, wobei er ihr Angst- und Schmerzgekreisch mit dem Piepen von Mäusen verglichen hätte; später aber wäre er zur Strafe dafür von Mäusen verfolgt und in jenem Thurme aufgefressen worden. Das Strafwunder werden wir hier sofort streichen, aber auch die Unthat ist nichts weniger als geschichtlich. Hatto erscheint in den ihn charakterisirenden historischen Nachrichten nicht als ein grausamer Mann; wohl aber zwang er seine trägen Mönche zu fleißiger Arbeit, und es wäre nicht unmöglich, daß einer derselben, der sich mit Chronik schreiben befaßte, nach dem Tode des gestrengen Erzbischofs eine auch anderwärts verbreitete Sage, die u. a. von dem polnischen Könige Popiel und einem Thurme im Goplo-See an der russischen Grenze erzählt wird, auf ihn angewendet hätte.

Kaiser Heinrich I. heißt in der Geschichte der Vogelsteller oder der Städteerbauer, weil er von einem Vogelherd auf den Thron berufen und weil er eine Anzahl von Städten gegründet haben soll. Wir wissen aber jetzt, daß jenes ebensowenig der Fall war, wie, daß er sein Herzogthum Sachsen, was gleichfalls behauptet wurde, dem Papste geschenkt habe; auch hat er zwar eine Anzahl Burgen angelegt, aber keine einzige Stadt erbaut.

Die zahlreichen Skandalgeschichten von Kaiser Heinrich IV. sind großentheils Erdichtungen oder wenigstens arge Uebertreibungen des Parteihasses, der den Feind des Papstthums auch nach seinem Tode noch verfolgte.

Von den Kreuzzügen hat Sybel gezeigt, daß ihre Geschichte, namentlich die des ersten, vielfach mit Sagen durchwebt und entstellt worden ist. Nicht der Einsiedler Peter von Amiens mit seinem Eifer und seinen Wundern wurde die Veranlassung zu jener mächtigen Bewegung, sondern der Papst Urban, der sie als Kampfmittel gegen den Kaiser hervorrief und benutzte; und nicht der fromme Gottfried von Bouillon, sondern der sicilische Normannenherzog Boemund war der Hauptführer bei den kriegerischen Operationen. Bei den späteren

Kreuzzügen aber wirkten neben gottesfürchtigen und hierarchischen Bestrebungen sehr wesentlich, und mehr als diese, merkantile Tendenzen mit.

Eine Erfindung ist die Historie von dem zahmen Löwen, der den Grafen Wieprecht von Groitsch auf Schritt und Tritt begleitet haben soll; eine erfundene Anekdote auch das Geschichtchen von der Doppelehe des Grafen Ernst von Gleichen, zu welcher der Papst seine Erlaubniß ertheilt haben soll, und zwar ist diese Sage, deren Held in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben soll, erst zu Ende des sechzehnten aufgekommen.

Aehnliches gilt von der Erzählung, wie Landgraf Ludwig der Springer, der Erbauer der Wartburg, zu seinem Beinamen gelangt sein soll. Derselbe hatte — so berichteten die Annales Reinhardsbrunnenses — den Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen auf der Jagd im Walde bei dessen Burg Scheiplitz im Osterlande ermordet, um dessen Gemahlin, Adelheid von Stade, heirathen zu können. Von den Verwandten des Pfalzgrafen beim Kaiser verklagt, wurde Ludwig auf des letzteren Befehl gefangen genommen und auf das Schloß Giebichenstein gebracht, wo er zwei Jahre später hingerichtet werden sollte. Am Tage vor der Exekution aber that er unter dem Vorwande, es friere ihn, einen weiten Mantel um und sprang, während seine Wächter beim Brettspiel saßen und seiner nicht sonderlich achteten, vom Rande des Bergfelsens in die unten vorüberfließende Saale hinab, aus deren Fluthen ihn ein Diener, der jenseits mit einem weißen Pferde, das der Schwan hieß, auf ihn gewartet hatte, herauszog und in Sicherheit brachte. Diese Geschichte, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer alten Mythe von übermenschlichen Sprüngen, die verschiedenen Helden zugeschrieben wurden, und aus der falschen Deutung des Beinamens Saliens entstanden ist, figurirte noch vor wenigen Jahrzehnten in populären Geschichtswerken als eine solche, die sich wirklich zugetragen.

Ebenfalls Fabel ist es, daß Markgraf Friedrich „mit der gebissenen Wange" durch einen Biß seiner Mutter zu diesem Beinamen gekommen sei. Albrecht der Unartige wollte, so wird in alten Chroniken erzählt, und so glaubte man noch vor nicht langer Zeit, auf Andringen seiner Buhle Kunne oder Kunigunde von Eisenberg seine Gemahlin Margaretha, eine Tochter des Kaisers Friedrich des Zweiten, von einem Eselstreiber auf der Wartburg ermorden lassen. Dieser aber fühlte Mitleid mit der unschuldigen Fürstin und verhalf ihr des Nachts zur Flucht. Von Schmerz überwältigt biß sie den einen ihrer schlafenden Knaben beim Abschied in die Wange, sodaß ihm für sein ganzes Leben eine Narbe blieb. Nach einer anderen Version that sie dies gar mit Ueberlegung: er sollte ein Zeichen behalten, um für alle Zeit der seiner Mutter widerfahrenen Unbill und ihres Jammers eingedenk zu bleiben. Das Histörchen ist allerliebst für Maler und Dichter, die sich seiner auch mehrfach bemächtigt haben,

aber sehr unwahrscheinlich, und die nüchterne Geschichtsforschung weiß nichts von ihm.

Als bloße Erdichtung einer späten Zeit bezeichnet der Historiker Palacky die Anekdote, nach welcher Ludwig der Baier nach der Schlacht bei Mühldorf mit seinem Gefolge Mangel an Lebensmitteln gelitten, bis endlich jemand einen Korb Eier herbeigebracht, die der Kaiser dann mit den Worten vertheilt habe: „Jedem Mann ein Ei, dem braven Schweppermann aber zwei." Nichts ist hiervon wahr, als daß Seyfried Schweppermann, Feldhauptmann der Stadt Nürnberg, bei jenem Siege Ludwig's mitgewirkt hat, und daß jener angebliche Ausspruch des Kaisers sich einst auf Schweppermann's Grabsteine fand.

Sehr zweifelhaft ist es, ob es je den Arnold Strutt oder Struthan von Winkelried gegeben hat, der in der Schlacht bei Sempach sich geopfert haben soll, um „der Freiheit eine Gasse" zu machen. Er soll aus dem Kanton Unterwalden gewesen sein, und ein schönes Denkmal bei Stans verherrlicht seine That. Aber die sempacher Schlacht fand im Jahre 1386 statt, und die Ueberlieferung von Winkelried's Aufopferung tritt zuerst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf.

Ganz und gar ungeschichtlich ist, wie schon längst unter Anführung guter Gründe behauptet und neuerdings von Rochholz auf's allergründlichste dargethan worden ist, die Erzählung von Tell's Apfelschuß und die Ermordung des Vogts Geßler durch Tell. Aus den Urkunden der Familiengeschichte der schweizerischen Geßler geht hervor, daß kein einziger von ihnen die Rolle, welche die Tell=Sage ihnen zuweist, oder auch nur eine ähnliche gespielt haben kann, und keiner von einem Tell oder einem anderen Schützen den Tod erlitten hat. Dagegen begegnen wir bei den verschiedensten Völkern schon in Zeiten lange vor der, in welche die schweizerischen Chronisten die Thaten ihres Tell verlegen, ganz ähnlichen Sagen, die auf eine uralte Naturmythe hindeuten, welche die alljährlich wiederkehrende Erlegung des Wintertyrannen durch die Pfeile des Frühlingsgottes, die Sonnenstrahlen, zum Inhalte hat. Solche Seitenstücke zur Tell=Sage finden wir nicht blos unter nord= und südgermanischen, sondern auch unter keltischen, finnischen und orientalischen Völkern, am Rhein, in Schleswig=Holstein, in Norwegen, in England, in Wales, im alten Griechenland und selbst in Persien. Das interessanteste Beispiel darunter ist die Erzählung vom dänischen Schützen Toko, der wir bei Saxo Grammaticus begegnen, welcher im zwölften Jahrhundert schrieb und Toko seinen Apfelschuß vor König Harald Blauzahn (936—986) thun und ihn später diesen Tyrannen durch einen Pfeil tödtlich verwunden läßt.

Reich an Fabeln, die bis auf die neueste Zeit in Geschichtsbüchern immer und immer wieder naiv nacherzählt worden sind, ist namentlich auch das Refor=

mationszeitalter. Vorzüglich um die Person Luther's gruppirten sich eine Menge theils gehässiger, theils harmloser Nachreden, ganz so wie es später mit Friedrich dem Großen geschah, und wie es unter anderen wahrscheinlich auch einmal mit Bismarck geschehen wird. Alle Welt kennt die Vision auf der Wartburg, wo der Reformator vom Teufel in Gestalt einer großen Brummfliege belästigt wurde und das Dintenfaß nach ihm warf, und Vielen wird aus ihrem Geschichtsunterrichte der Vorfall erinnerlich sein, wo ein Wetterschlag Alexis, den Freund des jugendlichen Luther, neben diesem zu Boden streckt und letzteren dadurch zur Einkehr in sich selbst veranlaßt. Die Teufelserscheinung richtet sich von selbst, und von der anderen Anekdote ist nur soviel wahr, daß Luther als junger Mann eines Freundes durch dessen plötzlichen Tod beraubt wurde. Johann Friedrich der Großmüthige soll die Schlacht bei Mühlberg verloren haben, weil er bei Beginn derselben zu lange im Gebet verweilt; die Geschichte aber sagt, weil er zu lange beim Glase gesessen und zu tief hineingesehen hatte. Gustav Adolf war bis vor kurzem für Alle und ist noch heute ohne Zweifel für Viele nur der Glaubensheld, der dem bedrängten deutschen Protestantismus zu Hilfe eilte. Namentlich durch Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges ist diese Auffassung populär geworden und es bis in die jüngste Zeit auch geblieben. Genauere Forschung aber hat ergeben, daß den Schwedenkönig auch politische Motive, und zwar vorwiegend, zu seinem Erscheinen in Deutschland veranlaßten, mit anderen Worten, daß er allerdings religiös gesinnt und von Mitgefühl für seine Glaubensgenossen im Süden der Ostsee erfüllt war, daß auf ihn aber noch mehr ehrgeiziger Thatendrang, der Wunsch, durch Eroberungen an den deutschen Ostseeküsten für Schweden die Herrschaft über das baltische Meer zu gewinnen, und die Hoffnung, sein Land zu einer Frankreich und Oesterreich ebenbürtigen Macht zu erheben, von Einfluß waren.

In den letzten Jahrhunderten ist es weniger die mythen- und sagenerzeugende Volksphantasie gewesen, die der Geschichte Ungeschichtliches beigemischt hat, als Verleumdung und Fälschung zur Förderung politischer und anderer Zwecke und andererseits die Sucht, die Situationen pikant zu machen und großen Männern Bonmots anzudichten. In der letztgenannten Richtung sündigt unsere Presse alle Tage, und das Publikum unterstützt diese Unart. Es verlangt weit weniger die Wahrheit zu erfahren, die ja häufig nicht zu seinen Lieblingsmeinungen stimmt, als unterhalten zu werden und Stoff zur Unterhaltung guter Freunde zu bekommen; Sensationelles, Witziges, Pointirtes geht ihm über die nüchternen Thatsachen, und die Zeitungen, größtentheils industrielle Unternehmungen und daher trotz aller zur Schau getragenen Gesinnungstüchtigkeit gesinnungslos, oft von einer erschreckenden Unwissenheit, Oberfläch-

lichkeit und Leichtfertigkeit, aus Geschäftsrücksichten gefällig, thun ihm seinen Willen.

Immer und immer wieder wird bei Fragen, wo Rußland auf die Bühne tritt, von Schwärmern für Polen und Türken, von Ultramontanen, unbelehrbar weisen Demokraten und ähnlichen Geistern die Fabel vom Testament Peter's des Großen aufgewärmt, obwohl die Köche wissen könnten und sicher wissen, daß sie eine Erfindung des Jahres 1812 ist. Dem Kaiser Napoleon lag damals daran, das Gerücht zu verbreiten, Rußland erstrebe die allmähliche Eroberung und Beherrschung der ganzen Welt, und dieser Gedanke sei bei ihm Tradition. Zu diesem Zwecke ließ er von dem Gelehrten Lesur, der im Ministerium des Auswärtigen zu Paris angestellt war, ein dickes Buch ausarbeiten, welches mit der Miene eines ernsten historischen Werkes eine Reihenfolge von Lügen ärgster Art vortrug. Es war, anders ausgedrückt, ein schwerleibiges Pamphlet mit politischen Zwecken des Tages, welches neben einer Andeutung, daß es in den Petersburger Archiven geheime Memoiren Peter's des Großen gebe, einen Auszug aus dem angeblichen letzten Willen dieses Kaisers mittheilte, welcher die Umrisse und Hauptgedanken jener Eroberungspolitik enthielt. Später zogen Andere, immer mit bestimmter Tendenz, die inzwischen in Vergessenheit gerathene, nicht sehr geschickt verfertigte, ja in einzelnen Stellen geradezu abgeschmackte Erfindung des Soldschreibers Napoleon's wieder hervor und suchten sie durch Angabe der Zeit, in welcher das Testament entstanden sein sollte, glaubwürdiger zu machen. Es sollte nach der Schlacht bei Pultawa begonnen und 1724 weiter ausgeführt worden sein. Der Kanzler Ostermann sollte ihm seine endgiltige Gestalt gegeben haben. Der Chevalier d'Eon, der am Hofe Elisabeth's als französischer Gesandtschaftssekretär fungirt hatte, war, wie weiter behauptet wurde, in der glücklichen Lage gewesen, es für Ludwig den Fünfzehnten abschreiben zu dürfen u. s. w. — lauter Gefasel im Romanstil, wovon nichts auch nur den Schein der Wahrheit für sich hat.

In welcher Verzerrung durch Parteisucht die Physiognomieen der Persönlichkeiten, welche bei der ersten französischen Revolution die Hauptrolle spielten, der Nachwelt vorgeführt worden sind, wie namentlich demokratische Schönfärberei diese Robespierre, Danton u. s. w. mit edlem Sinn und reinem Eifer für ihr Ideal ausgestattet hat, ist bekannt. Ebenso die Kette von unwahren und schiefen Darstellungen, die Thiers in seinen Geschichtswerken entwickelt, und die wir als die napoleonische Legende zu bezeichnen gewohnt sind, an der sich aber noch heute Tausende von Franzosen patriotisch erbauen und begeistern. In welchem Brillantfeuer in Geschichtswerken aus den dreißiger Jahren Charaktere wie „Lafayette mit den weißen Haaren“ und der Grieche Ypsilanti strahlten, werden sich ältere Leser d. Bl. erinnern; heute wissen wir, daß jener

ein eitler, unklarer und nichts weniger als charakterfester Politiker war, und daß dieser sein Schicksal durch ähnliche Eigenschaften reichlich verdiente.

Der Erzherzog Johann wurde 1848 von Vielen zum deutschen Reichsverweser gewählt, auf Grund der Sage, daß er einige Jahre vorher bei festlicher Gelegenheit den Toast ausgebracht habe: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr, nur ein einiges Deutschland". Schon damals erhoben sich Zweifel an dieser Aeußerung, und später wurde überzeugend nachgewiesen, daß der habsburgische Prinz nur ganz obenhin von der Nothwendigkeit eines Zusammengehens Oesterreich's mit Preußen im Interesse Deutschland's gesprochen hatte.

Geraume Zeit stand vielen guten Deutschen fest, daß England's Politik eine ideale, auf Förderung der Freiheit des Menschengeschlechts und der einzelnen Völker abzielende und allerlei andere schöne Dinge bezweckende sei; hatte es doch den Tyrannen Napoleon ausdauernd bekämpft, sich wiederholt, wenn auch nur mit Worten, Polen's angenommen, seine Neger emanzipirt, seine Städte zu Asylen für politische Flüchtlinge gemacht und das Freihandelsprinzip in die Welt gehen lassen; war Palmerston doch der offene und geheime Gönner aller liberalen Bestrebungen. Heute erkennt man in deutschen Landen wohl fast allgemein an, daß die englische Regierungskunst nach außen eine reine Krämerpolitik und ohne irgend welche idealen Antriebe und Zwecke ist, freilich aber solche zu heucheln versteht.

Besonders reich war die Geschichte bis auf die neueste Zeit an pikanten Anekdoten von bedeutenden Männern und an witzigen oder prägnanten Aussprüchen von solchen, reich auch an Geschichten über kleine Dinge, die Großes zur Folge gehabt haben sollten. Ein Glas Wasser, welches die Herzogin von Marlborough boshafterweise der Königin Anna von England auf's Kleid gegossen, sollte — so erzählt noch Voltaire, der auch über Karl den Zwölften von Schweden mehr Pikantes als Wahres geschrieben hat — über den Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges und somit über die Geschicke ganz West- und Mitteleuropa's entschieden haben, während die Wendung, die damals die englische Politik machte, in Wirklichkeit ihre Ursache im Ableben Kaiser Joseph's des Ersten hatte. Unerwiesen ist, daß der Stallmeister Froben sich in der Schlacht bei Fehrbellin durch Vertauschung seines dunklen Pferdes mit dem Schimmel des Großen Kurfürsten für diesen seinen Herrn geopfert hat; die Schlachtberichte wissen nur, daß er in der Nähe desselben gefallen ist. Unwahr ist ferner die Angabe, Galilei habe, als ihn die römische Inquisition zu kniefälligem Widerruf seiner Lehre von der Umdrehung der Erde um sich selbst und die Sonne gezwungen, den Ausruf gethan: „Und sie bewegt sich doch!" Nicht weniger unwahr, daß Ludwig der Vierzehnte seinem Parlamente gegenüber das oft zitirte Wort: „L'état c'est moi" gesprochen; er hätte es sprechen können, da

er auf Grund seiner Erfolge als Autokrat von einem fast mystischen Glauben an seine Staatsmajestät und sein Recht, Frankreich's Interessen mit den seinen zu identifiziren, beseelt war. Dasselbe ist von der Art und Weise, wie der Abbé Sièyes bei der Verurtheilung Ludwig's XVI. durch den Konvent abgestimmt haben sollte, zu behaupten: sein Votum, das nach der Ueberlieferung kurz und rund: „La mort sans phrase“ lautete, ist Erdichtung, er stimmte einfach mit Ja.

Es ist wahr, daß mit all' diesen Sagen, Märchen und Anekdoten ein Theil Poesie aus der Geschichte schwindet, aber die Geschichte soll ihre Poesie nicht in Unwahrheiten, sondern in klarer, lebensvoller Darstellung der Wahrheit, in lichten, warmen, plastischen Bildern der Vergangenheit, ihrer Zustände, Ereignisse und Charaktere suchen. Uebrigens aber werden jene hübschen Dinge durch ihre Verbannung aus der Geschichte ja keineswegs aus der Welt hinaus getrieben. Soweit sie schön sind, bleiben sie Stoffe und Themata für die Kunst, den Maler, den Bildhauer, den Dichter. Niemand wird sich von den herrlichen Bildern Tintoretto's im Dogenpalaste von Venedig, welche die Niederlage Friedrich Barbarossa's zur See und dessen Demüthigung vor dem Papste Alexander dem Dritten darstellen, deshalb mit Mißfallen abwenden, weil sie keine historischen, sondern aus der Phantasie geschöpfte Gemälde sind. Das Denkmal Winkelried's würde schön bleiben, wenn es auch keinen Helden dieses Namens gegeben hätte. Wilhelm Tell hat nie gelebt, Don Carlos war körperlich wie geistig ein Scheusal, Wallenstein dachte anders und handelte in vielen Beziehungen wesentlich anders, als Schiller ihn denken und handeln läßt. Aber werden wir uns deshalb von dem Dichter weniger erheben, rühren und erschüttern lassen, als wenn wir mit dem naiven Glauben der alten Zeit an seine Dramen herantreten könnten? ⊙

☞ Alle für die Grenzboten bestimmten Zuschriften, Manuskripte ꝛc. wolle man in Zukunft an die Verlagsbuchhandlung richten.

(Adresse: Leipzig, Königsstraße 18.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der Rechtsstaat.

Immer und immer wieder hört man in unseren Parlamenten den „Rechtsstaat" rühmen und als das Ziel aller inneren politischen Entwickelung bezeichnen, und doch ist dieses Ideal gewisser Parteien so, wie es in der Regel gemeint wird, eine Einseitigkeit und weder wünschenswerth noch erreichbar. Die Rechtsstaatstheorie ist das Ergebniß einer rein rationellen Auffassung des gesellschaftlichen Lebens, sie verlangt ausschließliche Berechtigung der individuellen Freiheit und absolute Gerechtigkeit, die durch materialistische Gleichheit verwirklicht werden und auch das sittliche und materielle Lebenselement umfassen soll; dies ist aber eine Utopie, weil der Staatszweck nicht blos im Rechte liegt oder blos auf dem Rechtswege erreicht werden kann.

Die Theorie vom Rechtsstaate*) ist in ihrer modernen Form ein Produkt der Kant'schen Philosophie. Die ersten Versuche zu ihrer Verwirklichung aber gingen von der französischen Revolution aus, die mit ihren nach dieser Seite hin gerichteten Bestrebungen dem damaligen Despotismus, dem „Polizeistaate" gegenüber bis zu einem gewissen Grade wohl berechtigt war. „Es gab," sagt Tocqueville, „keine freien Institute mehr, also auch keine politischen Klassen, keine lebensvollen politischen Körperschaften, keine organisirten Parteien mit ihren Führern; in Ermangelung aller dieser Kräfte fiel die Führung der öffentlichen Meinung, als diese wieder auflebte, den Philosophen zu, und die Folge war, daß die Revolution nicht so sehr im Hinblick auf einzelne bestimmte Fälle, als nach abstrakten, sehr allgemeinen Theorieen geleitet wurde." Bücher hatten dem Volke die Theorieen geliefert, es übernahm seinerseits die Praxis und machte die einseitigen Ideen der Schriftsteller mit seinem leidenschaftlichen Begehren nach unbedingter Gleichheit und Freiheit noch einseitiger und ungerechter.

---

*) Wir folgen im Nachstehenden Tocqueville: „Das alte Staatswesen" (in der Uebersetzung von Boscowitz), Bähr: „Der Rechtsstaat" und vor Allem Held: „Der verfassungsmäßige oder konstitutionelle Staat", einem Werke, das mit seinen durchweg gesunden politischen Anschauungen und Urtheilen nicht warm genug empfohlen werden kann.

Was versteht man unter dem Ausdrucke „Rechtsstaat“? Bähr, der neueste wissenschaftliche Vertreter der hier berührten Idee, antwortet: eine solche Gestaltung der Genossenschaft der Nation, in welcher dieselbe das Recht zur Grundbedingung ihres Daseins erhoben hat, und alles in ihr sich regende Leben, das der Individuen sowohl wie das der Gesammtheit, unbeschadet der für dasselbe nöthigen Freiheit sich um die Grundangeln des Rechtes bewegt. Der ideale Staat ist ihm „der juristisch entwickelte Begriff für die Genossenschaft der Nation“. Das ganze Streben der Neuzeit sei, meint er, von dem Begehren durchdrungen, „daß der Staatsbegriff die Stellung der Obrigkeit in dieser Gemeinschaft nicht nur moralisch, sondern auch rechtlich beherrsche“.

Nun ist das Recht gewiß eine der Grundlagen der Volksgemeinde, aber nicht die einzige. Wo Alles im Staate sich „um die Grundangeln des Rechtes bewegte“, wäre dieses nicht, wie Held sehr richtig bemerkt, der weite Rahmen des äußeren Lebens, innerhalb dessen eine freie und mannichfaltige Bewegung zulässig sein würde, sondern „der spanische Stiefel, der jede Bewegung schon im Voraus mit unerbittlicher Strenge einzwängte und allerdings ein Minderes als die Erfüllung der Rechtsforderung nicht gestattete, aber auch ein Mehreres nicht zuließe“. Wenn die höchste obrigkeitliche Persönlichkeit, der Souverän, die Pflichten seiner Stellung als Rechtspflichten anzusehen hat, er aber für die Erfüllung derselben nie rechtlich verantwortlich gemacht werden kann, so werden wenigstens bei ihm das rechtliche und das moralische Beherrschtwerden sich kaum scheiden lassen. Und was soll geschehen, wenn die moralischen Elemente des Staatsbegriffes, der die Stellung der Obrigkeit beherrscht, mit den rechtlichen in Kollision gerathen, oder wenn unter außerordentlichen Umständen die Beherrschung der Obrigkeit durch das vorhandene Recht wegen dessen Unzulänglichkeit unmöglich ist? Diese Fragen erledigt man nicht, wenn man Rechtspflege und Regierung trennt, der ersteren die Handhabung der Gesetze, der letzteren eine freie Thätigkeit innerhalb der Schranken des Rechtes anweist und die Verwaltung wegen ihrer Stellung zum Gesetze einer Rechtsprechung unterwirft, ihre Trennung von der Justiz äußerlich nach Möglichkeit durchführt und auch für die verfassungsmäßigen politischen Berechtigungen der Staatsbürger, d. h. für die den letzteren zur Erfüllung der politischen Pflichten verliehenen Rechte eine unabhängige Rechtsprechung anordnet. Denn die Rechtspflege ist selber eine Verwaltungsthätigkeit oder ein Walten der Staatskraft. Sie mag eingerichtet sein, wie sie will, selbst bei den vollkommensten Gesetzen und bei ununterbrochener Thätigkeit der Gesetzgebung wird das Leben des Staates sich nicht in Gesetzgebung und Rechtspflege abgeschlossen finden, und da dieses Leben ein einheitliches und in allen seinen Theilen zusammenhängendes ist, so kann das außerhalb der Rechtspflege und Gesetzgebung sich be-

wegende Leben von dem innerhalb jener sich regenden niemals ganz geschieden werden.

Nie galt jemand aus dem Grunde für einen großen Politiker, weil er neue Gesetze ersann oder schon bestehende gewissenhaft beachtete. Die Völker haben den Werth des Mannes stets in anderen Dingen gefunden, und das Ansehen des Gesetzgebers selbst gründete sich nicht darauf, daß er sich mit den bereits vorhandenen Gesetzen in Uebereinstimmung befand, sondern darauf, daß er Gedanken, die bisher noch nicht Gesetz, also nicht Gegenstand der Rechtspflege waren, wohl aber dringende Bedürfnisse einschlossen, dadurch zur Geltung brachte, daß er sie zu Gesetzen erhob. Ferner hat der Staat oft vergebens versucht, ihm gefährliche Dinge durch Gesetz und Gericht zu bewältigen. Wie wenig können letztere gegen schwindelhafte Spekulationen und gegen den Wucher und andererseits für glückliche Ehen, gute Kindererziehung und tüchtige Vormundschaften thun!

Wir geben mit Held zu, daß zwischen der Verwaltung und den beiden anderen Zweigen der Staatsgewalt in der Aemterorganisation unterschieden werden muß, und daß das Gebiet der eigentlichen Gesetzgebung im Verhältniß zur administrativen Verfügung und das der Justiz im Verhältniß zur Erledigung der Dinge nach Verwaltungsrücksichten noch der Erweiterung fähig ist, leugnen aber ebenso mit ihm, daß „in irgend einem Stadium der Staatsentwickelung eine äußere Unterscheidung haarscharf durchgeführt werden kann, daß ein entschiedener Fortschritt des Staates in der Erweiterung des Gebietes der Gesetzgebung und Justiz ohne gleichmäßige Erweiterung des Verwaltungsgebietes zu denken ist, und daß das Gebiet der Gesetzgebung so vollständig ausgebildet zu werden vermag, daß in allen denkbaren Kollisionen zwischen dem Staat und den Einzelnen eine reine justizielle Entscheidung gegeben wird."

Der Staat, in welchem nur der Gedanke an die individuelle Freiheit und deren Schutz herrscht, ist ebenso verloren wie der, welcher nur von dem Machtgedanken der Herrschenden erfüllt ist. Die Freiheit der Einzelnen und die Macht des Ganzen müssen in gleichen Verhältnissen bestehen und gesteigert werden; denn das Individuum nimmt aus der Gesellschaft so viel, als es in dieselbe abgibt, und umgekehrt. Wenn sich also auch überall ein Unterschied zwischen der Rechts- und der Verwaltungssphäre zeigt, so kann derselbe doch niemals ohne die höhere Einheit beider in der Regierung gedacht werden. Daher sind auch administrativ-kontentiöse Sachen unvermeidlich, weil viele Sachen nur vorwiegend Rechts- oder Verwaltungssache sind, und weil selbst da, wo sie dies vollständig sind, möglicherweise darüber gestritten wird, ob dies wirklich der Fall, und ob also die Gerichte oder die Verwaltungsbehörden über sie zu entscheiden haben.

„Im Wesentlichen ist das Gesetz stabil und allgemein," sagt Held, „die Verwaltungsnorm beweglich und individualisirend. Aber die Gesetzgebungspolitik ist entschieden Verwaltung und die Verwaltung Gesetzesvollzug, Gesetzesergänzung." Der Richter hält sich an das Gesetz, aber ohne daß er geltende Verwaltungsnormen, die jenem nicht widersprechen, unbeachtet lassen dürfte. Der Verwaltungsbeamte handelt nach Verordnungen, ohne — Fälle des Staatsnothrechts ausgenommen — die Grenze des Gesetzes überschreiten zu können. Begnadigungen und Amnestieen beweisen, wie unzulänglich das starre Recht ist. Alles, womit man Revolutionen und Staatsstreiche zu rechtfertigen pflegt, alles was für Reformen des geltenden Rechtes, für den Erlaß provisorischer Gesetze und für die Anerkennung patriotischer, aber das formelle Recht verletzender Thaten spricht, zeigt gleichfalls dahin. Zu allen Zeiten galten für die größten Momente in der Geschichte diejenigen, wo Einzelne dadurch, daß sie sich ganz für ihre That einsetzten und die volle Verantwortung dafür übernahmen, unter Beseitigung aller formellen gesetzlichen Hemmnisse den Staat retteten.

Die innere Einheit von Verwaltung und Justiz zwang im vorrevolutionären Frankreich bei der Beeinflussung der Gerichtshöfe durch die Krone und bei dem ganzen Gange der Entwickelung der Parlamente die letzteren, sich in Verwaltungssachen zu mischen, und unterhöhlte so endlich auch diese Tribunale, da sie dem Absolutismus nicht widerstehen konnten. Eine Erweiterung der Justizsphäre, wie sie die Apostel des Rechtsstaates befürworten, müßte bei der in unseren Tagen herrschenden populären Strömung die Justiz zu einer Einmischung in die Verwaltung im liberalen Sinne verleiten, wodurch sie sicher ebenso ruinirt werden würde, ohne daß der Staat dabei gewänne.

Die Uebel, die man mit der Rechtsstaatstheorie beseitigen möchte, sind entweder unvermeidlich, oder nur zu vermindern, wenn die wahre konstitutionelle Idee zur Verwirklichung kommt. Ueber die Ausführung der in der Rechtsstaatsidee liegenden berechtigten Gedanken läßt sich demzufolge auch nichts Allgemeines sagen, und „selbst von der zweckmäßigsten Ausführung darf man nie zuviel erwarten; denn es bleibt ewig wahr, daß mehr Staaten zu Grunde gegangen sind, weil man die Sitten, als weil man die Rechtsgesetze verletzt hat, und daß es in Zeiten großer politischer Erregung kaum möglich ist, zugleich politisch thätig und vor dem Rechtsgesetze schuldlos zu bleiben, daß endlich auch niemals mit juristischer Schärfe ausgemacht werden wird, wo die Grenze des erlaubten Widerstandes anfängt."

Wie kann das positive Verfassungsrecht eines Landes rechtmäßig abgeändert werden? Doktrinäre Verblendung nur kann von vollständiger Aufhebung einer Verfassung und Ersetzung derselben durch eine völlig neue reden.

Die gründlichste Umgestaltung eines Verfassungsgesetzes ging nicht einmal materiell so weit, daß das neue Gesetz nicht wichtige Dinge aus dem bisher geltenden, aus Hausgesetzen der Dynastie, Ständerechten u. dgl. aufgenommen hätte oder überhaupt hätte fortbestehen lassen. Da aber die ganze Verfassung eines Volkes sich nicht in Gesetze fassen läßt, und da die Erfahrung lehrt, daß ein Staat trotz aller Revolutionen und Staatsstreiche als Staat weiter existiren kann, so müssen außerhalb der Verfassungsurkunde verfassungsmäßige Bestände vorhanden sein, die durch Veränderung der letzteren nicht aufgehoben werden können. Eine Verfassungsurkunde ist daher nicht gleichbedeutend mit der Verfassung eines Staates, sondern nur der Ausdruck einer Veränderung einzelner Theile dieser Verfassung.

Wer entscheidet, ob in concreto dem vorausgegangenen Bestande und zugleich der auf Anerkennung hindrängenden neuen Rechtsüberzeugung gebührend Rechnung getragen ist? Was ist eine formell anerkannte Wirksamkeit, resp. Giltigkeit der oder jener Verfassung? Die entgegengesetzten Ansichten hierüber werden sich stets auf Rechtsgründe stützen, und mit der im Obigen charakterisirten Rechtsstaatstheorie ist dabei um so weniger zu helfen, als die Grundprinzipien ihrer Vertreter ebenso verschieden sein können wie ihre politischen Ansichten vom Staat und von der Staatsgewalt selbst, als ferner der Zustand eines Staates, in welchem Verfassungsstreitigkeiten ausgebrochen sind, bereits ein ungeordneter, dem formellen Rechtsstaatsbegriff entrückter ist, und über solche Streitigkeiten kein Gericht auf versöhnende Weise mit entscheidender Autorität aburtheilen kann. Geschieht dies doch, so ist immer das Prinzip des Kompromisses wirksam. Ist dies nicht der Fall, so werden in den Formen eines Rechtsstreites die mächtigsten politischen Gegensätze hervortreten und einen Richterspruch über sich nicht anerkennen.

Auf die Frage, wie konstitutionelle Gesetze und namentlich Verfassungsurkunden authentisch zu interpretiren sind, antwortet Held: „nicht nach den strengen Konsequenzen des Rechtsstaates, also nicht rein nach juristischen oder gar nach zivilistischen Begriffen“; denn abgesehen davon, daß diese von den Juristen selbst bestritten sind, „suchen die Anforderungen des erhaltenden und verändernden Lebensdranges des Volkes, die Macht der politischen Parteien Befriedigung und Geltung“, und diese kann in streng juristischer Auslegung niemals gefunden werden, wohl aber hat hier das große politische Prinzip der Transaktion oder des Kompromisses den Ausschlag zu geben — eine Anschauung, über deren Richtigkeit in England niemand in Zweifel ist. Daß die authentische Auslegung verfassungswidrig erlassener Gesetze oder der Erlasse usurpatorischer Regierungen der Behandlung nach den Ideen des Rechtsstaates

entzogen sein muß, ergibt sich schon daraus, daß der Gegenstand der Interpretation in solchen Fällen nicht innerhalb der Rechtsgrenzen liegt.

Auch in die Frage von der Gesetzesinitiative hat sich der Gegensatz der politischen Meinungen und Parteien gemischt, und auch hier erweist sich die Rechtsstaatstheorie als unzulänglich. Gerade die Leidenschaft der politischen Parteien hat nicht nur den wesentlichen Pflichtcharakter der Gesetzesinitiative, sondern auch den Umstand übersehen, daß dieselbe weder blos gegen das Volk, noch blos gegen die Regierung wirksam sein kann. Eine falsche Anschauung vom Wesen der Monarchie kann die Meinung, die Gesetzesinitiative gehöre zu den wesentlichen Prärogativen der Krone, ebenso wenig rechtfertigen, wie die ebenfalls irrthümliche Lehre von der Volkssouveränetät in einem monarchischen Staate die Gesetzesinitiative als wesentliches Recht der Volksvertretung zu begründen vermag. Auch die Behauptungen, dieselbe müsse der Krone gehören, damit nicht eine zu große Veränderlichkeit in die Gesetze komme, oder sie müsse der Repräsentation der Staatsbürger zustehen, damit der Fortschritt nicht zu sehr aufgehalten werde, sind nicht stichhaltig. Der formelle Gesetzgebungsakt ist lange nicht so wichtig, als die lebendige Kraft, die ihn veranlaßt, der formelle Bestand von weit geringerer Bedeutung als jene Kraft, die ihn erfüllt. Kein solcher Akt ruft abgestorbene Einrichtungen wieder in's Leben, und mit der Aufhebung eines Gesetzes sind ebenso wenig dessen Wirkungen vernichtet, als mit Erlaß eines neuen Gesetzes die damit beabsichtigten Wirkungen gesichert sind. Hatte das aufgehobene Gesetz Leben, so besteht dasselbe fort, hat das neue kein Leben oder nur halbes, so wirkt es nicht oder (man denke an die wirthschaftlichen Neuerungen, mit denen uns die Manchesterschule und die Apostel der „Humanität" beschenkt haben) in üblem Sinne. Ob die beantragte Neuerung anderswo ohne Nachtheil, ja mit Nutzen besteht, ist an sich von geringer Bedeutung und kann sogar gegen das Gesetz sprechen; denn es macht einen großen Unterschied, ob eine Einrichtung da oder dort als gewohnt ertragen oder ob sie für ein Land vorgeschlagen wird, wo für die durch sie abzuändernden Bestimmungen starke und gerechte Sympathieen herrschen. Oft hört man die Ansicht äußern, daß der Umschlag der öffentlichen Meinung stets sehr schnell erfolge, die Völker also wandelsüchtig seien, aber, wie Held nachweist, ist das Gegentheil der Fall. „Zweckmäßige Gesetze binden und begründen schnell so viele und so mächtige Interessen, daß sie noch lange Lebenskraft haben, wenn sie schon mächtig von neueren Interessen bekämpft werden. (Man denke an die Delbrück'sche Aera und die ihr vorausgegangene Gesetzgebung auf wirthschaftlichem Gebiete.) Der größte Fehler in der Gesetzgebung, seit die Welt steht, war der, sich von der Reform überholen zu lassen und ihr erst nachzuhinken — ein Fehler, den nur die Faulheit oder die Ueberschwenglichkeit

des Neuerungstriebes mitunter entschuldigt. Haben aber die Völker oft Jahrhunderte hindurch unzweckmäßig gewordene Gesetze ertragen, so hat sicher, ehe endlich der Umschlag wie ein Blitz zündete, ein langes Wetterleuchten stattgefunden. Wurde längst Beanstandetes oder gar Verworfenes lange ertragen, (z. B. die Einmischung Rom's in staatliche Angelegenheiten, die Versuche zu einer Doppelherrschaft des Papstes neben den Fürsten), so erträgt man es endlich nicht mehr, wenn das bessere Prinzip einen entscheidenden Lichtstrahl auf die bisher dunkel gebliebene Stelle wirft. Man reibt sich die Augen wie geblendet nach langem Schlafe, und es wird klar, daß ein längst gehegtes dunkles Gefühl das Recht auf allgemeine Anerkennung habe. Daß der Mensch nach solchem Erwachen thätig eingreift und sich nicht in den früheren Zustand zurückversetzen lassen will, das ist die eigentliche vis vitalis alles Fortschrittes."

Das leidenschaftliche Streben nach schneller Aenderung der Gesetze ist natürlich, aber als Erzeugniß der Ueberzeugung, daß die im Volke herrschend gewordenen neuen Bedürfnisse und Gedanken mit dem bestehenden Rechte nicht im Einklange stehen und Beseitigung oder Abänderung desselben erheischen, juristisch abnorm. Uebrigens ist dieses leidenschaftliche Streben nach Reform keineswegs eine ausschließliche Eigenschaft der Völker, sondern es hat auch Monarchen erfüllt; denn es äußert sich bei diesen wie bei den Völkern stets, wenn, das Vorhandensein des erwähnten Widerspruches zwischen dem neuen Bedürfnisse und dem vorhandenen Gesetze angenommen, diese oder jene thatsächlich die stärkeren sind.

Somit ist auch hier von der formellen Rechtsstaatsidee nichts zu hoffen: die Thatsachen sind eben stärker als das formelle Recht. „Mögen sich das," so schließt Held seine Betrachtungen über diesen Gegenstand, „die Völker und ihre Repräsentationen gesagt sein lassen. Die Monarchie hat ihre innere Berechtigung, ihre absoluten Konsequenzen, und zwar nicht blos im Interesse der Dynastieen und Monarchen, sondern auch in dem der Völker. Gesetze, welche in blinder Leidenschaft gegen diese Berechtigung und ihre Konsequenzen durchgesetzt werden, und zwar selbst dann, wenn niemand an die Vernichtung der Monarchie oder die Auflösung des Staates denkt oder diese will, werden die oben erwähnte Kollision seiner Zeit nicht minder herbeiführen, wie Gesetze, welche in tiefer Verblendung die Konsequenzen der menschlichen Freiheit ignoriren. Zentrum und Peripherie bedingen sich gegenseitig. Ein unsicheres, schlechtgeordnetes Zentrum hat ebensowenig eine sichere und wohlgeordnete Peripherie wie eine mangelhafte Peripherie ein wohlsituirtes Zentrum."

Großer Streit herrscht über die Beantwortung der Frage, ob der Richter die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze und Verordnungen zu prüfen habe; man geht dabei bald von dem Rechte des Richters zu solcher Prüfung, bald von der

Annahme aus, daß derselbe zu ihr verpflichtet sei. In der letzteren Auffassung erblickt man gern eine hohe Konsequenz des Rechtsstaatsprinzips und verweist wohl auch auf die berühmten Kämpfe, die in England zwischen den Gerichten und den politischen Gewalten stattfanden, sowie auf die Unabhängigkeit des nordamerikanischen Richters, der an kein Gesetz gebunden ist, das er für verfassungswidrig hält (der aber in Wirklichkeit von der herrschenden Partei abhängt.) Man empfindet dabei zunächst ein gewisses doktrinäres Behagen, daß man die Rechtsstaatstheorie möglichst vollendet durchführen kann, sodann aber folgt man offen oder insgeheim dem Wunsche, in den Gerichten eine für alle Fälle ausreichende Hilfe gegen jeden Versuch einer Verfassungsverletzung zu gewinnen. Diese Auffassung ist aber eine utopische. Mit der Verfassungsmäßigkeit der Richter allein ist nicht durchzukommen, die Verwaltungsbehörden sind nicht zu entbehren, auch durch das Prüfungsrecht der Richter nicht vollständig abhängig zu machen, und man ist sich bis heute noch nicht klar darüber geworden, daß die Frage, welche Erlasse der Staatsgewalt ein Beamter in einem konstitutionellen Staate zu vollziehen berechtigt und verpflichtet sei, ganz anders zu beantworten ist, wenn der Staat eine wahre Monarchie darstellt, als wenn er auf der Theorie der Gewaltentheilung beruht.

Die Streitfrage zerfällt eigentlich in zwei Fragen: 1.) Hat der Richter zu untersuchen, ob eine Norm, um deren Vollziehung es sich handelt, in vollziehbarer Form veröffentlicht worden, ob diese Publikation echt und ob sie in keiner Hinsicht formell falsch ist? 2.) Hat derselbe zu prüfen, ob die formell echte Publikation auch dem Gegenstande derselben nach der bestehenden Verfassung entspricht?

Die erste Frage wird von Held unbedingt bejaht. „Eine Norm," sagt er, „welche weder vom Minister unterzeichnet, noch, wo eine besondere Promulgationsformel für die Verkündigung der Gesetze vorgeschrieben ist, mit dieser versehen erscheint, kann kein Beamter vollziehen. Thut er es doch, so handelt er pflichtwidrig. Natürlich hat er sich auch davon zu überzeugen, daß die formell richtige Publikation echt ist, die Kontrasignatur also vom Minister herrührt, und die Promulgationsformel dem wirklichen Zustandekommen des Gesetzes entspricht."

In Betreff der andern Frage macht es einen großen Unterschied, ob sie in politisch klaren oder getrübten Zeiten praktisch wird, und ob die Natur des Gegenstandes, der auf dem Verordnungs- oder dem Gesetzgebungswege normirt worden ist, als Gegenstand der Gesetzgebung Zweifeln unterliegt oder nicht. Die Einsicht, daß der Staat in Lagen kommen kann, wo die Anwendung der gewöhnlichen konstitutionellen Gesetzgebungsformen unmöglich oder nur zum Schaden des Staates möglich, ein Gesetz aber dennoch nöthig wäre, hat dazu

geführt, daß viele Verfassungen die Regierungen berechtigen, in solchen Fällen Gegenstände der Gesetzgebung für einige Zeit giltig auf dem Verordnungswege zu normiren. Dies sind die sogenannten verfassungsmäßigen Oktroyirungen, die provisorischen Gesetze. Die Befugniß, sie zu erlassen, ist ein ausdrückliches Zugeständniß der Verfassung, daß die ordentlichen Gesetzgebungsformen in kritischen Augenblicken unzureichend sind. Durch die provisorischen Gesetze sucht dieselbe manchen sonst unvermeidlichen formellen Verletzungen ihrer eigenen Bestimmungen zuvorzukommen. Allein dies rettet den Rechtsstaat keineswegs. Denn einmal muß, wie Held ganz richtig geltend macht, die Befugniß zum Erlaß provisorischer Gesetze dem Souverän unter allen Umständen zustehen, weil er sonst der Pflicht der Erhaltung des Staates nicht nachkommen könnte; sodann aber geht die provisorische Gesetzgebung schon über die Grenzen des Rechtsstaates hinaus, indem sie sich nicht an die etwa für sie geschaffenen verfassungsmäßigen Schranken zu halten braucht, wenn die Umstände davon abzusehen zwingen. „Es gibt im Leben der Staaten Nothwendigkeiten, welche jeder vorausgehenden gesetzlichen Normirung spotten. Die provisorische Gesetzgebung muß natürlich sehr verschieden aufgefaßt werden, je nachdem man festgeschlossene, harmonisch-organische Staatszustände oder deren Gegentheil vor sich hat. Im letzteren Falle kann überhaupt vom Rechtsstaat nicht die Rede sein, im ersteren aber handelt die Regierung, wenn sie die bestehende Harmonie nicht böswillig zu lösen trachtet, durch das provisorische Gesetz, gleichviel, ob es von der Verfassung ausdrücklich für zulässig erklärt worden ist, und ob die darüber gegebenen Verfassungsbestimmungen in dem konkreten Falle anwendbar sind oder nicht, also mit oder ohne das formelle Recht, nach dem uralten Grundsatze, daß die Noth kein Gebot kennt, wie ein charakterfester, in sich selbst einiger, starker Mann, schnell und entschieden nach den Anforderungen des Augenblickes. Daher ist auch für den Gebrauch dieses Staatsnothrechtes weniger die blos provisorische Geltung des oktroyirten Gesetzes als das Motiv und die Art seiner Anwendung entscheidend. *Die Politik, nicht der Rechtsstaat ist die Hauptsache.*"

Will man, daß der Richter die Verpflichtung habe, Publikationen, die nicht in verfassungsmäßiger Form zu Stande gebrachte Normen enthalten, nicht anzuwenden, und daß er befugt sei, zu entscheiden, ob die Verfügungen nach ihrem Gegenstande verfassungsmäßig entstanden seien, so übersieht man, daß mit der Publikation einer entschieden nicht verfassungsmäßig geschaffenen Norm, sowie mit dem Zweifel an der Verfassungsmäßigkeit derselben die Grenzen des Rechtsstaates bereits überschritten sind, und man sich im zweiten Falle auf dem Gebiete der Politik befindet, wo ein gewöhnlicher Gerichtshof, der außerhalb des Parteilebens steht, die Frage nicht entscheiden kann, während ein

politischer wieder nicht in den engen Rahmen des Rechtsstaates geht. „Aber auch im ersten Falle," sagt Held, „wird keine Regierung unterlassen, die politische Nothwendigkeit als Grund für die Verfassungsverletzung anzuführen, und so wird die Frage auch hier zu einer politischen. Man spricht in solchen Fällen von Usurpationen. Während man bei diesen immer davon ausgeht, daß diejenigen, welche im Staate bleiben wollen, sich dem Usurpator nach vollendeter Gewaltthat zu unterwerfen haben, und daß die wieder eingesetzte legitime Dynastie die Regierungshandlungen des Usurpators, soweit sie nicht durch die Restauration selbst aufgehoben werden, anerkennen müsse, verlangt man von dem Richter und nur von ihm, nicht auch von den übrigen Staatsbeamten, daß er diese Verfügungen unbedingt verwerfe. Man vergißt hierbei, daß die Stände die Wächter der Staatsverfassung sind, und daß auch eine Minister-Verantwortlichkeit besteht. Hat aber ein Regierungserlaß die Verfassung formell verletzt, so beweist dies, daß Gesetz und Verfassung nicht ausreichen, oder daß die politische Wirksamkeit der Volksvertretung und die Kraft der Minister-Verantwortlichkeit geschwächt sind. Wie könnte man dann einem Stande, der vom Volke und dessen Vertretern verlassen und durch besondere Diensteide gebunden ist, wie könnte man den richterlichen Beamten dann in Folge einer Konsequenz des Rechtsstaates zumuthen, der Usurpation allein zu widerstehen!" Die Bürgschaft für die Unverletzbarkeit der Verfassung besteht nicht darin, daß sie zur Anwendung in Kollisionen komme, sondern darin, daß Kollisionen überhaupt nicht entstehen, mit anderen Worten, die Organisation der Volksvertretung und der Aemter und deren ganze Haltung soll Verfassungsverletzungen verhindern. Sobald diese einmal eingetreten sind, gibt es Parteigegensätze, und diese werden durch Richtersprüche nicht beseitigt. So aber ist unsere Frage, wenn man sie aus dem Gebiete doktrinärer Behandlung in das der realen Erscheinungen versetzt, wiederum eine wesentlich politische. Nicht der Rechtsstaat, sondern die wahre politische Bildung des Volkes und seiner Abgeordneten sowie die der Beamten gewähren die größte Sicherheit.

Betrachten wir nun zum Schlusse mit Held noch die Frage der Nichtigkeit und Anfechtbarkeit der Gesetze und namentlich der Verfassungsgesetze im Ganzen und Einzelnen, so ist es unzweifelhaft, daß ohne den gesetzgeberischen Willen auch kein Gesetz denkbar ist. Allein das reicht für abnorme, juristisch nicht bestimmbare Fälle nicht aus. Wie der Souverän sich genöthigt sehen kann, die verfassungsmäßige Form der Gesetzgebung durch ein provisorisches Gesetz zu umgehen, so kann das Volk in gewissen Fällen, z. B., wenn sein Souverän entflohen oder in dauernde Gefangenschaft gerathen ist, gezwungen sein, ohne ihn, den verfassungsmäßigen eigentlichen Gesetzgeber, einstweilen Gesetze zu erlassen. Was nützt es dann, wenn diese später von der einen Seite für

nichtig, von der andern für giltig erklärt werden? Und kann die Entscheidung, wenn sie schließlich erfolgt, eine richterliche, muß sie nicht vielmehr stets eine politische sein?

Ein Gesetz ist null und nichtig, wenn es in einer Form und mit einem Inhalt erlassen wird, durch welche es nach ausdrücklicher Vorschrift des geltenden Verfassungsrechtes ungiltig ist. Der Zweck solcher Vorschriften ist, gewissen Grundbestimmungen der Verfassung den Charakter des unbedingt Unveränderlichen zu geben. Allein auch die Rechtsstaatsidee kann dem Rechte diese Eigenschaft nicht verleihen. Alles Recht ist veränderbar, und so kann keine rechtliche Einrichtung blos dadurch, daß ein Gesetz jede Abänderung derselben nichtig nennt, unveränderbar werden. Das Bedürfniß kehrt sich an solche Klauseln nicht, und die formellen Grenzen des Rechtes sind bei ernstlichem Aufeinanderstoßen derselben mit der Macht der Umstände entweder schon zerstört oder doch bald gebrochen. Unsterblich ist nur die Idee des Rechtes, nicht die konkrete Verwirklichung desselben, die vielmehr immer von neuem an anderen Bedürfnissen stirbt, um dann mit diesen verschmolzen, in ihnen aufgehoben in anderer Gestalt und mit reicherem Gehalt wieder aufzuleben.

Was endlich die Anfechtbarkeit der Gesetze betrifft, so läßt sich in den meisten Fällen nicht feststellen, ob und wie weit der Wille des Gesetzgebers oder der mitwirkenden Faktoren ein durch Gewalt, Furcht oder Irrthum wesentlich bestimmter und in Folge dessen mangelhafter gewesen ist. „Gewalt und Furcht vor moralischer oder äußerer Pression sind," wie der wiederholt angeführte Staatsrechtslehrer bemerkt, „begrifflich sehr verschieden, obgleich sie praktisch oft gar nicht unterschieden werden können. Der Irrthum des Gesetzgebers aber kann nicht nach privat- oder strafrechtlichen Grundsätzen über die Folgen des Irrthums behandelt werden, da bei jenem das Interesse des Staates und nicht die persönliche Meinung nur als solche entscheiden muß. Sind aber in Fällen, wo von Vergewaltigung, Furcht oder Irrthum des Gesetzgebers gesprochen wird, immer auch anormale Zustände gegeben, und haben sich die Rechtsschranken bereits als unwirksam oder doch ungenügend erwiesen, so ist überdies zu beachten, daß heute dasjenige rechtmäßige Einwirkung sein kann, was gestern rechtswidriger Zwang war, und daß die Zurücknahme einer formell giltig ertheilten Sanktion in der Regel für Krone, Staat und Volk mehr Bedenkliches haben wird als das kluge Abwarten des zu einer verfassungsmäßigen Abänderung geeigneten Augenblickes. Immer wird nicht sowohl dem formellen Recht als der rechten Politik die eigentliche Entscheidung bleiben, die dann allerdings auch zu Gunsten des ersteren ausfallen kann."

Noch vieles ließe sich anführen, woraus hervorgehen würde, daß der

Rechtsstaat, den die Juristen unter unseren Abgeordneten gewöhnlich meinen, wenn sie den Ausdruck gebrauchen, nichts ist als das Ergebniß einer einseitigen Auffassung, nichts als eine Utopie. Wir meinen aber, daß das Gesagte hinreichen wird, ihn als solche erkennen zu lassen.

Das neue Hauptwerk Eduard von Hartmann's.

Von Rudolf Seydel.

„Im Anfang war die That!“ Diese Abänderung des bekannten Evangelientextes, bei welcher Goethe's Faust zuletzt „auf einmal Rath sieht“, ist mehrfach zum Motto der deutschen Philosophie der letzten Jahrzehnte geworden. Die Systeme, welche auf Kant und Fichte folgten, also vorzüglich das des jugendlichen Schelling und die Lehren Hegel's, waren Systeme einer fatalistischen Nothwendigkeit gewesen, welche dem Prinzip der „That“ diametral entgegenstand. Die Gottheit, der Urgrund des Daseins, war ihnen entweder Eins mit der logischen Vernunft, aus deren formeller Gesetzmäßigkeit sie den gesammten Lebensprozeß des Universums zu begreifen suchten, oder es wurde wohl ein etwas voller und realer bestimmtes Urwesen an die Spitze gehoben, ohne doch in anderer Weise als durch inhaltleere logisch-metaphysische Nothwendigkeit das Weltdasein und seinen Inhalt abzuleiten — vielmehr ableiten zu *wollen*. Denn eben dieses Ableiten wollte niemals gelingen. Es mußte eine Zeit folgen, welche dem „Ableiten“ überhaupt gram wurde, am liebsten aller logischen oder metaphysischen Nothwendigkeit den Rücken kehrte, wenigstens ihr allein nicht mehr zutraute, der Atlas des Universums zu sein. *Schelling* hatte, in die reiferen Mannesjahre getreten, im Jahre 1809 die Puppenschale seiner Jugendphilosophie gesprengt; mit der Parole „Wollen ist Ursein“ entflog er den starren Fesseln der Nothwendigkeit. Langsam reiften von diesem Momente an die „Philosophieen der That“, und immer lauter erklang der Ruf nach einem Systeme der Freiheit, während gleichzeitig die Systeme der Nothwendigkeit noch Jahrzehnte lang gepflegt, ausgebildet, verbreitet wurden und sich der Herrschaft freuten. Endlich, nachdem diese Herrschaft durch Thatsachenforschung und Gedankenkritik in der öffentlichen Meinung für völlig gebrochen gelten konnte, da wäre die Zeit gewesen, mit den Philosophieen der That den siegreichen Einzug zu feiern.

Daß sie es hierzu nicht brachten, lag an gar mancherlei Ursachen; zum

nicht geringen Theile an ihrer eigenen Beschaffenheit, an ihrer Verquickung mit den oder jenen unannehmbaren Elementen — so mit Orthodoxie oder Mystik, wie bei dem späteren Schelling selbst, bei Stahl u. A. —, an der Einseitigkeit und Schroffheit, mit der sie, im Kampfe mit der Nothwendigkeitslehre, auch ihrerseits wieder in Extreme und Undenkbarkeiten verfielen. Und in der Zwischenzeit hatten ganz anderartige Denk- und Lebensrichtungen den „Schatten breitgesessen" unter dem Baume, unter dem jene sich gern gelagert hätten. Die auf praktisches Wirken und Schaffen sich immer entschiedener hinwendende Zeit schien dem Idealismus, der das Leben im Denken und Dichten fand, für immer den Athem zu versetzen.

Allein eben dieser letzterwähnte Umstand trug einen bis dahin über Gebühr vernachlässigten Denker an die Oberfläche des Zeitbewußtseins empor, dessen Lehre gleichfalls zu den Philosophieen der freien That oder des an keine Vernunft gebundenen „Willens" gehörte. Schopenhauer wurde für das Jahrzehnt von 1850—1860 und darüber hinaus zum Messias der verstimmten und zurückgedrängten Idealisten und Romantiker. In ihm verkehrte sich das Wort „Im Anfang war die That" zu dem Sinne des Pessimismus, wonach eine Unthat, eine Missethat es gewesen, welche die Welt in's Dasein rief. In dieser Verkehrung allein sollte die Philosophie der freien That in der Entwickelung des deutschen Geistes zunächst — und sehr bald noch ein zweites Mal — Epoche machen.

Das Auftreten des Schopenhauer-Enthusiasmus, in dem Zeitraume zwischen den bitteren Enttäuschungen des Jahres 1849 und dem Wiederaufbrechen nationaler Hoffnungen gegen die Mitte der sechziger Jahre, ist eine nach allen Seiten leicht begreifliche Erscheinung. Es war nicht nur der alte philosophische Idealismus, sondern zugleich der poetische und der politische, der jetzt mit Leidwesen einer neuen Zeit sich gegenübergestellt fand, vor der er sich genöthigt sah, grollend zurückzuweichen. Die politischen Erhebungen der letzten vierziger Jahre, selbst noch aus romantischer Jugendpoesie geboren, hatten den verzweifelten Versuch gemacht, den Bund mit den realen Aufgaben der wirklichen Menschengeschichte und mit dem praktischen Drange der Zeit dadurch zu schließen, daß die Träume der Burschenzeit ohne Weiteres in Wirklichkeit umgesetzt wurden. Zwar hatte es den Anschein, als bedeute das Scheitern dieser Bestrebungen nur den Triumph einer andern Art von Romantik, der mittelalterlich konservativen und frommen; der Geist der Geschichte liebt die Ironie: in Wahrheit bedeutete jenes Scheitern den unbedingten Sieg der verständigen Nüchternheit und illusionsfreien praktischen Erwägung, — für den Idealisten und Romantiker, der sich nicht bekehren mochte oder konnte, den Sieg der Verzweifelung, des Pessimismus. Gleichen Schritt mit den Niederlagen eines politischen

Idealismus hielt die Verdrängung des romantischen Geistes aus seiner eigentlichen Heimat, aus der Poesie: auch im dichterischen Schaffen errang eine Richtung immer mehr Beifall und Ausbreitung, welche die poetischen Elemente an der „Arbeit", an der gesunden Kraft sittlicher Tüchtigkeit hervorhob. Endlich hatte aus dem Bankerotte der alten Begriffsspekulation die der Naturwissenschaft verwandte Herbartische Schule hinübergeleitet zu immer unbedingterer Herrschaft der Erfahrungsmethode und der Beschränkung auf sicher Feststellbares. Alle diese sich jetzt endgiltig entscheidenden Wandelungen des deutschen Geistes drängten den unheilbaren Schwärmer in eine pessimistisch brütende Beschaulichkeit hinein, und wenn er in dieser Stimmung mit Begierde die sinnesverwandte Lehre Schopenhauer's ergriff, so durfte er sich nicht einmal sehr unmodern erscheinen; denn Schopenhauer redete bei Allem doch gar sehr die derbe, anschauliche Sprache der Zeit, war ein Empirist trotz Einem und hatte den Willen zum Prinzip, wenn er ihn auch dadurch, daß er sein Werk in die bloße „Vorstellung", also in eine nichtige Gedankenwelt einschloß, sogleich wieder entmannte.

Bekanntlich ist Ed. v. Hartmann, der zuerst im Jahre 1869 mit seiner „Philosophie des Unbewußten" vor die Oeffentlichkeit trat, zum Erneuerer des Pessimismus für eine Zeitepoche geworden, in welcher die Ausbreitung und beifällige Aufnahme einer solchen Denkweise zunächst weniger verständlich ist. Umsomehr sind wir zum Nachdenken darüber aufgefordert und dürfen die Aufrichtigkeit einer Selbstprüfung nicht scheuen, bei der die Mängel und geheimen Krankheiten des Zeitalters an's Licht zu kommen drohen.

Wir wissen es, jener Umwendung des deutschen Geistes zu einer verstandesklaren und um so kraftvolleren Ergreifung realer Ziele, jener Wegwendung von einem träumerischen Versinken in das Innenleben und von schwärmerischem Hangen am Unerreichbaren, ihr verdanken wir die Erhebung zu einem reineren und energischeren sittlichen Idealismus, und durch diesen die machtvollen gegenwärtigen Daseinsformen unseres nationalen Lebens. Zunächst wird das hiermit Errungene an sich selbst als ein Quell hoher Befriedigung, als unmittelbarer Inhalt eines neuen nationalen Glückes empfunden. Das Hochgefühl bewährter Kraft und erworbener Größe kann auf eine Zeit lang selbst als Zieles genug erscheinen für jedes, auch das anspruchsvollste menschliche Wollen, erhebend über das Heer der nun einmal unvermeidlichen Uebel des menschlichen Lebens. Das Gefühl jener Genugthuung, meint man, habe sich nur eben von jetzt ab zu verbinden mit den kleineren Befriedigungen durch Arbeit und Genuß, wie sie in allen Zeiten dieselben bleiben, um in dieser Verschmelzung ein dauerndes Ueberwiegen wahren Wohles zu schaffen. Allein eine solche Anschauung und Empfindung kann nicht bestimmt sein, anzudauern. Das Leben pulsirt weiter,

so in der Nation und im öffentlichen Thun, wie im Einzelnen und seinen eingeschränkteren Strebenswegen. Rasch, unabwendbar, mit unerbittlicher Logik, drängen sich die bis dahin zurückgeschobenen, noch unerledigten Aufgaben heran; gerade von der Höhe des Erreichten herab und im Lichte seiner Lust fällt ein geschärfter Blick auf die zurückgebliebenen Uebel und Schwächen und macht ihren Kontrast fühlbarer als jemals. Ja, es brechen Wunden auf, deren Dasein kaum geahnt wurde; tiefe Grundgebrechen der Menschennatur und unheilvolle Gewalten werden sichtbar, die jetzt als unüberwindlich erscheinen wollen, nachdem die Nation alle Stadien der Geisteskultur und Kraftentfaltung durchlief, ohne sie zu überwinden. Die Verstimmung erneut sich, aber gefährlicher als vorher. Denn es sind jetzt nicht mehr nur die Nachwirkungen alter Ideale, die zum Weltschmerz ausschlagen; es ist das realistische Wollen des Zeitalters selbst, das in Verbitterungen sich eingräbt. Und jetzt fehlen ihm die Tröstungen, die eine frühere Zeit in einer Welt dichterischer Phantasiegebilde und lyrischer Stimmungen, in Poesie, Musik und aller schönen Kunst, in gefühlvoller Lebenserfassung, in hochfliegenden philosophischen Gedanken und ihrer wiederum künstlerisch geistvollen Aussprache, oder in der Nährung frommen Sinnes und religiöser Anschauungen gefunden. Denn der Gegenschlag unserer realistischen Tendenzen gegen alle diese Herrlichkeiten der Geisteswelt mußte etwas stark wirken, um seinen Zweck zu erreichen, und vieles dadurch Zerstörte oder doch Zurückgedrängte haben wir Mühe, neu zu beleben. So fehlt denn leider auch jetzt noch dem verzagten Herzen keineswegs der Stoff zum Pessimismus: ja der Pessimismus erscheint von Neuem als die Kulturkrankheit der Zeit, die ihre bedeutsamsten Krisen begleitet.

Hartmann's Schriften und Lehren besitzen alle Eigenschaften, um dem spezifisch modernen Sinne, wo er zum Pessimismus neigt, annehmlich zu sein. Der Pessimismus, der die gegebene Wirklichkeit bekämpft und verurtheilt, haßt und flieht, wird jederzeit sein Rüstzeug in den Anschauungen des Idealismus suchen: so der Schopenhauer'sche, so der Hartmann's. Gern folgt ihm die stimmungsverwandte Zeitgenossenschaft, wenn er im Uebrigen nur ihre Sprache redet, in eine sonst als veraltet angesehene Ideenwelt. Diese gewünschte Einkleidung alter Gedanken in moderne Gewandung hoben wir bei Schopenhauer in Bezug auf die Tage seines höchsten Ansehens hervor; Hartmann zeigt uns im gleichen Maße für unsere Tage das angemessenste Kostüm, realistischer in Ansicht der Dinge und Anfassung im Vergleich zu Schopenhauer, wie unser Jahrzehnt weit über das vorige hinaus ist in der Entfernung vom Fichte'schen Ich-Traum, von indischer Beschaulichkeit und von Abtödtung des thatlustigen Willens durch Musik und Kunstschau, diesen drei Elementen der Schopenhauer'schen Weltflucht. Keine Rede mehr bei Hartmann von einer täuschenden

Vorstellungswelt, einer „Maja", in der sich das wahrhafte eine Sein nur trügerisch in die Formen von Raum und Zeit hüllt. Keine Rede von einem romantischen Flüchten in die Welt des Lichtes und des Tones, von einer Seligkeit der Kontemplation im reinen Aether der Idee. Nichts liegt Hartmann ferner als die Aesthetik und ein Schwelgen in Gefühlen. Er steht mitten im Treiben unserer Alltagswelt; von Nichts erfüllt und angeregt, als von den Sorgen und Fragen der unmittelbaren Gegenwart, in der Hingebung an die aufregenden Probleme der Zeit und in der eingehendsten Beurtheilung der schwebenden Parteikämpfe das völlige Widerspiel Schopenhauer's, ruft er uns zu, völlig einstimmend in den allgemeinen Chor: Arbeiten! Ringen! Kämpfen! Weiterdahinbrausen im Dampfzuge des „Fortschritts"! In der wissenschaftlichen Methode sucht er ausdrücklich und geflissentlich Fühlung mit naturwissenschaftlicher Empirie und verarbeitet in reichlicher Sachkenntniß die Lieblingshypothesen heutiger Naturforschung, während Schopenhauer noch mit philosophischer Süffisance den Physikern die Goethe'sche Farbenlehre als Evangelium entgegenhielt. Schopenhauer's Schriften wuchsen noch ganz aus dem Schriftstellerideal unserer dichterischen Periode heraus: sie strotzen von geistreichen Pointen, blendenden Einfällen, göttlichen Grobheiten, glücklich gegriffenen Citaten aus einer unübersehbaren Literaturkenntniß. Hartmann's Schreibweise kennt von allen solchen Würzen nur — den Cynismus, in hin und wieder eingestreuten Ausbrüchen eines übeln Humors, die jeder originalen Kraft entbehren, durch eine ungenirte platte Derbheit — in unverkennbarer Lokalfarbe — lediglich aus dem Stil der sonst glatten, objektiven, verstandesklaren Darstellung herausfallen und durch Gefühllosigkeit verletzen. Mußten wir endlich im großen geschichtlichen Zusammenhange der philosophischen Systeme des Jahrhunderts es völlig angemessen finden, daß den Lehren von einer unlebendigen, blinden Nothwendigkeit Versuche von Willensphilosophie, von Philosophieen der freien That folgten, so genügt auch dieser Forderung Hartmann, wie Schopenhauer, aber wiederum angemessener als dieser, dem realistischen Sinne der Zeit. Dies schon darum, weil Schopenhauer's Urwille nur eine geträumte Vorstellungswelt schuf, Hartmann aber den Schöpferwillen seines „Unbewußten" in Raum- und Zeitformen seinen Inhalt gießen läßt, die so wirklich sind, wie wir sie vorstellen. Und nicht mehr in Kant, Fichte und in jener Keimgestalt der neuschelling'schen Lehre, wie sie im Jahre 1809 noch unerschlossen an's Licht getreten, findet Hartmann die Ansatzpunkte für die Einreihung seiner eigenen Philosophie in den großen Strom deutscher Spekulation, sondern es ist die entwickeltere, jüngere Ausgestaltung des Neuschellingianismus, an die er sich anlehnt. Hier fand er eine Trennung vor zwischen dem Reiche der Vernunft und dem Reiche der Wirklichkeit, die das letztere mehr, als jemals die Philo-

sophie zugestanden, einer geschichtlichen Empirie überließ. Hartmann's Pessimismus steigerte diese Trennung bis zum Gegensatze von Vernunft und Unvernunft. Er entfernte allerdings das Werk des Meisters zu seinem Vortheil aus dem mystischen Farbenschimmer des byzantinischen Doms, worin jener es aufgestellt, und entledigte es der Attribute christlicher Orthodoxie; aber auch Arme und Haupt hat er der Statue abgeschlagen, die ihr allein den Ausdruck eines hohen, edeln Idealglaubens liehen. Wahrlich, sehen wir jetzt den Torso stehen, zwar auf neuem „empirischen" Postament, aber traurig ergänzt, und noch dazu beschmutzt und bestoßen vom Samstagsverkehr und Straßenstaube der Großstadt — wir besorgen, Wenige werden es glaubhaft finden, daß wir in ihm die geretteten Ueberreste einer Schöpfung besitzen, die den Geist von Schelling's „Rede über die bildende Kunst" noch erkennen ließ, und deren Stilformen wir aus dem Gespräch „Clara", aus den „Weltaltern" und so manchen anderen, noch jüngeren Stücken des Schelling'schen Nachlasses kennen.

Das jüngste Werk Hartmann's, das uns zu diesen Betrachtungen den Anlaß bot, nennt sich „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins"*) — ein Buch von nahezu 900 Seiten, bestimmt, die „Prolegomena zu jeder künftigen Ethik" zu enthalten. Es liegt ihm ein großartiger Plan zu Grunde, und gern wird man zugestehen, daß derselbe auf tüchtige Studien aufgebaut und mit Klarheit durchgeführt ist, ja daß das Werk, bei seiner Ausdehnung doch aus einem Gusse, in frischem, energischem Festhalten des Tones geschrieben, im Ganzen nicht ohne imponirende Wirkung bleibt. Seine Absicht ist, alle Moralprinzipien, welche jemals aufgestellt worden sind oder etwa aufgestellt werden könnten, in systematischer Folge die Revue passiren zu lassen, um zu zeigen, wie ein normaler Gedankenfortschritt aus dem schlechtesten und unbrauchbarsten dieser Prinzipien zu dem nächst besseren überleitet, und so fort, bis das höchste und allein vollkommen wahre erkannt ist. Die durch diesen Plan auffällig genug hervortretende Aehnlichkeit mit Hegel's „Phänomenologie des Geistes" hat die Wahl des Titels veranlaßt. Auch die Gliederung zeigt Aehnlichkeiten. Zuerst werden uns in einer Vorhalle die „Pseudo-Moralprinzipien" vorgeführt: das „individual-eudämonistische" Prinzip oder die Selbstsucht, welche durch die pessimistischen Ueberzeugungen zum Bankerott getrieben wird, und das „heteronome" oder „autoritative" Prinzip, d. i. die Abhängigkeit von fremdem Willen. Der nun folgende eigentliche Hauptkörper des Werkes bringt die in Wahrheit erst so zu nennenden Moralprinzipien zur Besprechung, und zwar 1.) die subjektiven, das sind die psychologischen Formen, in welche sich die Motive unseres Willens kleiden, 2.) die objektiven, das sind

*) Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons) 1879.

die vorgestellten Endziele des Wollens und Handelns, 3.) die absoluten Moralprinzipien oder den „Urgrund“ der Sittlichkeit, das sind diejenigen metaphysischen oder religiösen Grundansichten, durch welche sich die Reflexion in letzter Instanz die Frage nach der Berechtigung und Nothwendigkeit sittlicher Forderungen beantwortet. Der hiermit bezeichnete Gedankenfortschritt weist allenthalben die verlassenen niederen Stufen oder unvollkommeneren Moralprinzipien zugleich in ihrer relativen Berechtigung nach und kommt überall zu dem Resultate, daß jene Prinzipien nur durch Einseitigkeit irren, ergänzt aber durch die höheren und zu diesen emporgehoben einen wesentlichen Theil der Gesammtheit des ethischen Lebens und der ethischen Erkenntniß ausmachen. Die Ergänzung macht sich schon formell aus dem Grunde nöthig, weil jede der drei Klassen von Prinzipien eine ganz besondere Seite des ethischen Problems beantwortet, so daß selbst das Wort „Prinzip“ in Wahrheit für jeden der drei Haupttheile etwas Anderes bedeutet. In der That finden wir, daß dem entsprechend nicht blos ein Mal, sondern drei Mal nach jener Methode der Aufstufung der Gipfel der höchsten Wahrheit erstiegen wird, in jedem Haupttheile gleichsam eine andere Kuppe des Gipfels. So gelangt der erste Theil — wir lassen das, was wir die Vorhalle nannten, ungezählt — in Beantwortung der Frage nach den psychischen Motivirungsformen über die Stufen der Geschmacksmoral und der Gefühlsmoral hinweg zur Vernunftmoral: letztere bildet hier das Endresultat; die Form der Vernunfterkenntniß tritt als die höchste, vollendetste Form der Willensbestimmung, wie als die einzige Wahrheitsquelle der wissenschaftlichen Ethik, an das Ende dieser ersten Reihe von Musterungen. Aber was nun ist das vernunftmäßig Gute? Welche Handlungen, also welche Ziele, gebietet die Vernunft unserm Willen? Die Antworten hierauf, obwohl sie von den Erörterungen des ersten Theiles nicht völlig ausgeschlossen werden, bilden doch erst für den zweiten den eigentlichen Gegenstand: wir lernen hier das „sozial-eudämonistische“ Prinzip kennen, d. i. das des Gesammtwohles, sodann das „evolutionistische“ oder das der Kulturentwickelung, zuletzt das Prinzip der sittlichen Weltordnung. Letzteres, in welchem die versöhnende, einheitliche Zusammenfassung der beiden anderen liegen soll, tritt eben deshalb hier als abschließendes Endergebniß hervor. Noch weniger rein scheidet sich in der Ausführung der dritte Theil ab; allein die Meinung ist doch auch hier, ein Problem zu stellen, das zu den vorher behandelten neu hinzutritt, und nach einem „Prinzip“ zu fragen in ganz anderem Sinne als in den früheren Abschnitten. Es ist hier nicht mehr die Erkenntniß des rechten Wollens, auch nicht mehr die des rechten Zieles, welche uns beschäftigen soll — obwohl die letztere eingemengt ist —, sondern die Erkenntniß des höchsten Warum? für sittliches Wollen und sittliche Zielsetzung nach In-

halt, wie Form. So gelangen wir denn in diesem Theile zunächst zu dem „monistischen“ Prinzip, welches in einer Wesenseinheit der Individuen, ja aller Geschöpfe, den höchsten Grund der Moralität finden will, sodann zu dem religiösen Prinzip, durch welches diese Wesenseinheit näher bestimmt wird zu einer Wesenseinheit der Geschöpfe mit dem Absoluten, mit Gott; es folgt in dritter Stelle das „absolute“ Prinzip oder das „der absoluten Teleologie als der des eigenen Wesens“, welches zu den vorigen die nöthige Spezifikation hinzufügt, daß unser Einssein mit Gott sich des Näheren herausstelle als ein Einwohnen der göttlichen Zweckthätigkeit, des göttlichen Zielstrebens, in der innersten Wesenstiefe der menschlichen Persönlichkeit. Der Abschluß wird hier erreicht in dem „Moralprinzip der Erlösung“, in welchem nach Hartmann alle die vorher, auch in den früheren Theilen, einzeln auf ihre Leuchtkraft geprüften Strahlen sich in die eine Sonne der erkannten sittlichen Wahrheit zusammenfassen sollen. Hier wird deshalb auf die Zielfrage zurückgegriffen und die Problemstellung nicht unwesentlich verschoben.

Selbstverständlich kommt hiernach Alles auf Beantwortung der Frage an, was die Vernunft für den Zweck unseres Handelns, für das zu setzende Ziel unseres Wollens erkenne. Jener zweite Haupttheil, der die denkbaren Antworten in diesem Betracht zu prüfen hatte, endigte mit etwas Ungesagtem. Denn der Begriff „sittliche Weltordnung“ verräth uns nicht, was denn das Sittliche sei, und die Anweisung auf den „Kulturfortschritt“ verschweigt, um welcher Ziele willen wir „Kultur“ und „Fortschritt“ zu loben haben und nicht vielmehr zu verabscheuen. Wir hören dort nur, daß das Kulturprinzip überzuordnen sei dem Prinzip des Gemeinwohles, daß die Steigerung der Kultur keineswegs das Wohl steigere und verbreite, sondern die Uebel vermehre, und daß man deshalb wohlthue, das Kulturprinzip aus Barmherzigkeit mit dem immerhin niederen, minder berechtigten Prinzip des Gemeinwohles zu kombiniren, wie das schwache Weib gefühlvoll und lind dem starken Manne zu Diensten steht, die harte Arbeit versüßend, die Wunden pflegend, wo möglich heilend. Wir erfahren dort ferner, daß es eine Rangordnung der Zwecke gebe in der sittlichen Schätzung und in der Verbindlichkeit für den vernünftigen Willen: das Interesse der weiteren, umfassenderen Gemeinschaft — gleichsam eines höheren Gesammt-Individuums — steht über dem Interesse der engeren, das Interesse auch der engsten Gemeinschaft über dem des Einzelwesens; Allem schlechthin überzuordnen ist der Zweck des Universums, der Gotteszweck. Auf ihn hinaus geht die Kulturentwickelung, der wir dienen sollen, und um deren willen wir Leiden schaffen und Leiden erdulden sollen. Wohl! Wir sind dazu entschlossen; denn wir können nicht meinen, unsere Idee des Guten sei sittlicher als Gott selbst; nennen wir Gott doch nur eben das Beste, das

wir lieben und kennen, und die ethische Vernunft, der uns Hartmann selbst folgen lehrte, sollte sie einen anderen Inhalt haben als die Vernunft Gottes? Aber welches ist dieser Inhalt, welches ist der Gotteszweck?

Unser Autor hält mit der Antwort zurück bis auf die letzten Seiten des Werkes. Hier erst sinkt die letzte Hülle; hier erst kommen die Voraussetzungen an den Tag, von welchen die gesammte Erörterung von Anbeginn getragen war; erst hier sind wir bei Hartmann selbst, wie wir seit zehn Jahren ihn kennen. Merkwürdig! Er macht auf diesen letzten Blättern einmal vorübergehend Miene, dieses allein ihm Eigene seiner Philosophie und diese wahren Grundpfeiler seines ganzen Lehrgebäudes, wie im Besonderen der jetzt hervorgetretenen moralischen Seiten desselben, für eine bloße „persönliche Ansicht“ auszugeben, für eine „Zugabe“, deren wissenschaftlichen Werth er sonach mit wohlbegründeter Bescheidenheit in zweifelhafte Beleuchtung rückt. Allein diese Anwandlung ist schnell vergessen, als er die letzte Krönung aufgesetzt hat und mit einem dröhnenden Posaunenstoß der staunenden Mitwelt die Vollendung des Werkes verkündigt:

„Vor der Erhabenheit dieser Entwickelungsstufe des sittlichen Bewußtseins schwindet jede Möglichkeit des Einspruchs; der Einzelne mag behaupten, daß er sich zum schwindelfreien Erklimmen einer solchen Höhe bislang untüchtig und vielleicht für immer unfähig fühle, aber er soll sich nicht erdreisten, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm zufällig die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wessen Magen nicht dazu gemacht ist, um von Nektar und Ambrosia zu leben, den wird Niemand schelten, wenn er sich von Schweinefleisch und Sauerkohl nährt, nur soll er nicht die Speise schlecht nennen, weil seine Konstitution zu untergeordneter Art ist.“

Niemand, der Etwas von Psychologie versteht, wird sich der Vermuthung entschlagen können, es möchten wohl die schwächsten Seiten der Hartmann'schen Lehre sein, die durch solche geschmackvolle Tiraden gepriesen werden. Wir finden in dem Buche viele sehr scharfsinnige Erörterungen im Einzelnen, Untersuchungen philosophischer Probleme, die am Wege lagen, von bestem wissenschaftlichen Stil, und viele treffende Reflexionen über Lebens- und Zeitfragen. Da wird man überall die Cynismen und Plattitüden vermissen.

Aber welches sind nun jene letzten Gedanken, die das neue Hauptwerk unsers Autors dem moralischen Willen als dessen sicherste, erhabenste, wahrhafteste Stützen empfiehlt? Die Antwort hierauf lenkt zurück zu den zeitgeschichtlichen Betrachtungen unsers Einganges.

„Im Anfang war die That.“ Diese That aber war eine Unthat, eine Missethat. Gott, ihr Thäter, ist ein Wesen, dessen Einheit in sich zwiespältig ist, bestehend aus zwei unbegreiflicher Weise in ihm zusammengeschweißten

Theilen, die sich feindlich gegenüberstehen, einem vernunftlosen, unlogischen, und einem logischen, vernünftigen Theil. Und auch der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit ist in schroffster Trennung auf diese beiden Seiten der Gottheit vertheilt. Der vernunftlose Theil ist frei, er will und handelt ohne jeden Grund, ohne Ursache, ohne Motiv, seine Entscheidung steht außerhalb des Gesetzes der Kausalität, sie ist ein „absolut zufälliger Akt". Der Vernunfttheil dagegen trägt in sich Nothwendigkeit: er kann zwar eben deshalb, weil er nicht frei, nichts aus sich selbst anfangen, aber er enthält in sich mit unausweichlicher Gesetzmäßigkeit, fatalistisch, alles vorgezeichnet, was allein eintreten und existiren kann, wenn es überhaupt zu einem Weltdasein kommt. Daß es zu solchem Dasein kam, dies war keineswegs logisch gefordert, keineswegs nothwendig, vielmehr war eben dies ausschließlich das Werk des unlogischen Faktors, jenes blinden, grund- und ursachlosen, thörichten Zufallwillens. Aber das, was nun durch solchen überflüssigen und beklagenswerthen Akt zum Dasein gekommen und fernerhin kommt, ist in allen seinen Einzelheiten, in Dingen und Ereignissen, das einzig Mögliche, unbedingt Nothwendige, logisch Geforderte. „Das Eine steht uns frei, im Andern sind wir Knechte" — so müßten hier die Elohim sprechen. Daß aber eine That, der aller logische Gehalt fehlte, schon darum allein mit logischer Nothwendigkeit zu Unheil führen mußte, liegt nahe. Ein Wollen, ein Zwecksetzen, das der Vernunft entspränge, würde Glückseligkeit zum Inhalte haben: das Wohl, die höchstmögliche Förderung der „Eudämonie", der Seligkeit, ist der allein logisch denkbare Zweck (S. 846). Die That des unlogischen Willens wird demnach eine unheilvolle, eine Schmerz und Leiden erzeugende sein. Ihr nächster Erfolg ist die Unseligkeit Gottes selbst, der Schmerz seiner Vernunft über seine Unvernunft. „Dieser Annahme kann man gewiß nicht den Vorwurf der willkürlichen Idealdichtung machen; ihre Zulässigkeit ist unbestreitbar, wenn dem Absoluten nicht die elementarste psychische Funktion — die Unlustempfindung der Nichtbefriedigung des Willens — entzogen werden soll." (S. 866, Anm.) Nun folgt alles Weitere von selbst: die Vernunft kann nichts Anderes wollen, als das Geschehene thunlichst rückgängig machen. Hierin liegt die in ihr ruhende und nunmehr wirksam werdende Nothwendigkeit von der ethischen Seite. Die Vernunft der Gottheit konnte sich jetzt nur „darauf richten, den Zustand der Unseligkeit zu beseitigen, und zu dem Zustande des Friedens und der unlustfreien Stille zu gelangen; dann wird es begreiflich, daß das Absolute sich in die unsäglichen Leiden des Weltprozesses stürzt, wofern dieser Prozeß als das Mittel zur Beendigung jenes Zustandes der Unseligkeit gelten darf; ... die endlose Unseligkeit würde auf jeden Fall schlimmer zu ertragen sein, als eine noch so intensive endliche Qual. Das Elend des Daseins in der Welt wäre also gewissermaßen wie

ein juckender Ausschlag am Absoluten zu betrachten, durch welchen dessen unbewußte Heilkraft sich von einem inneren pathologischen Zustand befreit, oder auch als ein schmerzhaftes Zugpflaster, welches das all-eine Wesen sich selbst applizirt, um einen inneren Schmerz zunächst nach außen abzulenken und für die Folge zu beseitigen" (866). Diesem Zweck der göttlichen Urvernunft können wir unserseits natürlich „nur die tiefsten Sympathieen entgegenbringen. Einem Gotte, der die schwersten Leiden auf sich zu nehmen genöthigt ist, um ein noch schwereres Leiden wenn möglich abzukürzen und aufzuheben, einem solchen Gott würden alle menschlich fühlenden Herzen entgegenschlagen, auch wenn sie nicht sich selbst als das Wesen wüßten, das all' dieses Leiden trägt" (867). Wie viel lieber noch und leichter werden wir entschlossen sein, an der Selbsterlösung Gottes mitzuarbeiten, wenn wir wissen, daß wir selbst es sind, in welchen Gott leidet, daß Gottes Wesen unser eigenes innerstes Wesen ist! Dies ist also unsere Moralität, daß wir den Weltprozeß im Sinne jenes absoluten Gotteszweckes weiterführen. „Eudämonie" ist dieser Zweck, aber nicht etwa die der Geschöpfe, sondern die Gottes selbst; an G o t t e s Seligkeit allein sollen wir arbeiten, nicht an unserer, nicht an der unserer Mitgeschöpfe. Darum wird nur aus Barmherzigkeit diesen Mitgeschöpfen soviel Leiden erspart werden dürfen, als bei Festhaltung des höchsten Zweckes angeht; in erster Reihe steht die zu diesem Zwecke führende „Kulturentwickelung"; ihr, dieser Entwickelung ist Vorschub zu thun, möge noch soviel Wohl dabei zu Grunde gehen und Schmerz erzeugt werden. Alle Opfer sind zu bringen, um — Gott zu erlösen! Der „Gottesschmerz" ist das allein vollwahre Moralprinzip; die Kulturentwickelung, wie sie im Kampfe um's Dasein zu immer bestandfähigeren und intelligenteren Wesen, zu immer komplizirteren Verhältnissen und immer umfassenderen und feineren Bedürfnissen, also auch zu immer mannichfaltigeren und empfindlicheren Uebeln führt, sie dient — wir müssen es glauben! — in ihrem unaufhaltsamen Fortgange der Linderung, ja Aufhebung jenes Gottesschmerzes, d. i. der Aufhebung des Weltdaseins, der Zurückbildung desselben in's Nichts. Wie und wodurch? — Gott mag es wissen.

Kaum wird es jemand entgehen können, wie sehr wir es hier mit einer Philosophie zu thun haben von subjektiver, individueller Entstehung, deren Verbindungsfäden mit den Stimmungen und Zuständen der Zeit wohl zu untersuchen lohnte, aber die es fast verbietet, Maßstäbe und Gesichtspunkte rein wissenschaftlicher Art auf sie anzuwenden. Dem einzelnen, aus dem Leben geschöpften Probleme gegenüber, oder auch in der Kritik Anderer, zeigt sich der Autor stets als tüchtiger Logiker, gründlich und scharf; allein in den Regionen seiner eigenen Metaphysik versagt an allen Ecken und Enden die objektive und logische Erwägung die Antwort, wenn wir erstaunt fragen: Warum?

Warum gerade so? — und nach allen Richtungen berstet das Gebäude auseinander, von tiefgehenden Widersprüchen zersprengt.

Ganz dürfen wir es nicht unterlassen, auf diese Unhaltbarkeiten und Unsoliditäten hinzudeuten. Wir wollen hierbei nicht bei Fragen verweilen, die uns in schwebende metaphysische und erkenntnißtheoretische Probleme verwickeln würden, z. B., ob es sich mit dem sonst festgehaltenen Kausalgesetze vertrage, daß der göttliche unlogische Wille kausalitätslos wirkt, in der Weise eines „absoluten Zufalls". Wir wollen uns auch dabei nicht aufhalten, daß ein zwiespältiges Urwesen, in sich verfeindet, an der Spitze des Universums steht, ohne daß wir von einem übergreifenden einheitlichen Grundwesen desselben hörten, das die Gegensätze zu beherrschen, auf einander zu beziehen und dadurch die Einheit zu erhalten diente. Dieser Punkt wird uns sogleich noch in seinen weiteren Folgen beschäftigen. Mit Staunen aber erfüllt uns vor allem, daß die Philosophie des „Unbewußten" einen fühlenden, schmerzerfüllten Gott kennt, der, wenn er auch erst nachträglich in diesen Zustand geräth, doch damit für die ganze Zeit des Weltprozesses zu einem bewußten, ja persönlichen Gotte wird, wie ihn der „Theismus", der von Hartmann so stark perhorreszirte, so unbarmherzig gescholtene Theismus, immer nur wünschen kann. Steht Hartmann selbst dem Theismus so nahe, wie sollen wir verstehen, daß er ihn als Stütze der Unsittlichkeit verklagt und in Schopenhauer den „idealen Abschluß eines großen kulturgeschichtlichen Zeitabschnittes und die Inauguration einer neuen Kulturperiode" preist, lediglich darum, weil er aus sittlichen Gründen den Theismus verworfen und damit dessen Uhr für immer für abgelaufen erklärt habe? (S. 782.) Doch, wir hören es ja, das Unsittliche am Theismus ist es, was unsern Autor in Aufruhr bringt; *sein* Theismus wird also wohl ein sittlich gereinigter sein. „Den theistischen Pfaffen bleibt es überlassen, über die sittliche Verruchtheit ihrer irregeleiteten Opfer Zeter zu schreien, während sie selbst es sind, welche die Gottheit lästern, indem sie in ihrer theistischen Metaphysik ein Bild derselben entwerfen, das nach allen Begriffen eines unverfälschten sittlichen Bewußtseins nur verabscheuungswürdig genannt werden kann... Unter den Gesichtspunkten des Theismus bleibt nichts als die Annahme übrig, daß Gott trotz des vorhergesehenen Elends die Schöpfung nur darum nicht unterlassen habe, weil er das Bedürfniß fühlte, ein Publikum zu haben, das ihn lobpreisen und ehren konnte, mochte immerhin dieses Lobpreisen ein Resultat verblendeter Dummheit oder eine aus sklavischer Furcht entspringende Heuchelei sein." (781 mit Anmerkung.) Aber, wie ist uns? Sollte denn nicht alles dieses noch viel mehr gelten, wenn Gott „trotz des vorhergesehenen Elends" die Schöpfung nur darum nicht unterlassen hat, um sich „durch einen juckenden Ausschlag" für immer von den Schmerzen zu befreien, die ihm sein eigener

dummer Wille in plumper Zufälligkeit zugezogen? Ist dies nicht ein empörend grausamer Egoismus? Ist dies nicht ein tief unsittlicher Gott, der auf der untersten Stufe der „Pseudomoral" stehen geblieben? Doch unser Autor bemerkt den selbstischen Charakter seines Gottes gar wohl; diesmal sollen diejenigen die Irrenden sein, welche sich daran stoßen. Wie können wir nur nicht einsehen, daß für Gott der Egoismus kein Vorwurf ist! Gott — so belehrt uns Hartmann — hat ja kein höheres Dasein über sich, hat keine übergeordnete Gemeinschaft zu respektiren; wen sollte er durch Selbstsucht verletzen? Daß wir so etwas übersehen konnten! Aber warum und woher dann der Groll gegen den Theismus, gegen den „unsittlichen" Theismus Anderer? Warum ist dann ein Gott so unsittlich, der zu seiner „Ehre" schafft, wenn ein Gott frei sein soll von Vorwurf, der durch leidende Geschöpfe seine eigenen Schmerzen heilt? Die Klagen der Gequälten soll es verstummen machen, daß sie die kahle Betrachtung anstellen dürfen, ihr Wesen sei doch eigentlich Gottes eigenes Wesen, und so sei ihr Leiden doch nicht Mittel für fremdes, sondern für eigenes Heil. So wäre doch wohl zu wünschen, daß ihnen auch dieses Heil als eigenes empfindbar würde, und nicht nur die Qual. Aber die Seligkeit der Erlösung gilt nicht ihnen, sie ist Gottes Seligkeit allein; ihr Theil ist die Qual. Diese göttliche Selbstsucht — so belehrt man uns weiter — ist gänzlich unvermeidlich; aller Zweck ist „Eudämonie", also ist Gottes Zweck nothwendig — seine eigene Eudämonie, seine eigene Beseligung; alles andere ist Täuschung unlogischen Denkens. Auch die Liebe Gottes zu Geschöpfen, deren Glück er wollte, wäre nichts als göttliche Selbstsucht: „wenn Gott die Welt aus Liebe zu den Geschöpfen, d. h. um Geschöpfe glückselig zu machen, geschaffen hat, so dient der Weltprozeß zur Vermehrung der göttlichen Glückseligkeit" — und „immer ist die Erhöhung der Glückseligkeit des Absoluten als das letzte Ergebniß gedacht, auf das es bei diesem Prozesse eigentlich ankommt". (843 f.) Höher kann die Verwirrung nicht steigen. Der göttliche Egoismus, lehrt Hartmann, ist unvermeidlich; auch Liebe, die das Wohl der Geschöpfe will, ist Egoismus; ebenso ist Selbsterlösung vom Schmerz durch Qual der Geschöpfe — Egoismus; aber nur eine Gotteslehre, die den letzteren, den grausamsten Egoismus, vorzieht, ist sittlich, jeder andere theistische Gottesglaube ist tief unsittlich, verwerflich, mit Haß und Hohn verfolgungswerth. Damit dieser Haß und Hohn Recht behalte, wird auch die hingebende Liebe heruntergezerrt — zum Egoismus, und doch, der Egoismus ist ja bei Gott unvermeidlich und kein Vorwurf! Wir können uns nicht mehr verwundern, zu lesen, mit wie geringem Verständniß Hartmann dem Christenthum und dem historischen Lebensbilde seines Stifters gegenübersteht, nachdem wir gesehen, wie wenig er die Liebe versteht, die „nicht das Ihre sucht".

Es ist indeß nöthig, sich noch tiefer in die letzten Grundlagen dieser

Philosophie zu versenken, um die Risse zu erkennen, die sie unheilbar zerklüften. Wir konnten die schwere Zumuthung eines Zufalles, an dem die ganze Welt hängt, übergehen; dieser Ur-Sprung als Ursprung des Daseins begegnet uns mehrfach in Philosophieen der That und der Freiheit, und das Urtheil über ihn hängt an noch schwebenden Kontroversen. Aber was sollen wir sagen, wenn jene absolute Freiheit nicht einmal die Freiheit des einen Urwesens ist, sondern die Freiheit nur eines Theiles dieses Wesens? Heißt „absolut“ soviel als „unabhängig“, so wäre also dieser Theil des Absoluten das wahrhafte, alleinige Absolute. Allein er ist dies doch wiederum nicht. Wir wissen ja, er war abhängig, schlechthin abhängig von dem andern Theil, dem logischen oder Vernunfttheil, in Bezug auf den Inhalt der Wirklichkeiten, für die er nur Herr war über das „Daß“ ihres Daseins. Die Vernunft wieder ist verknechtet dem blinden, unlogischen Willen in Bezug auf dieses „Daß“, und Herrin allein rücksichtlich des „Was“ alles Seins. So ist denn das „Absolute“ oder die Gottheit abhängig von ihren zwei, wieder von einander abhängigen Theilen, und in diesen Abhängigkeiten allein lebt es! Was ist dann an ihm noch „absolut“? Aber unser verwundertes Fragen ist noch nicht am Ende. Jeder Schritt, den wir in dieses Gedankenlabyrinth uns weiter einwärts wagen, verstrickt uns in neue und rettungslosere Wirrsale. Die verhängnißvolle Ur- und Unthat ist erfolgt; die „Vernunft“ wird nun selbst zum Willen und Thatprinzip, und es wird ihr voraussichtlich gelingen, durch Zurückführung des Gewordenen in's Nichtsein endlich für immer „Frieden“ und selige „Stille“ in dem wieder einsam gewordenen Urwesen zu realisiren. Würde ihr die Macht hierzu nicht beigemessen, so wären die 900 Seiten des Hartmann'schen Buches nicht geschrieben worden, so wäre der „sittlichen“ Vernunft ganz ebenso der Bankerott prophezeit worden, wie der selbstischen Pseudomoral, und die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins hätte sich zur Aufgabe gesetzt, jedes Wollen, sittliches wie unsittliches, als Ausfluß thörichter Illusionen nachzuweisen. Denn welches Zwecksetzen wäre nicht thöricht, wenn eine absolute Zufallsmacht unbehindert jeden Zweck zu kreuzen vermöchte? Die Vernunft Gottes muß die Macht bleiben; sie gebietet uns, sie ist das Sittengesetz in uns, weil sie die Uebermacht hat über den unlogischen Willen. Aber, fragen wir billig, — hat sie diese Macht nach der That, warum fehlte sie ihr vor der That ihres unholden und wahnwitzigen Genossen? Wo war sie, wo war ihre beschränkende Gewalt, als jener Zufall einbrach; der aus tiefer, unvordenklicher Nacht eines unbewußten, stummen Beisammenseins des feindlichen Zwiegespannes plötzlich den unheimlich zuckenden Blitzstrahl des „Gottesschmerzes“ aufleuchten ließ? Sie hat es nun einmal nicht zu thun, hören wir, mit dem „Daß“; nur das „Was“ zu bestimmen, ist ihres Amtes. Wie doch aber? Hat sie wirklich das Was in ihrer Gewalt

als unerbittliche Nothwendigkeit, warum ist dieses „Was“ nicht gleich von vornherein ein stiller Friede, einsame Eudämonie, welche — ohne alle Zwischenfälle — von Ewigkeit zu Ewigkeit verwirklicht war und blieb? Ist denn nicht das störende Dazwischenfahren des dummen Urwillens im Grunde auch ein „Was“ des Daseins, welches sonach nicht weniger in der Vernunft begründet wäre, als seine speziellen Folgen und die Folgen dieser Folgen? Dann verschwindet aber völlig die Scheidung zwischen dem Daß und dem Was, die Vernunft wird Alleinherrscherin, der Wille wird der Vollzieher ihrer Befehle, und die Einheit des Absoluten ist wieder hergestellt, mit ihr — der Optimismus und ein System ethischer That, ethischer Vernunftnothwendigkeit, welches ein System der Freiheit nur noch heißen kann, sofern es eine ethische Kausalität an die höchste Stelle hebt. Zu dieser Umwendung zum Besseren bedienen wir uns dann mit Freuden der von Hartmann selbst dargebotenen Handhaben. In der Vernunft findet auch er die Idee des Guten, die moralische Teleologie, und die Idee des Guten ist ihm das Gegentheil alles selbstischen Wollens; vernunftnothwendig, lehrt er, liegt im Zweckbegriffe der Begriff der Eudämonie; also die selbstlose Zwecksetzung der Eudämonie, so müssen wir folgern, ist die Idee des Guten, ist der göttliche Vernunftwille. Wohl zu schaffen, aber nicht sein eigenes, sondern das Wohl einer Welt, nicht um seiner Beseligung willen, sondern um der Beseligung seiner Geschöpfe willen — das ist das vernunftnothwendige Gute in Gott, und durch Gott in uns; Gott, die absolute Urvernunft, wird durch den Inhalt dieser Vernunft selbst zur schöpferischen Liebe.

Aber Hartmann's Ausgangspunkt ist die Erfahrung, seine Methode die induktive. Erfahrungsmäßig ist die Welt schlecht, das Leben eine Qual — wie mag Gottes Liebe der Grund davon sein? Wunderlich! Nirgends mehr zeigt sich die ganze subjektiv pathologische Begründung dieses Standpunktes, als wo er sich der objektivsten, der empirisch-exakten Methode rühmt. Wie sollte es auch angefangen werden, um empirisch zu konstatiren, ob das Leben eine Qual sei oder eine Lust? Die empirische Methode stellt Thatsachen fest, die Induktion verallgemeinert die Thatsachen zu Gesetzen, soweit ihr nicht Gegeninstanzen es verbieten, und nachdem sie alle Mittel erschöpft hat, um Gegeninstanzen hervorzulocken. Was ist aber hier die festzustellende Thatsache? Ein Gefühl. Und nicht ein vereinzeltes, sondern die Gefühlssumme eines ganzen Menschenlebens, nach Lust und Unlust. Direkt beobachten könnte ich es nur in mir selbst. Aber mein Leben liegt noch nicht abgeschlossen vor meinem Blicke. Und habe ich denn von allen abgelaufenen Gefühlsmomenten noch heute ein sicheres Bild? Oder, soll ich mich an das gegenwärtige Gesammtgefühl halten, wie es aus sämmtlichen Erinnerungen sich niedergeschlagen hat als Gesammturtheil über mein Lebensglück, so fragt sich wieder: wann,

in welchen Momenten soll ich mich hierauf untersuchen? Ist nicht dieses Gesammtgefühl bedingt durch psychische Zustände des gegenwärtigen Momentes und mein in irgend einem Momente gegebenes Urtheil über die Summe meines Lebens ein sehr trügerisches, das vielleicht meine glücklichsten Lebensperioden fahrlässig ignorirt, unterschätzt, oder etwa die unglücklichsten in momentaner Freude vergißt? Jetzt wende ich mich an die fremden Aussagen. Aber wie Wenige kann ich abhören? Und die Wenigen, wer sind sie, in welchen Stimmungen sprachen sie? Ist es nicht dem Menschen eigen, viel von seinen schlimmen, wenig von seinen glücklichen Erlebnissen zu reden, jene renommistisch zu steigern, diese nur obenhin zuzugestehen und leicht zu vergessen? Schließlich: was ist in diesen Dingen überhaupt Thatbestand? Die Auffassung, das Hegen eines Gefühles in Gedanken, die fortwährend auf bestimmte Gefühle gerichtete Absicht, sie bringen selbst zu gutem Theile erst das Gefühl hervor. Fast nur starke sinnliche Schmerzen und große Seelenaffekte, durch ungewöhnliche Schicksale oder mächtige Leidenschaften erregt, sind hiervon ausgenommen. Doch lassen wir auch eine genügende Unterlage von Thatsachen gegeben sein, und sehen zu, wie das induktive Verfahren sich ihrer bemächtigen werde. Mögen wir gefunden haben, daß die meisten Menschen aller oder der meisten Generationen in den meisten Lebensmomenten zumeist unglücklich waren oder sich doch so geberdeten: was macht der exakte Empiriker Hartmann mit der von ihm doch selbst zugestandenen Minorität? Nach den Gesetzen der Induktion bildet sie eine Gegeninstanz, die es unmöglich macht, den in der Mehrheit der Fälle beobachteten Thatbestand zu einem allgemeinen Gesetze zu verwerthen. Vielmehr beweisen die Minoritätsfälle — von welchen wir unsererseits übrigens bis zur besseren Beweisführung glauben, daß sie die Majorität seien —, daß generell das menschliche Leben nicht eine Qual ist, sondern die Möglichkeit des Gegentheils zuläßt. Die induktive Methode gebietet ferner, durch Experiment alle Mittel zu erschöpfen, um Gegeninstanzen hervorzulocken; das hieße in unserem Falle alle Mittel erschöpfen, um Menschen glücklich zu machen. In jedem Momente, in dem dies uns gelingt, an uns und an Anderen, lernen wir von Neuem, daß das Leben keine Qual sei, und lernen die wahren Quellen des Glückes kennen. Ist denn nun die bisherige Menschengeschichte hinreichend gewesen, um alle Quellen zu versuchen? Wie groß konnte denn unser Beobachtungsfeld sein? Wir beobachteten und experimentirten in einem verschwindenden Momente der unendlichen Zeit, an einem verschwindenden Punkte des unendlichen Weltalls. Dennoch fanden wir zahllose Wege der Erzeugung intensivsten Glückes, durch Hegung und Austausch liebender Zuneigung, durch liebreiche Opferthat, durch Pflichtgefühl, Größe der Kraftentfaltung, durch poetisches Erfassen und Nachfühlen von Natur und Leben, durch Reli-

gion, durch Wissen und Kunst, ja durch — Humor. Und es zeigte sich, daß diese Quellen oft so lebendig sprudelten, daß sie über schwere Leiden hinweg nur um so kraftvollere, lustigere Katarakte bildeten, deren Anblick wieder Anderen zu gleichem Ergötzen gereichte, und daß die Liebe nie beseligender war, die Kraft der Tugend nie herrlicher, als im Sorgen, Behüten, Dulden, Kämpfen, Verzeihen und Bessern. So lernen wir denn auch aus diesen angeblichen Minoritätsfällen über die geringe beobachtete Erdenzeit hinaus uns die Möglichkeit einer Zukunft denken, die alles Leid ausgleicht, und die hieraus entspringenden Hoffnungen werden selbst wieder ein neuer Quell gegenwärtigen Glückes. Was kann uns der Pessimist entgegensetzen, wenn wir so denken wollen? Ein wissenschaftliches Hinderniß dagegen gibt es nicht. Erzeugen wir denn durch innere Geistesthat, durch stetes Zusammennehmen unserer besten Gemüthskräfte, in unserem Inneren ein Gefühl des Glückes, das aus Glauben, Hoffen und Lieben seinen eisernen Fonds gewinnt, und suchen wir das gleiche Glück auch auszubreiten um uns her, soweit unser Einfluß reicht! Schwingen wir uns durch einen kräftigen inneren Ansatz zu der That des Glaubens auf, daß Gottes Liebe „der Uebel grauenvolles Heer" freilassen mußte, um den endlichen Sieg des Wohles in seiner Schöpfung zu ermöglichen und zu steigern, und daß dieses Ziel hinreicht, um auch uns jedes Opfer und jedes Leid zu versüßen oder doch ertragbar zu machen! Ist dieser Glaube eine subjektive Willkür, warum nicht diese Willkür lieber, als jene?

Hartmann's Philosophie — so müssen wir unser Urtheil nochmals zusammenfassen — ist in ihrem Autor nicht wissenschaftlich, sondern individuell bedingt, und ihr Erfolg ist bedingt durch eine Zeitstimmung. Sie ist ein, dieser individuellen Entstehung und dieser Zeitstimmung angemessen, verstümmelter Neuschellingianismus, aber befreit zugleich von den orthodoxen und mystischen Elementen, welche dieses System namentlich in seinen letzten Erscheinungsphasen entstellten. Mit Schelling setzt zwar auch die Hartmann'sche Lehre den früheren logisch-metaphysischen Gestaltungen des Absoluten ein realeres Urprinzip und die Forderung einer ursprünglichen Willensthat entgegen, und auch Schelling kennt innerhalb seines Absoluten das feindliche Paar des blinden Willens und der Vernunft; man hört Schelling, wenn Hartmann von dem „Zurückwerfen des Unlogischen in den Zustand der Potentialität" redet. Aber bei Schelling thront der eine göttliche Urwille, der das Gute will, über jenen Gegensätzen, ihren Kampf und die Niederwerfung des Einen durch den Andern nur benutzend als Durchgang, um über beide hinaus einem Dritten Platz zu machen und seine Verwirklichung zu sichern. Dieses Dritte erst ist hier das endgiltig Seinsollende; in ihm ist Vernunft und Willenskraft zu einer Wesenheit verschmolzen; es ist die Liebe. Hartmann verstümmelt diese Lehre, indem

er ihre einenden und versöhnenden Elemente beseitigt. So bleibt ihm nur das in sich zwiespältige, feindselige Paar ungleicher Söhne an Stelle des Vaters, Unvernunft und Vernunft ohne Einheit, und ein Kampf zwischen den Söhnen, der den langsamen Tod des Einen und Qual und Tod all' seiner Waffenträger und Qual und Tod auch der Waffenträger des Andern will, nur damit der Sieger im Anschauen des leeren Schlachtfeldes und im Gefühle seines eigenen Nichts — selig sei.

Zur Situation in den Vereinigten Staaten.

Seit einiger Zeit tritt das schroffe Verhältniß zwischen dem Süden und Norden der Vereinigten Staaten, welches sich durch die milde und gerechte Regierungspolitik des Präsidenten Rutherford B. Hayes friedlicher und freundlicher zu gestalten schien, wieder in grellster Weise hervor. Schon bei den letzten Kongreßwahlen, die im Herbste des verflossenen Jahres stattfanden, gelang es der demokratischen Partei, in den Südstaaten fast ihre sämmtlichen Kandidaten durchzubringen, allerdings in vielen Fällen nicht ohne Anwendung von Betrug und Gewalt. Die Demokraten rühmten sich, daß der Süden in geschlossener Phalanx als „Solid South" dem republikanischen Norden gegenüberstehe, und in einzelnen Südstaaten, wie in Alabama und Virginien, faßten die betreffenden Staatslegislaturen Beschlüsse, welche der Bundesregierung geradezu Hohn sprachen, das 13., 14. und 15. Verfassungsamendement für „null und nichtig" (null and void) erklärten und ganz wieder den rebellischen Geist der Sezession von 1861 athmeten. Entsprechend dem Verhalten der Demokraten in den Südstaaten war das Vorangehen der demokratischen Parteiführer in der Bundesgesetzgebung zu Washington City. Senator Beck von Kentucky nahm vollständig den Standpunkt der partikularistischen und unionsfeindlichen Staatenrechtsdoktrin ein und erklärte, daß die Unionsregierung sich in keiner Weise in die nationalen Wahlen zu mischen habe; den Einzelstaaten allein stehe das Recht zu, diese Wahlen zu leiten und zu beaufsichtigen. Und als am 3. März d. J., in der letzten Sitzung des 45. Kongresses, im Bundessenat die auf Stimmenfang berechnete Pensionsbill zur Schlußberathung kam, stellte der Senator von Massachusetts, Hoar, das Amendement, daß der frühere Rebellenpräsident Jefferson Davis, der den Krieg gegen Mexiko mitgemacht hatte, von der Pensionsberechtigung ausgeschlossen werde, weil er weder durch Wort noch That seine Theilnahme an der Rebellion bereut, niemals das ver-

lorne volle Bürgerrecht wiederzuerhalten gesucht habe und allem Anscheine nach noch jetzt der Union feindlich gesinnt sei. Dieses Amendement versetzte die südlichen Senatoren in die äußerste Wuth, und namentlich war es Lamar, ein früherer Rebellenoffizier, der Jefferson Davis mit Lobsprüchen überhäufte und ihn mit den größten Helden der alten und der neuen Zeit verglich. Vergebens entrollte der republikanische Senator Zacharias Chandler, der mit Jefferson Davis vor zwanzig Jahren in den Bundessenat eintrat, in einer ergreifenden Rede ein getreues Bild von dem landesverrätherischen Expräsidenten der früheren südlichen Konföderation, wie er „mit Verrath im Herzen und Meineid auf den Lippen (with treason in his heart and perjury upon his lips) der Regierung Treue geschworen, auf deren Untergang er sann". Niemand vermochte ihn zu widerlegen, aber der Senat beschloß mit einer Mehrheit von 18 Stimmen, daß Jefferson Davis pensionsberechtigt sei.

Die Demokraten im Repräsentantenhause und im Senate des Kongresses verstanden es, das Ende des 45. Kongresses herankommen zu lassen, ohne daß die zur Fortführung der Regierung und zum Unterhalte der Bundesarmee nothwendigen Gelder bewilligt waren. Sie wußten wohl, daß dadurch eine kostspielige Extra-Sitzung des Kongresses veranlaßt wurde; aber eine solche Sitzung war gerade das, was sie erstrebten, weil die demokratische Partei in dem neuen, dem 46. Kongresse in beiden Häusern der Bundesgesetzgebung, im Repräsentantenhause und im Senate, die Mehrheit hat und sich dadurch in den Stand gesetzt glaubt, mit Erfolg die Vorbereitungen für den im Jahre 1880 stattfindenden Wahlkampf um die Präsidentschaft zu treffen. Vor allen Dingen kommt es den Demokraten auf eine Schwächung der Nationalgewalt und eine Herabminderung der ohnehin schon geringen, nur aus etwa 25000 Mann bestehenden Bundesarmee an. Von jeher hat die Partei der Demokraten, namentlich der südlichen Demokraten, eine mehr zentrifugale Politik verfolgt und die Rechte der Einzelstaaten auf Kosten der Bundesgewalt auszudehnen gesucht. Die partikularistische Lehre von den sogenannten „Staatenrechten" (the State-Rights Doctrine) ist echt demokratischen Ursprunges. So lange die demokratische Partei im Besitze des Präsidentenamtes war und das Heft der Union in den Händen hielt, kam es ihr weniger auf die Stärkung der Union, als auf die Stärkung der Partei und der Einzelstaaten an, in denen sie herrschte. Die Basis ihrer Herrschaft war aber nicht die Freiheit, sondern die Negersklaverei, und diese suchte sie so weit als möglich auszubreiten. Dieses Streben brachte sie in der Präsidentenwahl vom Jahre 1860 zu Fall, es rief die Sezession und den Bürgerkrieg hervor, der mit der Aufhebung der Negersklaverei endete und unter der Leitung der republikanischen Partei eine straffere Zentralgewalt in's Leben rief. Unter Grant's Präsidentschaft herrschte in den

Südstaaten, den früheren Sklavenstaaten, vielfach eine Militärdiktatur, die den sezessionellen Geist der Südländer niederhielt. Erst als Präsident Hayes 1877 in das „Weiße Haus“ einzog, erhielt der Süden der Union seine volle Freiheit wieder. Der Gebrauch aber, den die südliche Demokratie von der wiedererlangten Freiheit bisher gemacht hat, ist kein weiser gewesen. Wie schon angedeutet, leben die alten rebellischen Sezessionsgelüste wieder auf, die Lehre von den „Staatenrechten“ wird wieder mächtig, man will die Verfassungs-amendements, die den Negern politische Bürgerrechte zugestehen, wieder aufheben, man glorifizirt die niedergeworfene südliche Konföderation, man schreit über Gewalt, wenn die Bundesregierung, nöthigenfalls mit Hilfe der Armee, die Freiheit des Wahlrechtes zu schützen bemüht ist, man will das stehende Heer, welches kaum hinreicht, die Indianer in Ordnung zu halten, die mexikanische Grenze zu schützen und etwaige Pöbelaufstände niederzuwerfen, abschaffen, weil es angeblich nicht konstitutionell sei, man läßt den alten sezessionistischen Ruf: „Laßt uns allein“ (Let us alone) wieder ertönen, — kurz man ist auf dem besten Wege, die blutig errungenen Resultate des Bürgerkrieges über den Haufen zu werfen. Ganz könnte dies freilich, wenn es überhaupt möglich ist, erst gelingen, wenn die demokratische Partei wieder die Zügel der nationalen Herrschaft in den Händen hält, wenn sie Besitz von dem Präsidentenamte genommen hat. Um dies zu erringen, scheut sie daher keine Anstrengungen; alle Mittel dazu scheinen ihr recht und genehm. Sie hat die Majorität in beiden Kongreßhäusern, und sie wird von diesem Umstande Gebrauch machen.

„Die südliche Konföderation“, so schrieb kürzlich ein demokratisches Journal in Washington City, der Hauptstadt der Union, „hat endlich Besitz vom Kapitol und der nationalen Gesetzgebung genommen“; und mit Jubel begrüßte ein demokratisches Blatt im Staate Mississippi diese Worte, indem es hinzufügte: „Ja, Gott sei Dank, wir haben das Kapitol erobert und herrschen in den Hallen der nationalen Gesetzgebung. Im Jahre 1880 wird unser Mann in das „Weiße Haus“ einziehen und Besitz von dem Präsidentenstuhl nehmen. Dann erst wird unser Triumph vollkommen sein, dann werden wir die von den Republikanern durchgesetzten Amendements aus der Bundesverfassung herausreißen und in den Koth treten (trample in the mire). Dann wollen wir die Ketten brechen, die der Unabhängigkeit der Einzelstaaten angelegt sind. Das Recht der Sezession wollen wir dann anerkennen, ein Recht, das nicht todt ist, sondern nur schläft. Wir wollen das Kapitol schmücken mit den Bildnissen von Jefferson Davis, Robert E. Lee, J. E. B. Stuart und allen den heldenmüthigen Führern einer Sache, die nicht verloren ist, sondern noch Leben hat. Ja, Gott sei Dank, wir haben das Kapitol erobert, und von dort aus

wollen wir die Republik regieren in einer Weise, daß die Republikaner für alle Ewigkeit in Amerika verhaßt werden."

Diese Ausbrüche südlichen Jubels klingen etwas wild und siegesberauscht, aber sie dienen zur Charakteristik der Gefühle und Gesinnungen, welche gegenwärtig einen großen Theil der Südstaaten der Union beseelen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man im Norden der Union von dem Herannahen einer „neuen Rebellion" spricht. Die „New=York Times" warnt die „neuen Rebellen" und ruft ihnen zu, sie sollen sich nicht dem Wahne hingeben, daß der Geist von 1861 im Norden geschwunden sei. Wenn die Südländer so fortführen, wie sie jetzt angefangen, dann würden sie mit Schrecken und zu ihrem Schaden erfahren, wie rege jener Geist sei, nachdem sie ihn übermüthig und leichtsinnig aus seinem Schlummer geweckt. Die „New=York Tribüne" aber freut sich über den Umstand, daß die „neue Rebellion" schon jetzt so keck hervortritt und den Augenblick kaum erwarten kann, wo ihre Urheber auch die Macht, sie glücklich durchzuführen, an sich gerissen haben werden. „Hätten die Rebellenstaatsmänner," bemerkt das genannte Blatt, „von denen die Union und die neuesten Verfassungsamendements nach dem Bürgerkriege anerkannt wurden, noch eine Weile gewartet, so wäre es möglich gewesen, daß sie die Resultate jenes schrecklichen Kampfes durch ihre Stimmen an der Wahlurne hätten ungeschehen machen können. Nach allen unseren Opfern und Leiden mochten die von uns im Felde besiegten uns um die Früchte des Sieges betrogen haben. Zum Glück aber warnen sie uns täglich auf's neue. Der loyale Norden sieht und erkennt die Gefahr, und er wird ihr zu begegnen wissen, er wird keine zweite Sklavenhalter=Rebellion aufkommen lassen. Bevor der Triumph der Südländer vollkommen ist, werden dieselben mit derselben Partei zu rechnen haben, die mit ihnen bei Antietam und Gettysburg zusammentraf, sie zu Boden warf und die Union rettete."

Als der 46. Kongreß am 18. März d. J. zu einer Extra=Sitzung zusammentrat, zeigte es sich, daß die Warnungen der unionstreuen republikanischen Blätter nicht ungehört verhallt waren. Wohl hatten die Heißsporne der demokratischen Partei am Tage vorher in einer Parteiversammlung den energischen Versuch gemacht, für das wichtige Sprecheramt im Repräsentantenhause des Kongresses einen ihrer talentvollsten Führer, Blackburn aus Kentucky, zu ernennen, allein der besonnenere Theil der Partei erkannte die Gefahr, die aus einem solchen rücksichtslosen Vorgehen entstehen würde, und entschied sich für den früheren Sprecher, Randall aus Pennsylvanien. Demnach hat der extreme Flügel der demokratischen Partei vorerst eine Niederlage erlitten. Wie lange aber die ruhiger denkenden Mitglieder ihre sich überstürzenden Parteigenossen werden im Zaume halten können, ist sehr

zweifelhaft; irgend ein unvorhergesehener Umstand kann die kühleren Köpfe bei Seite schieben und die heißblütigen „Feueresser" (Fireeaters) die Oberhand gewinnen lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sich die Demokraten nicht damit zufrieden geben, in der Extra-Sitzung der Regierung nur die zur Fortführung der Geschäfte nöthigen Gelder zu bewilligen, sie werden politische Maßregeln zur Sprache bringen, die auf die nächste Präsidentenwahl Bezug haben, und hierbei wird und muß sich ein harter Kampf mit den Republikanern entwickeln. Schon die Bewilligung der Gelder für die Erhaltung der Armee wird zu den heftigsten Debatten Veranlassung geben. Das übermüthige und herausfordernde Auftreten der extremen Südländer und ihrer nördlichen Bundesgenossen hat übrigens den Präsidenten Hayes der Masse der republikanischen Partei näher gebracht, als dies früher der Fall war, und somit können die Republikaner der Zukunft ruhigen Muthes in's Auge sehen. Die schlimmen Beschlüsse der demokratischen Partei können durch ein Veto des Präsidenten leicht illusorisch gemacht werden, da letztere im Kongresse nicht über eine Zweidrittelmajorität verfügt. Jedenfalls darf man dem Resultate der jetzt tagenden Extra-Sitzung des Kongresses mit Spannung entgegensehen; ohne Einfluß auf die nächste Präsidentenwahl wird sie nicht bleiben.

Literatur.

Geschichte der Griechischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte von Eduard Munck. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Richard Volkmann, Gymnasialdirektor in Jauer. Erstes Heft. Berlin, F. Dümmler, 1879.

Daß Bücher ihre Schicksale haben, das hat auch Munck's Griechische und Römische Literaturgeschichte erfahren müssen. Die erstere ist zuerst 1849 erschienen, dann in einer zweiten, vom Verfasser selbst noch besorgten Ausgabe 1863, und jetzt endlich, also volle 30 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches, kann die Verlagshandlung mit einer dritten, von fremder Hand bearbeiteten Ausgabe hervortreten. Der Absatz von zwei Auflagen binnen drei Jahrzehnten — in der That ein lächerliches, eigentlich unbegreifliches Resultat einem so trefflichen, praktischen, brauchbaren Buche gegenüber! Munck's Darstellung ist der heutigen Generation fast unbekannt, und doch ist sie für den weiteren Kreis der Gebildeten, wenn wir von Otfried Müller's schönem Torso absehen, eigentlich das einzige Buch auf diesem Gebiete, das man mit gutem

Gewissen empfehlen kann. Wonach verlangt der gebildete Laie, wenn er den Wunsch hat, sich eine eingehende, zusammenhängende Uebersicht über die Haupterscheinungen der althellenischen Literatur zu verschaffen? Kann ihm gedient sein mit einer jener von dreisten Büchermachern mit Scheere und Kleister zusammengepappten Anthologieen, wie sie neuerdings wieder mehrfach fabrizirt worden sind? Was nützen ihm die wenigen oberflächlichen, vielleicht aus dem ersten besten Konversationslexikon abgeschriebenen Notizen, die in solchen Machwerken den Textesproben vorangeschickt werden? Oder kann ihm gedient sein mit jenen Darstellungen in biographischer Form, in denen die wenigen sicheren Nachrichten, die wir beispielsweise über das Leben der griechischen Dichter haben, durch allerhand werthlosen, längst abgethanen Anekdotenkram zu einer scheinbaren, auf die Urtheilslosigkeit der großen Menge berechneten Reichhaltigkeit aufgeputzt werden, und die Mittheilungen über die Dichterwerke, die doch die Hauptsache bilden müßten, so nebenherlaufen? Ganz zu schweigen davon, daß es in der Regel doch recht dilettantische Federn sind, die dergleichen Bücher zusammenbauen, Federn, deren Mangel an Sachkenntniß für den Eingeweihten oft in der handgreiflichsten Weise hervortritt! Was dem Laien einzig und allein nützen kann, das ist eine zusammenhängende Literaturgeschichte, die in schlichter, ansprechender, echt populärer Fassung die Summe unseres literargeschichtlichen Wissens zieht, dasjenige mittheilt, was als sichere Kunde über das äußere Leben der alten Dichter und Schriftsteller gelten darf, und dies verbindet mit eingehenden Analysen, Auszügen und charakteristischen Proben aus den in der geschichtlichen Darstellung besprochenen Werken. Das aber, gerade das ist es, was die Literaturgeschichten von Munck mit großem Geschick und sicherem pädagogischen Takt leisten, und es ist wirklich schwer zu begreifen, weshalb sie sich nicht eine größere Popularität errungen haben. Jedenfalls gebührt der Verlagshandlung und dem jetzigen Herausgeber aufrichtiger Dank, daß sie auch mit einer neuen, den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Bearbeitung der griechischen Literaturgeschichte hervorgetreten sind, nachdem die römische bereits von Moritz Seyffert neu bearbeitet war. In den Kreisen solcher, die für etwas Besseres als jene oben geschilderte leichte Marktwaare Sinn haben, wird das Buch nach wie vor seine Liebhaber finden, und hoffentlich in immer größerer Anzahl. Die literargeschichtlichen Partieen sind von Volkmann überall mit den Ergebnissen der neueren Forschung in Einklang gesetzt, einzelne Abschnitte umgearbeitet, mancherlei, wie das Kapitel über die „homerische Frage", neu hinzugefügt worden. Wo Zitate in griechischer und lateinischer Sprache gegeben sind, ist dies meist in den Anmerkungen geschehen, während der Sinn derselben in den zusammenhängenden Text verarbeitet ist. Die Analysen und Auszüge sind, unter steter Benutzung gereinigter

Originaltexte, nach Inhalt und Form vielfach berichtigt, hie und da auch erweitert worden, ebenso die mitgetheilten Uebersetzungsproben häufig durch neuere, bessere ersetzt worden. Die ganze Darstellung ist einfach, verständlich und liest sich im Ganzen recht gut. Zu tadeln wäre höchstens, daß in den Inhaltsangaben von Dichterwerken vielfach Verse aus deutschen Uebertragungen, ohne sie durch Anführungszeichen als solche zu kennzeichnen, ohne weiteres in die prosaische Darstellung verwoben sind. Wir sehen den weiteren Lieferungen dieser Neubearbeitung mit Interesse entgegen und empfehlen dieselbe allen, denen es um eine wirklich solide populäre Darstellung des Stoffes zu thun ist.

Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band. Das revolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, E. J. Günther. 1878.

Dieser neue Band des hochinteressanten Werkes unterscheidet sich in literarischer Hinsicht wesentlich von dem ersten, der, wie wir s. Z. ausführlich in d. Bl. gezeigt und mit Proben belegt haben, vorzüglich aus einer Reihe malerischer Schilderungen der Sitten und Einrichtungen Frankreich's in den letzten Jahrzehnten vor seiner ersten Revolution bestand und namentlich das majestätische und doch im Grunde wegen seiner Leere lächerliche Hofleben mit seiner Frivolität, seiner greuelvollen Verschwendung, seinen glänzenden Parasiten und seinem Schwarm knixender, tänzelnder, für geschäftiges Nichtsthun reich besoldeter Höflinge gegenüber dem fort und fort wechselnden Elend des von Steuern und hundert anderen Lasten schier erdrückten Volkes mit höchster Anschaulichkeit darstellte. Das „revolutionäre Frankreich" ist dagegen, soweit es hier behandelt wird, d. h. etwa bis zum Herbst des Jahres 1792, weniger künstlerisch, als in wissenschaftlichem, analytischem Tone gehalten. Meist reihen sich nackte Thatsachen, mittelst psychologischer und philosophischer Bemerkungen verknüpft, an einander. Zwar mangelt es nicht an jenen glänzenden, wenn auch gewöhnlich etwas zu lang ausgesponnenen Metaphern (vgl. z. B. S. 419 ff.), die dem Stil unseres Autors ein so eigenthümliches Gepräge verleihen, im Allgemeinen aber haben wir es mit gutgruppirten Beispielen und Belegen zu thun, die großentheils überzeugend für die Behauptungen und Folgerungen des Verfassers sprechen. Großentheils; denn andererseits begegnen wir auch Widersprüchen zwischen früher Gesagtem und später Behauptetem, Manches klingt paradox, in Anderem scheint der Darsteller in den Fehler des Generalisirens zu verfallen. Eins aber steht fest: daß er sich allenthalben unparteiisch zu sein bestrebt, und daß er ein außerordentlich reiches Quellenmaterial benutzt.

Mit seiner Unparteilichkeit aber wird er vor der bisherigen französischen Geschichtschreibung bezüglich der Revolution geradezu zum Ketzer. Die Um-

wälzung von 1789 genießt vor jener hohe Verehrung, sie erscheint durchaus rein und edel, wenigstens in ihren Anfängen. Die Konstituante war ihr ein lichtes Wesen voll Weisheit und Großherzigkeit, und nur der Konvent war mit seiner Art zu herrschen wie mit seiner Gesetzgebung zu tadeln und zu verabscheuen. Unser Autor aber wagt, unbekümmert um die herkömmliche Ansicht seiner Landsleute, offen heraus zu sagen, daß er derselben Meinung wie Burke ist, er unternimmt es, diese Meinung durch einen stattlichen Band im Einzelnen zu rechtfertigen, er besitzt den Muth, die «Reflections» des Engländers, die Michelet eine „armselige Deklamation“ genannt, als „ein Meisterwerk und eine Prophezeiung“ zu bezeichnen und zu behaupten, daß der Grund alles Unheils der Revolution schon deutlich im Jahre 1789 und keineswegs erst 1792 zu Tage getreten sei. Taine, der liberale, den Klerikalen wie den politischen Reaktionären gleich verhaßte Schriftsteller, faßt diese Revolution als eine Gruppe historischer Thatsachen auf, „in der die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen den Edelmuth, die Tiefe und die Verständigkeit bei Weitem überwiegen.“ Geht er dabei in der einen und der anderen Hinsicht zu weit, so ist er im Allgemeinen jedenfalls den Schönfärbern vorzuziehen. Er bekämpft seine Neigungen, er unterdrückt jede derselben mit Ausnahme derjenigen, die ihn die Wahrheit zu suchen und zu sagen treibt. Keine Parteifarbe tragend, fragt er sich lediglich, ob sein Vaterland in den Zeiten, von denen er schreibt, gut regiert worden ist, und da seine Forschungen ihn lehren, daß Frankreich auch während der ersten Periode der Revolution schlecht regiert worden ist, so macht er aus dieser Entdeckung kein Geheimniß. Selbstverständlich hält er den Wunsch, daß die elenden Zustände, die unter Ludwig XVI. herrschten, besseren Platz machen sollten, für gerecht und billig, aber in der nach 1789 eingetretenen Aenderung vermag er eben keine Verbesserung zu erkennen. Der „Gesellschaftsvertrag“ erscheint ihm schön und ideal, aber er begreift, daß derselbe für die Praxis nichts taugt, so lange die menschliche Natur, die er nach seiner Kritik der Verfassung von 1791 gründlich kennt, sich nicht gänzlich umgestaltet. Seine Landsleute betrachten ihn in Folge dieser Schrift als Abgefallenen, als Reaktionär. Mit Unrecht, er verfährt nur als echter Historiker. „Ich schildere das revolutionäre Frankreich,“ so sagt er im Vorworte, „ohne mich um die heutigen politischen Parteiungen zu bekümmern. Ich schreibe, als ob ich es mit den Revolutionen von Athen oder Florenz zu thun hätte. Ich schreibe Geschichte und nichts Anderes, um es kurz zu sagen; ich habe von der Aufgabe der Geschichtschreibung einen viel zu hohen Begriff, um daneben noch einer anderen Aufgabe nachgehen und den Historiker in mir verleugnen zu können.“

Ueber die Regel, die er bei Sammlung und Benutzung seines Materiales

befolgte, sagt er: „Wo es sich um Aussagen handelt, werden stets die eines Augenzeugen am glaubwürdigsten sein, zumal, wenn dieser ein ehrenwerther, beobachtungsfähiger, verständiger Mann ist, wenn er seine Wahrnehmungen an Ort und Stelle, ohne Verzug und unter dem Eindruck der Ereignisse niederschreibt, wenn sein einziger Zweck darin besteht, über das Beobachtete Bericht abzustatten, wenn seine Arbeit keine zu Gunsten oder Ungunsten irgend einer Sache geschriebene tendenziöse Polemik enthält, wenn sie keine auf die große Masse berechnete Rhetorik zeigt, sondern eine gerichtliche Zeugenaussage, ein geheimer Bericht, eine vertrauliche Depesche, ein Privatbrief oder etwas Aehnliches ist." Urkunden dieser Art hat Taine im französischen Nationalarchiv in Menge gefunden, besonders in den handschriftlichen Korrespondenzen der Minister, der Intendanten, der Richter, der Militärbefehlshaber, der Gensdarmerie-Offiziere, der Kommissäre des Königs und des Parlamentes, der Departements-, Bezirks- und Gemeindevorstände und anderer Beamten, sowie in den Briefen von Privatleuten an den König, die Nationalversammlung und die Ministerien. Zu diesen Dokumenten haben alle Schichten der französischen Bevölkerung, alle Stände, Parteien und Bildungsgrade ihre Beiträge geliefert, dieselben kommen aus den verschiedensten Gegenden Frankreich's, jeder Berichterstatter hat für sich, nicht im Einverständniß mit Anderen geschrieben. Diese Leute waren größtentheils in der Lage, sich genaue Nachrichten zu verschaffen. Keiner dachte bei Abfassung seines Briefes oder Aufsatzes an literarischen Erfolg, denn keiner glaubte auch nur entfernt, daß seine Zuschrift jemals gedruckt werden würde. Sie brachten ihre Mittheilungen unmittelbar unter dem Eindrucke der örtlichen Vorkommnisse zu Papier. Ihr Zeugniß ist daher ein Beweismittel ersten Ranges aus erster Hand, und mit ihm lassen sich alle anderen Aussagen kontroliren. Taine thut dies, und um noch sicherer zu gehen, läßt er diese Berichterstatter, soweit es thunlich, selbst reden, sodaß der Leser in den Stand gesetzt ist, sich über Alles ein eigenes Urtheil zu bilden. Wenn wir daraus zuweilen andere Schlüsse ziehen als der Verfasser und hie und da von seinem Urtheil über Personen, Zustände und Ereignisse wesentlich abweichen zu müssen glauben, wenn wir finden, daß er Manches übersieht, Manches größer oder kleiner sieht, als es bei genauer Betrachtung erscheint, so müssen wir doch immer sein redliches Streben nach Wahrheit anerkennen. Was auch die strenge Wissenschaft an den Ergebnissen seiner Forschung auszusetzen haben mag, niemand wird ihm zwei große Tugenden abzusprechen vermögen: Liebe zur Gerechtigkeit und Sinn für Billigkeit, und so wollen wir auch diesen Band seines Werkes angelegentlich empfohlen haben. Ueber den Werth der deutschen Bearbeitung ist, wenn wir uns recht erinnern, schon früher bei Besprechung des ersten Bandes das Nöthige bemerkt worden.

Die Russen der Gegenwart. Von E. C. Grenville-Murray. Deutsch von H. v. Wobeser. Leipzig, Quandt & Händel, 1878.

Von Anfang bis zu Ende eine Parteischrift, und doch sehr lesenswerth. Der Verfasser ist ein Engländer, und er gehört der Partei an, welche die russenfeindliche Politik des jetzigen englischen Premierministers mit allen Mitteln empfiehlt und unterstützt. Er beurtheilt in Folge dessen die gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Zustände nach vorgefaßter Meinung, er geißelt die von ihm beobachteten Mängel und Gebrechen rücksichtsloser als billig, malt vielfach schwärzer, als die Dinge wirklich sind, und schreibt der russischen Politik schlimmere Pläne zu, als Unbefangene ihr zutrauen können. Aber, indem bei ihm die Tendenz ganz offen und unverhüllt hervortritt, indem der Standpunkt, den er einnimmt, sofort zu erkennen ist, wird das Buch lehrreich: es zeigt uns deutlich, wie Beaconsfield und seine Partei die Russen ansehen, und was sie im Großen und Ganzen von ihnen fürchten und gegen sie zu thun gedenken. England soll den Plänen auf Indien nöthigenfalls mit gewaffneter Hand entgegentreten und das Uebrige dem Zersetzungsprozesse überlassen, der nach der Ansicht des Verfassers in Rußland nicht blos begonnen hat, sondern schon weit fortgeschritten ist. Die andere Seite des Werthes, den die Schrift hat, ist die, daß ihr Verfasser Gelegenheit gehabt hat, Land und Leute in Rußland aus eigener Anschauung kennen zu lernen, da er mehrere Jahre hindurch dort als englischer Generalkonsul angestellt gewesen ist. Er hat, wie es scheint, mehr Auge für das Trübe und Dunkle gehabt als für das Helle und Erfreuliche, oder er hat es für gut befunden, Jenes in seiner Darstellung mehr zu betonen, als die Gerechtigkeit erlaubt, er generalisirt und übertreibt; aber daß vieles von dem, was er mittheilt, auf Wahrheit beruht, wird nicht zu leugnen sein. Man kann demnach sein Buch mit Nutzen lesen, wenn man es mit Vorsicht und mit den nöthigen stillen Milderungen, Zusätzen und Zweifeln liest.

In den ersten Kapiteln, die auf eine einleitende kurzgefaßte Geschichte Rußland's, wie sie vom Standpunkte eines Tory aussieht, folgen, schildert die Schrift die Verhältnisse des Grundbesitzes in Rußland und die unerfreulichen Folgen, die aus der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Entwickelung des sogenannten Mir-Systems hervorgegangen sind — ein Uebergangszustand, der wie alle Uebergangszustände mit der Zeit besseren Verhältnissen Platz machen wird. Dann kommt er auf die Korruption zu sprechen, die in allen Kreisen der russischen Gesellschaft — sicher nicht in dem Grade, wie er glaubt oder glauben machen will — verbreitet ist. Mehr pikant als zutreffend malt er uns mit sarkastischen Farben die Bestechlichkeit, die im Militär- und Zivil-

dienst, bei Prozessen und Ehescheidungen allenthalben ihre Rolle spielt. Später charakterisirt er den Kaiser, den Fürsten Gortschakoff, die Eroberungen in Turkestan, sibirische Zustände, Schul- und Wohlthätigkeitswesen, die politischen Agenten, die Engländer und Franzosen in Rußland und die russische Diplomatie, um dann mit Prophezeiungen über die Zukunft zu schließen. Das Charakterbild, das der Verfasser von Alexander II. entwirft, gehört zu den besten Stellen des Buches, und wir wüßten nach dem, was uns von dem Kaiser bekannt geworden ist, nichts daran auszusetzen. Auch Gortschakoff ist im Ganzen richtig geschildert, nur der starken Portion von Eitelkeit, die er besitzt, ist nicht gedacht. Ueber Schuwaloff, jetzt den bedeutendsten russischen Diplomaten, erfahren wir ebenfalls einiges Interessante. Ueber Oubril, den Gesandten Rußland's am Berliner Hofe, äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „Er ist ein Diplomat, der einem Soldaten als Muster aufgestellt werden könnte, so steif, so preußisch (!) sieht er aus. Er und sein erster Sekretär, E. v. Kotzebue, sind die Hauptbindeglieder in der Familienallianz zwischen den Romanoff's und den Hohenzollern. Fürst d'Oubril fehlt nie bei einer Revue oder Parade, er spricht mit den Attaché's und der Bedienung deutsch, er gibt an allen Jahrestagen, welche für die preußische Geschichte von Bedeutung sind, Diners, er hat in seinem Palais sogar die deutsche Küche eingeführt." — „Ob Fürst Bismarck diesen preußisch gesinnten Russen gern sieht, ist schwer zu sagen; auf alle Fälle übt dieser aber seinen Einfluß auf andere Weise als durch den Reichskanzler aus; denn er ist weniger Botschafter als Vertrauter und handelt als Vermittler der Beziehungen zwischen den beiden regierenden Häusern. Er dinirt mit Kaiser Wilhelm an Tagen, wenn kein anderer Diplomat eingeladen ist, und bei Hoffesten sieht man ihn oft eine halbe Stunde lang mit Seiner Majestät sich unterhalten." Wir bemerken zu diesen eigenthümlichen Mittheilungen: Man merkt die Absicht und man ist verstimmt — man merkt den Aerger des Tory's, und übrigens trifft nur ein Theil dieser Charakteristik das Rechte. Fürst Bismarck würde keine Politik hinter seinem Rücken machen lassen, wie es hier angedeutet zu sein scheint, und er hat es nicht nöthig, sich dagegen zu verwahren.

Textbuch zu Seemann's Kunsthistorischen Bilderbogen. Erstes Heft. Die Kunst des Alterthums. Leipzig, Seemann, 1879.

Seit zum letzten Male in diesen Blättern der „Kunsthistorischen Bilderbogen" gedacht wurde, hat das Unternehmen, das seine Entstehung unzweifelhaft einer äußerst glücklichen Idee verdankt, seinen Abschluß gefunden. Von den vier Sammlungen, die inzwischen noch erschienen sind, umfassen die siebente und achte (Bogen 145—186) die Geschichte des Kunstgewerbes und der deko-

rativen Kunst, die neunte und zehnte (Bogen 187—246) die Geschichte der Malerei. Wir glauben, daß namentlich die dem Kunstgewerbe gewidmeten Bogen auf den Beifall der weitesten Kreise werden rechnen dürfen, nicht nur wegen des lebhaften Interesses, das heute überhaupt den kunstgewerblichen Produkten älterer Zeiten entgegengebracht wird, sondern namentlich auch wegen der verhältnißmäßigen Reichhaltigkeit gerade dieser Sammlungen, die unseres Wissens nirgends bisher in solcher Weise geboten worden ist, und wegen der besonderen Güte der betreffenden Abbildungen. Zum guten Theil sind Clichés französischer Prachtwerke benutzt worden. Den relativ am wenigsten befriedigenden Eindruck dagegen dürften die letzten beiden Mappen hervorrufen. Einmal ist ja die Malerei dasjenige Kunstgebiet, über dessen Geschichte aus naheliegenden Gründen auch in Laienkreisen vergleichsweise die beste Kenntniß verbreitet ist; sodann aber ist die Masse, aus der es hier auszuwählen galt, eine so übergroße, daß in den meisten Fällen wirklich nicht viel mehr als ein paar Kostebissen haben geboten werden können; und endlich sind hier, neben zahlreichen neu hergestellten Holzschnitten von höchster Vortrefflichkeit, doch eine recht erkleckliche Anzahl älterer Holzstöcke zur Verwendung gekommen, die sich unter den jüngeren Genossen bisweilen etwas seltsam ausnehmen. Die Billigkeit fordert, daß wir der großartigen Reichhaltigkeit des Ganzen gegenüber diesen Umstand nicht allzusehr betonen, die Gerechtigkeit aber, daß wir ihn nicht ganz verschweigen, zumal da wir gerade aus Laienkreisen über die letzten beiden Sammlungen mehrfach Urtheile gehört haben, in denen sich eine leise Enttäuschung aussprach. Vielleicht ließen sich, wenn der Plan einer Weiterführung der „Bilderbogen“ in's 19. Jahrhundert herein, von dem der Verleger auf dem Umschlage der letzten Sammlung spricht, sich verwirklichen sollte, für die Geschichte der Malerei bei dieser Gelegenheit noch eine Anzahl Bogen gewinnen. Eine Erweiterung ist auf jeden Fall wünschenswerth. Einem weitverbreiteten Wunsche ist der Verleger mit der Nachlieferung eines „Textbuches“ entgegengekommen, dessen erstes Heft soeben erschienen ist. Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt, wird aber, nach der Beherrschung und Durchdringung des Stoffes zu urtheilen, die bei aller Knappheit der Darstellung aus jeder Seite des Büchleins spricht und die so gar keine Aehnlichkeit hat mit der Art und Weise geschäftsmäßiger Popularisirer, sicherlich unter den ersten Fachmännern zu suchen sein. Der Text folgt übrigens nicht etwa Tafel für Tafel und Nummer für Nummer den Abbildungen der Bilderbogen, sondern schlägt den einzig richtigen Weg ein, daß er faktisch eine Art Kunstgeschichte in nuce gibt, in welche nur der Hinweis auf die Tafeln geschickt verflochten ist. Daß der Verfasser dabei namentlich auch sein Augenmerk auf die Geschichte des Kunstgewerbes richten zu wollen scheint, über welche das größere Publikum bisher nirgends Gelegenheit hatte, sich ordentlich zu orientiren, heben wir aber besonders dankenswerth hervor, halten aber auch mit einem kleinen Desiderium nicht zurück: dem nämlich, daß durch etwas reichlicheren Literaturnachweis dem strebsamen Leser die Möglichkeit eingehenderen Studiums geboten werde.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die Vermessungs-Arbeiten des deutschen archäologischen Instituts in Attika.

Seitdem die lebensfrische Auffassung Winckelmann's lebendigeres Interesse für das Studium der Antike in Deutschland erweckt hat, seitdem man das Hellenenthum nicht mehr von dem nüchternen Standpunkte scholastischer Pedanterie, sondern seinem Wesen, seiner wahren Natur nach zu erfassen versucht hat, war es unablässig das Streben aller Forscher und Freunde des Alterthums, die letzten Spuren jener Zeit, soweit sie sich auf klassischem Boden noch erhalten haben, in ihrem natürlichen Zusammenhange zu studiren, aus ihnen gewissermaßen die Antike zu rekonstruiren.

Um eine klare Vorstellung, ein richtiges Bild von Allem, was von Ueberresten der Vergangenheit geblieben, im Zusammenhange mit dem Boden, auf welchem es stand, zu erlangen, bedurfte es einer möglichst genauen Darstellung des gesammten Territoriums. Eine Landesvermessung im gewöhnlichen Sinne, wie die schon früher entworfene französische Generalstabskarte von Griechenland, konnte jenen Anforderungen nicht genügen, noch viel weniger durfte eine solche Arbeit in die Hände eines Technikers gelegt werden, dem kein Verständniß der Antike, keine Einsicht in die Verhältnisse damaliger Zeit zu Gebote steht, um Wichtiges von Nebensächlichem, Antikes von Späterem oder Modernem unterscheiden zu können.

Der Anregung von Ernst Curtius ist es zu verdanken, daß von Deutschland aus in der angedeuteten Richtung die ersten Schritte gethan und im Jahre 1862 von Seiten der preußischen Regierung eine Kommission zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung und Aufnahme archäologisch wichtiger Objekte nach Athen entsandt wurde. Das Resultat jener ersten Arbeiten beschränkte sich im Wesentlichen auf die Vermessung Athen's und seiner nächsten Umgebung und wurde im Jahre 1868 durch Curtius in sieben Karten veröffentlicht.

Damit war jedoch nur den nothwendigsten Bedürfnissen entsprochen. Die

Fortschritte der Ausgrabungen in und um Athen machten in den letzten Jahren eine Ergänzung jener Arbeiten wünschenswerth, deren Erweiterung auch durch andere Umstände dringend geboten erschien. In der That mußte die schonungslose Art, in der man die letzten Spuren der Vergangenheit fast systematisch hier vernichtet, durch Sprenggruben und Steinbrüche gerade diejenigen Stellen, welche um ihrer antiken Bedeutung willen ein spezielles Interesse haben, gewaltsam zerstört, dazu der mangelnde Schutz der Behörden auf dem Lande, in Folge dessen jede Willkür hinsichtlich etwa vorhandener Alterthümer erlaubt ist, es fast als Pflicht erscheinen lassen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Abschluß jener Arbeiten zu beschleunigen, bevor Alles vollständig zerstört und vom Erdboden verschwunden sein würde. Im Jahre 1875 wurde daher eine zweite Kommission, bestehend aus Ernst Curtius und dem königlichen Vermessungs-Inspektor im Gr. Generalstab, Herrn Kaupert, nach Athen entsandt. Ihr Zweck war ein doppelter: zunächst eine genaue Spezial-Aufnahme der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, sodann eine Vermessung des gesammten Thalbeckens der sogenannten attischen Ebene. Die letztere Arbeit konnte jedoch erst im Jahre 1877 begonnen werden. Ich hatte das Glück, bei dieser Expedition Verwendung und so die ersehnte Gelegenheit zu finden, den klassischen Boden zu betreten.

Der Schnee bedeckte die deutschen Fluren, als der Weg mich über die eisstarrenden Gletscher der Hochalp den sonnigen Gefilden Italien's entgegenführte. Brindisi war das nächste Ziel. Ein italienischer Dampfer trug uns von da nach Corfu hinüber, der ersten Station, wo griechisches Leben beginnt.

Wer dächte nicht mit Entzücken an Corfu? Weithin über die See tragen uns schon die Lüfte den Duft seiner Orangen entgegen. Eine Heimat ewigen Frühlings, liegt sie im Sonnenglanze da. Die Vegetation fast aller Zonen, die nordische Eiche, die Rosenfülle Persien's sieht man hier vereint neben den Palmen Afrika's und den Cacteen der Sahara. Nur zu bald entschwand sie wieder dem Blicke. Diesmal ist es ein griechischer Dampfer, der uns nach Korinth trägt, damit wir auf kürzestem Wege über den Isthmus die Reise fortsetzen. An Bord schon ganz orientalischer Charakter. Ein buntes Gemisch phantastischer Trachten. Auf seinem Kaftan, die Beine gekreuzt, sitzt ein Derwisch, eifrig im Koran lesend, der ihm Nachts zugleich als Ruhekissen dient. In tiefe Andacht versunken, hat er augenscheinlich längst die Pflicht der heiligen Waschungen vergessen. Dort sehen wir einen Armenier mit geläufiger Zunge seiner Umgebung Perlen und andere Kostbarkeiten anpreisen, bei allen Heiligen ihre Echtheit versichernd. Inmitten der lärmenden Menge schreitet stolz, das Ziegenfell nachlässig über die Schulter geworfen, ein griechischer Demarch, die Uebrigen kaum eines Blickes würdigend. Er ist einer jener wenigen Reprä-

sentanten reinen Griechenthums, deren Echtheit die klassische Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, das rein griechische Profil, die stattliche Figur und die würdevolle Haltung hinreichend zu erkennen gibt.

Bald tauchen Keffalonia und Zante aus dem Meere auf, an denen vorbei der Weg in das Herz von Hellas hineinführt. Die Gestade treten näher und näher. Im Strahl der Morgensonne erglänzen die Gipfel des Parnaß. Nach Süden hin zeichnen sich die blauen Linien der peloponnesischen Gebirgslandschaft ab. Kahl, fast ohne jede Spur von Vegetation, sodaß in Folge des starken Lichteffekts jede Schlucht, jede Terrainwelle, ja fast jeder Stein auf meilenweite Entfernung deutlich erkennbar ist, bieten diese Berge in ihrem mannichfachen Kolorit, das bald in duftiges Blau sie einhüllt, bald sie mit rosigem Schleier überzieht, umrahmt von edeln, fast künstlerisch schönen Konturen, die sich mit wunderbarer Klarheit vom Himmel abheben, ein Bild, unvergleichlich in seiner Art. Aber freilich keine Spur antiken Lebens, dort wo zuerst der Fuß den klassischen Boden betritt. Das jetzige Korinth, ein paar elende Baracken, befindet sich nicht einmal mehr an der Stelle der ehemaligen Stadt. Einsam und verödet liegt das Land.

Vom jenseitigen Isthmus-Ufer bringt uns gegen Abend ein neuer Dampfer an's Ziel der Reise. Die felsigen Klippen von Salamis und Aegina tauchen auf. Noch eine kurze Strecke, und die ganze attische Landschaft, vom Hochgebirge rings umrahmt, im Vordergrunde der Piräus, liegt vor uns. Wiederum buntes, orientalisches Gewühl beim Betreten des Strandes. Fremde Sprachlaute berühren das Ohr. Ist doch das moderne vom Altgriechischen so wesentlich in der Aussprache verschieden, daß man im Anfang kaum einzelne Worte zu verstehen vermag. Doch bei der Leichtigkeit der Auffassung, die auch heute noch dem Griechen eigen, gelingt es ohne Schwierigkeit, sich über das Nothwendigste zu verständigen. Vom Piräus aus führt die Eisenbahn, die einzige, welche in Griechenland existirt, in wenigen Minuten nach Athen. Schon taucht in der Ferne der uralte Oelwald auf, dessen knorrige, verwitterte Stämme wohl Jahrtausenden getrotzt haben. Plötzlich, über dem dunkeln Grün hinweg, phantastisch beleuchtet vom Schimmer der Abenddämmerung, erheben sich die Säulen der Akropolis. Wir glauben zu träumen, und doch ist es Wahrheit: da liegt sie vor uns, die Stadt des Perikles!

Was den Zweck unserer Reise betrifft, so war die topographische Aufnahme der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung schon früher im Wesentlichen vollendet worden und bedurfte nur einer nochmaligen Revision. Dennoch bietet das Ergebniß, wie es vor Kurzem durch Curtius veröffentlicht worden ist,*),

*) E. Curtius und J. A. Kaupert, Atlas von Athen. Im Auftrage d. kaiserl. deutschen archäolog. Instituts hrsg. Berlin, D. Reimer, 1878.

gegen die früheren Arbeiten manches wesentlich Neue. Das erste Mal hatte man sich im Allgemeinen damit begnügt, die Stadt in ihrer jetzigen Gestalt möglichst genau darzustellen. Altes und Neues erschien dabei gemischt, so daß es unmöglich war, ein Bild von der antiken Stadt als solcher zu gewinnen. Die diesmalige Arbeit stellte sich dagegen die Aufgabe, auf Grund historischer Daten und gestützt auf die vorhandenen Ueberreste, die ehemalige Stadt mit ihren Straßen, öffentlichen Plätzen, Bauten und Kanälen zur vollständigen Darstellung zu bringen, so daß gleichzeitig ihre Lage zur jetzigen Stadt ersichtlich wird.

Das Terrain Athen's ist im Wesentlichen durch drei Höhengruppen charakterisirt, die man als Ausläufer einer Bergkette betrachten kann, welche von Norden nach Süden die Ebene durchschneidet, die sogenannten Turko-vuni (Türkenberge). Sie bilden die Wasserscheide der beiden Hauptgewässer der attischen Ebene, des Ilissos im Osten und des Kephissos auf der Westseite. Die nördlichste jener Gruppen bildet zwei Kuppen, deren höhere, der Lykabettos mit seinen Südwest-Abhängen, das Stadtgebiet im Norden begrenzt. Durch eine muldenförmige Thalsenkung werden sie mit der mittleren verbunden, die den eigentlichen Kern der Stadt bezeichnet: die Höhe der Akropolis. Felsiges, zerklüftetes Gestein mit Höhlungen und Grotten charakterisirt ihre Nordabhänge, in deren westlichem Theil die altberühmte Klepsydra entspringt. Im Westen sieht man die wilde Felsmasse des Areopag vorgelagert, den Sitz der alten Blutgerichte. Noch bezeichnen 16 Stufen die Stelle, wo die Richter zu ihren Sitzungen emporstiegen. Durch eine ähnliche, wenn auch weniger breite Senkung hängt wieder die mittlere Gruppe mit der südlichsten der Pnyx-Gebirge zusammen, welche die natürliche Begrenzung der Stadt im Südwesten bildet. Diese letzte Gruppe gliedert sich abermals in drei Abschnitte. Den östlichsten bildet der Philopappos-Hügel, nach einem noch jetzt dort befindlichen alten Monumente benannt. Ihm schließt sich, halbkreisförmig nach Süden hin vorspringend, die eigentliche Pnyx, der alte Volksversammlungsplatz der Athener an. Ein etwas ausgedehnteres Plateau, der Nymphenhügel, bildet den Abschluß im Westen.

Die Sage erzählt, daß Athene, als sie die Burg gebaut, von Pallene kommend, den Lykabettos, den sie zu ihrer Befestigung herangetragen, unterwegs habe fallen lassen. In der That scheint die ganze Terrainformation auf einen früheren Zusammenhang jener drei Gebirgsgruppen hinzuweisen, die von Nord- wie von Süd-West her die Stadt einschließen. Im Süd-Osten bildet das Flußbett des Ilissos die natürliche Begrenzung. Was jenseits lag, war schon in ältesten Zeiten Sitz der Landbevölkerung. Zwei Höhen erheben sich hier, von denen besonders die südlichere, der alte Ardettos oder Helikon als

Wohnstätte der Pelasger, der Ureinwohner des Landes, ein gewisses Interesse hat. Ihm gegenüber, diesseits des Stromes, nimmt die berühmte Kallirrhoë ihren Ursprung.

Wie die wasserreiche jenseitige Kephissos-Ebene zur Bodenkultur, zu Straßenanlagen das geeignete Terrain bildete, so luden die trockenen, höher gelegenen Ufer des damals wasserreichen Ilissos zur Anlage von Wohnungen ein. Vier Perioden kann man von den Anfängen der städtischen Entwickelung an bis zum Verfall unterscheiden. Während dieser verschiedenen Zeitabschnitte sehen wir das eigentliche Zentrum der Stadt nach und nach um die Burg herum verschoben, von der Südseite her allmählich nach Nordwesten, von da mehr und mehr nach Osten gerückt, bis schließlich der Zentralpunkt wiederum der Südostseite der Burg sich zuwendet, also dahin zurückkehrt, von wo er ausgegangen.

Die erste Periode gehört der Tradition an. Von der See her erfolgten die ersten Ansiedelungen. Zahlreiche Ueberreste antiker Bauten an der Südseite des jetzigen Piräus, besonders auf der kleinen Halbinsel Akte sind Zeugen jener Zeit, wo auf der Höhe von Munychia phönikische Ansiedler das erste Herakles-Heiligthum auf attischem Boden gegründet. Kein Ort bot günstigere Gelegenheit für weitere Ansiedelungen, als die Umgegend von Athen. Die Südostabhänge der Pnyx-Berge mit ihrer gesunden Lage und freien Aussicht auf die See schienen ganz besonders zweckentsprechend. In der That zeigen sowohl die Abhänge der eigentlichen Pnyx wie die des Nymphenhügels ausgedehnte Spuren ältester Niederlassungen. Gewöhnlich bezeichnet man sie als Felsenstadt, nach Curtius bildeten sie vielleicht das phönikische Melite. Der Charakter jener Häuser ist sehr primitiv; gewöhnlich bestehen sie nur aus einem einzigen Raume mit einfach in den Felsen gehauenen Rück- und Seitenwänden. Vielfache Spuren von Straßen, öffentlichen Plätzen und Opferstätten geben Zeugniß von dem städtischen Charakter dieser Niederlassungen, insbesondere die große Altarterrasse am Abhange der Pnyx, wo man in jenen Zeiten erster Entwickelung dem höchsten Zeus (*Ζεὺς ὕπατος*) unter freiem Himmel Stieropfer brachte. Uebrigens waren schon zu jener Zeit auch andere Theile, wie die Westabhänge der Akropolis, die Südseite des Lykabettos, die Ufer des Ilissos mehr oder weniger bewohnt. Wie später, nach Einwanderung der Kekropiden, aus diesen verstreuten Niederlassungen die Stadt als solche, mit dem Herrschersitz der Akropolis hervorgegangen, wie der Sage nach Athene und Poseidon sich um den Besitz des Landes gestritten, bis schließlich jene die Siegerin blieb und als alleinige Herrin der Burg anerkannt wurde, wie sodann Athen Landeshauptstadt und, nach Herodot, aus Athenäern Jonier wurden, von alledem zeugt keine Spur, kein Monument deutet darauf hin. Jedenfalls

zog sich in jener Zeit der Kern der Stadt näher um die Burg. Das sogenannte Kydathenaion, der Sitz der Aristokratie, lag höchst wahrscheinlich in der Mulde, die sich zwischen dem Südabhange der Burg und der jenseitigen Pnyx-Höhe hinzieht. Hier waren zugleich die Staatsgebäude, das Prytaneion, der Sitz der Könige, hier an den Abhängen der Pnyx der Ort der Gerichte, der Volksversammlungen. Nur die Blutgerichte wurden schon von Alters her auf dem Areopag gehalten, denn kein mit Blutschuld Beladener durfte den Gemeindeplatz betreten.

Mit Solon beginnt die zweite Periode, der Abschnitt, wo die Stadt historische Bedeutung gewinnt. Von jetzt an konzentrirt sich das öffentliche Leben auf einem andern Punkte. Der Markt, bisher in der Pnyx, wird von Peisistratos nach dem Kerameikos (dem „Töpfergau") an der Westseite der Burg verlegt und bleibt von nun an, auch nach den Perserkriegen und während der ganzen Blüthezeit Athen's, der Mittelpunkt des Verkehrs. Die Umrisse der Stadt in dieser Periode sind deutlich gegeben durch die themistokleischen Mauern. Ueber die Abhänge des Philopappos- und Nymphenhügels hinweg bis zum Dipylon, dem Hauptthore der Stadt, in Westen sich erstreckend, lassen sich ihre Spuren nach Osten die Ufer des Ilissos entlang an den Abhängen des Lykabettos hin weiter bis zum acharnäischen Thore im Norden verfolgen, um sich von da in fast geradlinigem Zuge dem Dipylon wieder anzuschließen. Noch heute erkennt man an den Abhängen des Nymphenhügels deutlich die Reste der langen Mauern, welche zu Themistokles' Zeiten die Stadtbefestigung mit dem Hafen verbanden. Vier Hauptthore, den Himmelsgegenden entsprechend, vermittelten den Verkehr. Das Dipylon, nach seinem doppelten Thor-Eingange so benannt, war sowohl der Anlage wie seiner Bedeutung nach bei weitem das Wichtigste, unzweifelhaft darauf berechnet, dem Fremden schon Angesichts der Stadt ihre hervorragende Stellung zum Bewußtsein zu bringen. Hier am Dipylon mündete die Hauptstraße, der sogenannten Dromos, zu Perikles' Zeiten eine Prachtstraße im wahren Sinne des Wortes. Rechts und links von Kolonnaden eingefaßt, zeigte sie seitwärts, von den Meistern hellenischer Kunst ausgeführt, die Statuen der bedeutendsten Männer Athen's, während weiter dahinter zur Linken der Blick auf eine Reihe glänzender, in dem edlen Kunstgeschmacke der klassischen Zeit erbauter Heiligthümer fiel. Ueber den Dromos hinweg gelangte man an die Nordseite des Kerameikos. Hier liefen alle Hauptstraßen der Stadt wie in einem Zentrum zusammen. Von hier aus wurden die Entfernungen gezählt, hierher nach und nach die wichtigsten Staatsgebäude verlegt. Metroon, Buleuterion und Tholos, die ältesten unter ihnen, nahmen die Südfront ein. Zu beiden Seiten erhoben sich die kimonischen Prachtbauten, mit den Siegesdenkmälern jener Zeit geschmückt: an der Westseite die Königshalle,

die Stoa des Zeus Eleutherios (des „Befreiers") mit dem kolossalen Standbilde des Gottes, gegenüber die Poikile oder Bildergalerie, welche wiederum die Hermenhalle mit jener verband — anderer Anlagen, welche spätere Zeiten hinzugefügt, wie der Attaloshalle, nicht zu gedenken.

Von den vielen vom Markte auslaufenden Wegen hat nur die Tripodenstraße (Dreifußstraße) eine besondere Bedeutung. In südöstlicher Richtung zur Burg führend, theilt sie sich später in zwei Theile. Der erste Zweig biegt scharf um die Ostecke der Burg: es ist der nähere Weg, die Feststraße der Dionysien. Hier pflegte man Dreifüße als Weihgeschenke für errungene Siege bei den Festspielen auf kleinen tempelförmigen Postamenten aufzustellen. Ein solches Monument, vom Athener Lysikrates gestiftet, hat sich noch heute an Ort und Stelle erhalten und wesentlich dazu beigetragen, die Richtung der Straße unzweifelhaft festzustellen. Der andere Zweig umschließt die Burg in weiterem Bogen. Es war die Feststraße, welche die Prozessionen der Panathenäen umwandelten, um auf der Akropolis der Athena Polias das neue Gewand zu weihen. Denn seit dem Sturze der Tyrannen hatte die Burg aufgehört, Festung zu sein. Sie war zu Perikles' Zeiten ausschließlich Besitz des Zeus und der Athene. Eine Reihe glänzender Anlagen aus perikleischer und späterer Zeit umfaßt ihren Südabhang. Das Dionysos-Theater, mit seinen amphitheatralisch in den Burgfelsen gehauenen Sitzen, wohl an 30000 Zuschauer fassend, durch Kimon auf's reichste ausgestattet, und gegenüber das einer späteren Periode angehörige Odeion des Herodes Attikos lassen noch jetzt vielfache Spuren ihrer einstigen Pracht erkennen.

Wie schon das Dipylon dazu bestimmt war, dem Fremden gleich beim Eintritte die hohe Bedeutung der Stadt empfinden zu lassen, so war dies in noch erhöhtem Maße der Fall bei dem Eingange zur Akropolis. Die Propyläen sind unzweifelhaft, sowohl was Großartigkeit der Idee, wie künstlerische Ausführung betrifft, das Vollendetste, was griechische Baukunst je hervorgebracht hat. Fünf Thoreingänge, von dorischen und ionischen Säulen getragen, füllten fast die ganze Westfront der Höhe aus. Rechts und links sprangen doppelte Säulenreihen vor. Breite Mormorstufen, die ganze Front umfassend, bildeten den Aufgang, in der Mitte von der Fahrstraße durchschnitten, welche durch die beiden Hauptportale auf die eigentliche Höhe der Burg führte. Oben trat, alles überragend, durch seine Lage, wie durch den gewaltigen Bau dem Blick zuerst der Parthenon entgegen. 48 dorische Säulen von mehr als zwei Meter Durchmesser tragen die großartige Anlage, deren Dimensionen die des älteren Hekatompedon bei weitem übertreffen. Zur Linken, getragen von den weltberühmten Karyatiden, das Erechtheion, das älteste Heiligthum der Burg, seiner Anlage nach zwar weniger imposant, aber auf die erlesenste Art mit

allen Mitteln damaliger Kunst dekorirt. Weiter nach der Südseite der Burg fiel der Blick auf die Säulenfaçade des kleinen Niketempels. Inmitten dieser Räume eine unabsehbare Schaar von Statuen, unter denen vor allen die Schöpfung des Phidias, das Standbild der Athena Promachos — der Vorkämpferin Athene —, hervorragte, deren goldene Lanzenspitze weithin bis nach Kap Sunion die Nähe der Heimat verkündete.

Von den Heiligthümern der unteren Stadt, welche dieser Zeit noch angehören, hat namentlich das Theseion Interesse. Streng dorisch, wie bei allen Heiligthümern dieser Zeit, ist auch der Stil dieses Tempels, dessen Inneres die Gebeine des Helden und Gründers der Stadt bergen sollte, welche Kimon von der Insel Skyros hierher zurückgeführt, um sie in vaterländischer Erde zu bestatten.

Dromos und Tripodenstraße sind die einzigen Straßen, die mit voller Sicherheit bis jetzt bestimmt sind. Von den übrigen konnten nur solche annähernd festgestellt werden, deren Richtung durch die Lage von öffentlichen Plätzen und Thoren, die sie mit einander verbanden, oder durch Bauten, welche ihre Kreuzungspunkte bezeichnen, mit einiger Sicherheit gegeben ist. Die Stoa des Attalos, das Diogeneion, das Serapeion und andere dienten dabei als Anhaltepunkte.

Zur Zeit der Fremdherrschaft, welche die dritte Periode bezeichnet, und besonders seit der Okkupation durch die Römer verlegte man den Zentralpunkt des Verkehrs mehr und mehr nach Osten. Fremde, „Philhellenen", lassen es sich jetzt angelegen sein, die Stadt mit Kunstwerken und Prachtbauten zu bereichern. Der Kerameikos hört auf, Sitz des öffentlichen Lebens zu sein. Oestlich davon, einige hundert Schritte entfernt, finden wir unter Augustus einen neuen Markt, den eine Thor-Inschrift als Oelmarkt bezeichnet. Der Säulenhalle folgend, welche damals von hier aus westlich sich fortsetzte, gelangt man zu einer ferneren Anlage dieser Zeit, dem Platz am Horologium. Marmorsäulen bildeten ehemals die Umfassung dieses Platzes, dessen Mitte der ebenfalls aus Marmor erbaute Thurm der Winde schmückt. Er diente zugleich als Uhrthurm; eine Kanal-Anlage jener Zeit zeigt noch jetzt, wie man das Wasser der Klepsydra zur Speisung der Uhr benutzte. Ueberhaupt sind die Wasseranlagen jener Zeit, deren Zusammenhang bis jetzt nur höchst unvollständig ermittelt worden ist, und deren hauptsächlichste, von Kephisia und Chalandri her, noch heute die Stadt mit Wasser versorgt, von großem Interesse.

Mit Hadrian endlich beginnt die vierte und letzte Periode. Im Osten und Südosten erhebt sich ein ganz neuer Stadttheil. Die Inschrift am Hadriansthor bezeichnet sie als Athenae novae oder als Stadt des Hadrian. Bereits früher hatten hier, an den Ufern des Ilissos, vornehme Römer, unter diesen

auch Herodes Attikos, ihre Villen, von denen noch heute die vielfachen Ueberreste der Mosaikböden Zeugniß geben. In dieser Gegend befand sich seit Peisistratos der Tempel des Zeus, das Olympieion. Nach der Zerstörung Athen's durch die Perser war zu verschiedenen Zeiten auch die Wiederherstellung dieses Tempels versucht worden, jedoch nie vollständig gelungen. Erst Hadrian war es vorbehalten, den Bau auf's prächtigste zu vollenden. Ueber 600 Meter umfaßte der Umfang der Mauer, die den heiligen Raum umschloß. Der Tempel selbst, von mehr als 120 korinthischen Säulen getragen, die ihn in mehrfachen Reihen umgaben, war nächst dem zu Ephesus der größte seiner Zeit.

So war Athen in seinem Glanze. Und was ist jetzt aus alledem geworden? Derselbe Raum wie ehemals bezeichnet noch heute das Gebiet der Stadt, aber verfallen ist das glänzende Dipylon, der ehemalige Dromos jetzt nur ein unscheinbarer Weg, das untere Ende der jetzigen Hermesstraße, dessen ehemalige Bedeutung man kaum zu ahnen wagt. Wo einst der Mittelpunkt der Stadt, der Kerameikos lag, ist jetzt ein vollständiges Stadtquartier meist ärmlicher Hütten erbaut. Und fast dasselbe Geschick traf die übrigen Anlagen. Einsam zwischen den modernen Bauten steht noch der Thurm der Winde, an die alten glanzvollen Zeiten gemahnend. Verschüttet theils, theils verfallen sind die Prachtbauten am Südabhange der Burg, ein weites Trümmerfeld die Fläche der Akropolis.

Während es sich bei der topographischen Aufnahme der Stadt mehr um eine Revision des bereits Geleisteten handelte, galt es bei der Vermessung der attischen Ebene eine völlig neue Arbeit. Das ganze Territorium, ungerechnet die Gebirgsränder, umfaßt etwa acht Quadratmeilen. Im Westen wird es von den Gebirgszügen des Korydalos und Aigaleos, den sogenannten Daphnibergen, gegenüber vom Hymettos und Brilessos oder Pentelikon umsäumt; nach Norden hin bildet die Parneskette den Abschluß der Landschaft, deren südliches Gestade das ägäische Meer bespült. Durch die rings umgebenden Gebirgsketten vor rauhem Wind, wie vor Kälte geschützt, nach Süden hin wiederum erfrischenden Seewinden zugänglich, hat die Landschaft zu allen Jahreszeiten ein gemäßigtes Klima. Selbst im Winter unterbrach selten ein trüber Tag den Fortgang unserer Arbeit. Trotz der Nähe der See ist der klimatische Charakter vorwiegend der der Trockenheit. Die Luft ist reiner als in Italien, wo man das tiefe Blau des griechischen Himmels nicht kennt; plötzliche Wechsel der Temperatur verhindert die geschützte Lage. Auf den Höhen dagegen herrscht, selbst bei sonst vollkommen ruhigem Wetter, ein fortwährender Wind, der nicht selten, namentlich im Frühjahr und Herbst, orkanartigen Charakter annimmt, so daß mehrfach die Beobachtungen eingestellt werden mußten, um nicht das Instrument der Gefahr auszusetzen, umgeworfen zu werden.

Jede Messung eines größeren Landestheiles beginnt bekanntlich mit den sogenannten Triangulations-Arbeiten. Eine Anzahl von Terrain-Punkten, deren Abstände man durch Beobachtung und Berechnung bestimmt, werden zu einem Dreiecksnetz verbunden, welches wie mit Maschen das ganze Land überzieht, um so für die Detailaufnahme die nöthigen Anhaltepunkte zu liefern. Zur Bestimmung solcher Punkte, sowie um den allgemeinen Charakter des Terrains richtig beurtheilen zu können, werden zunächst eine Reihe von Rekognoszirungen systematisch nach allen Richtungen hin vorgenommen. Dazu kam im vorliegenden Falle noch der spezielle Zweck, alle irgendwie im Terrain vorhandenen archäologisch wichtigen Objekte ihrer Art und Lage nach zu untersuchen und zu verzeichnen.

Derartige Rekognoszirungen sind mehr oder weniger mit Schwierigkeiten verbunden. Das felsige, mit Geröll dicht übersäte Terrain gestattet keine anderen Transportmittel als Esel oder deren Abarten. Das ununterbrochene Geschrei der Treiber, welche, um die Kolonne in Gang zu halten, auf der ganzen Tour zu Fuß nebenherlaufen, trägt nicht eben dazu bei, die Annehmlichkeiten der Situation zu erhöhen, die an sich schon — man sitzt auf hartem hölzernen Sattel — nicht sonderlich behaglich ist. Im Gebirge versagen übrigens auch diese Transportmittel, und es helfen nur die eigenen Füße vorwärts. Dann sind die Schnabelschuhe der Gebirgsbewohner zu empfehlen, welche, aus einem Stück weichen Leders gearbeitet, sich in dem scharfkantigen Gestein von größerer Haltbarkeit erweisen, als europäisches Schuhwerk, und zugleich größere Sicherheit des Ganges und Leichtigkeit des Springens ermöglichen. In letzterem seine Fertigkeit zu erproben hat man reichliche Veranlassung.

Wie schon die nächste Umgebung der Stadt durch einen gewissen Formenreichthum gekennzeichnet ist, so setzt sich derselbe Charakter über das ganze Terrain hin fort. Die bereits erwähnte Kette der Turko-vuni theilt die Landschaft in zwei, ihrer Natur nach durchaus verschiedene Abschnitte. Diese Verschiedenheit ist wesentlich durch die angrenzenden Gebirge bedingt. Schroffe Felspartieen, Abgründe, Schluchten oder Risse, die natürlichen Betten ehemaliger Gebirgswässer, weit ausgedehnte Strecken von Felsstücken, die wie eine Mauer die Berggipfel umlagern, dazu der gänzliche Mangel organischen Lebens, dies alles gibt dem griechischen Hochgebirge schon einen Anflug von Wildheit. Besonders tritt dies im Parnes hervor, wo zwei vollständig isolirte Riesenblöcke am Südabhange des Gebirges von ihren Höhen weit hinaus in die Landschaft schauen. Wasserbäche, Gebirgsquellen, überhaupt alles, was sonst eine Gebirgslandschaft zu beleben pflegt, fehlt fast vollständig. Nur die Abhänge des Brilessos, deren Schooße der nie versiegende Quell des Kephissos entspringt, bilden eine Ausnahme. Aber die steilen Abhänge bergen nicht unbedeutende Schätze. Noch

heute sind die Marmorbrüche des Hymettos und Brilessos bei Karas und bei Kloster Pentheli im Betrieb und bilden wie im Alterthume eine reiche Fundgrube kostbaren Materiales für künstlerisches Schaffen.

Hinsichtlich der Gebirgsformation fällt es auf, daß im Allgemeinen die Westabhänge mehr terrassenartige oder durch Zwischenglieder vermittelte Uebergänge in die Ebene zeigen, die Ostseiten hingegen sich durch steile, oft unmittelbar vom Gebirgsstock nach der Niederung hin abfallende Felsen und Klippen auszeichnen. Darum stellt sich auch die Ilissos-Landschaft wesentlich als Hügelland dar. Aber während die Ausläufer des Brilessos in einzelnen Terrassen nach der Niederung abfallen, dann in leichte Terrainwellen sich verlieren, durchziehen die Vorberge des Hymettos noch weithin das ganze Terrain und erstrecken sich bis in die nächste Umgebung der Stadt. In ihren vielfach gegliederten Formen, bald isolirte durch Querthäler getrennte Kuppen, bald langgestreckte Bergrücken oder Höhenkämme bildend, bald wieder zu ausgedehnteren Hochebenen sich erweiternd, tragen sie wesentlich dazu bei, den Charakter jener Mannichfaltigkeit zu erhöhen, die im Ganzen wie im Einzelnen sich hier zu erkennen gibt.

Eine breite Thalsenkung trennt die östlichen Hochgebirge. Sie wird quer durchschnitten von einer Straße offenbar antiken Ursprungs, die nach der Ebene der Paralia führt. Antike Straßen sind noch heutiges Tages vielfach im Gebrauch. Trotz des verwahrlosten Zustandes, in dem sie sich augenblicklich befinden, sind sie immer noch den Anlagen späterer Zeit vorzuziehen. Mit größter Sachkenntniß finden wir sie stets dem Terrain angepaßt; im Gebirge folgen sie dem Laufe der Gewässer, steile Erhebungen sind durch Umwege vermieden, plötzliche Abfälle durch Rampen und Einschnitte für die Kommunikation bequem gemacht. An und für sich würden jene Wege nur wenig Anhalt zur Feststellung ihres antiken Charakters gewähren. Allein anderweitige Umstände kommen hinzu, die uns denselben unzweideutig offenbaren. In einer Zeit, wo andere Verkehrsmittel mangelten, wo man größere Reisen nur mit mehrfacher Unterbrechung machen konnte, war es natürlich und nothwendig, hin und wieder geeignete Ruheplätze zu finden. Schattige, vor Wind geschützte Stellen, unmittelbar in der Nähe der Straße, insbesondere solche Orte, wo sich Trinkwasser befand, eigneten sich dazu am besten. Wo keine Brunnen vorhanden, legte man Zisternen an; auch künstlich in den Fels gehauene Ruhesitze finden sich mitunter. Gräber, nicht selten auch kleine Heiligthümer pflegte man ebenfalls in die Nähe der Straßen zu legen. In christlicher Zeit verwandelte man die letzteren in Kapellen. In der That finden sich, wo solche Kapellen am Wege stehen, fast immer Spuren älteren Mauerwerks, welches der Bauart wie dem Material nach als unzweifelhaft antik erkannt wurde. Die alten

Ruheplätze bilden, wohl hauptsächlich des Trinkwassers wegen, noch jetzt das Rendez-vous des reisenden Landvolkes.

Von der Stadt aus nahmen alle Hauptstraßen ihren Anfang. Doch schon im Alterthum war augenscheinlich die östliche Landschaft weniger dem Verkehr geöffnet. Der wasserarme Fels bot zu wenig Aussicht auf Erfolg für Bodenkultur. Noch weniger ist dies heute der Fall. Der Ilissos, der einst mit dem Gebirgswasser des Hymettos die Gärten der Athener getränkt, ist nur noch ein Abzugskanal für Regenwasser. Ringsum kahles, unbebautes Land. Kein Wunder, wenn selbst die wenigen Straßen, die nach Sunion im südöstlichsten Theile Attika's und die nach Marathon im nördlicheren Theile, fast ganz in Verfall gerathen. Bebautes Terrain findet sich nur in der Nähe der Ortschaften. Diese letzteren tragen natürlich bis auf wenige Ausnahmen alle denselben Charakter. Die Häuser sind, der Mehrzahl nach armselig, wie in den Zeiten erster Entwickelung aus Lehm gebaut, im Innern nur mit einem einzigen Raume versehen, vielfach verfallen und unbewohnt. Vereinzelt trifft man größere Gehöfte, die dann wie Oasen plötzlich aus dem unabsehbaren Felsenmeere hervortreten und für einen Augenblick die rauhe Umgebung zurückdrängen; so unter andern das Kloster, welches, in wilder Bergschlucht des Hymettos gelegen, mit seinem schattigen Olivenhain, seinem frisch sprudelnden Quell einen überaus romantischen Eindruck macht.

Aber trotz der allgemeinen Verwüstung haben sich gar manche Spuren alter Zeit noch erhalten. Grundmauern antiker Bauten finden sich sowohl innerhalb der Ortschaften, wie im freien Terrain. Größere Monumente, Befestigungsanlagen, Wachtthürme auf den Vorsprüngen der Gebirge wurden ebenfalls hie und da angetroffen. Mancherlei Gegenstände antiken Ursprungs zeigten sich oft da, wo man sie am wenigsten vermuthete. Säulenstücke aus Marmor, Kapitäle sind nicht selten als bloßes Baumaterial in die Wände späterer Bauten eingemauert. Grabstelen, Hermen, sogar vollständige Skulpturen antiken Charakters finden sich oft in den unscheinbarsten Gehöften. Wie wenig Aufmerksamkeit diesen Dingen bisher zugewandt ist, zeigt der eine Umstand, daß von den Grabhügeln an der Südostseite des Hymettos, in der Nähe des Dorfes Trachonis, verschiedene eröffnet, ihres Inhaltes beraubt, eines auch noch mit Marmordeckel versehen angetroffen wurde.

Ganz entgegengesetzten Charakter, wie das östliche Terrain, zeigt die jenseitige Landschaft, ein weites Thalbecken, durch welches der Kephissos, der größte Fluß Attika's, seine Gewässer dem saronischen Golf zuführt. Nur vereinzelt treten hier Terrain-Erhebungen wie im Osten auf. Die altberühmte Höhe von Munychia, der als Schauplatz des sophokleischen „Oedipus“ bekannte Hippios Kolonos, weiter nach Norden hin die Höhe von Acharnae sind die hervor-

ragendsten und interessantesten. Doch zeigt die Niederung keineswegs den Charakter absoluter Ebene. Sie ist von leichten Terrainwellen in größerer oder geringerer Ausdehnung durchfurcht, so daß auch hier wiederum ein gewisser Formenwechsel hervortritt.

Im Thale des Kephissos lag von Alters her das Hauptstraßen- und Verkehrsnetz. Nach der Paralia hin war der Verkehr wohl nie sehr bedeutend. Hier im Gegentheil durchkreuzen Wege nach allen Richtungen, nach dem Piräus im Südwesten, nach Phyle, Acharnae und Dekeleia im Norden und Nordosten die Landschaft. Bei weitem die wichtigste ist aber die heilige Straße, welche vom Dipylon aus durch den Daphni-Paß nach Eleusis führt. Vielfache Spuren des Alterthums, Gräber, Reste ehemaliger Heiligthümer, vor allem das altersgraue, verwitterte Gemäuer des Venustempels in tiefer Schlucht des Daphni-Passes, weisen noch jetzt deutlich genug auf ihre einstige Bedeutung hin.

Den vielen Rissen und Erdspalten nach zu urtheilen, die ganz besonders den nördlichen Theil der Ebene durchziehen, muß auch hier ehemals ein viel größerer Wasserreichthum geherrscht haben, als jetzt, wo außer dem Kephissos selbst nur wenig kleine Bäche den Abhängen des Parnes und Brilessos entquellen. Aber die Bewässerung ist verhältnißmäßig reich, das Land fruchtbar. Reichlich ist der zu Wein- und Oelbau geeignete Humus vorhanden. Der alte Oelwald, der sich im Westen der Stadt von den Nordabhängen des Turko-vuni bis in die Gegend von Piräus zieht, zeigt deutlich, daß der Segen der Athene dem Lande bis heute verblieben ist. In der That braucht man blos die Musterfarm Pyrgos, eine Meile vor der Stadt, oder die Umgebung von Schloß Tatoi in Augenschein zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie produktiv der Boden ist, sobald man seiner Kultur nur die nöthige Sorgfalt zuwendet. Auch die Ortschaften der Kephissos-Ebene sind wohlhabender, stattlicher. Gar manche unter ihnen sind nicht ohne historische Bedeutung. Kephisia selbst wurde ja im Alterthum als Sommerresidenz von den Vornehmen Athen's geschätzt. Schon die uralte Platane, deren Aeste den ganzen Markt überschatten, weist auf das hohe Alter der Stadt hin, deren antiker Charakter sich noch in vielen Spuren offenbart. Ueberhaupt sind die Ueberreste alter Zeit hier bei weitem zahlreicher, als drüben. Hier lagen ja jene Distrikte, die im Alterthum recht eigentlich des Landes Wohlstand und Blüthe bedingten. Gar manche von ihnen gingen im Laufe der Zeit zu Grunde. Herakleia, Acharnae, zur Zeit der Peisistratiden einer der wehrhaftesten Gaue, traf solches Geschick. Nicht einmal ihre Lage vermochte man bis jetzt mit einiger Sicherheit zu bestimmen, da die vielfach im Terrain verstreuten Spuren ehemaliger Niederlassungen zu wenig Anhalt dazu bieten. Trümmerhaufen und Fundamente zerstörter Bauten

bezeichnen wenigstens die Stätte, wo Dekeleia, die alte Zwingburg der Spartaner, einst Jahrelang das attische Land beherrschte.

Mitte März waren sämmtliche Vorarbeiten beendigt und ergaben in ihrem Zusammenhange die für die Triangulation geeigneten Punkte, das gesammte Dreiecksnetz. Eine kaum durchführbare Arbeit würde es nun sein, wollte man zur Bestimmung eines solchen Netzes alle Winkel und zugleich auch alle Seiten direkt messen. Dessen bedarf es aber auch nicht. Die Trigonometrie lehrt ja, wie man die sämmtlichen Seiten und somit alle Netzpunkte bestimmen kann, sobald man nur die Länge einer einzigen Seite und außerdem die Winkel kennt, welche die einzelnen Dreiecke einschließen. Dadurch reduzirt sich die Arbeit der Netzbestimmung auf zwei Aufgaben. Die erste, die sogenannte Basismessung, besteht darin, eine für den beabsichtigten Zweck geeignete Strecke auf dem Terrain direkt zu messen. Diese, beiläufig eine der schwierigsten und heikelsten Aufgaben, welche die Praxis bietet, muß mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft jetzt an die Hand gibt, ausgeführt werden, damit strengste Genauigkeit erreicht wird. Fehler in der Basismessung können, selbst wenn sie nur Bruchtheile eines Meters betragen, das Endresultat so beeinflussen, daß die ganze Arbeit wissenschaftlich werthlos und praktisch unbrauchbar wird. Bereits im Jahre 1875 war eine solche, etwa 1 Kilometer lange Basis, unweit der Stadt an der Eisenbahn gelegen, durch Herrn Kaupert persönlich gemessen worden, die den Winkelmessungen zu Grunde gelegt wurde. Die letztere Aufgabe blieb noch zu erledigen.

Zu Winkelmessungen pflegt man bekanntlich den Theodolith zu benutzen, ein Instrument, welches, mit Fernrohr und fein getheiltem Kreise versehen, und mit allen den Vorrichtungen ausgestattet, welche die moderne Technik zur Erlangung größter Schärfe der Beobachtung gewährt, sowohl in horizontalem wie in vertikalem Sinne die Winkel verschiedener Objekte, vom jedesmaligen Standpunkte aus zu bestimmen gestattet. Um nun die gewählten Dreieckspunkte auf dem Terrain kenntlich zu machen, wurden genau über ihnen Steinpyramiden errichtet, deren Spitzen als Signale dienten. Diese, mit Kalk bestrichen, gaben selbst auf meilenweite Distanzen deutlich erkennbare Visirpunkte.

Der Bau solcher Pyramiden würde wegen Mangel an geeignetem Material auf Schwierigkeiten gestoßen sein, wenn nicht die Geschicklichkeit eines Spartaners ausgeholfen hätte. Bei den fortwährenden Reibereien der aus christlichen und mohammedanischen Elementen gemischten Bevölkerung jener Gegenden, die selbst mitten im Frieden oft in offene Fehde ausarten, mochte er Gelegenheit gefunden haben, sich in der Kunst der Feldverschanzung, insbesondere im Bau von Pyramiden, die man gelegentlich zur Deckung benutzt, eine besondere Fertigkeit anzueignen. „Welcher Spartaner verstände nicht, eine Pyramide zu

bauen?" gab er auf die Frage, wie er diese Kunst erlernt, zur Antwort, und in der That wußte er sie mit solcher Meisterschaft und Schnelligkeit auszuüben, daß schon gleichzeitig mit den Rekognoszirungs-Arbeiten sämmtliche Punkte mit Signalen versehen werden konnten. Weit schwieriger als der Bau war die Erhaltung derselben während der Dauer der Beobachtungen. Von Seiten der Regierung war kein Schutz zu erwarten. Wie sollte man also die einzelnen Stationen, namentlich die entlegeneren oder solche im Gebirge überwachen, um Beschädigungen oder Zerstörung rechtzeitig verhindern zu können? Wirklich ließen auch Exzesse, besonders da, wo die Signale in der Nähe der Ortschaften lagen, nicht lange auf sich warten. Die Neuheit der Sache reizte die Neugier des Landvolkes. Man kam, man erkundigte sich und fragte: „Was bedeutet das? warum baut man die Pyramide?" Jedenfalls mußte ein Schatz da vergraben liegen. Denn die Kunde von den Funden von Mykenä ist längst auch unter das Landvolk gelangt und hat auch da nicht geringe Aufregung hervorgerufen. Abends in der Stille zog also Jung und Alt mit Hacken und Spaten hinaus, um in größter Eile alles zu zerstören, was die mühsame Tagesarbeit geschaffen, und nach allen Richtungen hin das Erdreich zu durchwühlen. Man hätte verzweifeln mögen. Ohne Signale war es absolut unmöglich, die Arbeit fortzusetzen. Schließlich gelang es, durch einen kleinen Kunstgriff die Behörden in's Interesse zu ziehen. Dem Vorsteher des Bezirks oder des nächsten Orts, dem Demarchos, wie er sich nennt, wurde im Vertrauen angedeutet, daß die fraglichen Signale keineswegs schon die wahren Fundorte, sondern nur gewisse Stellen bezeichneten, deren man zur Ermittelung jener auf Grund der anzustellenden Beobachtungen bedürfe. Jetzt leuchtete selbstverständlich die Wichtigkeit der Erhaltung der Pyramiden ein. Gewöhnlich wurde auch ein gewisser Antheil am Gewinn in Aussicht gestellt und zur Stärkung gegenseitigen Vertrauens eine kleine Geldsumme gezahlt. Dies hatte regelmäßig den gewünschten Erfolg. Schließlich würden alle zum Schutz der Signale ergriffenen Maßregeln auf die Dauer unzulänglich gewesen sein, wenn nicht anderweitige Merkmale unter dem Erdboden angebracht worden wären, so daß man jederzeit, auch wenn die Pyramiden wirklich zerstört wurden, im Stande war, den trigonometrischen Punkt, welchen sie bezeichneten, wiederzuerkennen.

Fast noch wichtiger aber war die Frage hinsichtlich des Transportes des Instrumentes nach und von der jedesmaligen Station. Wer sollte es übernehmen, über die Felsen und Klippen hinweg ein Instrument zu transportiren, welches bei der geringsten Erschütterung derart beschädigt werden kann, daß alle Beobachtungen illusorisch werden? Auch in dieser Verlegenheit bot sich unverhoffte Hilfe in der Person eines Sulioten. Im Allgemeinen pflegt man ja das Räuberhandwerk nicht gerade als Empfehlung anzusehen, doch wurden

im vorliegenden Falle alle Vorurtheile bei Seite gelegt. Johann war nämlich Klephte seines Zeichens, ein echter Sohn des Hochgebirges. Muskulös und von starkem Körperbau, hatte er durch seine frühere Beschäftigung zugleich jene Geschmeidigkeit und Elastizität der Glieder erlangt, wie sie nur dem Gebirgsbewohner eigen ist. Einen komischen Eindruck machte es trotzdem, zu sehen, wie der Sohn der Wildniß mit einer Sorgfalt und Zartheit, die er seinem früheren Berufe schwerlich zu verdanken hatte, das Instrument bald durch das lose Geröll hindurch, bald über Klippen und Felsen hinweg trug, so daß bei allen diesen halsbrechenden Expeditionen nicht der geringste Unfall vorkam. „Fürchte Nichts, Herr, Johann kennt jeden Stein", pflegte er zu antworten, wenn ihm bei schwierigen Stellen besondere Vorsicht anempfohlen wurde.

Noch andere Schwierigkeiten bot die Aufstellung des Instrumentes auf der Station. Unter normalen Verhältnissen würde man zu diesem Zwecke gemauerte Pfeiler statt der aus losem Gesteine aufgeführten Pyramiden errichtet haben, die dann zugleich als Basis des Instrumentes gedient hätten. Bei der Kürze der Zeit war dies unmöglich. Es wurde daher ein hölzerner Dreifuß zur Aufnahme des Instrumentes genau über dem Zentrum der Station aufgestellt, nachdem vorher die Pyramide abgebrochen war, um nach Beendigung der Arbeit wieder errichtet zu werden. Die Schwierigkeit hinsichtlich der Aufstellung bestand nun darin, in dem losen Geröll, welches oft mehrere Fuß tief in den Boden hinein reicht, überhaupt einen festen Stand zu gewinnen. Vielfach blieb thatsächlich nichts anderes übrig, als außerhalb des Zentrums von geeigneteren Punkten aus die Beobachtungen zu machen, um sie nachher durch Rechnung auf dasselbe zu reduziren.

Weitere Abnormitäten entstanden durch die Beleuchtung, deren Intensivität ohnehin nur mit farbigen Gläsern zu beobachten gestattete. Mitunter nämlich war das eine oder andere Signal auf unerklärliche Weise verschwunden, nachdem es kurz vorher noch sichtbar gewesen war, so daß anfangs der Verdacht böswilliger Zerstörung nahe lag. Doch war derselbe unbegründet, nach Verlauf einiger Zeit trat das Objekt wieder hell hervor. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich einfach durch den wechselnden Stand der Sonne. Die Pyramiden waren, wie bemerkt, durchgehends weiß gestrichen. Wird ein solches Objekt von vorn beleuchtet, so erscheint es hell, dagegen dunkel bei entgegengesetzter Beleuchtung. Es wird also, während die Stellung der Sonne sich ändert, ein Moment eintreten, wo die vordere Seite dieselbe Lichtmenge empfängt, wie der Hintergrund oder Horizont, auf welchem das Objekt erscheint. Dann müssen natürlich seine Umrisse vollkommen verschwinden, und sie treten erst dann wieder hervor, wenn die Sonne ihre Stellung geändert hat.

Endlich waren auch die meteorologischen Verhältnisse, Wind und Feuchtigkeit nicht ohne Einfluß. Insbesondere mußte die Temperatur berücksichtigt werden, insofern durch die Sonnenhitze die Anwendung des hölzernen Stativs beeinträchtigt wurde. Der aus starkem Stoffe gefertigte Feldschirm, welcher während der Arbeit stets darüber ausgespannt wurde, that indeß seine Schuldigkeit so vollkommen, daß auffallende Unterschiede der einzelnen Beobachtungen, soweit sie sich auf denselben Gegenstand bezogen, nicht vorkamen. Denn prinzipiell wurden, wie es stets zu geschehen pflegt, die Beobachtungen eines Objektes nicht einmal gemacht, sondern in systematischer Folge auf jeder Station wiederholt. Gegen Mittag mußten dieselben übrigens für einige Zeit unterbrochen werden, weil bei der Hitze die Luft derartig zitterte, daß die Bilder zu schwanken begannen und es unmöglich war, einen Punkt zu fixiren. In solchen Momenten bot dann die landschaftliche Umgebung Gelegenheit zu anderen Beobachtungen. Denn ganz verschieden von dem, wie er in der Ebene sich ausspricht, ist ihr Charakter im Gebirge. Mehr noch als dort unten fühlt man hier die tiefe Einsamkeit, die über der ganzen Gegend ruht. Kein Laut bewegt die Luft, kein lebendes Wesen regt sich in dem unabsehbaren Felsenmeere. Nur hoch in den Lüften zieht der Adler seine Kreise. Doch von neuem ruft die Arbeit. Noch ehe der letzte Sonnenstrahl über den Bergen im Westen erglänzt, muß das Tagewerk beendigt, das Instrument in Sicherheit gebracht sein. Die Dämmerung ist kurz, und ein Transport im Dunkeln im unwegsamen Gebirge unmöglich. Auch der Unsicherheit wegen ist ein nächtlicher Marsch durch's Gebirge nicht rathsam.

Es würde zu weit führen, in die Details unserer Beobachtungen hier näher einzugehen. Es genüge, das Resultat anzudeuten, daß, nachdem auf allen Stationen die Winkel gemessen und daraus durch Rechnung die Seiten des Dreiecksnetzes ermittelt waren, das Endergebniß trotz der erwähnten Schwierigkeiten so genau war, wie es der vorliegende Zweck nur irgend erforderte, denn die Abweichungen der einzelnen Beobachtungen unter einander, soweit sie sich auf dasselbe Objekt bezogen, betrugen noch nicht die Größe eines Zirkelstichs in dem für die Karte projektirten Maßstabe (1:25000). Noch größer womöglich waren die störenden Einflüsse hinsichtlich der Höhenwinkel. Hier kam es bei weitem mehr auf richtige und genaue Horizontalstellung des Instrumentes an, als im ersten Falle. Wie sollte man aber bei dem fortwährenden Winde die Libelle zur Ruhe bringen, die schon bei der leisesten Berührung des Stativs zu schwanken beginnt? Auch hier konnte nur das Mittel helfen, aus einer größeren Anzahl von Beobachtungen desselben Objektes den geeignetsten Werth zu bestimmen. Die Abweichungen zeigten sich indeß auch hier so gering, daß der erwünschte Grad von Genauigkeit vollkommen

erreicht wurde. Als Ausgangs- oder Nullpunkt diente dabei der mittlere Wasserstand im Hafen von Piräus, von wo ein doppeltes Nivellement bis zur athenischen Sternwarte bereits früher ausgeführt worden war. Jene Höhenbestimmungen haben insofern ein besonderes Interesse, als sie zum ersten Male exakte Daten über die Höhen der Gebirge liefern, wenn man nicht etwa die durch Barometer-Beobachtungen schon früher gemachten Bestimmungen als solche ansehen will, deren Genauigkeit jedoch den jetzigen gegenüber erheblich zurückstehen dürfte.

Gegen Ende des Frühjahres war die Arbeit in ihrem ganzen Umfange beendigt. Der Vergleich der Resultate hatte nach doppelter Kontrole alle noch vorhandenen Zweifel soweit aufgeklärt, um auf Grund der vorliegenden Daten jederzeit die Detail-Aufnahme vornehmen zu können. An einem herrlichen Frühlingstage — spiegelglatt lag der saronische Golf — führte mich der Dampfer wieder dem fernen Norden zu. Zum letzten Male glitt der Blick über die wohlbekannten Fluren, zum letzten Male über die Berge, die der Fuß so oft durchstreift hatte. Lange noch zeichneten sich ihre charakteristischen Formen am Horizonte, und das spähende Auge verfolgte im fernen Osten ihre Spur, bis sie, matter und matter werdend, wie leichtes Gewölk im duftigen Aether entschwanden.

Rom. Winterberg.

Theologie und Naturwissenschaft.

Das ausgezeichnete Werk Zöckler's*), dessen erste Abtheilung wir im vorigen Jahre in diesen Blättern angezeigt haben, liegt jetzt vollendet vor; ein Zeugniß musterhaften Fleißes, ein werthvoller Beitrag nicht blos zur Geschichte der Theologie und der Naturwissenschaften, sondern zur Kulturgeschichte überhaupt, und deshalb anziehend auch für weitere Kreise.

Ein höheres Interesse noch als die erste bietet die zweite Abtheilung des Werkes, indem sie ihrem größten Theile nach uns in die Entwickelung der einschlagenden wissenschaftlichen Bestrebungen im Laufe des letzten Jahrhunderts einführt und schließlich das Bild der Gegenwart zeichnet.

---

*) Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf Schöpfungsgeschichte. Von O. Zöckler. Zweite Abtheilung. Von Newton und Leibniz bis zur Gegenwart. Gütersloh, Bertelsmann, 1879.

Das erste Buch bezieht sich allerdings auf eine Zeit, in der die Probleme die uns gegenwärtig beschäftigen, noch nicht in's Bewußtsein getreten sind oder doch eben erst für dasselbe auftauchen. Zöckler charakterisirt sie als die Zeit des Stillstandes der experimentirenden Forschung und des naturtheologischen Dogmatismus. Die Werthschätzung der Naturwissenschaften, und zwar der aus der Quelle selbst schöpfenden, wird immer allgemeiner. So erklärt Spener in den „Theologischen Bedenken“: „Aller Fleiß und Arbeit, so hieran (nämlich an der Erkenntniß des Schöpfers aus seinen Werken) gethan wird, wird wohl und tausendmal besser angelegt sein als alle in Physicis unnützliche Aristotelische Metaphysische Grillen, damit unsere physic lang gantz verdorben geblieben; und ob sie vor einiger Zeit durch mehrere Beobachtung der Experimenten anstatt voriger speculation in einen besseren Stand ist gesetzt worden, annoch diesen, Mangel an sich haben muß.“ Ebenso äußert sich der große Württemberger Theologe Bengel. Naturwissenschaft und Naturphilosophie halten die Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bewußtsein fest. Und auch da, wo dieser Zusammenhang gelöst ist, wird doch das allgemein religiöse Element in der Naturanschauung bewahrt. In den beiden Koryphäen des Jahrhunderts, in Newton und Leibniz, stellt sich diese sympathische Beziehung beider Gebiete vorbildlich dar; sie sind maßgebend für ihr Zeitalter. Doch tragen die Arbeiten der Männer, die in ihre Fußtapfen treten, weniger ein schöpferisches, neue Bahnen der Forschung eröffnendes oder ungeahnte Gebiete erschließendes, als ein reproduktives und der Fortbildung und Durcharbeitung des früher entdeckten im Detail gewidmetes Gepräge.

Besonders eigenthümlich diesem Zeitalter und bezeichnend für seine Stimmung sind die zahlreichen physiko-theologischen Systeme, die es hervorgebracht hat; in's Kleinliche fallende Verzerrungen des richtigen Gedankens, daß in der zweckmäßigen Organisation der Natur die göttliche Intelligenz sich bezeuge. Da verfaßte man Astro-, Bronto-, Chiono-, Hydro-, Ichthyo-theologieen u. s. w., Darlegungen der göttlichen Weisheit, wie sie sich in der Beschaffenheit der Gestirne, des Donners, des Schnees, des Wassers, der Fische offenbart. Ja auch eine Akrido(Heuschrecken)-Theologie erblickte das Licht der Welt. Nicht selten bestieg die Physiko-Theologie auch den Pegasus, und oft im Sinne der eben genannten Bestrebungen, wofür des Hamburger Rathsherrn Heinrich Brockes „Irdisches Vergnügen in Gott“ einen typischen Beleg gibt. Den Geist dieses Reimwerkes charakterisirt es, daß es sogar über den Nutzen der Nase reflektirt und denselben darin findet, daß alle Wohlgerüche der Welt

könnte kein Geschöpf gebrauchen,
müßten ungenützt verrauchen,
wär die Nase nicht geschickt,
daß sie sich dadurch erquickt.

Werthvolleres auf dem Gebiete der physiko-theologischen Dichtung leistete der Engländer Thomson in den „Jahreszeiten", Albrecht v. Haller in den „Alpen" und Ewald Christian v. Kleist im „Frühling".

Am Schlusse dieser Periode tritt aber eine Aenderung ein; die kritische Strömung der Zeit richtet sich gegen den biblischen Schöpfungsbericht und sucht den Gegensatz desselben gegen die naturwissenschaftlichen Ergebnisse bald durch allegorisirende oder mythisirende Auslegung zu beseitigen, bald, wie Herder, der ihn als „morgenfrisches Gedicht der ältesten Menschheit" auffaßte, vom aesthetischen Gesichtspunkt aus zu würdigen.

Auch Anklänge an den Darwinismus zeigen sich jetzt, in beschränktem Maße bei dem Benediktiner Calmet und den großen Naturforschern Buffon und Linnäus, sehr entwickelt bei de Maillet, Maupertuis, Robinet. Kant hat nur hypothetisch die Erzeugung aller Organismen von einer gemeinsamen Urmutter ausgesprochen, dieser Hypothese aber eine streng wissenschaftliche Form zu geben als ein gewagtes Abenteuer der Vernunft bezeichnet. Herder dagegen ist an der Schwelle einer evolutionistischen Betrachtungsweise zögernd stehen geblieben.

Die folgenden beiden Bücher zeichnen die Entwickelung der Naturwissenschaften und ihrer Beziehungen zur Theologie bis auf die Gegenwart und in derselben. Es ist die Zeit der großen Entdeckungen, die Hochfluth der Bewegungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Zöckler entwirft ein farbenreiches Gemälde der Mannichfaltigkeit von Arbeiten und Bestrebungen, durch welche diese hohen Triumphe errungen wurden. Auf einzelne Partieen hinzuweisen, versagen wir uns nur ungern, aber die Ueberfülle des Stoffes und der Reiz, der fast gleichmäßig allen Theilen eigen ist, nöthigen uns dazu. Dagegen glauben wir auf den Dank unserer Leser rechnen zu dürfen, wenn wir der Darstellung des Verfassers im letzten, dem Darwinismus gewidmeten Buche etwas näher folgen.

„Charles Lyell. — Die moderne Chronologie der Geologen in ihrer grundlegenden Bedeutung für die Darwinischen Lehren" ist das Thema des ersten Kapitels. Auf induktivem Wege, durch analogische Erschließung der Zeitdauer der urweltlichen Bildungsprozesse, namentlich der auf Niederschlägen sowie auf Vulkanwirkungen beruhenden, gemäß der noch jetzt an der Oberfläche der Erde vor sich gehenden Veränderungen, suchte die Evolutionstheorie festen Boden zu gewinnen. Mit Milliarden von Jahren zu operiren, trägt sie kein Bedenken. Allmählich ist freilich eine größere Besonnenheit eingetreten, und man fängt an, sich mit kleineren Zahlen zu begnügen. Und in der That unterliegt die ganze nach dem Maßstab der Gegenwart die Urzeit und ihre Entwickelungen beurtheilende Theorie gewichtigen Bedenken. Hat doch Göppert

in Breslau durch Anwendung von Wasserdämpfen und nahezu siedendem Wasser verschiedene Vegetabilien, schwarze Wollenstoffe u. dergl. binnen zwei Jahren in Braunkohle und binnen sechs Jahren in glänzend schwarze Steinkohle zu verwandeln vermocht. Fehlt es doch in der Gegenwart nicht an Erscheinungen, deren Analogie es nahe legt, beschleunigende Katastrophen als bedingend für das Entwickelungstempo der Urzeit vorauszusetzen. Die vielbesprochene Fischerhütte zu Söderfelgte am Mälar-See, aus deren allmählichem Versunkensein man ein 80000jähriges Alter der frühesten Bewohner Schweden's folgern zu dürfen glaubte, gilt jetzt ziemlich allgemein als durch einen einstigen Bergrutsch verschüttet. Dem Niagara hat man früher gewisse Anhaltepunkte für chronologische Bestimmungen abzugewinnen versucht, indem man ein jährliches Zurückweichen seines berühmten Falles um 1 Fuß, wegen Abspülung seiner Felsgrundlage, als feste Thatsache konstatiren zu können meinte. Allein in dem einen Winter 1868/69 betrug dieses Zurückweichen des Niagarafalles in Folge eines mächtigen Gesteins-Einsturzes mehr als 30 Fuß auf einmal. Und ähnliche Belege finden sich auch sonst noch.

Den Gegenstand des zweiten Kapitels berühren wir nur kurz; es betrifft den Großvater Darwin's, Erasmus Darwin, dessen Naturanschauung an die seines Enkels anklingt, und Goethe, der bekanntlich Häckel u. A. als Vorläufer Darwin's gilt, schwerlich mit Recht, da Goethe wohl für einen Grundtypus aller Organismen, eine ideale Einheit eintritt, nicht aber für eine reale, durch Deszendenz vermittelte. Auch über den Inhalt der folgenden Abschnitte gehen wir rasch hinweg, es sind zuerst die französischen Naturphilosophen der Revolutionszeit, die uns hier vorgeführt werden, darunter Lamarck, der wie kein anderer als Darwin's Vorläufer zu bezeichnen ist; sodann die Naturphilosophen aus der Schelling'schen Schule, die ihre pantheistische Gesammtanschauung zur Evolutionstheorie hinziehen mußte, und unter denen Link in einigermaßen wissenschaftlicher Gestalt seine Ideen dargestellt hat; es ist ferner eine Anzahl exakt wissenschaftlicher Forscher, die sich mit Darwin berühren, unter denen namentlich E. K. v. Baer hervorragt. Baer kommt hier insofern in Betracht, als er ein Durchlaufenwerden ähnlicher Daseinsformen wie die der niederen Thierstufen durch die Embryonen der höheren Thiere als Ergebniß seiner Beobachtungen feststellte, und insofern er eine gewisse Wandelbarkeit der organischen Formen, freilich nur innerhalb beschränkter Grenzen und zugleich mit der Annahme eines ursprünglich verschiedenen Geschaffenseins vieler Arten, behauptete. Endlich werden wir auf die unmittelbaren Vorläufer Darwin's hingewiesen, die in großer Zahl seit den vierziger Jahren erstehen, deren bedeutendster der englische Philosoph Herbert Spencer ist, zu welchem Darwin nach seinem eigenen Bekenntniß in einem Abhängigkeitsverhältniß steht.

Das Thema des folgenden Abschnittes lautet: „Charles Darwin. Vorbildung und Aufbau seines Systems bis zum Betreten des anthropologischen Gebiets (1831—1868)“. Es ist vor allem das epochemachende Buch „Vom Ursprung der Arten in Folge von Naturzüchtung oder die Erhaltung der begünstigsten Racen im Kampfe um's Dasein“ 1859, auf das hier unsere Aufmerksamkeit gelenkt wird. Dasselbe will unter Berücksichtigung der unbegrenzten Naturgesetze der Vererbung, der Variirungs- und Differenzirungstendenz, der Ueberproduktion mit ihrer unvermeidlichen Folge eines Zugrundegehens eines beträchtlichen Theiles der überzähligen Individuen, endlich des Uebrigbleibens der lebensfähigsten und zumeist begünstigten neue und gründliche Wege zum Ziel einer rein mechanischen Erklärung des Werdeprozesses der organischen Natur einschlagen. Die Voraussetzung ungeheuerer Zeiträume, die Hoffnung, später vorhandene Lücken auszufüllen, fehlende Mittelglieder aufzufinden, muß über die Mängel der Theorie hinweghelfen. Das Endergebniß Darwin's lautet: „Ich glaube, daß die Thiere von höchstens vier oder fünf Stammeltern abstammen, die Pflanzen von der gleichen oder einer noch geringeren Zahl. Ja an der Hand der Analogie möchte ich noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß alle Thiere und Pflanzen von einem Prototyp entsprungen sind.“ Diese wenigen Urformen, auf welche Darwin den gesammten vielmillionenjährigen Entwickelungsprozeß zurückführt, denkt er als direkte Schöpfungsprodukte Gottes. Dieser epochemachenden Schrift folgte 1868 das Werk: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation“. Hier ist die Hypothese der Pangenesis entwickelt, nach welcher das Sichvererben ähnlicher Züge und Eigenschaften von den Vorfahren auf ihre Nachkommen darauf beruht, daß sämmtliche Zellen oder einfachste Formeinheiten des thierischen und pflanzlichen Organismus in Wahrheit doch wieder zusammengesetzt und theilbar, d. h. zur Entlassung zahlreicher kleinster Keimchen aus sich befähigt seien. Diese winzigsten Keimchen vermöchten durch den ganzen Körper der Pflanze oder des Thieres frei zu zirkuliren und im Falle des Zusammentreffens mit anderen schon entwickelteren Keimchen von ihnen nahe benachbartem Ursprunge sich zu eigentlichen Zellen zu entwickeln. Aus dem gehäuften Zusammentritt solcher sich neu bildenden Zellen von nahe aneinander grenzender Abkunft erkläre sich einerseits die Reproduktion verloren gegangener Organe, andererseits, wenn ihre Anhäufung mit einer Knospen-, Ei- oder Keimbildung zusammenfalle, die Reproduktion des gesammten Organismus als eines dem Mutterorganismus ähnlichen, also die Vererbung der Eigenschaften und des Aussehens der Vorfahren auf ihre Nachkommen. Diese Hypothese hat Darwin selbst als provisorische bezeichnet; da aber jene Zelltheilchen nie experimentell sich werden nachweisen lassen, so wird sie nie aus dem Provisorium heraus-

kommen können. Sie ist denn auch von den Anhängern Darwin's skeptisch beurtheilt worden.

Der weiteren Entwickelung des Darwinismus sind die folgenden Kapitel gewidmet. Hier ist es zuerst auch vor allem die Anwendung der Theorieen Darwin's auf den Menschen, die uns interessirt. Nicht von Darwin selbst, sondern von anderen Forschern wurde diese Erweiterung seiner Hypothese vollzogen. So von Huxley, der die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, nicht so groß fand wie die, welche den Gorilla von den niederen Affen trennen; von K. Vogt, der sich beistimmend dahin äußerte, daß der Mensch der Repräsentant einer mit den Affen gleichwerthigen Ordnung sei, aber mit den Affen selbst zu einem gemeinschaftlichen Typus, zu einer Reihe innerhalb der Säugethiere gehöre; von den verschiedenen Hauptarten der Affen seien die Hauptmenschenarten entstammt, von den amerikanischen Affen die amerikanische Menschheit, von den afrikanischen die Neger. Die Mikrokephalen als Produkte eines Rückschlages oder Atavismus wurden ebenfalls herangezogen; eine Argumentation, deren Richtigkeit übrigens Vogt selbst später anerkannt und zurückgenommen hat. Auch Lyell, Schleiden, Snell und Perty, die letzteren beiden unter gewissen Beschränkungen zu Gunsten einer idealen Auffassung des Menschen, traten bei, vor allen Häckel, der die Darwinische Theorie als unumstößliches Dogma verkündete. Wallace bildete sie durch supranaturalistische Elemente um; eine höhere göttliche Zuchtwahl habe dem Menschen zum Dasein verholfen, eine überlegene Intelligenz seine Entwickelung zu einem bestimmten Zwecke und nach einer bestimmten Richtung hin geleitet; höhere Geisteswesen, dienende Mittelsmächte Gottes, ausgestattet mit jener Intelligenz und Willenskraft, womit man sich ohnehin den ganzen Raum erfüllt zu denken habe, müßten hier gewaltet haben. Der große Anatom Owen, im Allgemeinen mit der Deszendenzlehre einverstanden, lehnte doch ihre Anwendung auf den Ursprung des Menschen ab, ebenso John Herschel, Page und Broca. Untergeordnete Naturforscher dagegen, wie Tuttle, Büchner, Thomassen, Spiller leisteten der Deszendenzlehre ohne Vorbehalt Heerfolge. 1871 erschien Darwin selbst als Vertreter der Anwendung derselben auf den Menschen in der Schrift: „Die Abstammung des Menschen u. s. w.“, der als Ergänzung 1872 das Werk: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen beim Menschen und bei den Thieren“ folgte. Drei Detailarbeiten zur Befestigung des Systemes aus den Jahren 1875, 76, 78 übergehen wir. Es sind wesentlich die Anschauungen Häckel's, zu denen sich hier Darwin bekennt; alle Erscheinungen des menschlichen Leibes- und Seelenlebens werden mechanisch erklärt, der Gegensatz zwischen Thier und Mensch wird aus einem spezifischen zu einem graduellen herabgesetzt, auch das ethische Leben des Menschen wird seinen An-

fängen nach schon im Thiere aufgewiesen; dabei wird der Gottesbegriff nicht verneint, aber in ihm nur die Idee einer geheimnißvollen Urkraft des Universums, die schlechthin unerkennbar sei und in keiner Weise in den Gang des Natur- und Menschenlebens fürsorgend und regierend eingreife, hineingelegt.

Verfolgen wir die Aufnahme, die der Darwinismus in den verschiedenen Ländern gefunden hat, so gelangen wir zu dem Ergebniß, daß in England die hervorragendsten Kapazitäten auf der Seite Darwin's stehen, dagegen in Nordamerika eher die Gegner desselben das Uebergewicht besitzen, eine Thatsache, die namentlich aus dem großen Einfluß von Agassiz, dem Vertreter der Unveränderlichkeit der Arten, sich erklärt. Auch in Frankreich fand der Darwinismus mehr Widerspruch als Beifall. Die am tiefsten eingreifenden Bewegungen hat er in Deutschland hervorgerufen. Vier Hauptgruppen lassen sich hier unterscheiden. Zu den entschiedensten Gegnern gehört eine Anzahl von Forschern, die, aller naturphilosophischen Spekulation abgeneigt, schon deshalb der Deszendenzlehre abhold sind, weil sie in ihr eine Rückkehr zu den Philosophieen der Schelling'schen Schule zu erkennen glauben; so Burmeister, Giebel, Ehrenberg, Griesebach, Schimper, Wappäus, Bastian, Göppert, Barande, v. Dechen, Fraas, Pfaff. Sodann finden wir Vertreter einer philosophisch gemilderten und mildernden Artenkonstanzlehre in R. Wagner, Wigand, Kölliker, Heer, v. Baer, Braun, Quenstedt, Volkmann, Bischoff. Als Darwinianer mit Vorbehalt erscheinen Virchow, Carus, Leuckart, Semper, His, Goette, Henke, Möbius, Dohre, Weismann, H. Hofmann in Gießen, Helmholtz, M. Wagner, Nägeli, Hofmeister, Sachs, Askenasy. Weiter gelangen wir zu den Dogmatikern des Darwinismus oder richtiger zu den Männern, die, ihn überbietend, sich von allen religiösen und teleologischen Bestandtheilen, die derselbe noch in sich trug, frei gemacht haben und eine rein mechanische Naturerklärung vertreten, den Verkündern des sogenannten „Monismus". An der Spitze dieser Bewegung steht Häckel, der übrigens neuerdings dem Monismus eine spiritualistische Färbung gegeben hat, indem er jeder Zelle eine besondere Seele zuerkennt. Die Phantasie, die in seinem System eine große Rolle spielt, hat ihm schon viele Zurechtweisungen von exakten Forschern eingetragen. K. Vogt hat seine Thierstammbäume mit den an die Helden von Troja anknüpfenden Adelsgenealogieen des Mittelalters verglichen. Dubois-Reymond hat spöttisch ihm zugerufen: „Will ich einmal einen Roman lesen, so weiß ich mir etwas Besseres als Schöpfungsgeschichte", und Virchow hat erklärt: „Es ist noch nicht gelungen, die Gesellschaft Kohlenstoff und Kompagnie bei der Gründung der Plastidulenseele auch nur als Problem bestätigt darzustellen."

Mit Uebergehung der folgenden, weniger wichtigen Themen gewidmeten Abschnitte wenden wir uns endlich zu den die Kritik des Darwinismus ent-

haltenden Schlußkapiteln des ganzen Werkes. Es ist zuerst die Frage nach der Entstehung der Organismen, deren vom Standpunkte des Darwinismus gegebene Beantwortung einer sorgfältigen Beurtheilung unterzogen wird. Vier Erklärungsversuche liegen vor: die Theorie der Urzeugung, die im Laufe der Zeit immer mehr Boden verliert in Folge fortgesetzter exakter Experimente, die sie widerlegen; sodann die Hypothese eines Herübergekommenseins der frühesten Lebenskeime aus anderen Weltkörpern mittelst auf die Erde gefallener Asteroidentrümmer, eine Annahme, über die sich Liebig und Helmholtz nicht ungünstig ausgesprochen haben, die aber doch wenig Eingang gefunden hat; drittens die Allbeseelungslehre, die Annahme eines ursprünglich organisch-belebten Zustandes unseres Planeten, als des fruchtbaren Mutterschooßes, aus dem alles jetzt auf seiner Oberfläche existirende Leben unmittelbar hervorgeboren sei; endlich die Behauptung einer immerwährenden Existenz thierischen und pflanzlichen Lebens neben anorganischem auf der Erde, eine evolutionistische Kreislaufstheorie. Unter diesen vier Theorieen erscheint Zöckler die der einstigen ersten Urzeugung am wenigsten bedenklich, natürlich immer unter der Voraussetzung, daß dieselbe nicht auf blinde Naturkräfte, sondern auf den Machtwillen des persönlichen göttlichen Schöpfers zurückgeführt werde.

Eine zweite Frage betrifft die Entwickelung des organischen Lebens bis zur oberen Thierwelt aus wenigen Grundtypen. Hier hat das religiöse Bewußtsein keinen Einspruch zu erheben, wenn nur jene Grundtypen auf göttliche Kausalität zurückgeführt werden. Die Wissenschaft freilich hat diese Hypothese noch keineswegs für giltig erklärt, viele Forscher haben ihr Schranken gezogen, deren Berechtigung Darwin selbst anerkennen mußte, andere haben sie völlig abgelehnt und halten an der Cuvier-Agassiz'schen Theorie von der Unveränderlichkeit der Arten fest.

Die dritte wichtigste Frage bezieht sich auf den Ursprung des Menschen. Mit Recht wird hier von Zöckler hervorgehoben, daß keine Instanzen vorliegen, die zu der Annahme thierischer Abstammung nöthigen. Die Mikrokephalen erscheinen immer allgemeiner nicht als Beweise für den Atavismus, für ein Zurücksinken auf ein früheres thierisches Niveau, sondern als krankhafte Mißbildungen; genaue Schädelmessungen haben gezeigt, daß die höchst stehenden Affen von den niedrigsten Menschen durch eine viel weitere Distanz getrennt sind als von allen vorausgehenden niederen Thierarten. Die geschwänzten, die am ganzen Körper behaarten Menschen, die Zwergvölker, die Waldmenschen haben sich theils als vereinzelte pathologische Erscheinungen, theils als sagenhafte Existenzen erwiesen. Das fossile Mittelwesen zwischen Thier und Mensch ist bis jetzt vergeblich gesucht worden. Die Theorie von dem rohen Urzustande der Menschen hat von Linguisten wie Wilhelm v. Humboldt, Whitney, Max

Müller, von Ethnologen wie Peschel Widerspruch erfahren. Wallace hat es für wahrscheinlich erklärt, daß wenn nicht alle, so doch die meisten jetzt existirenden Wilden „die Nachfolger höher stehender Racen seien“. Peschel ist zu dem Ergebniß gelangt: „Noch soll der Bruchtheil des Menschengeschlechtes erst entdeckt werden, bei dem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei dem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannichfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung angetroffen worden wäre.“ So hat die Ansicht W. v. Humboldt's von den Wilden als degradirten Kulturmenschen neue wissenschaftliche Chancen gewonnen; wie ja auch A. v. Humboldt es unentschieden lassen wollte, ob die Volksstämme, die wir gegenwärtig Wilde nennen, alle im Zustande natürlicher Rohheit, ob nicht vielmehr viele unter ihnen, wie der Bau ihrer Sprachen es oft vermuthen läßt, verwilderte Stämme, gleichsam zerstreute Trümmer aus den Schiffbrüchen einer früh untergegangenen Kultur seien.

Bei solcher Sachlage ist Zöckler's Warnung an die Theologen, vor übereilten Zugeständnissen an den Darwinismus sich zu hüten, gewiß begründet; nur möchten wir sie noch durch eine nach der anderen Seite gerichtete Mahnung ergänzen. Der Inhalt der Theologie soll nicht von der Entwickelung anderer Wissenschaften, sondern einzig und allein von dem, was das christliche Bewußtsein bildet, in Abhängigkeit stehen. Daraus folgt, daß alles, was durch die Veränderungen, die in der Erkenntniß der Welt sich vollziehen, in Frage gestellt wird, nicht zum Inhalte der Theologie gehören kann. Gleichgiltig sollen jene allerdings nicht für diese sein, aber es ist nur die Theologie als wissenschaftliche Form, die davon berührt wird. Und so kann die Fragestellung für die Theologie dem Darwinismus gegenüber nur so lauten: Nöthigt derselbe, die unveränderliche christliche Wahrheit in anderer als der bisher giltigen wissenschaftlichen Vermittelung darzustellen oder nicht? Auf diese Frage kann die Theologie jetzt noch keine definitive Antwort geben, sie kann nur die Bedingungen bestimmen, unter welchen sie den Darwinismus, falls er allgemeinere wissenschaftliche Geltung gewinnen sollte, für die Lösung ihrer Aufgaben zu verwenden fähig ist.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Die Berliner Theater.

Es sind jetzt gerade zehn Jahre verflossen, seitdem der §. 32 der Gewerbeordnung, welcher die Theaterfreiheit sanktionirte, vom Reichstage des

norddeutschen Bundes mit großer Majorität angenommen wurde. Am 13. April 1869 fanden jene denkwürdigen Debatten statt, aus denen folgender Paragraph der Gewerbeordnung hervorging: „Schauspiel-Unternehmer bedürfen zum Betriebe ihres Gewerbes der Erlaubniß. Dieselbe ist ihnen zu ertheilen, wenn nicht Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun. Beschränkungen auf bestimmte Kategorieen theatralischer Darstellungen sind unzulässig." Am Schluß der Debatten sprach der Abgeordnete Braun, der sich gern in Prophezeiungen zu ergehen pflegt, das denkwürdige Wort: „Die Neigung zu vaterländischen Dingen ist da; geben Sie nur einmal Theaterfreiheit, wir werden dann vielleicht in fünf Jahren eine Aristophanische Komödie in Berlin haben, worin auch Sie und wir vorkommen."

Die Hoffnung des Abgeordneten Braun, der von Theater-Angelegenheiten ungefähr soviel zu verstehen scheint wie von — Rumänien, hat sich leider nicht erfüllt. Als ob in fünf Jahren eine Aristophanische Komödie so mir nichts, dir nichts aus der Erde wüchse! Zehn Jahre sind verflossen, und wir sind weiter als je zuvor von einer „Aristophanischen Komödie" entfernt. Zehn Jahre sind verflossen, in denen sich die Theaterfreiheit, deren Einführung Anno 1869 als eine reformatorische That ohne Gleichen gepriesen wurde, zur Genüge erproben konnte. Und heute? Heute sehnt man sich ebenso herzlich nach dem alten Konzessions- und Monopolwesen zurück wie nach dem Zunftzwang, nach der Aufhebung des Freizügigkeitsgesetzes, nach der Wiedereinführung der Mahl- und Schlachtsteuer und nach anderen „tyrannischen Beschränkungen", die vor zehn Jahren auf's lebhafteste bekämpft wurden.

Durch die Aufhebung der „Beschränkungen auf bestimmte Kategorieen theatralischer Darstellungen" wollte man einerseits den Privatbühnen Gelegenheit zur Aufführung klassischer Stücke geben, von denen man sich eine Hebung der allgemeinen Volksbildung und des sittlichen Bewußtseins im Volke versprach, andererseits wollte man durch eine solche Konkurrenz die Hofbühnen anspornen, „ihre Leistungen höher und höher zu spannen". Mit einem Elan ohne Gleichen stürzten sich denn nun auch die Leiter der neu erstandenen „Volksbühnen" dem hohen, ihnen von den Parlamentsrednern gezeigten Ziele entgegen. Während früher nur das „Vorstädtische Theater" die Schaulust des Volkes durch Vorführung einheimischer und französischer Schauerdramen befriedigte, wuchsen bis zum 1. Oktober 1869 in allen Vorstädten Musentempel aus der Erde, welche sich die Pflege des klassischen Dramas zur Aufgabe gestellt hatten: das Nationaltheater, das Belle-Alliancetheater, das Louisenstädtische Theater, das Réuniontheater, das Walhalla-Volkstheater u. s. w. Das letztere war übrigens vorsichtig genug, sich eine Hinterthür offen zu halten, um im

gegebenen Augenblicke sich mit Ehren rückwärts konzentriren und zu seinem früheren Berufe, dem eines Café chantant, zurückkehren zu können. Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare und kein Ende — das war die Parole, welche von den meisten dieser Theater ausgegeben wurde. In zweiter Linie kamen dann die Birchpfeiffer, Benedix und andere Vertreter unseres „klassischen" Lustspiels, welche in den Pausen zwischen den hochklassischen Dramen für die Unterhaltung des Publikums, das sich ja schließlich an der derben, gesunden Kost den Magen verdarb, sorgen mußte. Und heute? Was ist nach zehn Jahren aus diesen stolzen Musentempeln geworden?

Das Nationaltheater, welches seine Aufgabe noch am ernstesten nahm, sich wirklich von der leichten Waare der Tagesliteratur fern hielt und sich überdies der lebhaften Protektion des Hofes erfreute, hat vier Mal Bankerott gemacht. Der letzte Direktor legte nach halbjähriger Geschäftsführung seinen Stab nieder, nachdem er noch in hellster Verzweifelung den Versuch gemacht hatte, durch die Aufführung eines — französischen Ausstattungsstückes mit kostspieligen Dekorationen und Maschinerieen die brechenden Stützen seines Kunsttempels im Sturze aufzuhalten. Das Belle-Alliancetheater hat das Defizit, welches ihm die Aufführung der klassischen Dramen verursacht hat, durch Anlage eines reizenden Sommergartens zu decken gesucht, und in der That gelang es ihm, während der Sommersaison tausende in diesen Garten zu locken, in welchem allabendlich italienische Nacht bei feenhafter Beleuchtung gefeiert wird. Für die Unterhaltung des Publikums sorgen zwei bis drei Musikchöre, tyroler und schwedische Sänger und Sängerinnen, und in der vorigen Sommersaison ist die Direktion schließlich ganz zu den Traditionen des Café chantant, vulgo Tingeltangel zurückgekehrt, indem sie zu mehrerem Amüsement des Publikums englische Groteskkänzer, Phoites genannt, engagirte. Nebenbei wurden freilich leichte Lustspiele und Schwänke aufgeführt; aber auf die Dauer vergnügte sich das Publikum dieses Volkstheaters auch an diesen einfachen Späßen nicht mehr, und so mußte denn in der Wintersaison, als selbst die Volksstücke Anzengruber's nicht mehr zogen, das „Pariser Leben" helfend in die Bresche treten. Im Walhalla-Volkstheater produziren sich japanische Taschenspieler, chinesische Messerschlucker, englische Gymnastiker und Velocipedekünstler, französische Chansonettensängerinnen und spanische Tänzer, lauter staunenerregende Spezialitäten, die tausend bis fünfzehnhundert Mark monatliche Gagen erhalten. In den Pausen, welche diese „Spezialitäten" zur Erholung brauchen, werden — und das ist der schmähliche Rest des „Volkstheaters" — einaktige Lust- und Singspiele aufgeführt, von ganz untergeordneten Kräften, welche für ihre Mühe mit vierzig bis fünfzig Thalern monatlich honorirt werden. Und in dieses

Theater drängt sich allabendlich eine Menge, die im Durchschnitt auf 2000 Köpfe täglich anzuschlagen ist!

Auf einer ähnlich abschüssigen Bahn haben sich die übrigen Volkstheater bewegt. Die klassischen Bestrebungen wurden schon nach Ablauf eines Jahres über Bord geworfen, und gegenwärtig wird in diesen Musentempeln dem Publikum eine sinnen- und nervenerregende geistige Kost geboten, die am Ende ebenso verderblich wirkt wie der sittenloseste Tingeltangel. Wenn noch ab und zu ein klassisches Drama aufgeführt wird, so gleicht eine solche Aufführung einer Hinrichtung, von welcher Musen und Grazien schaudernd ihr Haupt abwenden. So hat denn die Theaterfreiheit nicht blos den Geschmack des Publikums in Grund und Boden verdorben, sie hat auch, was in seinen materiellen Folgen vielleicht noch trauriger ist, ein Schauspieler-Proletariat herangezogen, welches an die schlimmsten Zeiten der Stegreifkomödie und der wandernden Komödianten erinnert. Als im Sommer 1869 aller Orten die Volksbühnen wie Pilze aus der Erde schossen, und die Nachfrage von Tag zu Tag wuchs, warf jeder kunstbegeisterte Barbiergehilfe das Schaumbecken bei Seite und widmete sich der dramatischen Kunst. Mit dem Einbruch des wirthschaftlichen Rückganges, der selbstverständlich von größtem Einfluß auf den Verfall der neu entstandenen Theater gewesen ist, wurde ein großer Theil dieser Stegreifkomödianten brodlos, und da diese Mimen schon zu viel von dem süßen Schaum des Bühnenlebens gekostet hatten, um wieder zu ihrer ehrenwerthen, bürgerlichen Beschäftigung zurückzukehren, ist allgemach über sie wie über höher talentirte Kunstgenossen, die ohne ihr direktes Verschulden in die allgemeine Katastrophe gezogen wurden, eine Misère hereingebrochen, die sich jeder Schilderung entzieht. Was die dramatische Kunst unter solchen Verhältnissen gewinnt, bedarf keiner näheren Beleuchtung. Die Geschichte dieser kleinen Volkstheater ist eine Reihe von Katastrophen. Eine Direktion weicht, meist ohne ihre Verbindlichkeiten gelöst zu haben, der anderen, und eine jede hat natürlich ihre eigenen Ansichten über die „Hebung der dramatischen Kunst".

Zu den Kunstinstituten, welche der Theaterfreiheit ihr Dasein verdanken, gehört auch das Stadttheater, eine Schaubühne, die sich vermöge ihrer Lage in einem volkreichen, vorwiegend von Beamten bewohnten Stadttheile, durch weise Führung und Pflege des Repertoires ein verläßliches Stammpublikum hätte schaffen können. Als aber diese Möglichkeit noch vorhanden war, das heißt in den ersten siebziger Jahren, waren gute schauspielerische Kräfte so theuer, daß sich die Direktion auf so gewagte Spekulationen nicht einlassen konnte. Und als die Zeit des wirthschaftlichen Rückganges begann, als der Theaterbesuch spärlicher wurde, als Jeder für sein Geld nur das Beste sehen wollte, sah sich die Leitung dieser Bühne veranlaßt, ihre Zuflucht zu

berühmten Gästen zu nehmen, welche das Haus zeitweilig füllten, aber den Löwenantheil der Einnahme in der Regel mit nach Hause führten und im Uebrigen nur dazu beitrugen, den Abstand zwischen sich und dem heimischen Personal dem Publikum auffällig fühlbar zu machen und dadurch die bescheidenen heimischen Kräfte gründlich zu diskreditiren. Nach dem Ruin zweier Direktionen versucht jetzt eine dritte ihr Heil mit diesem gründlich verfahrenen Thespiskarren. Der gegenwärtige Leiter, ein alerter Geschäftsmann, hat wenigstens den Vorzug, daß er in den trostlosesten Situationen den Kopf oben behält. Er wird von einem Optimismus beseelt, der ihn selbst darüber hinweg sehen läßt, daß gegenwärtig in seinem Theater die dramatische Kunst von der hoffnungslosesten Gesellschaft von Anfängern, neben denen allerdings auch einige verdiente Theaterveteranen zu wirken verurtheilt sind, vertreten wird. Im Grunde genommen dient diese Gesellschaft auch nur den Gästen als Folie. Der Direktor des Stadttheaters hat es nämlich zu Wege gebracht, daß das Gastiren einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen zu einem überwundenen Standpunkt geworden ist. Seiner glühenden Beredtsamkeit und seinem hoffnungsfreudigen Optimismus gelingt es stets, eine kleine Schaar von zugkräftigen Gästen zu bewegen, sich seinem lecken Fahrzeuge für eine kurze Fahrt anzuvertrauen. Heute gastirt der Direktor des Wallnertheaters mit einem Theile seines gerade unbeschäftigten Personals in einem derben Schwanke, morgen seine erste Soubrette in einer alten Lokalposse, übermorgen ein beliebter Bonvivant in einer feinen französischen Komödie und am vierten Tage eine anderswo verkannte Tragödin als Medea oder Judith. Kann man sich eine hübschere Musterkarte wünschen? Ist der Direktor aber einmal gezwungen, mit seinem eigenen Personale zu operiren, so muß er zu Novitäten greifen, denen eine ganz besondere Anziehungskraft innewohnt. Da bleibt ihm aber keine große Auswahl. Da die deutsche Bühnenliteratur momentan nur über fünf bis sechs produktive Talente verfügt, welche kontraktlich an gewisse Bühnen gebunden sind — es werden ja förmliche Kontrakte auf jährliche Lieferungen abgeschlossen —, so bleibt dem Beklagenswerthen nur der eine Ausweg, sein Heil bei der französischen Literatur zu suchen. Die englische Bühnenproduktion kommt, nebenbei bemerkt, nicht in Betracht, da sie sich ungefähr auf dem Niveau unserer Zirkuspantomimen bewegt, nur mit dem Unterschiede, daß die Laune des Zuschauers noch durch einen begleitenden Text verdorben wird. Die französische Bühnenliteratur ist aber bei uns ein sehr gesuchter Artikel, der überdies von zwei oder drei Theateragenten vollkommen monopolartig ausgebeutet wird. Der eine exploitirt die Stücke von Dumas und Sardou, der andere die Dramen von Augier, der dritte die Schwänke von Hennequin, und da das Residenztheater, von dem später die Rede sein wird,

sich fast ausschließlich auf den Import französischer Bühnenstücke gelegt hat, so bleibt dem Stadttheater nur der Abhub, nur dasjenige übrig, was das Residenztheater oder gelegentlich auch das Wallnertheater als unbrauchbar oder bedenklich abgelehnt hat. Das Stadttheater liebt nun vorzugsweise die Bedenklichkeiten. Aber es befindet sich, wie bemerkt, nicht im Besitze eines Personals, welches die Fähigkeiten hat, durch Grazie und Eleganz des Tones die Cochonnerieen der Franzosen zu übertünchen und dem deutschen Ohre annehmbar zu machen. So ging die über alle Maßen ausgelassene, aber bodenlos frivole Posse „Bébé“, glücklicherweise, muß man sagen, an dem Berliner Publikum vorüber, ohne einen merklichen Eindruck zu hinterlassen. Einen besseren Erfolg hatten die auch neuerdings wieder vielbesprochenen „Rosa Dominos“, die freilich durch die musterhafte, durch Munterkeit und Witz über alle sittlichen Bedenken hinweghelfende Aufführung im Wallnertheater über Wasser gehalten wurde.

Die Direktion des Stadttheaters wollte sich auch das zweifelhafte Verdienst erwerben, das jüngste und erfolgreichste Werk Hennequin's, „Niniche“, in Berlin einzuführen. Aber das Polizeipräsidium konnte sich nicht entschließen, seine Erlaubniß zur Aufführung eines Stückes zu ertheilen, deren Hauptakteurs und -aktricen in Schwimmhosen und Badekostümen auf die Szene treten. Im Grunde genommen durchweht diese Boulevardposse ein so spezifisch Pariserisches Parfüm, daß sie eben nur in Paris das volle eingehende und warme Verständniß finden kann, welches zu ihrem Genusse unumgänglich nöthig ist. Man weiß, daß die Aufführungen dieses skandalösen, aber von der ersten bis zur letzten Zeile diabolisch witzigen und amüsanten Stückes während der Weltausstellung von Paris von höchst achtbaren deutschen Frauen und Männern und selbst von sehr hochgestellten Personen besucht worden sind, welche um keinen Preis ihren Fuß in das Theater setzen würden, wenn auf dem Zettel des Wallnertheaters oder des Stadttheaters „Niniche“ angekündigt wäre. Nun, glücklicherweise wird es nicht so weit kommen. Der arme Direktor des Stadttheaters, welcher seine ganzen Hoffnungen auf die Schwimmhosen gesetzt und schon ein glänzendes Luftschloß gebaut hatte, in dessen Mitte eine bekannte internationale Soubrette, allerdings die denkbar beste Vertreterin einer „Niniche“, thronen sollte, mußte seine Zuflucht wieder zu Gastspielen und alten Stücken nehmen und ist im Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, bei einer abgespielten, faden Lokalposse angelangt.

Das Residenztheater, in seiner jetzigen Spezialität, die sich auf die Aufführung französischer Sittendramen beschränkt, eine Schöpfung des gegenwärtigen Stadttheater-Direktors, ist ebenfalls ein Schößling der Theaterfreiheit. Es hat uns seit acht Jahren die Bekanntschaft mit allen irgendwie bemerkens-

werthen Erzeugnissen der französischen Bühnenliteratur des letzten Vierteljahrhunderts vermittelt, daneben aber auch deutsche Schau- und Lustspiele, die sich aus irgend einem Grunde für das Hoftheater nicht eigneten, zur Aufführung gebracht, ohne jedoch einen nachhaltigen Erfolg mit den letzteren zu erzielen. Das französische Sittendrama mit allen seinen Ablegern ist und bleibt seine Spezialität. Bis vor zwei Jahren noch konnte sich das Theater einer auserlesenen Zahl schauspielerischer Kräfte rühmen, welche ein Ensemble von solcher Präzision und Harmonie bildeten, daß damals keine zweite Bühne Berlin's, die Hofbühne nicht ausgeschlossen, mit dem kleinen Residenztheater rivalisiren konnte. Unter dem gegenwärtigen Leiter ist das leider anders geworden. Er hat nichts gethan, um das vortreffliche Ensemble zu erhalten, und heute sind von dem alten Stamm nur noch zwei Schauspieler übrig geblieben, welche den Theaterhabitué wehmüthig an die alte Zeit des Glanzes erinnern. Trotzdem weiß der Leiter des Residenztheaters, dem das Utilitätsprinzip über alles geht, seine Kasse zu füllen, indem er sich das moderne Virtuosenthum zu Nutze macht. Er hat die Wohlfahrt seines Theaters ausschließlich auf das Gastspielwesen oder vielmehr -Unwesen gestellt. Nur gelingt es ihm, Gäste von stärkerer Zugkraft zu gewinnen als der Direktor des Stadttheaters. Statt, wie ein weiser Feldherr, die Kerntruppen in's Hintertreffen zu stellen und mit der Reserve erst im Falle der Noth in's Feld zu rücken, operirt er bereits mit Gästen, wenn die Theatersaison sich noch auf ihrem Höhepunkte befindet. Freilich kann er mit seinem eigenen Personal, drei oder vier Ausnahmen abgerechnet, keinen Staat machen. Es ist nur eben gut genug, den Gästen Relief zu verleihen, und zu diesem Zwecke wird es je nach Bedarf verringert oder vermehrt. An die Neubildung eines guten Ensembles ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Der Direktor ist ein kluger Rechner, der seine Pachtfrist nach Kräften ausnutzt und im Grunde seines Herzens denkt: Après moi le déluge.

Trotzdem hat das Residenztheater in der verflossenen Saison wenigstens einen künstlerischen Erfolg ohne Mitwirkung von zugkräftigen Gästen zu verzeichnen gehabt, und den verdankte es den „Fourchambault“ von Emil Augier, die selbst in das Heiligthum unseres Abgeordnetenhauses, das sich doch sonst nicht viel um Theater-Angelegenheiten kümmert, ihren Reflex warfen. Seit dreißig, seit fünfzig Jahren ist in Frankreich kein Stück von so streng sittlichem Charakter geschaffen worden wie die „Fourchambault“, und gerade dieses Schauspiel mußte von dem Verdikte eines kurzsichtigen Exekutivbeamten getroffen werden, welcher das Stück nach seinem eigenen Zugeständnisse vor dem Verbote nicht einmal gelesen hatte, aber der durch ganz andere Ereignisse vorbereiteten und hervorgerufenen Zeitströmung in seiner Art Rechnung tragen zu

müssen glaubte. Die Verwirrung aller sittlichen Begriffe, welche das Wachsthum der Sozialdemokratie zur Folge hatte, steht in absolut keiner Verbindung mit dem Import französischer Dramen in Deutschland, nicht einmal mit dem frivolen französischen Operettenkram. Die tumultuarischen, unreifen Gesellen, die sich um die Fahne raffinirter Parteiführer schaarten und dem verlockenden Flötenspiel dieser Rattenfänger folgten, hat man niemals im Residenztheater bei den Dramen eines Dumas, Sardou oder Augier, niemals im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater bei den Operetten eines Offenbach und Lecoq gesehen. Sie bildeten vielmehr und bilden noch das Publikum jener Volkstheater, von deren Einwirkung die Parlamentsredner einen neuen „Aufschwung" der Nation erwarteten. Sie bildeten und bilden das Publikum jener vulgären Tingeltangel, in denen der Besucher an einem Abende mehr Geld vergeudet, als ein anständiger Platz in einem guten Theater kostet. Der Beamte in Stettin ist inzwischen, wie es zu erwarten war, von seiner obersten Behörde rektifizirt worden. Indessen gibt es noch immer Leute genug in Deutschland, die das Stück als grenzenlos unsittlich und innerlich unwahr verdammen. Das königliche Schauspielhaus beabsichtigte ursprünglich die Aufführung dieses Dramas. Aber es fand vor den Augen des dort gewissermaßen als vorbereitende Instanz fungirenden Lesekomités keine Gnade. Mit der Fernhaltung der „Fourchambault" von der ersten Bühne des deutschen Reiches wird Jedermann im Prinzip einverstanden sein, der etwas auf nationale Ehre hält. Ein modernes deutsches Stück auf dem Théâtre français in Paris würde einen Sturm der Entrüstung in ganz Frankreich hervorrufen. Der wohlbegründete Ruf dieses in eminentem Sinne nationalen Institutes, das sich jede auswärtige Bühne in seiner einzigen Verfassung zum Muster nehmen könnte, wäre durch ein solches Unterfangen auf immer befleckt. Das dortige Lesekomité würde nicht einmal auf den Gedanken kommen, die Arbeit eines modernen deutschen Bühnendichters einer ernstlichen Prüfung zu unterziehen. Daß man sich im Berliner Schauspielhause überhaupt mit den „Fourchambault" befaßt hat, war schon an und für sich ein Zugeständniß der Schwäche. Eines Urtheils hätte man sich aber völlig enthalten sollen. Freilich ist dieses Urtheil nicht offiziell abgegeben worden, sondern nur in offiziöser Form, d. h. durch einen Artikel in einem dem Hoftheater ergebenen Blatte, der augenscheinlich von der Hand einer Dame geschrieben war, und in dem auch mit echt weiblichen Gründen gefochten wurde. Wir wollen so galant sein, den schriftstellerischen Versuch dieser Dame, welche Emil Augier's Drama nur nach einer jammervollen deutschen Uebersetzung beurtheilte, nicht einer Kritik zu unterziehen. Einer Dame kann man es am Ende nicht verargen, daß sie nicht die Fähigkeit besitzt, sich auf den historisch-kritischen Standpunkt zu erheben, von welchem allein ein objektives Urtheil

möglich ist. Selbst Männer, denen es sonst durchaus nicht an Urtheilskraft gebricht, steiften sich am Ende, als alle Pfeile an dem ehernen Gefüge des Augier'schen Meisterwerkes machtlos abprallten, darauf, daß das Unsittliche dieses Dramas darin läge, daß die auf legitimer Grundlage aufgebaute Familie von dem Dichter als moralisch schwach und verkommen dargestellt werde, während alle moralischen Kräfte sich in dem szenischen Gegenbilde dieser Familie, der Musiklehrerin, einer büßenden Magdalena, und ihrem unehelichen Sohne, konzentrirten. Aber diese Sittenrichter haben dabei völlig die ideale Absicht dieses strengen, unerbittlichen Moralisten verkannt, dem es gerade darauf ankam, an drastischen Beispielen voller Kontraste zu zeigen, daß das in den französischen Familien der besseren Gesellschaft übliche Erziehungssystem das Familienleben in seinem innersten Nerv angreift und zerstört, daß die Jagd nach dem Glück, welcher der Mann ohne Rast obliegt, und die Pflichten gesellschaftlicher Repräsentation, welche die Frau auf sich nimmt, um das Firmenschild des Gatten zu lackiren, den verderblichsten Einfluß auf die ohne strenge Zucht heranwachsenden Söhne und Töchter ausüben. Er wollte zeigen, wie auf der einen Seite alle edlen Regungen des Herzens in dem rauschenden Strudel einer oberflächlichen, gefall- und vergnügungssüchtigen Gesellschaft erstickt werden, und wie auf der andern Seite gemeinsam ertragenes Unglück die Herzen prüft und die Charaktere stählt und wetterfest macht. Die Sünderin büßt ihren einzigen Fehltritt durch ein langes freudloses Leben, auf dessen Abend nur ein einziger Lichtstrahl geheimen Glückes fällt, und an ihrer Seite büßt ihr Sohn den Fehltritt der Mutter durch ein Leben selbstloser Aufopferung und Entsagung. Als Augier sein Drama schrieb, hatte er spezifisch französische Verhältnisse im Auge, gegen welche er die Schärfe seines Schwertes kehren wollte. Wenn man derartige in nationalen Eigenthümlichkeiten wurzelnde Schauspiele auf fremden Boden überträgt, darf man sie nicht von der Umgebung trennen, aus der sie erwachsen sind, darf man sie nicht auf ihren absoluten Werth prüfen, sondern man muß sie eben mit dem Maßstabe ihrer Umgebung messen. Wenn bei uns in Deutschland Verhältnisse nicht existiren und Situationen nicht möglich sind, wie sie Augier schildert, so hat man vollauf Ursache, sich darüber zu freuen, aber noch lange nicht das Recht, solche Stücke innerlich unwahr zu schelten. Auf der Suche nach ihrem allgemeinen, idealen Werthe hat man in Deutschland häufig die literarische und ethnographische Bedeutung der „Fourchambault" übersehen. Es ist ein unübertreffliches Sitten- und Zeitbild, und als solches ein Meisterwerk ersten Ranges. Wenn aber ein unverbesserlicher Idealist und Utopist nach dem Ewigen, Bleibenden fragt, das in diesem wie in jedem Drama enthalten sein muß, um es zu einem echten Kunstwerke zu stempeln, so schicken wir den neugierigen Frager mit

seiner Frage heim und fordern ihn auf, uns ein Kunstwerk der Gegenwart zu nennen, aus dem ein Jeder der Zeitgenossen das Ewige herausfinden kann. Etwa aus Wilbrandt's „Arria und Messalina" oder aus Anzengruber's Bauernkomödien oder aus Nissel's „Agnes von Meran", die außer den Mitgliedern der Schillerpreiskommission kein Mensch gekannt hat? Oder steckt das Ewige in den Dramen des gleichfalls Schillerpreis-gekrönten Heinrich Kruse oder in den phantastischen Tendenzromanen Friedrich Spielhagen's oder in den nach Form und Inhalt gleich unnatürlichen Erzählungen Auerbach's „Auf der Höhe", „Waldfried", „Landolin von Reutershofen", „Forstmeister" und Konsorten?

Mit einem zweiten französischen Drama, das im vorigen Jahre während der Weltausstellung in Paris viele Schaulustige anzog, mit Sardou's „Bürgern von Pont-Arcy", hat das Residenztheater trotz einer Aufführung, die in vielen Stücken die Pariser übertraf, weniger Glück gehabt. Das zerfahrene Stück, halb politische Satire, die bei einem deutschen Publikum natürlich nur ein sehr oberflächliches Verständniß finden konnte, halb Familiendrama voll ebenso peinlicher wie überflüssiger und unmotivirter Konflikte, erregte nur durch die Mitwirkung des immer originellen und fesselnden Friedrich Haase ein vorübergehendes Interesse.

Auch im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, welches den Bedarf seines Operettenrepertoires fast ausschließlich aus Paris, neuerdings auch aus Wien bezieht, übte der „kleine Herzog" von Lecoq, der im Renaissancetheater in Paris länger als sechs Monate hindurch vor vollem Hause dominirte, nicht die erwartete Zugkraft. Das Theater ist augenblicklich so arm an Gesangskräften, daß selbst das in dieser Hinsicht gewiß nicht verwöhnte Berliner Publikum der schmucken und sonst sehr beliebten Bühne den Rücken gekehrt hat. Ein verwerfliches Cliquen- und Protektionswesen sucht dem Publikum à tout prix Sängerinnen aufzuzwingen, die keinen Ton in der Kehle haben, und so bewegt sich auch dieses in allen übrigen Dingen vortrefflich geleitete Theater auf derselben abschüssigen Bahn, wie die meisten anderen Berliner Bühnen. Die Kunst würde freilich durch seinen Fall nicht viel verlieren, denn dieses Operettentheater steht im Grunde genommen nicht viel höher als das Viktoriatheater, dessen künstlerischer Schwerpunkt bekanntlich im Ballet, in den Dekorationen, den Maschinerieen und dem elektrischen Lichte liegt. Zwischen dem weiblichen Chorpersonal der französischen Operette und dem Corps de Ballet des Ausstattungsstückes ist kein großer Unterschied, namentlich wenn man Operetten aufführt, wie Strauß' „Blindekuh", in der viel mehr getanzt als gesungen wird. Die Beliebtheit des Walzerkönigs vermochte das totale Fiasko, welches seine Operette erlitt, nicht im geringsten aufzuhalten, und dabei hatte sich das

Friedrich-Wilhelmstädtische Theater noch nicht einmal von dem künstlerisch wie finanziell gleich empfindlichen Mißgeschick erholt, welches ihm die Vorführung einer absolut stimmlosen französischen Operettensängerin vierten oder fünften Ranges verursacht hatte.

Das Woltersdorff- und das Kroll'sche Theater haben in der verflossenen Saison ihre Pforten geschlossen. In dem ersteren hatte die Kunst seit geraumer Zeit ein jammervolles Dasein gefristet. Zum Glück litt das Publikum wenig darunter, da es sich von diesem Kunstinstitute, dessen Betrieb mehr eine Art Sport seines Besitzers war, konsequent fern hielt. Opern waren ebensowenig im Stande, die Räume zu füllen, wie Possen und Operetten, und so wurde das Theater schließlich nach dem Tode seines Besitzers seiner Bestimmung entzogen. Bis jetzt hat noch niemand gewagt, die Gruft wieder zu öffnen. Das Kroll'sche Theater fiel der Unfähigkeit seines Leiters zum Opfer, der lange Zeit in einem Possentheater den Kapellmeisterstab geschwungen hatte und nun auch einmal Lust verspürte, das Direktionsszepter zu führen. Eine grenzenlose Mißwirthschaft führte das Theater, in welchem schließlich italienische Operngesellschaften ihr Wesen trieben, schnell seinem Ruin entgegen. Die unvermeidliche Katastrophe wurde am Ende nur durch ein Gastspiel der Adelina Patti und des famosen Signor Nicolini aufgehalten, welches unter so unerhörten Bedingungen abgeschlossen wurde, daß nur ein verzweifelter Va-banque-Spieler auf dieselben eingehen konnte, nachdem die Verwaltung des Hoftheaters sie vernünftiger Weise abgelehnt hatte. Der Ruin des Kroll'schen Theaters erfolgte bald nach Schluß des Patti-Gastspieles, und eines Tages erfuhr man, daß der direktionslustige Pächter das unbehagliche Klima Berlin's mit einem Asyl jenseits des Ozeans vertauscht hatte. Mit Beginn der Sommersaison hat wieder der rührige Besitzer des Kroll'schen Etablissements die Leitung desselben in die Hand genommen, im Vereine mit dem Direktor des Wallnertheaters, der den gerade unbeschäftigten Theil seines großen Personales dort auftreten läßt.

Das Wallnertheater selbst lebt seit einigen Jahren nicht mehr ausschließlich seinem Beruf und der Absicht seines Gründers, die Berliner Lokalposse zu pflegen. Die derben Lustspiele und Schwänke eines G. v. Moser, Rosen, L'Arronge, die durch Kontrakte an diese Bühne gebunden sind, haben dort eine Heimstätte und zugleich eine Interpretation gefunden, welche als mustergiltig in ihrer Art bezeichnet werden kann. Ein lebendiges frisches Zusammenspiel, ein halbes Dutzend ausgezeichneter Schauspieler im Vordergrunde, darunter der Direktor selbst, und eine vortreffliche Regie vereinigen sich, um edem halbwegs leidlichen Stücke zu einem freundlichen Erfolge zu verhelfen. Der Haupttreffer der letzten Saison war der „Doktor Klaus" von L'Arronge, der jetzt wohl die Runde über sämmtliche Bühnen Deutschland's gemacht hat

und der nur von neuem beweist, wie wenig doch in Deutschland dazu gehört, um Bühnenerfolge zu erringen. Das Stück ist nicht um ein Haar besser als die Trivialitäten und Philisterkomödien eines Benedix und einer Birch-Pfeiffer. Von dem Hauch des modernen Lebens empfindet man in dieser Alltagskomödie keine Spur. Nur die geschickte Kombination von Motiven und Situationen, die von anderen Autoren als wirksam erprobt worden sind — wir erinnern nur an Emil Augier's „gendre de Monsieur Poirier" —, hat dem „Doktor Klaus" zu einem Erfolge verholfen, durch den das Stück ganz mit Unrecht zu einer literarischen That aufgebauscht worden ist. Dem Autor fehlt jedwede irgendwie greifbare literarische Physiognomie, jeder vornehmere literarische Zug, der selbst noch die unbedeutendsten Produkte eines G. v. Moser adelt. Sein Machwerk ist roh, die Gesellschaft, die er schildert, ist nicht diejenige, in der wir zu verkehren wünschten, aber was verschlägt das? Possenhafte Momente sind mit sentimentalen Episoden geschickt zu einem pikanten Brei zusammengemischt, der von dem darbenden Publikum mit Heißhunger verspeist worden ist. Nachdem der „Doktor Klaus" seine Schuldigkeit gethan hatte, folgte auch für das Wallnertheater eine Kette von Katastrophen, die erst in den letzten Tagen durch den günstigen Erfolg einer keck und lustig hingeworfenen Lokalposse von E. Jacobson, „die Lachtaube", unterbrochen wurde.

Den heikelsten Punkt unseres Themas haben wir uns bis zuletzt verspart — die Besprechung des Antheils, welchen das Hoftheater in der letzten Zeit an der Hebung und Pflege der dramatischen Kunst in Berlin genommen hat. Jeder gesinnungstüchtige Theaterkritiker in Berlin hält es für seine Pflicht, wenigstens an dem königlichen Schauspielhause kein gutes Haar zu lassen, und wer es in der Presse wagt, ein freundliches Wort für dieses beklagenswerthe Kunstinstitut einzulegen, der wird als verächtlicher „Offiziosus" gebrandmarkt, wenn man ihm nicht noch schlimmere Motive unterlegt. In Wahrheit ist jedoch die Berliner Presse, insbesondere die Theaterkritik, unabhängiger, wenigstens materiell unabhängiger, als allgemein geglaubt wird. Nur zwei Tageszeitungen behandeln aus persönlichen Gründen das Hoftheater mit zartester Schonung, die eine, weil sie das Organ der Intendantur ist, die andere, weil ihr Theaterreferent in irgend einer Form an dem komplizirten Verwaltungs- oder Berathungsorganismus des Hoftheaters betheiligt ist. Daß die Berliner Theaterkritik im Großen und Ganzen materiellen Einflüssen, vulgo Bestechungen zugänglich sei und danach ihre Urtheile einrichte, ist — wie wir bei dieser Gelegenheit ein für allemal bemerken wollen — ein Märchen, das zwar von Schauspielern und von gewissen Schichten des Publikums gern geglaubt und kolportirt wird, thatsächlich aber jeder Grundlage entbehrt. Ab und zu taucht wohl ein räudiges Schaf auf, aber ohne die ganze Heerde zu

affiziren. Schon die finanziellen Verhältnisse der Bühnendirektoren verbieten eine „Bestechung“ in einem so umfangreichen Maßstabe, wie sie bei der numerischen Stärke der Berliner Theaterkritik nothwendig sein würde, um ein entsprechendes Resultat zu erzielen. Ob jedoch nicht persönliche, gesellschaftliche Beziehungen zwischen Theaterdirektoren, Schauspielern und Kritikern auf das Urtheil der letzteren von Einfluß sein mögen, wollen wir nicht untersuchen. Am Ende ist auch der Theaterkritiker nur ein Mensch. Im Ganzen und Großen wird man aber der Berliner Theaterkritik in corpore nur wenig Ehrenrühriges nachsagen können.

Das Opernhaus entzieht sich um seines mehr kosmopolitischen Charakters willen unserer Besprechung. Die deutsche Oper ruht angeblich heute auf den Schultern Richard Wagner's, und dieser findet bei der Leitung unseres Opernhauses nicht dasjenige „liebevolle Verständniß“, welches seine fanatisirten Anhänger tumultuarisch genug verlangen. Der Generalintendant der königlichen Schauspiele hat jedenfalls die schätzenswerthe Eigenschaft, daß er ein rechnender, nüchterner Beamter ist, der nicht nach Phantasmen jagt, sondern mit greifbaren Faktoren operirt. Er strauchelt oft dabei, und mancher Erfolg wird durch manchen Mißerfolg getrübt, aber schließlich hat er es doch seit länger als fünfundzwanzig Jahren verstanden, sein schwerbemanntes Fahrzeug durch die beiden gefährlichen Klippen, Hof und Publikum, glücklich hindurchzubugsiren. Die Oper ist, obgleich sie von viel mehr Zufälligkeiten abhängig ist als das Schauspiel, immer noch leidlich im Stande. Daß von den beiden Tenoristen, die der Generalintendant seit Jahren dem Publikum als besondere Zugmittel vorführt, der eine, Wachtel, nicht spielen kann, sondern nur singt oder vielmehr nur Kehlkunststücke zu Wege bringt, während der andere, Niemann, nicht singen, sondern nur noch spielen kann, das kann man schließlich dem Generalintendanten nicht zum Vorwurf machen.

Weniger tröstlich steht es mit dem königlichen Schauspielhause. Verglichen mit den anderen Musentempeln der Residenz, hat es sich freilich immer noch auf einer ganz achtbaren Höhe erhalten. Aber eine Bühne, welche die erste des deutschen Reiches sein will und soll, darf nicht mit einem relativen Maßstabe gemessen werden. Wir messen sie nach den ersten und besten Mustern, und da fällt allerdings das Resultat unserer Messungen nicht gerade günstig aus. Das Geldfieber in den ersten siebziger Jahren hat unser Schauspielhaus um eine Anzahl seiner tüchtigsten Kräfte gebracht, und bis heute ist es ihm noch nicht gelungen, diese Kräfte zu ersetzen. Es fehlt ihm augenblicklich z. B. eine erste Heldin und Liebhaberin, und alle Versuche, diese Lücke auszufüllen, sind bis jetzt mißlungen. Ungefähr die Hälfte des nicht sehr zahlreichen Personals, über welches das Schauspielhaus gegenwärtig verfügt, ent-

spricht nicht den Anforderungen, die man billigerweise an eine Bühne von solchem Range zu stellen berechtigt ist. Aber man darf nicht vergessen, daß die Engagements von Schauspielern und Schauspielerinnen an einem Hoftheater nicht immer vom Belieben des Intendanten abhängen. Nur zu oft machen sich Einflüsse geltend, denen der Intendant nicht zu begegnen im Stande ist. Nichtsdestoweniger ließe sich auch mit untergeordneten Kräften mehr erreichen, als thatsächlich erreicht worden ist. In der verflossenen Saison vom 1. Oktober bis 1. April sind sechs einaktige und vier zwei-, drei- und vieraktige Stücke zum ersten Male gegeben worden. Die sechs Einakter stiegen klanglos zum Orkus hinab, und von den übrigen Novitäten scheint sich nur eine — die „Frau ohne Geist" von Hugo Bürger — zu einer zeitweiligen Bereicherung des Repertoires gestalten zu wollen. Aber selbst an dieses ganz amüsante und fesselnde Lustspiel darf man keinen strengen aesthetischen Maßstab anlegen. Mit einem architektonisch meisterhaft gegliederten Drama wie die „Fourchambault" läßt es sich nicht vergleichen, und von Tiefe oder Originalität der Charakteristik ist auch nicht viel zu spüren; es ist nur eine leichte Abendunterhaltung, die sich mit dem Abende verflüchtigt, ohne den geringsten Stoff zum Nachdenken zu hinterlassen. ♂

Politische Briefe.

VII.

Die Begründung des Zolltarifs.

Was ist nicht alles in die Welt geschrieben worden über die Eilfertigkeit, über die Planlosigkeit, mit welcher die Kommission zur Zollreform gearbeitet haben sollte. Als der neue Tarif vorlag, behauptete man noch, die alten Positionen seien Stück für Stück je nach dem Andrängen derjenigen betheiligten Interessenten, die ihre Wünsche gerade am lautesten zum Gehör der Kommission gebracht, erhöht worden, ohne Umblick, ohne Rücksicht auf die Beschädigten. Man behauptete, zusammenhängende Motive, einen Gesammtplan der Reform werde die Kommission gar nicht aufzustellen vermögen, weil sie kein anderes Material besitze als eine stückweise Begründung für die Erhöhung bald dieses bald jenes Artikels.

Seit dem 19. April liegen nun diese Motive der Oeffentlichkeit vor, die man für dürftig und belanglos ausgab, ohne sie zu kennen. Man darf ge-

spannt sein, ob eine solche Charakteristik sich auch jetzt noch hervorwagen wird. Wir glauben, jeder Unbefangene, auch der überzeugte Freihändler, wenn er überhaupt noch ernsten Gründen zugänglich ist, wird aus dem Studium dieser Begründung den Eindruck gewinnen müssen, daß, wenn die vorgeschlagene Maßregel wenigstens prinzipiell für das deutsche Volk eine der wichtigsten Entscheidungen enthält, auch der deutschen Volksvertretung, sei es im Reich, sei es in Preußen, noch keine Entscheidung unter dem Gewicht gleich dringender und gleich tiefgehender Gründe angesonnen worden ist.

Die Sprache dieser Motive ist von derselben gleich schwer abzuweisenden Beredtsamkeit in ihrem allgemeinen wie in dem besonderen Theile. Im allgemeinen Theile wird ein Rückblick geworfen auf die Entwickelung des deutschen Tarifs während des Zollvereins. „Die Verfassung des Zollvereins," heißt es, „mit dem vertragsmäßigen Erforderniß der Uebereinstimmung sämmtlicher Vereinsmitglieder, stand einer autonomen Fortbildung des Tarifs entgegen. Es ist deshalb erklärlich, daß wesentliche Aenderungen des Tarifs erst auf dem Wege des Abschlusses von Zoll- und Handelsverträgen mit fremden Staaten zu Stande kamen." Ferner: „Die frühere Organisation des Zollvereins hätte den Versuch aussichtslos erscheinen lassen, vor dem Abschluß der Handelsverträge durch autonome Vereinsgesetzgebung eine für die Verhandlungen günstigere Grundlage zu schaffen. Es erübrigte daher nichts Anderes, als auf Grund des aus älterer Zeit überkommenen Tarifs mit den fremden Staaten in Unterhandlung zu treten. Da letztere Gewicht auf vermehrte Erschließung des deutschen Marktes legen mußten, so war es unvermeidlich, daß die auf Handelsverträge gegründete Tarifentwickelung des Zollvereins zu allmählicher Abänderung des früheren Schutzes der einheimischen Produktion führte." Es ist eine der vielen Variationen des alten deutschen Elendes, die hier treffend vor Augen geführt wird. Die widerstrebenden Interessen im deutschen Volke, größtentheils durch souveräne Vereinsglieder repräsentirt, waren allenfalls dazu zu bringen, durch Majoritätsbeschlüsse ein Interesse nach dem andern im Stich zu lassen. Sie wären nie dahin zu bringen gewesen, ein Interesse vor dem anderen zu schützen, was doch unvermeidlich gewesen wäre, um überhaupt zum Schutz zu gelangen, da man nicht alles auf einmal und in gleicher Weise schützen konnte. So erklärt es sich denn, weshalb die Tarifpolitik des Zollvereins unaufhaltsam den Weg dessen wandelte, was man in Deutschland Freihandel nannte, nämlich die zunehmende Oeffnung der Einfuhr bei zunehmender Sperrung der Ausfuhr. Schlagend führen die Motive nun weiter aus, wie die zunehmende Oeffnung der Einfuhr ohne Rücksicht auf die einheimische Produktion nur unter zwei Voraussetzungen dem Interesse der deutschen Nation hätte entsprechen können. Erstens mußten die übrigen Staaten, dem von Deutsch-

land gegebenen Beispiele folgend, das Exportinteresse mehr und mehr über die Sicherung des einheimischen Marktes stellen. In der That war diese Hoffnung bis vor wenigen Jahren weit verbreitet. Heute besteht nach der Lage der fremden Zollgesetzgebung und den Tarifprojekten verschiedener Staaten kein Zweifel, daß die erste Voraussetzung der seit 1865 maßgebenden deutschen Tarifpolitik nunmehr hinfällig ist. Von höchster Bedeutung ist aber die jetzt folgende Ausführung der Motive. Die zweite Voraussetzung nämlich, unter welcher die Beibehaltung der auf den einheimischen Schutz mehr und mehr verzichtenden Tarifpolitik gerechtfertigt werden konnte, bestand darin, daß keine für Deutschland ungünstige Aenderung in den wirthschaftlichen Machtverhältnissen der Nationen gegenüber dem Zustande bei Abschluß der Handelsverträge in den sechziger Jahren eintrat. Aber diese Voraussetzung ist völlig geschwunden. Die Entwickelung der Verkehrsanstalten hat die Produktionsstätten und Absatzgebiete ganz anders gelagert, als vor zehn oder zwanzig Jahren. Der einheimische Absatz der wichtigsten deutschen Produkte, der Land- und Forstwirthschaft wie der Industrie ist durch eine Massenproduktion des Auslandes und durch die erleichterte Ableitung derselben auf den deutschen Markt in einer Weise bedroht, wie noch vor kurzer Zeit nicht vorausgesehen werden konnte. Dazu kommt, daß umgekehrt die fremden Nationen gelernt haben, durch die Schaffung einer eigenen Industrie mittelst der Zollgesetzgebung die Einfuhr aus Deutschland immer mehr zu entbehren.

Man sollte denken, diese Sprache wäre hinlänglich beredt. Es handelt sich bei der jetzigen Zollreform weit mehr noch um eine Präventiv- als um eine Repressivmaßregel, weit mehr noch um Sicherung vor den Gefahren der Zukunft als um Beseitigung bereits eingerissener Schäden. Aber auch das ist nicht zu verkennen, daß der bereits gestiftete, schon zu heilende Schaden groß genug ist. Unter den Staaten, welche die deutsche Einfuhr bereits gesperrt haben oder auf dem Wege dazu sind, führen die Motive zuerst die Vereinigten Staaten an, sodann Rußland, welches seit dem 1. Januar 1877 durch die Erhebung der Zölle in Gold die deutsche Einfuhr noch höher als bisher belastet, während Oesterreich-Ungarn und Italien bei dem Ablauf der Handelsverträge Anlaß genommen haben, die Waareneinfuhr durch neu festgestellte allgemeine Tarife beträchtlich zu erschweren, und in Frankreich, welches auch unter dem System der Handelsverträge den Schutz der nationalen Arbeit festzuhalten gewußt hatte, weitere Erwägungen über die Anpassung des Zollsystems an die Bedürfnisse der einheimischen Erwerbsthätigkeit im Gange sind.

Was nun den besonderen Theil der Motive anlangt, so können wir hier nicht die Begründung der neu vorgeschlagenen Zollsätze bei allen 43 Nummern des Tarifes auszüglich mittheilen. Nur ein paar der allerwichtigsten Nummern

bedürfen jedenfalls der Erwähnung. Dahin gehören vor allem die Getreidezölle. Durch den Wegfall der früheren Getreidezölle in Verbindung mit der Erweiterung der Eisenbahnnetze und den zu Gunsten der ausländischen Produktion eingeführten Differentialtarifen ist das massenhafte Einströmen fremden Getreides zur Regel geworden. Galizien, Polen, Ungarn, Rumänien, das südliche Rußland, sogar die Türkei und Amerika, fast ausschließlich Länder mit noch unbegrenzter Produktionsfähigkeit und geringen Produktionskosten, überschütten mit ihren Bodenerzeugnissen gerade diejenigen Märkte, welche bisher die Hauptabsatzgebiete der deutschen Landwirthschaft waren. Erwägt man, daß die Produktionskosten in Deutschland seit zehn Jahren in demselben Maße gestiegen, wie die Getreidepreise durch das Angebot aus billiger produzirenden Gegenden gefallen sind, daß ferner ungefähr gleichzeitig mit der Aufhebung der Getreidezölle der inländische Grundbesitz mit 10 bis 14 Prozent seines Ertrages durch Staatsauflagen belastet worden, zu welchen noch die Kommunalzuschläge in fortwährend steigender Höhe hinzukommen, so wird es erklärlich, daß der Getreidebau seit den sechziger Jahren in Deutschland wesentlich zurückgegangen ist. In Preußen hat die bebaute Ackerfläche seit jener Zeit um 8 Prozent der Gesammtackerfläche des Staates abgenommen, in Bayern um 90830 Hektare. Es wird nicht mehr so viel Getreide produzirt, als produzirt werden könnte, wenn gegenüber der ausländischen Konkurrenz die Garantie eines größeren Absatzes vorhanden wäre. Zahlreiche Pächter und kleine Besitzer haben ihre Wirthschaften aufgeben müssen. Die Ertragsfähigkeit der Grundstücke ist in Folge der zahlreichen Subhastationen vermindert, und dem Acker werden aus Mangel an Mitteln nur ungenügend die nothwendigen Dungstoffe zugeführt. Die Ernteerträge sind daher vielfach fast um 20 Prozent heruntergegangen. Die Gefahr liegt nahe, daß Deutschland bei fortschreitender Entwerthung von Grund und Boden hinsichtlich seiner Ernährungsverhältnisse vollständig abhängig vom Auslande wird. Da nun Mißernten in Ländern wie Rußland, Rumänien, Amerika häufiger, und wenn sie eintreten, allgemeiner sind als bei uns, so würden dieselben unter Umständen eine vollständige Stockung der Zufuhr hervorrufen können. Die gleiche Wirkung könnte ein Krieg oder eine Blokade haben. Auf der anderen Seite wäre ein Aufhören der inländischen Getreideproduktion gleichbedeutend mit der Zahlungseinstellung des größten Theiles aller Landwirthe, und in Folge dessen mit einem Zusammenbruch unseres ganzen Kreditsystemes. Die vorgeschlagenen Getreidezölle kommen nun im Vergleich zu den gewöhnlichen Preisschwankungen gar nicht in Betracht, aber sie versprechen gleichwohl, der einheimischen Landwirthschaft wenigstens nach einer Richtung zur Hilfe zu kommen. Denn Deutschland ist durch die absolute Freiheit der Getreideeinfuhr der Ablagerungsplatz für die Ueberproduktion anderer Länder

geworden. Die Ueberfüllung des deutschen Marktes mit unverkäuflichen ausländischen Ueberschüssen ist das eigentliche Leiden unserer Landwirthschaft. Nicht darauf kommt es an, die Preise des Getreides höher zu schrauben, sondern darauf, für das inländische Produkt einen Abnehmer zu finden, welcher wenigstens so viel zahlt, daß das Produziren überhaupt noch lohnt. Ist im Inlande ein sicherer Absatzmarkt vorhanden, so wird es an inländischen Produkten nicht fehlen, selbst wenn die Preise, absolut betrachtet, noch unter die jetzigen geringen heruntergehen sollten. Die relative Preiserhöhung, welche in der Erweiterung des gesicherten Absatzes liegt, wird immer die Hauptsache bleiben.

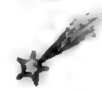
Wir sind in der That gespannt, welche Antwort man auf diese Ausführung haben wird, nämlich, wenn die Antwort sich nicht schämen muß, vor die Ohren denkender Menschen gebracht zu werden.

Aehnlich schlagend ist die Ausführung zu Gunsten der Holzzölle. Es handelt sich ganz einfach um die Aufrechthaltung einer deutschen Forstwirthschaft. Kann dieselbe nicht aufrecht erhalten werden durch die Erträge der Forsten, so muß sie aufrecht erhalten werden durch Beiträge der Steuerzahler, oder der deutsche Wald muß zu Grunde gehen. Das Letztere bedeutet die Unbewohnbarkeit des deutschen Bodens für ein selbständiges Volk. Gegen die gewaltige Sprache dieses Argumentes verschwindet fast das andere, daß die große Masse der Bewohner des deutschen Waldgebietes von rund 2500 Quadrat-Meilen, welche an das Gedeihen der Forstwirthschaft gekettet sind, denn doch eine größere Zahl repräsentirt als die sämmtlichen Interessenten am Handel mit fremdem Holz.

Auch bei dem deutschen Viehbestand zeigt sich seit der Ermäßigung resp. Aufhebung der Viehzölle ein wesentlicher Rückgang. Der Einwand, daß mit den jetzt vorgeschlagenen Zöllen nothwendige Lebensmittel der ärmeren Klassen besteuert würden, ist hinfällig, weil auf Kühe, Jungvieh und Schafe ein ganz niedriger Satz beantragt wird, bei den Schweinen von einer nennenswerthen Erhöhung der bisherigen Sätze abgesehen worden, und weil Ochsenfleisch nur ausnahmsweise von den unbemittelten Volksklassen verzehrt wird. Auch bei der Viehzucht arbeitet das konkurrirende Ausland unter so viel günstigeren Boden-, Abgaben- und Arbeiterverhältnissen, daß eine ungehemmte Konkurrenz den Fortbestand der deutschen Viehzucht ausschließt.

Wir verzichten auf die auszügliche Begründung der Sätze für die Industrie-Artikel, desgleichen der Finanzzölle. Wenn die in den Motiven gegebene Begründung nicht bei jedem Artikel von demselben, den Widerspruch zermalmenden Gewicht ist, wie bei den zumeist angefochtenen Getreide-, Holz- und Viehzöllen, so ist sie doch überall beachtenswerth und von hohem Interesse.

Es wird sich bei den bevorstehenden Verhandlungen des Reichstages um nichts geringeres handeln, als um die physische Lebensfrage der deutschen Nation. Es ist außerordentlich thöricht, eine solche Frage banausisch zu schelten. Die Individuen, welche dem Gewerbebetrieb obliegen, können durch Verengung des Blickes und des Sinnes banausisch werden. Die Frage der materiellen Lebensbedingungen eines ganzen Volkes ist es niemals. Möchte diese Frage, welche allerdings nicht die höchste, aber die unmittelbarste aller Lebensfragen ist, mit dem Ernst der Betrachtung und mit der Lauterkeit der Waffen behandelt werden, wie sie allein der Vertretung des deutschen Volkes würdig sein können. Dann wird das die größte Verhandlung werden, die das deutsche Volk in seiner parlamentarischen Geschichte bisher erlebt hat. Keine Frage geht so auf das unmittelbarste Interesse jedes Einzelnen und zugleich auf den Bestand der höchsten Güter, auf den Fortbestand der nationalen Existenz selbst. Hier gibt es keine Exklusivität der Bedeutung, keine nur mittelbare Beziehung durch den nationalen Lebenszweck auf die Einzelnen. Aber hier ist auch jeder Einzelne, wie er mit seiner Existenz unmittelbar in Frage ist, ebenso verpflichtet, an die unmittelbare Gefahr des Ganzen zu denken. Mögen wir denn verschont werden mit den allzu oft gehörten Tiraden, daß man Niemand wehren dürfe zu kaufen, wo er es am billigsten kann u. s. w., Tiraden, deren Trivialität kaum ihrer Schädlichkeit gleich kommt. Es handelt sich um die Nation, nicht um den Einzelnen, der seine Sache auf Nichts gestellt hat.



Literatur.

Von der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz“, herausgegeben von J. Baechtold und F. Vetter, einer Sammlung, die durch das, was sie bringt, für die Schweiz eine ähnliche Bedeutung erlangen wird, wie sie die bekannte Quedlinburger Sammlung und die des Stuttgarter Literarischen Vereins für Deutschland erlangt haben, dadurch aber, wie sie es bringt — in vornehmer, geschmackvoller und deshalb einzig würdiger Ausstattung nämlich —, die deutschen Sammlungen entschieden in Schatten stellen wird, ist vor kurzem der zweite Band ausgegeben worden, der die Werke des genialen schweizerischen Dramatikers aus dem 16. Jahrhundert, Niklaus Manuel enthält (Frauenfeld, J. Huber, 1878). Wir kommen auf diesen Band und die werthvolle biographische und literarhistorische Arbeit, welche der Herausgeber, J. Baechtold, dem Neudruck der Texte vorausgeschickt hat, noch ausführlicher zurück.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Bedarf Deutschland der Kolonieen?

Wenn schon seit mehreren Jahren in Deutschland neben den politischen Fragen auch die wirthschaftlichen mit großer Lebhaftigkeit behandelt wurden, so stieg das Interesse an denselben noch wesentlich, als das Darniederliegen von Handel, Gewerbe und Industrie deutlich zu zeigen anfing, daß das Wohlbefinden eines Staates durch Entfaltung militärischer Macht und politischen Einflusses allein nicht aufrecht erhalten werden kann, sondern vor allem auf jenen anfangs in ihrer Wichtigkeit nicht genug erkannten Faktoren beruht. Zunächst freilich waren es Klagen und immer nur wieder Klagen über die „schlechten Zeiten", von denen man hörte und las; ein Vorwurf wechselte mit dem andern, mit steigender Heftigkeit und Bitterkeit beschuldigten sich gegenseitig die Parteien, als ob eine einzelne derselben das Sinken unseres wirthschaftlichen Lebens hätte veranlassen können, und nicht vielmehr viele und verschiedenartige Ursachen dieses eine, das ganze Land in Mitleidenschaft ziehende Ergebniß hervorgebracht hätten. Seitdem ist wenigstens der eine nicht zu unterschätzende Fortschritt gemacht worden, daß das unerquickliche Gezänk und die schließlich doch unnützen Anklagen einigermaßen zum Schweigen gekommen und statt dessen Untersuchungen angestellt worden sind, wie den theils schon vorhandenen, theils noch drohenden Uebelständen abgeholfen werden könne, welche Mittel zu ergreifen, welche neue Bahnen etwa zu betreten seien. Daß dabei manch' abenteuerlicher Gedanke aufgetaucht ist, braucht uns nicht Wunder zu nehmen; auf der anderen Seite zeigte sich auch manches recht beachtenswerthe. Unter anderm ist seit Wochen ein Schriftchen von Dr. Friedrich Fabri Gegenstand vielfacher Erörterungen geworden, worin zur Beseitigung der bestehenden Mißstände die Anlegung von Kolonieen angerathen wird.*) Daß dieser Vorschlag wenn auch nicht überall Beifall gefunden, so doch vielseitiges Interesse für die Sache hervorgerufen hat, geht schon daraus hervor, daß binnen

---

*) Bedarf Deutschland der Kolonieen? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Friedrich Fabri. Gotha, F. A. Perthes, 1879.

kurzem sich eine zweite Auflage des Schriftchens nothwendig gemacht hat. Die hohe Wichtigkeit der Frage, die für uns möglicherweise Lebensfrage ist, rechtfertigt es denn wohl auch, wenn wir auch unsererseits — wiewohl die meisten Zeitschriften sich bereits über die Sache ausgelassen haben, und sie den Reiz der Neuheit nicht mehr für sich hat — auf dieselbe zurückkommen. Einerseits sind wir der Ansicht, daß eine Angelegenheit von so tiefgreifender Bedeutung, wie diese es ist, nicht in wenigen Wochen veralten kann, andererseits glauben wir, daß ein längeres Festhalten an ihr um so nothwendiger sein dürfte, je ferner sie bisher nicht nur dem großen Publikum, sondern selbst den leitenden politischen Kreisen gestanden hat.

Im vorigen Jahrhundert hat schon Justus Möser und in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts Friedrich List darauf hingewiesen, welche wichtigen Dienste Kolonieen ihrem Mutterlande leisten können, und seitdem ist die Anregung, daß Deutschland darauf ausgehen solle, sich Kolonialbesitz zu erwerben, noch wiederholt aufgetaucht, immer aber kurzer Hand mit der Bemerkung abgewiesen werden, daß Deutschland als kontinentaler Staat sich auf derartige Unternehmungen nicht einlassen könne, daß man erst die innere Organisation des vorhandenen Länderbesitzes vollziehen müsse, ehe man an auswärtigen Erwerb denken dürfe, daß die Lage Deutschland's im Zentrum und der Mangel an ausgedehnter Küste es auf eine zentralisirte Stellung hinwiese, und der Mangel an guten natürlichen Grenzen es zu einer Militär-, nicht zu einer Kolonialmacht bestimme.

Nun ist es ja richtig, daß die Bewohner von Küstengebieten, durch das Meer frühzeitig zur Seefahrt erzogen, zu allen Zeiten als Hauptkolonisatoren aufgetreten sind, und die transmarinen Kolonieen zeigen sich als die häufigsten und wichtigsten; aber man faßt den Begriff der Kolonie entschieden zu eng, wenn man darunter nur überseeische Unternehmungen versteht. Kolonieen schickten auch die Sabiner aus, wenn sie ein ver sacrum gelobten, wenn eine jugendkräftige Schaar die karge, bergige Heimat verließ, um sich in fruchtbaren Niederungen eine neue Heimat zu suchen. Wenn so von rauhen, aber lebensfrischen Bergvölkern Landschaften für die Dauer in Besitz genommen und die Ureinwohner derselben verdrängt oder vergewaltigt wurden, was war es anders als Kolonisation? In diesem Sinne aber hat die deutsche Nationalität schon frühzeitig kolonisatorische Aufgaben ergriffen und vielfach glücklich gelöst. Ein Vergleich der Sprach- und Nationalitätenkarte von 800 n. Chr. mit der von heute kann lehren, ein wie großes Gebiet das deutsche Volk seitdem sich neu errungen und größtentheils behauptet hat. Aber nicht nur in der alten, auch in der neuen Welt, wo es leider fremden Völkern Handlangerdienste leistete, hat es seine Befähigung für kolonisatorische Thätigkeit unzweifelhaft an den Tag gelegt.

Daß Fabri diese Frage, wenn auch nicht erschöpfend und in allen Einzelheiten richtig, doch mit dem ersichtlichen Streben nach Sachlichkeit wieder aufgefrischt hat, ist ein unleugbares Verdienst, und es erscheint als eine unabweisbare Pflicht der Presse, seinen Ansichten, soweit sie richtig sind, zur möglichsten Verbreitung zu verhelfen, soweit sie falsch sind, zu verbessern, und wo sie lückenhaft erscheinen, zu ergänzen, weiter auszuführen und tiefer zu begründen. Sicherlich würde man den größten Fehler begehen, wenn man sie, weil manches nicht den Nagel auf den Kopf trifft, wieder wie früher bei Seite schieben wollte.

Der Titel: „Bedarf Deutschland der Kolonieen?" erschöpft den Inhalt von Fabri's Schriftchen nicht, denn an die bejahende Beantwortung der von ihm aufgeworfenen Frage schließt sich eine Auseinandersetzung über die Hauptformen der Kolonieen, sowie eine Aufsuchung derjenigen Gebiete auf der Erde, denen sich etwa die deutsche Kolonisation zuwenden könnte. Nebenbei werden noch manche andere Punkte in den Bereich der Betrachtung gezogen, die zum Theil nebensächlich sind und vielleicht ganz hätten wegbleiben können, zum Theil aber sogar eine breitere Ausführung verdient hätten.

Die Dreizahl der Haupteintheilung tritt uns auch in der Begründung der Kardinalfrage entgegen. Daß Deutschland der Kolonieen bedürfe, wird bewiesen im Hinblick auf unsere wirthschaftliche Lage, auf die Krisis unserer Zoll- und Handelspolitik und auf unsere mächtig sich entfaltende Kriegs-Marine.

Die Grundlage zur Entwickelung der in wirthschaftlicher Beziehung besser gestellten Staaten wurde zumeist in den letzten zwei oder drei Jahrhunderten gelegt. Deutschland aber wurde gerade in dieser Periode von zwei Katastrophen, dem dreißigjährigen Kriege, der allen Wohlstand vernichtete, und der napoleonischen Fremdherrschaft, so hart getroffen und hatte in unserm Jahrhundert soviel mit seiner politischen Entwickelung zu schaffen, daß es sich erst in allerneuester Zeit etwas zu heben begonnen hat. Von denjenigen Staaten dagegen, die wir zunächst zum Vergleich heranziehen möchten, Frankreich und England, erfreute sich das erstere nach seiner territorialen Einigung einer mehrere Jahrhunderte andauernden friedlichen Entfaltung seiner Kräfte, so daß selbst das furchtbare Gewitter der großen Revolution den Wohlstand der Nation nicht ganz erschöpfen konnte; England vollends befand sich von Elisabeth's Zeiten an in der Bahn einer ruhigen und stetigen Arbeitsthätigkeit, häufte Schätze auf Schätze und blieb von schwereren Schicksalsschlägen gänzlich verschont. Dazu kommt, daß Frankreich in Folge seiner südlicheren Lage, England durch seine insulare Abgeschlossenheit Deutschland um ein Beträchtliches übertraf. Gerade aber als unser Vaterland in einer Besserung seiner wirthschaftlichen Lage begriffen schien, brach die Krisis der jüngsten Jahre mit um so

größerer Wucht herein und nahm es um so ärger mit, weil es eben als ein in dieser Beziehung noch junges und nicht genügend gefestigtes Wesen sich viel empfindlicher zeigte als andere Staaten. Die Verluste, die wir bei dieser Krisis erlitten, sind so bedeutend, daß man sie nach Abrechnung der französischen Kriegskosten-Entschädigung auf 2700 Millionen Mark anschlägt.

Nun geht aber durch die Auswanderung, theils in andere Staaten, theils in fremde Kolonieen, Deutschland nicht nur ein bedeutendes Quantum vorzüglicher Arbeitskräfte verloren — denn diejenigen, welche ihr Schicksal den Wogen anzuvertrauen wagen, um sich in einem ihnen völlig fremden Lande mit Muth, Kraft und Ausdauer eine neue und bessere Existenz zu gründen, gehören gewiß nicht zu den schlechtesten Gliedern des Volkes —, sondern es folgt ihnen auch ein beträchtliches Kapital über den Ozean nach. Die Anzahl der deutschen Auswanderer in den letzten 50 Jahren schätzt man auf etwa 4 Millionen, den Kapitalverlust dagegen — allerdings mit Einrechnung der verlorenen Arbeitskraft — schlägt F. H. Moldenhauer*) auf 15 Milliarden Mark an. Dies sind Summen, wie sie selbst ein so reiches Land wie England kaum einbüßen könnte, geschweige denn das viel ärmere Deutschland. Und zu diesen jährlichen Opfern tritt der bedauerliche Umstand hinzu, daß die Auswanderer auch in Sprache und Sitte ihrer angestammten Heimat meist entfremdet werden und sich bald mit den anderen Nationen amalgamiren. Die griechischen Kolonisten breiteten mit ihren Ansiedelungen auch ihre Sprache aus und setzten dadurch zu einer Zeit, wo es nicht nur nicht Sitte, sondern auch fast unmöglich war, fremde Sprachen zu erlernen, ihre Stammverwandten in den Stand, an den von ihnen angebauten Küstenstrecken mit Leichtigkeit Handelsbeziehungen anzuknüpfen und von da aus in das Innere vorzudringen. Die römischen Kolonisten schufen die romanischen Sprachen, die sich in wenig Jahrhunderten so gefestigt hatten, daß selbst die Stürme der Völkerwanderung wirkungslos an ihnen vorüberbrausten; die auf Raubbau ausgehenden Spanier und Portugiesen verpflanzten ihre heimatlichen Idiome dergestalt in die neue Welt, daß sie ihren eigenen Aufenthalt daselbst lange überdauern werden; die englische Sprache endlich hat sich mit Ausdehnung des englischen Kolonialbesitzes ein so großes Gebiet erobert, daß sie als die verbreitetste Sprache bereits von 94 Millionen Menschen gesprochen wird, und die Stellung als Weltsprache ihr nahezu gesichert erscheint. Nur die deutsche Sprache, die doch eine so reiche und vielseitige Literatur besitzt, die Sprache derjenigen Nation, die sich ohne Ueberhebung rühmen darf, die gebildetste, die gelehrteste zu sein, die Sprache der modernen Grammatiker und Philologen, sie hat in der neuen Welt keine

*) Erörterungen über Kolonial- und Auswanderungswesen. Frankfurt a. M. 1878.

Heimstätte gefunden, wo sie ausschließlich und anerkanntermaßen herrschte, sie ist auf die alte Welt beschränkt geblieben, und selbst hier beginnt sie an ihrer Peripherie Einbuße zu erleiden. Man halte den Schmerz über diese Erscheinung nicht für einen Ausfluß nationaler Eitelkeit; es ist ein positiv materieller Nachtheil mit ihr verbunden. Da wir nirgends außerhalb Europa's unser Idiom herrschend antreffen, so sind wir genöthigt, sobald wir unsere Grenzen überschritten haben, uns fremder Sprachen zu bedienen; das Erlernen fremder Sprachen, das jetzt schon einen großen Theil der unserer Jugendbildung gewidmeten Zeit aufzehrt, wird immer größere Dimensionen annehmen und zwar wiederum auf Kosten unserer Muttersprache und anderer wichtiger Unterrichtszweige, und die Hoffnung, daß unsere Jugendbildung endlich einmal eine nationale werde, wird immer mehr schwinden.

Und doch, bei all' diesen Nachtheilen, hat es fast den Anschein, als hätte die Auswanderung wenigstens den einen Vortheil für Deutschland gehabt, daß sie ihm die überschüssige Bevölkerung entführte und es so vor einer Uebervölkerung schützte, die möglicherweise vielleicht noch viel schlimmere Erscheinungen hervorgerufen haben würde — ein Gesichtspunkt, der besonders in jüngster Zeit hervortrat, wo die Auswanderung nicht nur beträchtlich nachließ, sondern auch eine nicht unbedeutende Rückwanderung erfolgte. Die letzten Zählungen haben ergeben, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches rapid wächst und ihre Zunahme sich in Progressionen bewegt, welche die Besorgniß wach rufen, daß Deutschland in nicht allzuferner Zeit nicht mehr im Stande sein möchte, seine Einwohner genügend zu beschäftigen und zu ernähren, und daß mit dem steigenden Pauperismus auch die soziale Frage in ein immer bedenklicheres Stadium treten möchte. In den Jahren 1867—1875 war die Bevölkerungsziffer von 40,093 279 auf 42,727 360 gestiegen, so daß die jährliche Zunahme im Durchschnitt 326 760 oder 0,83 Prozent betrug, wobei jedoch zu berücksichtigen bleibt, daß die Nachwirkungen der beiden Kriege von 1864 und 1866 sowie die Ereignisse der Jahre 1870—1871 einer schnellen Vermehrung hinderlich waren. In den letzten beiden Jahren, 1875—1877, machte der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen je 650 000 Köpfe aus, sodaß nach Abrechnung einer Auswanderung von jährlich etwa 50 000 Seelen die jährliche Zunahme 600 000 betragen würde. Denkt man sich diese Vermehrung in entsprechenden Proportionen fortgesetzt, so wäre — schlecht gerechnet — in 50 Jahren die Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten, im Jahre 1933 hätte Deutschland eine Seelenzahl von 86 Millionen, im Jahre 1900 bereits eine Zahl von mindestens 60 Millionen aufzuweisen. Bietet sich keine Möglichkeit, durch Hebung und Wiederbelebung aller vorhandenen wirthschaftlichen Faktoren und durch Auffindung neuer Erwerbszweige für eine so große Bevölkerung Beschäf-

tigung und Unterhalt zu schaffen, was alles um so ergiebiger sein müßte als selbstverständlich auch die Anforderungen der Staaten und Gemeinden für Verwaltung, Militär und Marinewesen, Jugendbildung, kommunale Anlagen u. dergl. sich proportional steigern werden, so ist es klar, daß im Gefolge einer so große Dimensionen einnehmenden Verarmung auch noch andere Gefahren erscheinen werden, die wir hier gar nicht zu berühren wagen. Aber selbst angenommen, daß obige Zahl zu hoch gegriffen sei, und 1900 die Bevölkerung nur auf etwa 55 Millionen gewachsen sein würde, müßte man nicht trotzdem darauf bedacht sein, für die theils schon bestehenden, theils, und in noch größerem Umfange, drohenden Mißstände geeignete Abhilfe zu schaffen? Wohin anders soll es kommen, wenn die Anforderungen der Staaten und Gemeinden von Jahr zu Jahr steigen, die Steuerkraft des Volkes aber, anstatt zu wachsen, abnimmt, als zu einem allgemeinen Bankerott? Welche bessere Auskunft aber könnte es andererseits geben als die der Kolonisation? Das Mutterland bliebe vor Uebervölkerung geschützt, die Zurückbleibenden fänden lohnenderen Erwerb, und die meisten der Uebelstände, welche der jetzigen Auswanderung anhaften, würden verschwinden; die Kolonisten würden der Nationalität nicht verloren gehen, sondern für sie Propaganda machen, für die deutsche Industrie wäre ein natürliches Absatzgebiet geschaffen, der Handel fände vielseitige Thätigkeit und könnte sich nach und nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit erringen, endlich aber würde der deutschen Marine, die bisher nicht recht wußte, was sie eigentlich thun sollte, eine würdige Aufgabe werden: nämlich der Schutz der deutschen Kolonieen und ihrer Interessen. Denn vorläufig, hierin dürfte Fabri Recht haben, sind die hohen Ausgaben für unsere Marine als ein Luxus anzusehen, den sich ein so armes Land, wie Deutschland es ist, eigentlich nicht erlauben dürfte.

Gesteht man die Nothwendigkeit der deutschen Kolonisation zu, so würde es sich zunächst darum handeln, in welcher Form Kolonieen angelegt zu werden pflegen. Fabri unterscheidet drei Hauptarten: Ackerbau-, Handels- und Strafkolonieen. Die letzteren bringt er allerdings nicht ohne eine gewisse Reserve in Vorschlag. Eine vierte Art, die er Ausbeutungskolonieen nennt, und für die man auch den Namen Raubkolonien einsetzen könnte, ist hauptsächlich von den Spaniern und Portugiesen in Anwendung gebracht worden, verdient aber kaum den Namen Kolonieen, da es jenen gar nicht auf regelrechte Besiedelung und Kultivirung des Bodens ankam, sondern hauptsächlich auf Aneignung der vorhandenen mineralischen Schätze. Dafür sind sie freilich auch gestraft worden, denn sie haben nicht nur ihren Kolonialbesitz verloren, sondern ihre Länder selbst sind von ihrer einstigen Höhe bedeutend herabgesunken.

Ackerbau- und Handelskolonieen sind schon durch klimatische Verhältnisse

streng von einander geschieden. Erstere sind wohl im Stande, eine große Menge Einwohner aufzunehmen und dauernd an sich zu fesseln, können aber für Deutsche nur in gleichen Zonen oder in den subtropischen Gegenden angelegt werden, da das tropische Klima unserm Organismus die anstrengende Arbeit des Ackerbaues nicht gestattet. Die Gebiete, welche dafür in Betracht kommen können, sind: Nordamerika, die südliche Hälfte Südamerika's, Südafrika, Australien, Neuseeland und einige Inselgruppen des stillen Ozeans, Distrikte, die übrigens um so eher von den Europäern in Besitz genommen werden können, als erfahrungsgemäß die Ureinwohner an ihrem primitiven Kulturzustande als Jäger- und Fischervölker mit Zähigkeit festhalten und, abgesehen von Einzelheiten, den Schritt zu der höheren Stufe des Ackerbaues nicht thun wollen. Was die Rentabilität derartiger Anlagen anlangt, so gedeihen in ihnen alle Kulturpflanzen Südeuropa's vortrefflich; die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben aber den Beweis geliefert, daß es nicht der Reichthum an Gold und Edelsteinen ist, welcher dem Lande zu dauernder Prosperität verhilft, sondern die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens. Die Goldfelder Kalifornien's und die Diamantgruben Südafrika's, die nur für kurze Zeit hastigen Abbaues den Menschen an sich fesselten, nehmen jetzt, wo sie erschöpft sind, eine jährlich steigende Zahl von Ackerbauern auf, die einen langsam aber stetig zufließenden Reichthum sich erwerben, den Boden nicht berauben, sondern einer erhöhten Ertragsfähigkeit zuführen und zum Sitz einer nach allen Seiten sich ausbreitenden Kultur machen. Handelskolonieen finden ihre Stelle in den Tropen, würden sich aber für den Abzug unserer Bevölkerung nur von geringem Werthe erweisen, da auf Bewohner unserer Zonen ein längerer Aufenthalt in ihnen erschlaffend und schließlich degenerirend wirkt. Dagegen sind sie wichtig für die Erwerbung der für unsere Bedürfnisse unentbehrlich gewordenen, aber nur den Tropen eigenthümlichen Naturprodukte, die wir jetzt vielfach erst aus zweiter Hand empfangen. Dadurch würde zugleich die einheimische Industrie den nöthigen Stoff zur Verarbeitung zugeführt erhalten, um wiederum eine große Bevölkerungszahl genügend beschäftigen zu können. Ein derartiges Kolonialsystem verlangt allerdings, daß die Ureinwohner, wenn sie nicht schon arbeitsam sind, zu stetiger Thätigkeit erzogen werden, eine Aufgabe, welche die Anlegung von Handelskolonieen wesentlich erschwert. Daß sie indeß, mit Einsicht und Vorsicht unternommen, gelingen kann, lehren die Erfolge der Engländer und Holländer. Nicht nur Kaufleute und Seefahrer würden durch ein solches System ein lohnendes Feld der Thätigkeit finden, sondern auch andere Berufszweige würden in großer Anzahl nöthig werden, der Gesichtskreis der ganzen Nation würde sich erweitern, die allzusehr zum Theoretisiren hinneigende Natur des Deutschen würde durch die wesentlich praktischen Aufgaben eine heilsame

Korrektur erfahren und die Freude am Erwerb vor dem Aufstapeln unnützer, die Begriffe nur verwirrender Kenntnisse bewahren.

Aber selbst die Strafkolonieen können, in richtiger Weise angelegt, gute Erfolge erzielen und dem Mutterlande wichtige Dienste leisten, wie denn z. B. Sibirien durch die dahin Verbannten wohnlicher geworden ist, und die jetzt blühenden australischen Kolonieen englischen Verbrechern ihre Anlegung verdanken. Nur darf man sich nicht den Vorgang Napoleon's zum Beispiel nehmen, der die Verurtheilten an die Fieberküste von Cayenne deportiren ließ, denn das bedeutete doch nichts anderes, als sie einem gewissen Tode zu überliefern. Ohne irgendwie die Anlegung solcher Kolonieen für das Deutsche Reich empfehlen zu wollen, sei doch auf den einen Umstand hingewiesen, daß mit Vermehrung der Bevölkerung und der in ihrem Gefolge sich ausbreitenden Armuth leider auch die Zahl derjenigen Vergehen und Verbrechen sich steigert, die mehr oder weniger in der Noth und dem Elend ihre Ursachen haben. Die Beobachtungen der letzten Jahre gewähren auch dafür einen gewissen Anhalt. Die Zahl der in den acht älteren Provinzen Preußen's wegen Vergehen und Verbrechen neu eingeleiteten Untersuchungen stieg von 88 233 (1871) auf 145 587 (1877), und in ganz Preußen belief sich die Anzahl der in Haft befindlichen Personen 1871 auf 68 006, wogegen sie 1876 schon die bedenkliche Ziffer von 101 952 erreicht hatte. Schritte auch diese Progression entsprechend weiter, so ist es einleuchtend, daß die Unterbringung der Gefangenen dem Staate endlich erhebliche Schwierigkeiten und Kosten bereiten würde.

Der dritte Hauptpunkt, die Frage nach dem Wie und Wo der Kolonieen, ist bei weitem der schwierigste und bildet auch den schwächsten Theil von E. Fabri's Erörterungen. Selbst wenn wir es unterlassen, die Frage zu stellen, ob sich unsere Regierungen zu solchen ihnen bisher ganz ungewohnten Aufgaben bereit zeigen werden*), bleibt es noch ein gewaltig schwieriges Werk, diejenigen Theile der Erde ausfindig zu machen, welche die für Kolonialanlagen günstigen Verhältnisse noch besitzen; die besten Gebiete — das kann und darf nicht verschwiegen werden — sind bereits mit Beschlag belegt. Jedenfalls bedarf dieser

*) Fürst Bismarck will entschieden keine Kolonieen. Der „Reichsanzeiger“ hat dies deutlich gesagt, und in dem bekannten Buche Moritz Busch's wird (S. 359) ebenfalls erzählt: „Zuletzt äußerte er mit Beziehung auf die Fabel, wir trachteten nach dem Besitz von Pondichery, nachdem er andere Gründe für die Ungeschicktheit der Erfindung angeführt hatte: ‚Ich will auch gar keine Kolonieen. Die sind blos zu Versorgungsposten gut.‘ — — — ‚Für uns in Deutschland — diese Kolonialgeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben‘ —, was er dann weiter ausführte.“ Man darf wohl annehmen, daß Bismarck seitdem seine Ansicht nicht geändert haben wird, und die „öffentliche Meinung“ wird ihn schwerlich auf andere Gedanken bringen.
Anm. d. Red.

Punkt noch einer sehr sorgfältigen Prüfung. Auch müssen die Stimmen derjenigen gehört werden, welche verlangen, daß erst die Sumpf- und Moorgegenden Deutschland's kulturfähig gemacht werden, wodurch ein nicht unbeträchtliches Areal für den Landbau gewonnen werden könne. Aber einmal ist ja damit nicht gesagt, daß mit der Anlegung von auswärtigen Kolonieen die Besserung des Mutterlandes unterbleiben solle, im Gegentheil: das soll erst recht geschehen, da erst dann die nöthigen Kapitalien flüssig werden würden, andererseits würde das ja immer nur ein Nothbehelf für die nächste Zukunft sein und der Ruf nach Kolonieen später um so kräftiger erschallen, und dann vielleicht in einer Zeit, wo die Bedingungen dafür noch ungünstiger liegen würden als jetzt. Gänzlich frei für Kolonisation sind eben gegenwärtig nur noch einige der Südsee-Inselgruppen, sowie die neu erschlossenen Theile von Südafrika. Wenn aber einmal die Reichsregierung für den Gedanken der Kolonisation erwärmt wäre, dann würde auch die Schwierigkeit der Aufsuchung des geeigneten Terrains sich mindern, denn eine politisch einflußreiche Macht würde rasch diejenigen Hindernisse aus dem Wege räumen, die dem Privaten unter den gegenwärtigen Verhältnissen unübersteiglich sind. Was aber etwa unsere Nachbarn jenseits des Rheines und des Kanales zu solchen Unternehmungen sagen würden, darüber brauchen wir uns kein graues Haar wachsen zu lassen. Hat man sich bei der straffen Durchführung politischer Ideen nicht um ihre Scheelsucht gekümmert, so braucht man sich erst recht keine Skrupel zu machen, wo es sich darum handelt, eine Lebensfrage des deutschen Volkes und der deutschen Nationalität zu entscheiden. Vielleicht könnte ihnen die kolonisatorische Thätigkeit mehr als alles andere die Ueberzeugung nahelegen, daß die deutsche Regierung durchaus friedliche Zwecke verfolgt.

Die sittliche Freiheit und das Problem des Bösen.

Keine Weltanschauung hat gegenwärtig in den Kreisen wissenschaftlich Gebildeter, die mit dem Christenthum gebrochen haben, in einem solchen Maße Eingang gefunden, wie der Pantheismus. Die Ursachen dieser Thatsache sind nicht schwer aufzufinden. Der Pantheismus hat, oberflächlich betrachtet, etwas Bestrickendes. Das Weltbild, das er zeichnet, ist einheitlich und geschlossen; eine unabänderliche Nothwendigkeit verkettet durch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung die Dinge mit einander; alles Einzelne ist im Ganzen

und das Ganze in allem Einzelnen. Jede Erscheinung und alle besonderen Kundgebungen derselben sind Bethätigungen von Kräften, die einem unüberschreitbaren Gesetze folgen.

Wie empfiehlt sich ein solches System einer Zeit, welche den unbestreitbaren Vorzug besitzt, Zufall und Willkür aus ihrer Gesammtauffassung der Welt entfernt und sie auf Regel und Ordnung begründet zu haben! Aber die Stärke des Pantheismus ist auch seine Schwäche. Die Einheit des Systems ist theuer erkauft, der Begriff des Zwecks und der Freiheit ist verloren gegangen. Das sittliche Leben erscheint nur als eine höhere Form des Naturlebens, und in Folge dessen verwandelt sich der sittliche Gegensatz von Gut und Böse in den physischen Gegensatz von Kraft und Ohnmacht, von Gesundheit und Krankheit; die Persönlichkeit des Menschen stellt nur eine vergängliche Gestalt des Alllebens dar, die in jenes zurückgenommen wird; ein schöpferischer, vorsehungsvoll waltender Gott, der eins ist mit der Idee des Guten, hat hier keine Stelle, er wird zum unbewußten Urgrunde der Dinge oder zum Prozeß der Weltentwickelung herabgesetzt.

Aber muß dieser Verlust nicht einer Zeit als Gewinn erscheinen, die, wie sehr sie sich auch auszeichnet durch die erfolgreichste Bearbeitung der sichtbaren Welt, doch arm ist an sittlichen Idealen und jener sittlichen Energie entbehrt, die sich hingebend nach ihnen ausstreckt?

Der Einfluß des Pantheismus ist auch da wahrnehmbar, wo er als System abgelehnt, vielleicht mit Entrüstung abgelehnt wird. Blicken wir in unsere belletristische Literatur, wie häufig drängt sich uns da die Beobachtung auf, daß die Verfasser von der Voraussetzung sich leiten lassen, das Thun und Lassen der Menschen sei nichts anderes als das nothwendige Ergebniß der so oder so gearteten Persönlichkeit und das Bewußtsein der Freiheit nur ein leerer Schein.

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Beurtheilungsweise unserer Handlungen sittlich entnervend, ja demoralisirend wirken muß; daß der, welcher einmal dahintergekommen ist, daß unsere Freiheit nur eine Selbsttäuschung, ein Wahngebilde ist, seinen Neigungen und Trieben keinen Widerstand entgegensetzen, sondern willig ihnen Folge leisten wird.

Es gibt freilich eine Ueberspannung des Freiheitsbegriffes, die der Erfahrung widerstreitet, und der wir nicht das Wort reden möchten. Zweifellos sind wir nicht in der Lage, unser sittliches Sein als eine unbeschriebene Tafel anzusehen, auf die wir nach unbedingt freier Wahl diese oder jene Zeichen auftragen könnten; vielmehr finden wir beim Erwachen des sittlichen Bewußtseins dieses schon als bestimmt und keineswegs nur als normal bestimmt vor. Wir treten ein geschichtliches Erbe auch in sittlicher Beziehung an. Die Orga-

nisation unseres seelischen Lebens ist durch die sittliche Eigenthümlichkeit bedingt, wie sie unsere Eltern in sich gestaltet haben. Und wieviel Faktoren haben auf diese gewirkt, bis ihr individueller Charakter seine definitive Richtung empfing! Und nun die Atmosphäre, die wir einathmen, der Einfluß, den unsere häusliche Umgebung auf uns ausübt — wir sind ihrer Macht unterworfen, noch bevor wir die Kraft besitzen, dagegen zu reagiren. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie in diesen Einflüssen sich das Ergebniß des ganzen Verlaufs der Geschichte der Menschheit darstellt, so wird sich die Frage gewiß begreifen lassen, ob einem so gewaltigen Faktor die einzelne Persönlichkeit Widerstand zu leisten vermöge. Man könnte dem Gedanken Raum geben, daß die menschliche Freiheit, in den Anfängen der geschichtlichen Entwickelung eine kräftige Potenz, im Laufe derselben sich doch mehr und mehr verringert habe, um schließlich völlig zu verschwinden; und die Erfahrung würde, leichthin befragt, vielleicht keine verneinende Antwort geben. Denn wieviele Persönlichkeiten zeigt sie uns, die in der That nichts anderes zu sein scheinen als der Kreuzungspunkt mannichfaltiger Einflüsse, welche bald aus der inneren Beschaffenheit des psychischen Mechanismus, bald von außen her auf das Ich eindringen, so daß, wer sie zu übersehen vermöchte, auch das Thun und Lassen der einzelnen Persönlichkeiten mathematisch genau zu bestimmen im Stande wäre.

Aber allerdings, zu diesem Resultate könnte man eben nur gelangen, wenn man die Erfahrung leichthin befragte, wenn man nur auf die Summe mittelmäßiger Existenzen den Blick lenkte. Wer aber die Persönlichkeiten großer Männer in's Auge faßt, wird zu anderen Schlüssen genöthigt werden. Denn hier sehen wir den Einzelnen maßgebend werden für das Ganze, sehen ihn seine Zeitgenossen auf Bahnen führen, die sie bis dahin nicht betreten hatten, ja die sie als verderblich gemieden. Solche Persönlichkeiten geben ihrer Zeit das Gepräge und bleiben auf lange für das Gebiet bestimmend, das sie zu ihrem Arbeitsfelde gewählt haben. Und von hier aus fällt auch ein Licht auf die Individuen, die, weniger glänzend ausgestattet, in kleinerem Kreise wirksam sind. Auch hier sind doch die Persönlichkeiten nicht selten, die unter den ungünstigsten Umständen, im Kampf gegen drückende Verhältnisse, körperliche Gebrechlichkeit, trübe Stimmungen, leidenschaftliche Erregtheit Sieger bleiben. Und auch da, wo wir die Thätigkeit individueller Freiheit nicht wahrzunehmen pflegten, werden wir plötzlich durch Aeußerungen derselben überrascht, so daß wir an ihrem Dasein nicht zweifeln können. Gewiß, wir können die Menschen in zwei Gruppen sondern, in Persönlichkeiten, die vorwiegend spontan, aktiv, bestimmend sind, und in andere, denen vorwiegend Rezeptivität, Passivität, Bestimmbarkeit eigen ist; aber dieser Unterschied ist ein relativer, kein absoluter. Wie die Individuen, die durch Initiative sich auszeichnen, doch wie in einem Brennpunkte

die Bestrebungen ihrer Zeit sammeln, um ihnen neue Wege zu weisen, so lenken auch die Persönlichkeiten, die nur Durchgangspunkte verschiedener Strömungen zu sein scheinen, doch, wenn auch in beschränktem Maße, diese Strömungen ab und bewähren so ihre Selbständigkeit.

Nur eine solche Anschauung, welche der menschlichen Persönlichkeit die Freiheit, wenn auch eine gradweise abgestufte Freiheit, zuerkennt, rettet den Begriff der Geschichte als einer von der Natur, ihren Gesetzen und Bedingungen wesentlich verschiedenen Entwickelung.

Freilich bedürfen wir noch eines anderen Begriffes, um diese in ihrer Eigenart zu verstehen; des Begriffes des Zweckes, des objektiven Zweckes, der durch alle subjektiven Absichten hindurch sich verwirklicht, wenn die Geschichte nicht in eine Vielheit von Ereignissen sich auflösen soll, die wohl durch das Kausalitätsgesetz, aber nicht durch innere Einheit mit einander verknüpft sind, die wohl durch den Zwang äußerer Nothwendigkeit, aber nicht durch die Macht einer Idee, welche den Entwickelungen Sinn und Bedeutung verleiht, zusammengehalten werden. Es ist die Welt der Ideen, deren Verwirklichung wir als den objektiven Zweck der Geschichte betrachten müssen, wenn sie uns nicht als gleichgiltiges Spiel wechselnder Naturkräfte erscheinen soll. Diese Ideen sind es, welche der Einzelne, wie die Menschheit als Ganzes sich aneignen muß, damit ihre Freiheit inhaltvoll, eine sittliche werde. Denn die Freiheit als leere Fähigkeit der Willkür und Wahl hat um ihrer selbst willen keinen Werth; ein solcher kommt ihr nur insofern zu, als sie allein das Werkzeug ist, durch welches die Ideen innerlich angeeignet werden.

Diese Ideenwelt ist inbegriffen in den drei fundamentalen Prinzipien des Guten, Wahren und Schönen, von denen das erste dem Wollen und Handeln die Richtung gibt, das zweite das Ziel des Erkennens bildet, das dritte der gestaltenden Phantasie als Objekt erscheint. Und diese drei Ideen stehen nicht nebeneinander, sondern ergänzen sich zur Einheit.

Das Gute wird durch das Wahre bedingt; auch die beste Gesinnung kann Irrwege einschlagen, wenn ihr nicht die Fackel der Wahrheit, von der Erkenntniß entzündet, voranleuchtet; und die Erkenntniß der Wahrheit leuchtet, aber wärmt nicht, wenn sie nicht in der mit dem Guten geeinten Gesinnung Wirklichkeit gewonnen hat.

Schwerer ist die Beziehung des Wahren und Guten zum Schönen zu bestimmen, da dasselbe vorhanden ist, auch ohne daß die bewußte Arbeit des Menschen es hervorgebracht hat, und auch da, wo dies der Fall ist, dasselbe theils als ein von der menschlichen Persönlichkeit lösbares Gebilde, theils als eine mit ihr verknüpfte, an ihr sich kundthuende Erscheinung uns entgegentritt und so eine verschiedene Beurtheilung fordert.

Betrachten wir zuerst das Schöne, insofern es durch das bewußte Thun des Menschen entsteht, also den Inhalt der Kunst und Dichtung bildet. Hier ist es leicht, den Zusammenhang des Schönen mit dem Guten zu erkennen, so lange wir in der Sphäre der Dichtung verweilen; denn mag sie uns im Drama und Epos die Geschicke des Menschenlebens vergegenwärtigen in seinen Kämpfen und Siegen, in seinen Schmerzen und Leiden, mag sie in der Lyrik die innersten Gefühle der Seele, ihre Trauer und ihre Freude ausklingen lassen, nie wird die echte Poesie die Empfindungen und Anschauungen des blos sinnlich bestimmten Menschen feiern, sondern das Ewige in ihm, seinen Zusammenhang mit der unsichtbaren ewigen Weltordnung, die sittlichen Gesetzen gehorcht, zum Ausdruck bringen. Und die Verknüpfung des Lyrischen mit dem Ethischen ist auch zugleich der Schlüssel des Verständnisses für das Verhältniß, das die Musik zu diesem einnimmt, die Musik, in der die unaussprechbaren Gefühle des Menschen zum Ausdruck gelangen. Loser geschürzt ist das Band, das die bildende Kunst mit dem Guten verknüpft, aber doch auch nicht schwer zu erkennen. Denn das ist ihr ja in allen Gestalten eigen, auf das Harmonische gerichtet zu sein und das Disharmonische nur insoweit in die Darstellung aufzunehmen, als es von einem höheren Gesichtspunkt aus in die Harmonie eines Ganzen sich einfügt. Hier ist der Punkt, wo sich die bildende Kunst mit der Idee des Guten berührt. Denn diese verwirklicht sich nur unter der Bedingung harmonischer Lebensgestaltung, hat diese zum Zweck und den Frieden der Seele, d. h. harmonische Gesammtstimmung zur Folge; wie denn auf der andern Seite das sittlich Böse durch disharmonische Lebensgestaltung entsteht, eine Steigerung derselben hervorbringt und von disharmonischer Gesammtstimmung begleitet wird.

Nach diesen Ausführungen wird es eines Nachweises der Beziehungen zwischen der Idee des Guten und der Auffassung des Naturschönen nicht bedürfen, und wenige Worte werden genügen, um den Zusammenhang zwischen dem Schönen und Wahren zu zeigen. Einmal ist derselbe ein mittelbarer, insofern das Gute mit dem Wahren unlösbar verknüpft ist, dann aber auch ein unmittelbarer, indem die Erzeugung des Schönen an die Erkenntnisse der Gesetze geknüpft ist, denen die Wirklichkeit gehorcht. Denn nur, was innerhalb dieser Schranken möglich ist, kann den Gegenstand künstlerischer Thätigkeit bilden.

Diese Ideenwelt, die in den drei Prinzipien des Guten, Wahren und Schönen sich zusammenfaßt, ist es, welche den Inhalt der menschlichen Freiheit bilden soll. Die Verwirklichung derselben in allen Gebieten, durch alle Bethätigungsweisen des menschlichen Geistes ist der Zweck der Geschichte. Hier erhebt sich nun aber die schwierige Frage, welche, zumal in der christlichen Zeit, die größten Denker beschäftigt hat: Ist eine Entwickelung der Menschheit denk-

bar, durch welche die Verfehlung der Ziele, die Abweichung von der rechten Bahn, auch eine nur zeitweise oder theilweise, hätte ausgeschlossen werden können? Oder ist der Gedanke einer solchen nur da möglich, wo mit Phantasiegebilden, aber nicht mit realen Größen gerechnet wird?

Im Sinne der letzteren Alternative ist diese Frage sowohl vom Standpunkte des religiösen Determinismus, wie er in der Prädestinationstheorie Platz gegriffen hat, als auch von dem des philosophischen Determinismus, wie er in den pantheistischen Systemen maßgebend ist, beantwortet worden. Nur vereinzelt ist auch da, wo weder diese noch jene Voraussetzung vorhanden war, einer solchen Entscheidung Raum gegeben worden. Im Allgemeinen aber geht beides Hand in Hand, der Determinismus und die Behauptung der Unvermeidlichkeit der Sünde für die sittliche Entwickelung der Menschheit auf der einen, die Freiheitslehre und die Behauptung der Vermeidlichkeit der Sünde für dieselbe auf der andern Seite.

In diese Untersuchungen schlägt eine kleine Schrift ein, mit deren Gedankengang wir unsere Leser um so lieber bekannt machen, als wir uns im Wesentlichen mit ihr in Uebereinstimmung wissen: „Das Problem des Bösen" von A. L. Kym, Professor der Philosophie in Zürich.*) Mit Recht wird hier die Theorie von der Sinnlichkeit als dem Ursprung des Bösen zurückgewiesen. Die Sinnlichkeit als solche ist nicht böse, vielmehr ihrem innersten Wesen nach dazu bestimmt, der Verwirklichung des Guten zu dienen. Nur dann fällt sie unter den Gesichtspunkt des Bösen, wenn sie die Herrschaft im Leben des Menschen gewonnen hat, und zwar nicht in Folge des Uebergewichtes, das ihr in den Anfängen unserer Entwickelung naturgemäß zukommt, sondern vermöge einer freien Entscheidung des Willens für sie. Denn die Bestimmtheit des Kindes durch sinnliche Begehrungen ist nicht böse, sondern verträgt sich sehr wohl mit Reinheit und Unschuld. Da, wo die geistig sittliche Instanz nach den Gesetzen der göttlichen Weltordnung noch so schwach ist, daß sie dem sinnlichen Faktor keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermag, kann der Begriff des Bösen nicht zur Anwendung kommen. Fichte hat in der Trägheit den Grund des Bösen gesucht, und soweit diese nicht leiblich bedingt ist, sondern im Mangel an sittlicher Energie ruht, ist sie in der That eine Eigenschaft des Bösen, denn das Gute ist Thätigkeit. Aber als eine ausreichende Bestimmung des Bösen können wir auch die Trägheit nicht ansehen, denn sie ist nur ein negativer Begriff und umfaßt deshalb nicht diejenigen Gestaltungen desselben, in denen es als Positivität und Energie erscheint. Ebenso wenig können wir Spinoza zustimmen, der, nach dem Vorgange der griechischen Philosophie, in

*) München, Theodor Ackermann, 1878.

der Reflexion, in dem Mangel an rechter Erkenntniß, im Irrthum die Quellen des Bösen sucht. Denn wenn es auch richtig ist, worauf wir vorher hingewiesen haben, daß das Gute an die Erkenntniß der sittlichen Idee als an die Bedingung seiner Verwirklichung geknüpft ist, so schließt doch die Erkenntniß des Guten noch keineswegs das Vollbringen desselben ein; und ein Irrthum oder ein irrthümliches Handeln, das mit keiner falschen Willensrichtung sich verbände — wir lassen vorläufig dahingestellt, ob ein solcher Fall möglich ist —, fiele auch nicht unter den Begriff des Bösen.

Wir müssen aber noch einmal auf die Theorie von der Sinnlichkeit als der Ursache des Bösen zurückkommen. Ist es auch richtig, daß die Sinnlichkeit als diese Ursache nicht angesehen werden kann, wenn wir sie in ihrer Beziehung zum sittlichen Faktor betrachten, insofern derselbe als gleichzeitig und von gleicher Stärke im Subjekt vorausgesetzt wird, so gewinnt diese Theorie doch eine andere Beleuchtung, wenn wir die successive Entwickelung des Menschen in das Auge fassen. Vergegenwärtigen wir uns, daß diese zuerst unter der Herrschaft der Sinnlichkeit, dann erst unter der Herrschaft des Geistes sich vollzieht, vergessen wir ferner nicht, daß die sinnlichen Triebe als solche, isolirt von dem geistigen Einfluß, selbstischer Natur sind, so liegt es nahe anzunehmen, daß, wenn das geistige Element die ihm gebührende Stellung in Anspruch nehmen will, es schon einen kräftig gewordenen Egoismus im Menschen vorfindet, der ihm Widerstand leistet, und daß aus diesem Gegensatze des durch die Herrschaft der Sinnlichkeit hervorgebrachten Egoismus und des nun erst später sich bezeugenden geistigen Faktors mit Nothwendigkeit das Böse sich bildet. Aber die Voraussetzung ist unzutreffend, auf welche dieser Einwand, den wir bei hervorragenden Theologen und Philosophen der neueren Zeit wie Hegel und Schleiermacher finden, begründet wird. Es ist thatsächlich nicht so, daß die Abhängigkeit des Menschen von der Sinnlichkeit, wie sie längere Zeit hindurch seine Entwickelung bestimmt, als eine so unbedingte zu betrachten wäre, daß dieselbe nothwendiger Weise die Wirksamkeit aller geistigen und sittlichen Einflüsse ausschlösse. Man kann nur von einem Ueberwiegen des sinnlichen Faktors in diesem Stadium reden.

Anders stände es, wenn die Kenntniß der sittlichen Idee nur als eine erworbene, durch die Erfahrung gewonnene zu begreifen wäre, wie der Sensualismus behauptet; wenn also in Folge lang anhaltender Unkenntniß der sittlichen Forderungen dem egoistischen Begehren einer ungezügelten Sinnlichkeit weiter Raum gegeben wäre. Aber diese Voraussetzung bestreiten wir, ebenso freilich den unmöglichen Gedanken des Spiritualismus, daß die Kenntniß der sittlichen Idee vor jeglichem Handeln dem Bewußtsein als angeborenes Erbe gegenwärtig sei.

Vielmehr stimmen wir Kym völlig bei, wenn er das Sittengesetz nicht zeitlich, sondern nur begrifflich als dem Handeln vorangehend bezeichnet, unmittelbar durch die Handlung aber auch in das Bewußtsein des Handelnden treten läßt. Der Charakter der Allgemeinheit, welcher der sittlichen Norm eigen ist, verbietet es, sie als von außen stammend anzusehen, er nöthigt, in der Seele selbst ihren Ursprung zu suchen; dagegen ist die Entwickelung der sittlichen Idee im Bewußtsein durch eine Reihe von Erfahrungen bedingt, wie sie allmählich im zeitlichen Verlaufe gemacht werden. Durch die einzelnen Akte, in welcher das Subjekt das von außen gegebene Material unter die allgemeine Idee subsumirt, erweitert sich das sittliche Bewußtsein, das wir also als ideal begründet, aber empirisch bedingt zu betrachten haben; es erweitert sich, aber es vertieft sich auch, indem, was ursprünglich nur durch ein instinktartig wirksames Gefühl vernommen wurde, immer mehr in das klare Licht der Erkenntniß tritt.

Es gibt allerdings auch eine ausschließliche Herrschaft der Sinnlichkeit über den Menschen, aber diese währt zu kurze Zeit, als daß daraus der sittlichen Entwickelung Schaden erwachsen könnte. Wir denken an die dem Erwachen des Selbstbewußtseins vorangehende unbedingte Thätigkeit des sinnlichen Bewußtseins. Sehen wir aber von diesem Entwickelungsstadium ab, so findet sich immer beides mit einander verbunden, das sinnliche und das geistig-ethische Element, und jenes zeigt sich keineswegs in einer Stärke, durch welche es den Einfluß dieses gefährden müßte. Vielmehr fällt die Machtentfaltung der Sinnlichkeit in eine Zeit, in welcher bei normaler Entwickelung sich schon ein kritisches sittliches Bewußtsein gestaltet hat. Man wird daher auf einen Vorsprung des sinnlichen Bewußtseins, der so kurz bemessen ist, keinen Werth legen dürfen.

Wenn wir nun die unmittelbar darauf folgende Bildungsperiode des Menschen ebenfalls als eine durch die Sinnlichkeit bestimmte charakterisiren, so geschieht das nicht in der Meinung, daß während derselben der Einfluß des sittlichen Faktors unzureichender sei und dieses Stadium selbst der sittlichen Norm widerspreche, sondern nur, um die Bestrebungen, Interessen und Gesichtskreise, die für das Denken und Wollen dann maßgebend sind, zu bezeichnen. Diese bilden aber eine normale und naturgemäße Entwickelungsstufe, die dem kindlichen Alter angemessen und entsprechend ist. Die sittliche Reinheit des Kindes wird ja nicht dadurch gestört, daß es überwiegend sinnlichen Begehrungen zugewandt ist, sondern nur dadurch, daß es den regelnden Schranken sich entzieht, welche die sittliche Norm in Bezug auf die Befriedigung dieser Begierden aufrichtet.

Eine andere Frage ist es, ob wir den Irrthum auf sittlichem Gebiete

ebenfalls als vermeidlich bezeichnen dürfen. Kym geht schnell über diese Frage, die er verneinend beantwortet, hinweg. Und doch ist sie keineswegs so leicht zu entscheiden. Schon in dem theoretischen Irrthum sieht Schleiermacher eine fehlerhafte Gesinnung thätig. „Aller Irrthum, sagt er, ist Uebereilung."*) Und so verhält es sich auch. Der theoretische Irrthum entsteht aus der Trägheit der Selbstsucht, die eine Untersuchung zu früh abschließt, sei es, um überhaupt der Anstrengung zu entgehen, welche ihre weitere Fortsetzung mit sich führen würde, sei es in dem Vorgefühl, dadurch im Besitz einer lieb gewordenen Vorstellung gefährdet zu werden. Beides aber erscheint als ein Uebel, das geflohen werden muß. Es kommt hierzu, daß tief im menschlichen Gemüthsleben das Bedürfniß nach einer Gesammtanschauung der Dinge begründet ist, das schleunige Befriedigung fordert. Wie soll diese aber gewonnen werden? Auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntniß? Er ist lang, unsicher das Ziel, und das Gemüth will nicht warten. Nun stehen ihm allerdings zwei Quellen offen, aus denen es schöpfen kann: einmal die Religion, die ja das gerade als Eigenthümliches besitzt, auf ein Ganzes gerichtet zu sein, eine in sich zusammenstimmende Erkenntniß zu gewähren; sodann die Poesie, in welcher die Phantasie die Lücken des Erkennens mit frei geschaffenen Gebilden ausfüllt. Und wir können uns denken, daß bei Kräftigkeit der Religion und reger Thätigkeit der Phantasie die Gefahr des Irrthums geringer werde. Wenn nur nicht gerade hier die Trägheit neue Stützpunkte fände, indem sie bald im Namen der Religion der Wissenschaft hemmend in den Weg tritt oder, um die begriffliche Arbeit sich zu erleichtern, sich selbst täuschend, diese durch die Thätigkeit der Phantasie unterbricht und deren Erzeugnisse in die Erträge des Gedankens mischt, bald nach einem beschränkten Maßstab, von Gesichtspunkten aus, die auf einem kleineren Arbeitsfelde sich bewährt haben, die wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Welt zu gewinnen wähnt. Auch hier zeigt es sich: der Irrthum erwächst aus der Trägheit, der Selbstsucht. Ist diese vermeidlich, dann auch der theoretische Irrthum. Wie steht es aber nun mit dem praktischen Irrthum?

Wir halten ihn allerdings für unvermeidlich. Denn das normale Handeln ist von zwei Faktoren abhängig, einem idealen, der auf das Gute gerichteten Gesinnung, und einem empirischen, der Erkenntniß der Beschaffenheit, welche der äußeren Welt eigen ist. Ist beides in fehlerloser Gestalt vorhanden, so kann das Handeln normal, d. h. objektiv zweckmäßig sich vollziehen. Daß keine Nothwendigkeit einer abnormen Entwickelung für die Gesinnung vorliegt, haben wir gesehen, aber verbürgt diese auch eine fehlerlose Erkenntniß der

*) Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Berlin 1835. S. 224, 229.

Wirklichkeit? Der theoretische Irrthum ist vermeidlich, denn das erkennende Subjekt ist nicht genöthigt, die vorhandenen Schranken des Erkennens zu überschreiten; aber wie, wenn die Pflicht des Handelns vorliegt, und die Sphäre desselben ein noch nicht erkanntes Gebiet bildet, wenn der Nichtwissende handeln muß? Hier ist ein irrthümliches, fehlerhaftes Handeln unvermeidlich; aber es ist auch klar, daß dasselbe in keiner Hinsicht unter den Begriff des Bösen fällt.

Wir kommen also zu dem Endergebniß, daß auch die Bedingungen, an welche die menschliche Entwickelung geknüpft ist, uns nicht zu der Annahme berechtigen, das Böse habe, wenn auch nur als Durchgangspunkt, geschichtliche Wirklichkeit werden müssen. Und das wird uns um so begreiflicher erscheinen, wenn wir die Autorität in's Auge fassen, welche das Sittengesetz begleitet, und welche sich unmittelbar dem Bewußtsein bezeugt. Diese Autorität ist eine unbedingte und versetzt in vollkommene Abhängigkeit. Man kann ihr den Gehorsam versagen, aber auch so wird ihre uneingeschränkte Hoheit gefühlt. Wir haben ihr gegenüber ein religiöses Verhältniß; noch mehr, in der Beziehung zu ihr liegen die Wurzeln der Religion. Im Sittengesetz offenbart sich Gott als der Absolute, und die populäre Bezeichnung des Gewissens als der Stimme Gottes hat metaphysische Wahrheit.

In der sichtbaren Natur thut sich uns die Macht Gottes kund; aber erst, wenn die Natur als Einheit erkannt ist, begreifen wir diese Macht als eine und deshalb unbedingte. Zugleich ist hier die Stätte, an welcher sich die göttliche Weisheit enthüllt; aber welcher langen Entwickelungen bedarf es, um die Zweckmäßigkeit der Organisation im irdischen Dasein wahrzunehmen, und wieviel Lücken werden hier immer unausgefüllt, wieviel Widersprüche unbeseitigt bleiben! Im Sittengesetz dagegen erscheint uns Gott als das oder richtiger als der absolut Gute und zugleich als Macht und Weisheit; als Macht vermöge der Gewalt, die das Sittengesetz über uns ausübt, als Weisheit, weil dasselbe die harmonische Regulirung des menschlichen Lebens vermittelt.

Ist auf diesem Boden das Gottesbewußtsein, die Religion, gepflanzt, dann ist die Möglichkeit gegeben, unmittelbar auch in der äußeren Welt einen Spiegel göttlicher Gedanken zu erkennen, noch bevor die eingehende Untersuchung derselben das Recht dazu verliehen hat. Denn im Sittengesetz tritt der Gegensatz eines unbedingt Bedingenden und eines unbedingt Bedingten in das Bewußtsein, und wenn sich der Mensch nach allen seinen Beziehungen einem Absoluten untergeordnet weiß, so muß er auch die Welt außer ihm, die er nach der Analogie mit sich beurtheilen darf, weil er sich mit ihr zu einem Ganzen verflochten weiß, als von derselben Autorität abhängig voraussetzen. Es liegt auf der Hand, daß die religiöse Gestaltung der Beziehung zum Sittengesetz und die dadurch vermittelte religiöse Auffassung der wirklichen Welt für die

Möglichkeit einer normalen Entwickelung der Menschheit neue Stützpunkte darbietet.

Wir halten daher daran fest: das Böse stammt ausschließlich aus der Freiheit, es ist kein Schicksal, dem der Mensch nicht entgehen könnte, es ist seine That, für die er verantwortlich ist. So müssen wir über das Böse urtheilen, wenn wir sein Entstehen in der Menschheit in das Auge fassen. Anders erscheint es uns allerdings, wenn wir, nachdem das Böse geschichtliche Wirklichkeit geworden ist, die Beziehung des Individuums zu demselben zu begreifen suchen. Wenn wir die einzelne sittliche Selbstentscheidung des Menschen als ein für sein inneres Sein indifferentes, nur flüchtige Spuren hinterlassendes Thun betrachten dürften, wenn wir ferner die sittliche Richtung, die der Einzelne einschlägt, als ein die menschliche Gemeinschaft, ihren sittlichen Werth nicht, oder doch wenig berührendes Ereigniß ansehen könnten, müßten wir freilich anders urtheilen. Aber weder dies noch jenes ist der Fall. Jede That, die unter die Norm des Sittengesetzes fällt, übt einen Einfluß auf unsern sittlichen Gesammtzustand aus; wir sind nachher nicht mehr dieselben wie vorher. War unsere Handlung der sittlichen Idee entsprechend, haben wir in ihr diese prinzipiell, wenn auch dies letztere unbewußt, bejaht, so hat unsere Gesinnung eine Richtung auf das Gute erhalten, die das Ausüben desselben für die folgende Zeit erleichtert. Auf der andern Seite: war unsere Handlung der sittlichen Idee widersprechend, haben wir in ihr dieselbe prinzipiell, wenn auch dies letztere unbewußt, verneint, so hat unsere Gesinnung eine Richtung vom Guten weg auf das Böse hin erhalten, welche für die folgende Zeit die Ausübung jenes erschwert, die Vollbringung dieses erleichtert.

Aber noch weiter müssen wir die Spuren unseres Thuns für das sittliche Leben verfolgen; ist dieses doch nicht zu verstehen, ohne daß wir den Zusammenhang uns vergegenwärtigen, in dem es sich mit unserm gesammten Sein, dem geistigen und dem sinnlichen, befindet. Hier stellt sich uns jedoch eine Aufgabe, die sich nur erledigen läßt, indem wir das Wesen des Bösen begrifflich bestimmen.

Die Erkenntniß des Bösen ist an die Erkenntniß des Guten geknüpft, als dessen Widerspruch es sich bildet. Hat das Gute zu seinem Inhalt die Unterordnung des Selbstischen unter das Allgemeine, so das Böse die Unterordnung des Allgemeinen unter das Selbstische. Die entgegengesetzte Stellung dieser beiden Mächte bringt die Differenz zwischen dem Guten und Bösen hervor. Aber diese Differenz kann nicht auf die ethische Sphäre beschränkt bleiben, sie ist von metaphysischer Bedeutung. Denn die Verwirklichung des Guten ist die Bedingung für die Organisirung, für die harmonische Ausgestaltung des menschlichen Lebens; die Ausübung des Bösen ist Hemmung dieses Prozesses, Des-

organisation, disharmonische Ausgestaltung des menschlichen Lebens. Durch die einzelne böse Handlung, mag ihr Gegenstand noch so geringfügig sein, wird das zur Unterordnung unter das Allgemeine bestimmte selbstische Prinzip frei, autonom, und dadurch ist die innere Einheit des geistigen Lebens zerstört, es klafft in den Widerspruch zweier sich entgegengesetzter Potenzen auseinander. In Folge dessen tritt eine Entfremdung zwischen der in sich gespaltenen Persönlichkeit auf der einen und dem Sittengesetz und Gott, der sich durch dasselbe offenbart, auf der andern Seite ein; eine Entfremdung, die eine Verdunkelung der sittlichen und religiösen Erkenntniß und eine Schwächung der religiösen und sittlichen Kraft nach sich zieht. Mit der Entfesselung des selbstischen Prinzips zugleich wird aber auch das sinnliche Element frei, in welchem dieses seine organische Basis hat, und damit vollzieht sich der Prozeß der Zersetzung und Auflösung.

Vergegenwärtigen wir uns endlich die Folgen, welche die Verwirklichung des Bösen im Individuum für das Ganze der Menschheit hervorbringen muß. Es handelt sich hier um eine Frage, deren Beantwortung verschieden ausfallen wird, je nachdem ein einheitlicher oder ein vielfacher Ursprung des Menschengeschlechts und je nachdem die geschichtliche Verwirklichung des Bösen im Anfange oder im Fortgange desselben vorausgesetzt wird. Die Frage läßt sich also nicht rein metaphysisch beantworten, sondern nur von einer bestimmten geschichtlichen Gesammtanschauung aus. Vom rein metaphysischen Standpunkte aus läßt sich nur ein zweifaches behaupten: einmal daß die Verwirklichung des Bösen im Individuum den sittlichen Zustand der Mitlebenden gefährden muß, insofern die Versuchung zum Bösen kräftiger an sie herantritt; sodann, daß die aus dem Bösen hervorgehende Desorganisation des inneren Lebens, welche die Keime für eine nothwendig weitergehende Entwickelung des Bösen in sich schließt, durch Zeugung und Geburt sich fortpflanzt.

Es liegt außerhalb der Absicht dieses Aufsatzes, die Berechtigung einer bestimmten geschichtlichen Gesammtanschauung zu erweisen, er wollte sich auf das metaphysische Gebiet beschränken; daß es aber in der Konsequenz der hier entwickelten Auffassung liegt, die geschichtliche Verwirklichung des Bösen in den Anfängen des Menschengeschlechts zu suchen und dies auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen, wird leicht erkennbar sein.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Aus dem Wanderleben eines deutschen Studenten im sechzehnten Jahrhundert.

Seitdem Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ gezeigt hat, welche Fülle kulturgeschichtlichen Materials in den von ihm in ausgiebigerem Maße zuerst benutzten Hauschroniken, Reisetagebüchern, Briefen und Selbstbiographieen des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verborgen liegt, hat es sich die deutsche Forschung angelegen sein lassen, immer mehr von jenen interessanten Dokumenten aus dem Staube der Archive und Bibliotheken an das Tageslicht zu ziehen. Es gehören hierher, außer den schon länger bekannten Selbstbiographieen des Götz von Berlichingen, des Sebastian Schärtlin, des Hans v. Schweinichen, insbesondere die Autobiographieen des Johannes Butzbach (1526), der Thomas und Felix Platter (1518 und 1557),*) des Bartholomeus Sastrow (1540), die Reisetagebücher des Pellicanus (1516), Albrecht Dürer's (1521), des Ulrich Schmiedl (1534), des Hans Ulrich Kraft (1573), des Samuel Kiechel (1585), des Ritters Breuning (1579), des Grafen von Waldeck (1548), des Herzogs Friedrich von Wirtemberg (1592), des Benediktiners Reginbald Möhner (1651), die Briefsammlungen Dürer's, die Zimmern'sche Chronik u. v. a. In diese Kategorie gehört auch die Selbstbiographie des Augsburger Juristen Lucas Geizkofler.**) In schlichter, schmuckloser Weise erzählt uns der Verfasser sein reichbewegtes, von den mannichfachsten Eindrücken erfaßtes Leben. Den Hauptinhalt des Buches bildet die Schilderung seiner Jugend, seiner Lehr- und Wanderjahre. Ohne kunstvolle Gruppirung, in losem Zusammenhang führt er uns hier seine eigenen Erlebnisse vor, herab bis zu den kleinsten Unfällen. Die Urtheile, die er ausspricht, sind häufig einseitig, die Anekdoten, die er erzählt, gewiß vielfach zweifelhaft, aber überall zeigt er ein warmes Herz, einen edlen Sinn, einen offenen und feinen Blick. Seine Schrift stellt uns zugleich mitten hinein in das sechzehnte Jahrhundert, denn der Verfasser berichtet auch über die Reformationsversuche in Italien, über die Anfänge des Protestantismus in Tyrol, über die Pariser Bluthochzeit, über die Universitäten von Straßburg und Paris, über den Welthandel des Fugger'schen Hauses und über eine Menge von Personen, mit denen er im Verkehr gestanden. Leider bricht die Erzählung mit der Verheirathung und dauernden Niederlassung Geizkofler's in Augsburg

*) Vor kurzem in neuer, korrekter und schön ausgestatteter Ausgabe von H. Boos herausgegeben (Leipzig, Hirzel, 1878).

**) Lucas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 1550—1620. Herausgegeben von Adam Wolf. Wien, Braumüller.

ab. Wie ein echter deutscher Bürger betrachtet er mit der Heirath und der Gründung eines Hausstandes sein Leben innerlich und äußerlich für abgeschlossen. Was weiter sich ereignet, ist Geschäft, Arbeit oder gehört in das innere Leben der Familie, das vor dem Einblick der Außenwelt sorgfältig verschlossen bleiben muß.

Lucas Geizkofler wurde am 18. März 1550 zu Sterzing in Tyrol geboren, als der zwölfte und jüngste Sohn seines Vaters, der dort als Bürger, Gutsbesitzer und Gewerke ansässig war. Die Geizkofler gehörten zu den alten Geschlechtern des Landes. Zwar machten sie später, als sie sich zu dem Stande der Ritterbürtigen hinaufgearbeitet hatten, den Versuch, diesem ihren neuen Adel eine solidere geschichtliche Basis zu geben, indem sie ihr Geschlechtsregister bis in's zwölfte Jahrhundert, wo sie als ritterliche Mannen in der Oberpfalz und im Nordgau seßhaft gewesen sein wollten, hinaufrückten: für den Eingeweihten hat ein solches Verfahren ungefähr denselben Werth wie jene Annahme der Augsburger Chronisten des fünfzehnten Jahrhunderts, daß ihre Vaterstadt in direkter Linie von den Amazonen oder gar von Paris dem Trojaner herrühre. Die Wahrheit ist die, daß die Vorfahren der Geizkofler einfache, ehrenwerthe Bauern der Stadt Sterzing gewesen sind. Hierauf deutet schon ihre Name hin, dessen erste Silbe ja nichts anderes als „Ziege" bedeutet. Schon während des fünfzehnten Jahrhunderts mögen sie dann allgemach auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangklassen höher emporgestiegen sein: die alten Sterzinger Stadtbücher nennen mehrere ihres Namens als Kirchenpröpste, Rathsherren und Bürgermeister, bis sie dann im Jahre 1518 von Kaiser Maximilian I. einen Wappenbrief — eine springende Gemse, zu der später in einem zweiten Felde ein schreitender Löwe hinzukam — erhielten. Es war dies zu der Zeil, als unseres Lucas Vater, Hans Geizkofler (1498 bis 1563), noch minderjährig sich des Studirens halber in Padua und Bologna aufhielt. Als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, heirathete er im Jahre 1525 die reiche Erbin Barbara Kugler.

Dieser Hans Geizkofler wird uns in den Familienaufzeichnungen als ein kluger, fleißiger und charakterfester Mann geschildert. Als ihm seine Frau den ersten Sohn gebar, gelobte er, die folgenden auf die Namen der vier Erzengel, der vier Evangelisten und der heiligen drei Könige taufen zu lassen, und er hatte die Genugthuung, daß er diesem Gelöbniß genau auf die Zahl nachkommen konnte: nicht weniger als zwölf Söhne und vier Töchter entsprossen nach und nach der gesegneten Ehe. Lucas war der jüngste. Bei dem großen Kinderreichthum mochte den Eltern die Unterbringung der Söhne schwer auf dem Herzen liegen, und so ist es leicht erklärlich, daß bei den Verwandten der Gedanke laut wurde, einen von ihnen für den geistlichen Stand zu be-

stimmen. Aber der Vater warf einen solchen Gedanken weit weg, weil er die Gefahren des damaligen geistlichen Lebens fürchtete. Nicht etwa, daß Hans Geizkofler — wie dies von seinem Sohne Lucas bekannt ist — insgeheim der lutherischen Lehre angehangen hätte. Für eine solche Annahme fehlen uns alle Zeugnisse. Nur so viel läßt sich mit Gewißheit sagen, daß er allerdings, wenn auch nach außen ein Glied der alten Kirche, in seinem Innern bis an seinen Tod ein Freund der reformatorischen Ideen gewesen ist. Schon während seiner Studienjahre in Italien hatte er wegen seiner Hinneigung zu den Lehrsätzen des kühnen Wittenberger Mönches manche Anfechtungen von Seiten seiner Kommilitonen zu erdulden gehabt; nach seiner Rückkehr und Niederlassung in Sterzing scheint sein Haus einer der Mittelpunkte geworden zu sein, von denen aus, wenn auch nicht eine Trennung von der alten Kirche, so doch eine freiere Gestaltung des kirchlichen Lebens angestrebt wurde. Auch in Tyrol hatte der reformatorische Gedanke zeitig Wurzel gefaßt. Die Träger desselben waren hier namentlich die zahlreichen fremden Bergknappen, welche der gute Verdienst aus allen Gegenden Deutschland's dorthin gelockt hatte. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts arbeiteten an 30000 Knappen — darunter in Sterzing und Gossensaß allein über 10000 — in jenem damals noch reichen und wohlkultivirten Lande, Leute von fröhlichem Gemüth, sangesfreudig und empfänglich für alles Gute und Schöne. Allein nicht blos die Knappschaft, auch viele Bauern, die Bürger in Klausen, Sterzing, Meran, Kitzbüchel u. a. zeigten sich der Reformation geneigt. In Sterzing reichte Pfarrer Pfauser das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Im Hause des Hans Geizkofler wurde die deutsche Bibel gelesen, das deutsche Kirchenlied gesungen und mannichfach über religiöse Gegenstände verhandelt.

Unter diesen Einflüssen wuchs der Knabe Lucas heran. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule zu Sterzing. Von den Zuständen derselben entwirft er uns in seiner Selbstbiographie kein sehr anmuthendes Bild; viel war, wie es scheint, in der Sterzinger Schule nicht zu lernen. „Elementa grammaticae", das ist der ganze Lehrstoff, den uns Lucas nennt. Dazu kam, daß die Methode des Unterrichts die denkbar unbehilflichste war. Die Lehrbücher waren überall noch schwer zu erwerben, ein Buch war den Knaben ein Schatz, und oft schrieben sie den Text selber für sich ab. Noch kläglicher waren die sozialen Verhältnisse der Schüler. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volks, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte

gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besonderen Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten sie sich zum größten Theile erbetteln. Die Aufsicht, die über sie geübt wurde, war sehr gering; nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; nur unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateinische Schule bestand, war er verpflichtet, in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anspruch nahm. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, daneben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, den die Fäuste der Stärkeren geben konnten.

Solche Zustände waren es auch nach dem eigenen Zeugnisse Geizkofler's, welche seine Mutter und seine Brüder — der Vater war inzwischen gestorben — daran denken ließen, Lucas nach auswärts auf eine andere Schule zu bringen. Aber noch einen anderen Grund deutet Lucas an, der seinen Weggang von Sterzing wünschenswerth erscheinen ließ: Er hatte „etliche Tractätlein und Betbüchlein", die sein ältester Bruder Georg, kaiserlicher Einnehmer und Münzmeister in Joachimsthal, nach Sterzing geschickt hatte, unter seine Mitschüler ausgetheilt und sich dadurch den Haß und die Verfolgung der papistischen Schulhalter und Geistlichen seiner Vaterstadt zugezogen. Die Wahl der neuen Schule fiel auf Augsburg, und von dem Augenblicke an, wo der junge Lucas zum ersten Male nach der alten, mächtigen Stadt kam, bleiben seine Geschicke auf's engste mit dieser verbunden. Hier lebte sein älterer Bruder Michael in den Diensten des Fugger'schen Hauses. Von seiner tüchtigen Geistes- und Charakterbildung gibt der Umstand Zeugniß, daß er während seiner Studienjahre die persönliche Bekanntschaft von Luther, Melanchthon und Bugenhagen gemacht hatte. Später focht er, ein treuer Anhänger des evangelischen Bekenntnisses, wacker im schmalkaldischen Kriege mit und war mit in Leipzig, als dieses von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen belagert wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde er Hofmeister des jungen Hans Fugger, begleitete diesen nach Italien und trat 1556 als Oberamtmann und Rentmeister in den Dienst des reichen Anton Fugger. In dieser Eigenschaft verwaltete er

alle Güter des Fugger'schen Hauses. Nach dem Tode Anton's vollzog er die Theilung des Vermögens unter die drei Söhne Marx, Hans und Jakob Fugger, blieb jedoch als Gutsverwalter und oberster Rentmeister in ihrem Dienste und hatte einen solchen Einfluß im Fugger'schen Hause, daß die wichtigsten und geheimsten Geschäfte durch seine Hand gingen. Nach dem Tode seines Vaters galt er unbestritten als das Haupt der Familie, wie er denn auch Zeit seines Lebens seinen Brüdern mit Rath und That zur Seite stand. An ihn wurde jetzt Lucas geschickt, damit er ihn an der damals weitberühmten humanistischen und evangelischen Schule zu St. Anna unterbringe. Diese war vom Rathe der Stadt im Jahre 1531 in dem von seinen Bewohnern verlassenen Karmeliterkloster St. Anna als „lateinische" Schule errichtet worden, hatte sich jedoch bald über diese engen Grenzen hinaus zu einem vollständigen Gymnasium umgebildet. Seit dem Jahre 1557 — also wenige Jahre vorher ehe Lucas nach Augsburg kam — hatte sie in dem bis dahin als Bibliothekar in Fugger'schen Diensten gewesenen, ebenso durch Gelehrsamkeit wie durch praktische Tüchtigkeit ausgezeichneten Hieronymus Wolf v. Oettingen einen gründlichen Reformator erhalten. Die ganze Schule war in fünf Klassen getheilt. Die unterste zerfiel wieder in drei Abtheilungen, die der Buchstabirenden, Lesenden und Schreibenden, denen aber auch bereits die Elemente der lateinischen Grammatik nach Rivius beizubringen waren. In der vierten Klasse wurde der Unterricht im Lateinischen fortgesetzt, das Sprechen und Schreiben des Lateinischen versucht und das Büchlein des Erasmus von der Feinheit der Sitten, sowie eine Auswahl von Cicero's leichteren Briefen gelesen. Die dritte Klasse vermittelte bei fortdauernder Behandlung der lateinischen Grammatik die erste Bekanntschaft mit den römischen Dichtern nach der Mustersammlung des Murmelius (Rektor des Gymnasiums zu Münster, † 1517) und begann mit Erlernung des Griechischen. Fortgesetzte Bildung in den beiden klassischen Sprachen mit Lektüre von ausgewählten Stücken des Ovid, Virgil und Aristoteles war die Aufgabe der zweiten und endlich hauptsächlich Dialektik, Rhetorik und Poetik die der ersten Klasse. Hierauf folgte, aber mehr in selbständiger Stellung, das sogenannte Auditorium publicum, eine Art von Hochschule, worin außer den mathematischen Disziplinen und der Lektüre der schwierigeren Klassiker eine ausführlichere Erklärung der Dialektik und Rhetorik gegeben wurde und den Zöglingen, die mehr als Studenten denn als Schüler behandelt wurden, ein freieres Leben gestattet war. Für den Aufenthalt in ein und derselben Klasse waren 18 Monate bestimmt, so daß, wenn der Eintritt mit 7 Jahren erfolgt war, der Uebergang in das Auditorium gewöhnlich mit 16 Jahren stattfand.

In diese Schule brachte Michael Geizkofler den jüngeren, damals ungefähr

10 Jahre alten Bruder. Wohnung und Verpflegung fand er in dem Hause des obersten Schulmeisters bei St. Anna, Mathias Schenck, wo neben ihm noch mehrere Schüler untergebracht waren. Seine in Sterzing erworbenen Vorkenntnisse scheinen nicht von Belang gewesen zu sein, da er nur in die vierte Klasse aufgenommen wurde. Wie lange er in Augsburg blieb, läßt sich nicht sagen; sein Aufenthalt mag ungefähr sechs Jahre gedauert haben, denn Lucas erzählt, daß er noch das Auditorium publicum des Hieronymus Wolf besucht habe. Noch vor dem Jahre 1570 treffen wir ihn dann auf der Universität Straßburg, um juristischen Studien obzuliegen. Wie er mittheilt, fand er hier namentlich bei dem berühmten Pädagogen Johann Sturm, an den ihn Hieronymus Wolf mit empfehlenden Briefen gewiesen hatte, eine seinem Studium förderliche Aufnahme.

Im Mai 1572 wandte er sich zur Fortsetzung seiner Studien mit 26 anderen Genossen nach Paris. Ueber diese Zeit seines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt geben seine Memoiren eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse; insbesondere berichtet er über Veranlassung und Verlauf des großen Hugenottenmordes in der Bartholomäusnacht aus eigener Anschauung in ausführlicher und völlig objektiver Weise. Die öffentliche Unsicherheit aber, welche der Bartholomäusnacht gefolgt war, verleidete Geizkofler den Aufenthalt in Paris. Ende des Jahres 1572 reiste er mit mehreren Augsburgern über Troyes und Besançon nach Dole, wo er längere Zeit studirte.

Von Dole ging Geizkofler nach Straßburg, wo er in eine gefährliche Krankheit verfiel: doch half ihm sein junges, gesundes Blut bald wieder heraus, und nach seiner Genesung machte er sich zur Rückkehr nach Augsburg auf. Unterwegs kehrte er in dem schon damals vielbesuchten Badeorte Baden im Wirthshause zum goldenen Engel ein, dessen Besitzer er durch die wenige Tage vorher erfolgte Verbrennung seiner Frau, die in dem Geruche der Hexerei gestanden hatte, auf's tiefste niedergedrückt fand. Von da stieg er über den Schwarzwald in's Wildbad herunter, „so sonderlich den podagraischen und schwachen gliedern guet und nüzlich sein soll“. Die warmen Quellen, erzählt er, entspringen in der Stadt Wildbad selbst, welche nur aus zwölf, jedoch sehr geräumig, gut und bequem gebauten Häusern besteht. In diesen wohnen die Gastwirthe, welche mit Fischen und anderen Speisen wohl versehen sind, so daß sie die Badegäste bei mäßigen Preisen vortrefflich zu bewirthen im Stande sind und es auch zu thun pflegen, denn der Fürst von Württemberg und die Obrigkeit jener Stadt setzte den Wirthen den Preis der einzelnen Gerichte fest, welcher für die Gäste, die des Badens halber zu kommen pflegen, ganz erträglich ist. Deshalb geschieht es auch, daß sehr viele zu diesen Heilquellen reisen, eines Theils weil sie ungemein heilkräftig sind und in einer

zur Sommerszeit reizenden Gegend liegen, andern Theils weil die Lebensweise angenehm ist und von Seite jenes Staates für die fremden Gäste viele humane und gute Gesetze eingeführt sind. Und so erscheint es mir nicht wunderbar, daß selbst aus den entferntesten Gegenden zahlreiche Gäste zu jenen Heilquellen kommen, so unter anderen auch Tyroler, auch einige Crainer, deren Abzeichen ich in oben beschriebener Stadt aufgehängt gesehen. Die Wildquellen fließen zwischen Felsen und Gestein hindurch, sind bei ihrem Hervorsprudeln mit einer hochgewölbten und mit Galerieen versehenen pyramidenförmigen Halle bedeckt und sind in Gemächer abgetheilt, sodaß die Gemeinen von den Vornehmen getrennt sind, sowie die Männer von den Frauen, wenngleich mehrere am selben Platz zu baden pflegen. Es gibt nur drei Abtheilungen: die erste für den Fürsten, die zweite für die Adelichen und die dritte für den Bürgerstand. Von diesen abgesondert sind die Bäder für die Frauen, welche in ähnlicher Weise abgetheilt sind, so daß die adelichen Frauen von den gemeinen getrennt erscheinen.

Im Jahre 1575 ging Geizkofler von Augsburg nach Padua, um dort noch ein oder zwei Jahre zu studiren. Aber die Pest, welche damals in ganz Oberitalien herrschte, trieb ihn bald wieder in's Vaterland zurück. Da er in Straßburg und Padua Gelegenheit gefunden hatte, den Fuggern in einigen Rechtssachen gute Dienste zu leisten, so boten ihm diese, als er nun nach Augsburg zurückkehrte, an, noch eine Zeit lang in Speier bei dem Reichskammergerichte zu praktiziren und dann als Anwalt in ihre Dienste zu treten. Mit dieser Hoffnung zog Geizkofler 1577 nach Speier, ließ sich in die Matrikel des Reichskammergerichtes eintragen und arbeitete sich in die Fugger'schen Prozesse ein, deren nicht weniger als 56 damals bei dem Reichskammergerichte anhängig waren, und ging im Sommer 1578 auf den Rath seiner Freunde und um seiner künftigen Stellung Ehre zu machen, nochmals nach Dole, wo er zum Doktor beider Rechte promovirt wurde.

Als er im Juli 1578 wieder nach Speier kam, war sein Ruf schon so begründet, daß er Anträge erhielt, in österreichische oder salzburgische Dienste zu treten. Aber er fürchtete für die Freiheit seiner religiösen Ueberzeugung und zog die einfache Stellung eines Fugger'schen Rathes und Anwaltes der glänzenden Laufbahn vor, die ihm in kaiserlichen und fürstlichen Diensten geboten wurde. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er nach Augsburg zurück, das er als seine zweite Vaterstadt und von nun an als seine eigentliche Heimat ansah. Doch führte er auch jetzt noch ein fortwährendes Wanderleben, denn er war unaufhörlich in Fugger'schen Geschäften auf Reisen, bald in Prag und Wien, bald in Sachsen und Bayern. Nachdem der alte Rechtsfreund der Fugger, Dr. Laimann, gestorben war, wurde Geizkofler der erste Anwalt des

Hauses, und als solcher hat er sich um die Familie hoch verdient gemacht; die meisten Rechtssachen hat er glücklich verfochten, und nur seinen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß den Fuggern der reiche Besitz der Herrschaft Mindelheim zugesprochen wurde. Im Jahre 1590 verheirathete er sich mit der Tochter des Herrn Hörmann v. Gutenberg, der Nichte des obersten Verwalters der spanischen Handelsangelegenheiten, „einer züchtigen und klugen Jungfrau". Die Herren Fugger selbst hatten ihn auf die wohlhabende Patrizierstochter, die ihrem Manne eine einflußreiche und weitverzweigte Verwandtschaft mitbrachte, aufmerksam gemacht und ihn reichlich mit Geld und Gut ausgestattet. Am 27. Juni 1588 fand die Verlobung und Unterzeichnung des Heirathsbriefes statt. Der Abschluß der Ehe mußte indeß noch verschoben werden, bis der Bräutigam von einer Kommission an den kaiserlichen Hof in Prag zurückgekehrt war. Das hatte aber gute Weile: Volle anderthalb Jahre mußte Geizkofler am Hoflager der Erledigung seiner Angelegenheit harren — eine kleine Ewigkeit für einen Bräutigam, der gerade alt genug zum heirathen war. Und doch hätte er vielleicht noch länger warten müssen, hätte er nicht den allmächtigen Kammerdiener des menschenscheu in den Gemächern des Hradschin hausenden Rudolf II. durch Gold auf seine Seite gebracht. Für die Braut, die inzwischen bei ihrer verheiratheten Schwester in Nürnberg lebte, ließ es der Bräutigam an zarten Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Gleich anfangs schickte er ihr eine goldene Kette, zu Neujahr ein Baret mit Gold und Perlen gestickt, und als er zu Weihnachten nach Nürnberg kam, brachte er ihr abermals eine goldene Kette mit, „welche neunmal um den Hals geht". Zu Anfang des Jahres 1590 führte er seine Braut und ihre Schwester mit drei Kindern in zwei Kutschen nach Augsburg. Dort kamen ihnen die Verwandten und Gäste in acht Kutschen mit vierzig Pferden entgegen, und am 3. Januar hielten die Brautleute ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Die Landsknechte und Wächter am Thore versäumten nicht, die Schranken vorzustoßen, bis sich die Brautleute mit einem Trinkgelde gelöst hatten. Zwei Tage nachher, am 5. Januar, wurde die feierliche Verlobung, „das Hinschwören oder der Handschlag" genannt, gefeiert. Geizkofler verehrte dabei seiner Braut einen Smaragdring und eine goldene Haube mit Perlen gefaßt. Mehr als fünfzig Gäste waren geladen, und sie aßen und tranken in dem Hause des Anton Hörmann an fünf großen Tischen, während das „Junggesinde" in den unteren Stuben gespeist wurde. Nicht weniger denn 12 Kapaune, 8 Indiane, 2 Hennen, 18 Rebhühner, 33 Pfund Kalbfleisch, 20 Pfund Rindfleisch, 10 Pfund Würste wurden außer dem „Mandelbackenen und Zelteln", dem Marzipan und Obst dabei verzehrt. An Getränken gingen auf: 28 Maß Rothwein, 24 Maß

Reinfal, 2 Maß Malvasier, 1 Faß guten Neckarweines und für die Dienstleute ein Faß schlechteren Neckarweines.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit dauerten monatelang. Geizkofler lud inzwischen seine Braut und ihre Verwandten bei seinem Bruder zu Gaste und speiste wiederum bei ihrem Bruder und anderen Verwandten. Zur Zeit des Faschings fuhr er sie öfters mit ihrer Schwester im Schlitten aus; die Stadtmusikanten fuhren dabei in einem eigenen Schlitten voraus und spielten lustige Weisen auf. Dann mußte ihnen der Bräutigam noch außer der Bezahlung einen Nachttrunk auf der Bürgerstube geben, wobei sie die ganze Nacht zechten und Reinfal tranken. Eine besondere Feier vor der Hochzeit war das „Bräutlbad“ und das „Bräutigamsbad“ — eine uralte Augsburger Sitte, bei der schon im Stadtbuche vom Jahre 1276 die einschränkende Bestimmung getroffen ist, daß Braut und Bräutigam nicht mehr als je fünf Personen mit sich in's Bad führen sollen. Während die Braut mit den Kränzeljungfern im Bade war, ließ der Bräutigam außen Musik spielen; auch war es üblich, der Braut die damals vorzugsweise gebrauchten wohlriechenden Wasser, Lavendel und Rosenwasser, mitzugeben. Ueberdies erhielten die Frauen und Jungfrauen der Verwandtschaft vom Bräutigam kostbare Kleiderstoffe geschenkt: die Braut ein Stück Atlas zu einem Hochzeitsrock, ein Stück Kanafas zu einer „Kasacken“ und ein Stück Damast zu einem Nachhochzeitsrock; die Schwägerin ein Stück des besten Florentiner Atlas zu einem Rock, ihre Tochter ein Stück Scharlachtuch; die Tochter des Bruders 17 Ellen veilchenbraunen Kanafas zu einem Rock, und ähnliche Gaben die übrigen. Am 5. März 1590 fand endlich die Vermählung statt. Das Hochzeitsessen wurde im Hause des Bruders der Braut abgehalten. Nach der Aufzeichnung Geizkofler's wurden dabei verzehrt: 355 Pfund Rindfleisch, 205 Pfund Kalbfleisch, 3 Pfund Karpfen, 345 Vögel, 7 Hasen, 20 Rebhühner und Haselhühner, 2 Fasanen, 7 Pfauen und 6 Indiane; an Getränken: 1 Faß Bier, 1 Faß Rothwein, 7 Faß gewöhnlicher Wein, 4 Läglein Reinfal und 14 Maß Malvasier. Bei dem Festessen spielten die Stadtmusikanten auf, und die Stadtsoldaten hielten vor dem Hause Wache, damit das „fremde Gesindel“ nicht eindringe. Gegen Abend zog die Gesellschaft in das Haus der Fugger, die ihren schönen Saal zum Tanz überlassen hatten Auch hier stand die Scharwache vor dem Hause, um Unordnung zu verhüten. Um 8 Uhr zogen Gäste und Hochzeiter fröhlich heim. Am ersten Morgen nach der Hochzeit verehrte Geizkofler seiner Frau zwei Mahlringe mit Rubinen und Diamanten, einen Ring mit Safiren, ein goldenes Armband und ein paar Armbänder mit „Gesundsteinen“.

Eine Nachfeier zur Hochzeit bildete damals in ganz Süddeutschland der „Eierschmalztag“. Am dritten Tage brachten Koch und Köchin zur Erinnerung

an ihre Mühen in einem großen Kessel die Eier und das Schmalz, das von dem Hochzeitsessen übriggeblieben war, und so gab es denn Veranlassung zu einem Nachessen. Das erste Gericht dabei war immer ein „Eierschmalz“, von dem die Neuvermählten zuerst kosten mußten. Auch der Armen wurde im Hochzeitsjubel nicht vergessen. Geizkofler ließ im Spital und Waisenhaus, im Pilger- und Blatternhaus 100 Gulden austheilen. Er verzeichnet ferner die Geldspenden an einen Prädikanten, der ihm ein gedrucktes Hochzeitslied verehrte, und an einen deutschen Schulmeister, welcher sein und seiner Frau Wappen malte und Verse auf die Hochzeit hinzufügte. Die Gesammtkosten der Heirath beliefen sich auf die stattliche Summe von 6200 fl. 16 kr.

Zur Charakteristik der Ehe selbst, die wie fast alle Ehen jener Zeit weniger auf leidenschaftlicher Liebe als auf gegenseitiger Achtung der Gatten beruhte, dient ein prächtiger Brief, auf dessen Mittheilung wir leider hier verzichten müssen, aus dem uns aber der ganze Charakter des Schreibenden mit überzeugender Treue entgegentritt. Der Grundzug seines Wesens bildet jene gemüthvolle Hingabe an das Göttliche, die unsern Vätern als ein Erbstück aus den Tagen des großen Glaubenskampfes geblieben war. Auch sonst tritt dieser fromme Sinn noch mehrfach hervor. Schon während der ersten Jahre ihres Ehestandes z. B. hatten sich die Gatten vier Begräbnißstätten auf dem neuen Friedhof bei St. Anna gekauft und ein Grabmal herrichten lassen. Dabei ist es merkwürdig, wie trotz der geläuterten Gottesanschauung, welche die Reformation ihren Anhängern gebracht hatte, dieselben doch vielfach noch im alten, überlieferten Aberglauben stecken blieben. Wie Geizkofler als Student in Paris die Meinung vertheidigte, daß es wirklich Gespenster gebe, nur über gottesfürchtige Personen hätten sie keine Gewalt, oder wie er darüber stritt, daß der Teufel zwar nicht den menschlichen Körper, wohl aber die Gestalt eines Engels oder eines Poltergeistes annehmen könne, so glaubte er noch in späteren Jahren an Ahnungen, Vorbedeutungen, an Alchimie und Astrologie. Daß Mond und Sterne die Schicksale der Menschen im Großen wie im Kleinen bestimmen, und sich dafür bestimmte Regeln aufstellen lassen, gilt ihm für ausgemacht. In den Geschlechtsregistern finden wir mit ängstlicher Sorgfalt aufgezeichnet, in welchem Zeichen des Thierkreises, ob bei zu- oder abnehmendem Monde ein Kind geboren sei. Freilich hatte damals jeder kleine deutsche Hof, jede Reichsstadt ihren besonderen Astrologen, und kein angesehener Mann unterließ es, sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen oder für ein wichtigeres Unternehmen bestimmte Weisungen einzuholen. In Augsburg wirkte um 1560 als Astrolog der schon genannte Philologe Hieronymus Wolf und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Dr. Johann Maier. Geizkofler ließ sich 1569 als neunzehnjähriger junger Mann von seinem ehemaligen Lehrer Wolf und

1606 in einem Alter von 56 Jahren nochmals von Maier die Nativität stellen. Der letztere hatte dabei natürlich die leichtere Aufgabe, aber die Regeln und Kombinationen beider stimmten in der Hauptsache überein.

Der Unstätigkeit des äußeren Lebensganges setzte erst das Jahr 1595 ein Ziel. Erst von da an kam Geizkofler mehr zur Ruhe und nahm nun seinen ständigen Aufenthalt in Augsburg. Sein Leben wird nun geordneter, innerlich thätiger, er beginnt zu sammeln, sein Haus zu bestellen und den Wohlstand seiner Familie zu gründen. Aus den Papieren, die er gesammelt, läßt sich erkennen, daß er auch einen Anlauf zum Schriftsteller genommen. Als junger Mann, nachdem er 1576 wegen der Pest aus Padua geflohen war, schrieb er in Sterzing eine Abhandlung „Von den Leiden der Studenten" und beschrieb darin all' das Ungemach, das einen Studirenden in der Fremde treffen kann: die öffentliche Gefahr, das Geldborgen, die Verführung durch Frauen, Schlägereien u. a. Als sein Sohn Hans später auf Reisen ging, übergab er ihm die Schrift. Auch zur „Poeterei" hatte er in seinen jungen Jahren Lust und hatte von Freunden und Lehrern eine gute Anleitung dazu erhalten. Später versuchte er sich in der lateinischen Dichtung, ohne sich jedoch hierin über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Besser sind die deutschen Sinnsprüche, welche er 1596 auf seinem prachtvollen Grabmal zu St. Anna neben allegorischen Figuren, Reliefbildern und Gemälden anbringen ließ. Am liebsten aber kehrte er immer wieder zu geschichtlichen Studien zurück. Nachdem er den Inhalt seiner Tagebücher in der vorliegenden umfangreichen Selbstbiographie niedergelegt, fing er, obwohl schon in vorgerückten Jahren, ein geschichtlich-geographisches Werk über Tyrol zu schreiben an. Mehrere Abhandlungen dazu sind noch vorhanden, so ein kurzer Auszug der Geschichte Tyrol's.

Das eine bleibt bei seiner Vielschreiberei zu bedauern, daß er uns so gut wie nichts über das innere Leben seiner zweiten Heimat Augsburg mittheilt. Wie dankbar könnten wir ihm sein, wenn er uns, statt der mageren Tyroler Studien, eine Schilderung des Augsburger Stadtlebens, seiner Verfassung, seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen hinterlassen hätte! Nimmt doch unter den deutschen Städten, welche als Kultur- und Kunststätten vergangener Jahrhunderte gerühmt werden, Augsburg einen der ersten Plätze ein! Augsburg vornehmlich ist die Stadt der deutschen Renaissance. Noch stellt sich uns bei einem Gange durch die Straßen in der Bauart der Häuser, in den Resten der Wandmalereien, in Brunnen und Thürmen das Augsburg des sechzehnten Jahrhunderts in seinem vollen Glanze dar. Seit dem späteren Mittelalter war es die bedeutendste Handelsstadt und der eigentliche Stapelplatz für das südliche Deutschland. Und neben dem Handel ein reiches, stetig entwickeltes Gewerbewesen, welches der Stadt noch über die Zeit des dreißig-

jährigen Krieges hinaus ihren Wohlstand sicherte. Die ganze deutsche Gewerbegeschichte spiegelt sich in der Ordnung, Fortbildung und Thätigkeit des Augsburger Bürgerthums ab. Der Ruf seiner Weber und Sticker, Drechsler und Tischler, Gold- und Silberarbeiter, seiner Waffenschmiede und Stückgießer, seiner Drucker, Kupferstecher und Maler war weltbekannt. Und Lucas Geizkofler lebte in der Zeit in Augsburg, in welcher Handel und Gewerbe ihre höchste Blüthe erlangt hatten, in welcher die Stadt ihr mittelalterliches Gewand ablegte und sich mit den Formen der wiedergeborenen Antike schmückte. 1593 wurde der Augustusbrunnen auf dem Perlach, 1596 der Herkulesbrunnen auf dem Weinmarkt errichtet. Elias Holl, der Meister der Spätrenaissance, baute danach das Bäcker-, Gieß- und Zeughaus und das imposante Rathhaus; das letztere wurde im Todesjahre Geizkofler's, 1620, vollendet. Die edlen Geschlechter wetteiferten in der Anlegung von Kunstkammern, Museen und Bibliotheken. Wie oft war Geizkofler in dem reich geschmückten Hause der Fugger! In dem Saale, in welchem man nach dem Bericht eines Zeitgenossen „mehr Gold als Farbe" sah, hatte er seinen Hochzeitstanz gehalten. Wie oft hatte er die Bibliothek der Fugger, ihre Gemälde- und Antiquitäten-Sammlungen besucht! Gewiß war ihm die Bibliothek des Markus Welser bekannt, der damals Stadtpfleger war, und dessen Name noch auf dem Herkulesbrunnen steht. Der religiöse Friede war hier seit 1555 nicht mehr gestört und die geistige Bildung durch treffliche Schulen in jeder Weise gefördert worden. Nicht wenige Persönlichkeiten, welche in jener Zeit für das geistige Leben Deutschland's bedeutsam geworden, gehören Augsburg an. Von seinen alten Geschlechtern waren zwar in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur wenige mehr vorhanden wie die Herwart, Welser, Rehlingen, Langenmantel, aber durch Heirathen und freie Aufnahme waren neue Kräfte dazugekommen, wie die Hörmann, Imhof, Peutinger, Stetten u. a. Die Volkszahl war seit dem Mittelalter im steten Steigen begriffen; beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zählte die Stadt über 100000 Einwohner. In den Straßen drängte sich eine lebensvolle, heitere Bevölkerung, thätig und geschickt in der Arbeit, sinnlich frisch und kräftig im Genuß, dabei voll treuer Anhänglichkeit an die alten Sitten und Einrichtungen.

Lucas Geizkofler ist ein getreuer Typus dieses altaugsburgischen Bürgerthums. Nach seinem öffentlichen Wirken gehört er in die Reihe der römischen Juristen, Beamten, Kanzler und Richter, welche den erstarrten Feudalismus brechen halfen und den neuen Staat wie die neue Gesellschaft vorbereitet haben. Geizkofler erlebte den gewaltsamen Tod Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich, die Herrschaft der protestantischen Elisabeth von England, die böhmische Revolution von 1618 und den Beginn des Religionskrieges, welcher die Selbständigkeit und den Wohlstand des deutschen Volkes vernichtete. Hie und

da klingt aus seinen Schriften eine leise Klage über den wilden Haß der Religionsparteien heraus, denn bei all' seiner protestantischen Ueberzeugung ist er zeitlebens der treuherzige, wohlwollende, mildgesinnte Mann geblieben, als welcher er sich in seiner Selbstbiographie darstellt. Es war ihm nicht, wie mehreren seiner Freunde, vergönnt, in's Große zu wirken; keine geschichtliche That ist von ihm ausgegangen. Was sein Buch uns werth macht, ist auch nicht oder wenigstens nicht vorzugsweise die Persönlichkeit des Schreibers, sondern das, was er in einer an gewaltigen Kämpfen überreichen Zeit mit schlichter, überzeugender Einfachheit dem Gedächtniß späterer Geschlechter überliefert hat. Dagegen ist ihm Alles zu Theil geworden, was das Leben reich und glücklich macht: eine Heimat, die er liebte, ein Wirkungskreis, der ihm entsprach, ein friedliches Familienleben und ein hohes Alter.

Idstein. Chr. Meyer.

Politische Briefe.

VIII.

Die Aussichten der Zollreform im Reichstage.

Unser heutiges Thema wurde bereits im ersten dieser Briefe behandelt. Heute läßt sich prüfen, ob wir damals eine richtige Voraussicht bewährt. Den letzten Prüfstein können ja erst die Verhandlungen im Reichstage geben, an deren Schwelle wir jetzt stehen. Aber an dieser Schwelle ist beides lohnend, ein Rückblick und ein Vorblick, denn viel hängt von der Fassung ab, in welcher der Reichstag wie die öffentliche Meinung die Schwelle überschreiten.

Im ersten Briefe schrieben wir: „Für die Entscheidung über die Zoll- und Steuerreform im Reichstag kommen die drei großen Parteien in Betracht, das Zentrum, die vereinigten Konservativen und die Nationalliberalen." Was wir damals vom Zentrum gesagt, hat seitdem eine durchgehende Bestätigung gefunden. Die Herren vom Zentrum nehmen die Schutzzölle an, sie haben mit sichtlichem Vergnügen eine offiziöse Auslassung aufgenommen, welche ihnen bestätigte, daß sie nicht um der Kirchenpolitik, sondern um ihrer Wähler willen schutzzöllnerisch sind. Desto eifriger erklären sie, sich den Finanzzöllen gegenüber volle Freiheit wahren zu müssen. Die Bewilligung der Finanzzölle wollen sie abhängig machen von dem Nachweis des Bedürfnisses, von Bürg-

schaften für die Macht des Reichstages, für die Macht der Landesvertretungen, für die Selbständigkeit der Bundesregierungen und sogar für den Einfluß der letzteren auf die Reichsregierung. Kein geringer Preis ist es, schon mehr eine Art Preiskourant, auf Grund welches die Herren mit sich handeln lassen wollen, denn glücklicherweise haben sie noch keine festen Preise aufgestellt. Aber ob das wohl alles so ernsthaft gemeint ist? Es ist schwer, an diesen Ernst zu glauben, wenn man Folgendes erwägt.

Es steht fest, daß die Verhandlungen zwischen Berlin und dem Vatikan zur Beilegung des Kirchenkonfliktes dem Ende noch nicht entgegengehen, weder dem Ende des Abbruches noch dem Ende der Vereinbarung. Die Entscheidung der deutschen Finanzreform im Reichstage wird für diese Verhandlungen unter allen Umständen einen wichtigen Zwischenfall bilden; das kann man sich sagen, ohne ein tiefer Politiker zu sein. Nehmen wir an, das Zentrum träte für den ganzen Finanzplan des Reichskanzlers ein und verhälfe diesem damit zum Siege, so wäre es fortan unmöglich, das Zentrum eine reichsfeindliche Partei zu nennen. Welches immer die Rechnung des Zentrums bei einem solchen Verhalten gewesen sein möchte, die Thatsache bliebe bestehen, daß die folgenreichste Maßregel zur Sicherung des Deutschen Reiches dem Zentrum verdankt werden müßte. Wie wäre es möglich, die Partei, welche den festesten Baustein zum Reiche gelegt, zu beschuldigen, daß sie noch auf die Zerstörung desselben sinne? Welche Rechnung man immer dem Zentrum unterschieben wollte, niemand könnte leugnen, daß in dieser Rechnung das Deutsche Reich als positive und als beständige Größe, nicht aber als wegzuschaffende figuriren muß. Demzufolge könnte bei den Verhandlungen mit Rom die Existenz der Zentrumspartei nicht mehr als Friedenshinderniß, nicht mehr als Ursache des Bedenkens gegen Einräumungen an die katholische Kirche in Betracht kommen. Dies ist ein Thatbestand, den unseres Erachtens Jeder sehen kann, der Augen zu sehen hat. Nehmen wir aber jetzt den entgegengesetzten Fall, den Fall, daß das Zentrum die Finanzreform im jetzigen Reichstage vereitelt, so wird es die Nothwendigkeit von Neuwahlen herbeiführen. Die Hauptprobe aufrichtigen Willens zum Frieden, welche die Reichsregierung von dem Vatikan alsdann verlangen muß, ist, daß der Klerus bei den Neuwahlen sein Ansehen nicht zu Gunsten des Zentrums, sondern zu Gunsten nicht reichsfeindlicher Abgeordneten in die Wagschale werfe. Ob die Herren vom Zentrum ernstlich die Absicht haben, sich zwischen die beiden Feuer der vatikanischen Verleugnung und der neuen Popularität des Reichskanzlers auch bei den katholischen Wählermassen zu stellen, muß man sehr bezweifeln. Wir können daher nur wiederholen, was wir im ersten dieser Briefe gesagt: Das Zentrum ist nicht nur bei den Schutzzöllen, sondern auch bei den Finanzzöllen kein gefährlicher d. i.

kein ernsthafter Gegner; setzen wir hinzu: möglicherweise sogar ein unerwarteter Helfer.

Soviel vom Zentrum. In der Stellung der Konservativen hat sich nichts geändert, sie sind mit wenigen Ausnahmen eine zuverlässige Streitschaar für die Finanzreform. So bleiben noch die National-liberalen. Die Plage dieser Partei, von rechts und links gescholten zu werden, hat in der letzten Zeit noch immer zugenommen. Diese Art Plage ist lästig, aber ehrenvoll, wenn der Gescholtene zwischen den Extremen den Siegergang schreitet. Aber so ist es leider nicht. Das Mißgeschick der Partei, welche trotz alledem die größte Theilnahme verdient, ist ihr Ungeschick. Sie entzweit sich immer wieder mit dem Reichskanzler, ohne daß der Riß bis jetzt unheilbar geworden. Das letztere ist noch nicht eingetreten, weil es zu widersinnig ist, daß die Partei, deren ganzes Ziel die nationale Größe ist, den Staatsmann bekämpfen soll, der für diese Größe das nie Geglaubte gethan hat und täglich zu vollbringen fortfährt. Aber die Partei entzweit sich bei jedem Anlaß von neuem mit dem Schöpfer der nationalen Größe, nicht darum, wie eine kindische Auffassung die Thatsache manchmal erklärt, weil der Staatsmann sie nicht genug in seine Gedanken einweiht, sondern darum, weil die Partei bei dem edelsten Willen für das nationale Werk nie dahin gelangt ist, die Bedingungen dieses Werkes zu verstehen. Zur Zeit des Militärkonfliktes verstanden die nationalen Liberalen — die Komposition „National-liberal" war damals noch nicht üblich geworden — nicht die elementarste Voraussetzung für die Schaffung der deutschen Einheit, nämlich ein feldtüchtiges preußisches Heer im Sinne der modernen Kriegsbedingungen, und so ist es fortgegangen, und so geht es fort bis zum heutigen Tage. Wir können dieses politisch und moralisch traurige, psychologisch höchst merkwürdige Kapitel heute nicht genügend erörtern. Genug, die National-liberalen sind eben wieder dabei, dem Reichskanzler bei einer seiner großen patriotischen Arbeiten in den Arm zu fallen. Sie meinen, das Reich brauche nicht so viel Geld, gerade wie sie 1860 meinten, Preußen brauche nicht so viel Soldaten. Sie waren kürzlich schon im Begriff zu meinen, man könne dem Reich die Finanzzölle bewilligen, wenn es auf die Schutzzölle verzichte, aber heute meinen sie wieder, man dürfe auch die Finanzzölle nicht bewilligen.

Woher dieser Wechsel? Die „konstitutionellen Garantieen" spielen ihre Rolle seit dem Besuch, den Herr v. Bennigsen im Dezember 1877 in Varzin abstattete. Aber wohl gemerkt, damals handelte es sich nur um Garantieen für den Einfluß der Landesvertretungen auf die aus neuen Reichseinnahmen den Einzelstaaten vielleicht zufließenden Ueberschüsse. Wie man weiß, hat der preußische Finanzminister gegen den Schluß der letzten Landtagssession im Februar 1879 dem Abgeordnetenhause eine königliche Ordre zur Kenntniß ge-

bracht, worin der König sein Einverständniß erklärt, daß bei Einnahmen, welche durch eine Steuerreform des Reiches dem preußischen Staate zufließen, sogar bei einer Herabminderung der Matrikularbeiträge unter den im Haushaltsplan von 1879 vorgesehenen Satz, die Klassen- und klassifizirte Einkommensteuer um einen entsprechenden Betrag vermindert werde, falls nicht über die Mehreinnahme durch Einverständniß der gesetzgebenden Faktoren anderweitig disponirt wird. Der Finanzminister fügte sogar das Versprechen hinzu, diesen Willen der Staatsregierung durch die Vorlage eines Gesetzes nach Abschluß der Steuerreform des Reiches als einen dauernden zu binden. Damit war nach der damaligen allgemeinen Voraussetzung, insbesondere nach allen Erklärungen der national-liberalen Partei, die Frage der konstitutionellen Garantieen bis zur Ausführung der verheißenen gesetzgeberischen Maßregel erledigt. Mit einem Male besinnt sich jetzt die national-liberale Partei, daß sie Garantieen zu fordern habe nicht blos für das Steuerverminderungsrecht der Einzellandtage bei dem Fall erhöhter, den Einzelstaaten zu gute kommender Reichseinnahmen, sondern auch für das periodische Einnahme-Bewilligungsrecht des Reichstages, welches bisher in den Matrikularbeiträgen enthalten gewesen sei und mit dem Wegfall dieser nicht in Wegfall kommen dürfe.

Woher so plötzlich dieser neue Gedanke? Es ist schwer, die Vermuthung abzuweisen, daß die Ankündigung des Zentrums, gegen die Finanzzölle Opposition zu machen, an der in Aussicht genommenen Strategie der national-liberalen Partei ihren Antheil hat. Man ist ärgerlich über die Aussicht, bei den Schutzzöllen durch die Stimmen des Zentrums und der Konservativen geschlagen zu werden, man ist gegen die Schutzzölle nicht einmal der eigenen Reihen sicher. Aber man will dem Reichskanzler nicht folgen, man will ihm noch weniger in allen Punkten unterliegen, also greift man mit beiden Händen nach der Aussicht, ihm eine theilweise Niederlage durch die Hilfe des Zentrums beizubringen. Trauriges und gefährliches Auskunftsmittel einer Partei, die aller wahren politischen Leitung gänzlich ermangelt! Der Gedanke ist vor Allem unlogisch. Die Disposition über die Reichsüberschüsse, welche sich aus natürlich wachsenden Einnahmen ergeben, kann nicht zugleich dem Reichstage und den Einzellandtagen zugewiesen werden. Wenn das Reich seine Bedürfnisse befriedigt hat, dann müssen Reichsregierung und Reichstag den Einzelstaaten die Ueberschüsse zur freien Verwendung nach Vereinbarung der Regierungen mit den Landtagen gönnen, oder aber das Reich führt keine Ueberschüsse an die Einzelstaaten ab, sondern ermäßigt, sobald es Ueberschüsse erzielt, seine Einnahmen. Wollte das Reich seine Einnahme-Ueberschüsse nach Gunst entweder zurückhalten oder den Einzelstaaten zufließen lassen, das eine Jahr so, das andere Jahr anders, nach den Launen der Majoritäten, so müßte die heilloseste Verwirrung entstehen.

Eine sichere Finanzpolitik wäre weder im Reiche noch in den Einzelstaaten möglich. Man sieht also deutlich, wie dieser unlogische Gedanke nicht aus den Anforderungen der Sache erwachsen ist, sondern aus der Aussicht, an der Seite des Zentrums ein erfolgreiches Manöver ausführen zu können. Die Künstler, welche dieses Manöver ausgedacht, sind traurige Patrioten und traurige Strategen. Die Rechnung auf das Zentrum kann gewaltig trügen, der moralische Schaden aber, der aus diesem Plan erwächst, selbst wenn er nicht über den Versuch hinauskommt, kann unermeßlich sein. Mögen die Abgeordneten, deren Stimmen in der national-liberalen Fraktion Gewicht haben, auf der Hut sein für die Zukunft ihrer Partei. Daß man übrigens diesem periodischen Einnahme-Bewilligungsrecht des Reichstages auch eine harmlose Gestalt geben kann, welche der national-liberalen Partei von dem jetzt unvorsichtig betretenen Weg einen leidlichen Rückzug läßt, wollen wir schon heute anzudeuten nicht unterlassen. Davon vielleicht im nächsten Briefe mehr.

Literatur.

Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. Von **Gottfried Semper.** Zweite Auflage. In Lieferungen. München, Bruckmann, 1878.

Die moderne, vom besten Erfolge gekrönte Bewegung zur Verbesserung der Kunstgewerbe und der Kunst-Industrie Deutschland's ist im Wesentlichen das Verdienst von Theoretikern. Zwei große literarische Werke sind es vor Allem, welche diese tiefgehende und nachhaltige Bewegung angeregt und in die richtige Bahn geleitet haben: Carl Böttichers „Tektonik der Hellenen" und Gottfried Semper's Werk „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten". Ganz unabhängig von einander entstanden, unternahmen es beide, vor dreißig Jahren zum ersten Male mit Nachdruck auf den innigen Zusammenhang zwischen Kunst und Technik hinzuweisen und in das wahre Verständniß der gewerblichen Kunstwerke alter Zeit, die sie als mustergiltig auch für unsere Tage bezeichneten, einzuführen. Beide fanden, wie alles Bedeutende, anfangs nur in wenigen Kreisen Beachtung; die Meisten verstanden sie nicht, ließen sie unbeachtet oder bekämpften sie. Und in der That war das Verständniß dieser Werke nicht leicht. Das System, welches diese Männer aufgestellt, erschien vollständig neu und stand in direktem Gegensatz zu den allgemein als richtig erkannten Grundsätzen; die Sprache, deren sie sich bedienten, war schwerfällig;

es bedurfte einer gewissen Energie und vollen Ernstes, um in diese Werke sich hineinzuarbeiten. Erst nachdem die Aelteren, welche in diese neue, epochemachende Lehre sich nicht mehr finden konnten, meist dahingegangen sind, und eine jüngere Generation zur Herrschaft gelangt ist, sind diese Werke zu den verdienten Ehren gekommen. Heutzutage sind die von Bötticher und Semper zuerst vorgetragenen, grundlegenden Lehrsätze, durch viele andere gelehrte Hände bearbeitet und einem größeren Publikum mundgerecht gemacht, durch verständige Künstler praktisch in die Kunst eingeführt, zum Gemeingut aller Gebildeten unserer Nation geworden. Trotzdem kann Niemand, der auf den Gebieten der Kunst und Kunst-Industrie das Recht haben will mitzusprechen, des Studiums der Originalwerke entbehren. Bötticher's nur die ewig mustergiltige Baukunst der alten Griechen behandelndes Werk ist schon vor Jahren in zweiter Auflage erschienen. Semper's ganz allgemein gehaltenes, die Grundzüge aller Kunstbildung in allen Einzelheiten darlegendes Werk war, obgleich noch nicht vollendet, seit einiger Zeit im Buchhandel vergriffen. Der hochbetagte Verfasser, durch mehrere größere Bauausführungen beschäftigt, war leider verhindert, den dritten Band abzuschließen und zu publiziren. Da er jedoch seine Grundsätze nicht geändert hat, hat die Verlagsbuchhandlung, dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechend, sich entschlossen, die ersten beiden Bände des Werkes, welche ja in sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden, allein in zweiter verbesserter Auflage herauszugeben. Der Sohn des Verfassers, Dr. Hans Semper, Dozent der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, hat es übernommen, diese neue Auflage zu redigiren, d. h. den Text mit Rücksicht auf einige neuere Resultate der kunstgeschichtlichen Forschung zu berichtigen.*) Sie erscheint in einzelnen Heften von trefflichster Druckausstattung (Druck von Kröner in Stuttgart), mit vielen erläuternden Holzschnitten und Farbendrucken ausgestattet und ist bereits bis zum zweiten Bande vorgeschritten. Hoffentlich ist die Aussicht auf den sehnlichst erwarteten dritten Band nicht ganz abgeschnitten. R. B.

Wegweiser für Reisende von Th. Trautwein. Südbaiern, Tirol und Salzburg und die angrenzenden Theile von Ober-Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Ober-Italien. 6. vermehrte Auflage. München, Lindauer, 1879.

Der Winter liegt wieder einmal hinter uns, und sein Kunst- und künstliches Leben ebbt zurück. Die Musikanten haben nach dem letzten Konzert ihre Geigen und Flöten eingepackt; im Theater will es uns schwül werden, und

*) Doch ist dieses nicht durchgreifend geschehen. So hat Referent z. B. das Bd. I, Seite 392 als „protodorisches“ Säulenkapitäl bezeichnete ägyptische Bauglied schon vor sechzehn Jahren (in Gerhard's Archäologischem Anzeiger 1863, Seite 115) als Basis einer ägyptischen Säule nachgewiesen.

treten wir aus dem Museum heraus, so lacht uns der helle Himmel ganz anders an, als auf der gemalten Leinwand, die uns den Winter über entzückt hat. Es lockt uns hinaus in die freie Gotteswelt, Sonnenschein und junges Grün reden ihre eindringliche Sprache und wecken in unserm Herzen die urgermanische Sehnsucht nach Wald- und Strolchleben — da greifen wir wieder in den Winkel des Bücherschrankes, in dem die rothen Bände stehen. Wenige Wochen noch, und die herrliche Zeit ist da, die der Leipziger in die vielsagenden, friedlichen Worte „nach der Messe" zusammenfaßt, und wir genießen sie schon im Voraus, indem wir anfangen, in froher Hoffnung Reisepläne zu schmieden.

Im kommenden Sommer werden auch viele von denen, die sonst die bequemere Hotelstraße durch die Schweiz vorgezogen, die Gelegenheit zu einem Ausflug in unser einfacheres deutsch-österreichisches Bergland wahrnehmen, weil sie die Münchener Ausstellung in seine nächste Nähe führen wird. Wir möchten deshalb allen unsern Lesern, welche vorhaben, in die Kunststadt zu pilgern und damit einen Ausflug in die Sommerfrische zu verbinden, und denen dabei an einem verläßlichen Reisehandbuche gelegen ist, als den trefflichsten Führer den nun in 6. Auflage vorliegenden „Wegweiser" von Th. Trautwein angelegentlich empfehlen. Das Buch kann ein in seiner Art klassisches genannt werden. In knappster Form ist hier eine immense Zahl von Notizen, die — man kann wohl sagen — von absoluter Zuverlässigkeit sind, zusammengetragen. Das Register des kompressen Bandes von wenig über 400 Seiten enthält etwa die zehnfache Anzahl von Namen. In 108 Routen führt das Buch durch das gesammte Gebiet der Ostalpen, des bairischen Hochlandes, Tirol's, des Salzkammergutes, Oberösterreich's, Obersteiermark's, des Allgäu, des Vorarlberg, bis hinab zu den italienischen Seen, Mailand und Venedig, und dokumentirt auf jeder Seite die gewissenhafteste Arbeit, die ihre Daten, wo sie nicht auf eigener Beobachtung und Erfahrung des Verfassers beruhen, aus denen anderer sorgfältiger Forscher des Alpengebietes geschöpft hat. Der größte Vorzug des Buches aber ist der, daß es nicht für den „Salontiroler" gemacht ist, sondern für den wirklichen Touristen; es ist ein Wegweiser im besten Sinne des Wortes, der die Landstriche, durch welche er führt, auf Schritt und Tritt kennt, und weiß, wie man seine Zeit auszunutzen hat. Dabei ist es aber durchaus nicht allein für den Gletscherfresser par excellence berechnet, sondern auch für diejenigen praktikabel, die sich die Berge in der Hauptsache lieber von unten ansehen. An Geschichts- und Kunstnotizen bringt es alles, was für den Touristen, der die Städte nur flüchtig berühren wird, wünschenswerth ist und Noth thut. Daß das Format handlich und bequem ist, der Druck leserlich und gut arrangirt, die Eintheilung einfach und übersichtlich (der Raum ist z. B. so weit ausgenutzt, daß zur Zusammenstellung der hauptsächlichen Reiserouten das Vorsatzpapier verwandt wurde), braucht bei einem Werke, das in allen Stücken mit solcher Sorgfalt und Umsicht hergestellt ist, kaum besonders erwähnt zu werden. Wir zweifeln nicht, daß „das Wohlwollen der Touristen, welches dem Buche bisher in so reichem Maße zu Theil wurde", — verdientermaßen, setzen wir hinzu — ihm auch in Zukunft treu bleiben wird.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feineren Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1878. Zwei Bände.

Diese Blätter befassen sich nicht mit der Anzeige und Kritik von Kochbüchern. Hier aber haben wir eine völlig neue Idee, sozusagen ein Phänomen

vor uns, über das der alte Brillat-Savarin sich, wenn er noch lebte und deutsch verstände, von ganzem Herzen freuen würde. Denn hier verbindet sich gründliche Wissenschaftlichkeit mit anmuthiger Rede, Belehrung mit Unterhaltung, Klarheit mit Eleganz, unerhörte Reichhaltigkeit mit Knappheit und Kürze im Einzelnen zu einem Ganzen, das auch den strengsten Anforderungen der Meister von der Kunst, den Geschmackssinn zu befriedigen, in vollem Maße entsprechen dürfte. Ein Kochbuch der Kochbücher liegt vor uns, und bei einer solchen Leistung dürfen wir wenigstens mit ein paar Zeilen eine Ausnahme von unserer Regel machen. Das gesammte Gebiet der Gastronomie von den einfachsten und geringsten Speisen und Getränken bis hinauf zu den komplizirtesten und vornehmsten erschließt sich vor uns in diesem Buche, über kaum weniger als zehntausend Rezepte zur Vergnügung von Gaumen und Zunge schweift unser Auge, bald die Menge der Erfindungen bewundernd, welche der Phantasie von Genies der Küche in alter und neuer Zeit entsprossen sind, bald mit Andacht sich in einzelne besonders edle Gerichte versenkend. Selbstverständlich behandelt das Werk als universales auch die Nationalspeisen fremder Völker und die ihnen eigenthümlichen Getränke, und auch hier begegnen wir ausgebreiteter Kenntniß und interessanter Behandlung der betreffenden Gegenstände. Selbst der russische Kwas, die griechischen Kurabiedes, das spanische Ajo blanco und der amerikanische Mint Julep sammt seiner Verwandtschaft werden sorgfältig beschrieben. Daneben sind die Biographieen der berühmtesten Gourmands, Brillat-Savarin's, Carême's, Grimod de la Reyniere's, Rumohr's, Baerst's u. A. eingestreut, sodaß man die Philosophen der Bratpfanne gleich neben ihren Werken hat. Den Rezepten, bei denen auch die jüdische, die vegetarianische und die Krankenküche Berücksichtigung gefunden haben, gehen eine wohlgeschriebene Abhandlung über den Geist der Kochkunst und ein Küchenzettel für alle Tage des Jahres voraus, der höhere wie geringere Ansprüche zu berathen und zu befriedigen sucht, und dem Anweisungen für besondere Gelegenheiten, Frühstücke, Damenkaffees, Soupers, Buffets bei Familienbällen, russische Voressen, Jagdfrühstücke u. dgl. beigegeben sind. Den Schluß bildet eine Abhandlung über die Tranchirkunst, die mit Illustrationen erläutert ist. Kurz und gut: das Buch hat Alles bedacht und für Alle bestens gesorgt, und der Verfasser kann von seiner Arbeit getrost sagen, was der englische Dichter Shirley in der Vorrede zu einem seiner Werke zum Leser sagte: „Lies und fürchte nicht, daß dieses Buch deinem Verständniß zu Schwieriges zumuthen werde. Es soll dir im Gegentheil Alles klar und leicht machen, und wenn du deinen Einkauf näher ansiehst, so wirst du den dafür bezahlten Preis als eine Mildthätigkeit gegen dich selbst betrachten.“ Mit diesen Worten sei das Lexikon, mit dem wir Deutschen selbst die Franzosen in den Schatten stellen, allen Lesern, namentlich aber den Leserinnen d. Bl. als in Theorie und Praxis gleich ausgezeichnet bestens empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Das militärische Testament Friedrich's des Großen.

Der letzte Wille des großen Königs in Bezug auf die Erhaltung, Ausbildung und Verwendung seines Heeres entstand in den bewegten Herbsttagen des Jahres 1768. Schon sechzehn Jahre vorher hatte Friedrich ein Testament gemacht und, dem Brauche seiner Vorgänger folgend, einen Anhang hinzugefügt, in welchem er seine Gedanken über die äußere und innere Politik niederlegte. Jene „disposition testamentaire" wurde 1769 durch eine andere ersetzt, dagegen gelangte das „testament politique" schon zwei Monate früher zum Abschluß, und zwar im Hinblick einerseits auf die Unruhen, welche den Zersetzungsprozeß des Königreichs Polen begleiteten und die Nachbarmächte schließlich nöthigten, die Lösung der polnischen Frage selbst in die Hand zu nehmen, andererseits auf den zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Krieg.

Am Schlusse seines, die Angelegenheiten des königlichen Hauses regelnden Testamentes ruft Friedrich aus: „Meine letzten Wünsche im Augenblicke, wo ich sterbe, werden auf das Wohl dieses Reiches gerichtet sein. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden, möge es von allen Staaten der glücklichste sein in Bezug auf die Menschlichkeit seiner Gesetze, am besten verwaltet in seinen Finanzen und am tapfersten vertheidigt durch ein Heer, welches nur der Ehre und dem Ruhme lebt." In diesem Sinne sind denn auch die Rathschläge gehalten, welche Friedrich hinsichtlich der weiteren Leitung des preußischen Kriegswesens hinterlassen hat, und welche vor kurzem in einer von dem Major A. v. Taysen besorgten kommentirten Ausgabe veröffentlicht worden sind.*) Sorgfältig und gewissenhaft werden alle Punkte erörtert, die dabei von Wichtigkeit sind. Klar überschaut der König zunächst sämmtliche Glieder des komplizirten Organismus seiner Armee, prüft jedes einzelne und weist die Mittel zur Pflege und zur weiteren Durchbildung des-

*) Das militärische Testament Friedrich's des Großen. Herausgegeben und erläutert von A. v. Taysen, Major im Großen Generalstabe. Berlin, Mittler und Sohn, 1879.

selben nach. Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstung, Ersatz der Truppen, Organisation und Ausbildung der einzelnen Waffen, die Festungen — Alles wird mit genauester Sachkenntniß durchgegangen, und so gestaltet sich die erste Abtheilung des Testamentes zu einer umfassenden Uebersicht des gesammten preußischen Heerwesens im ersten Jahrzehnt nach dem siebenjährigen Kriege. Der König legt dar, in welcher Verfassung sich alle einzelnen Theile des Kriegsapparates befinden, und welche leitenden Gedanken in Betreff desselben bisher von ihm befolgt worden sind und fernerhin maßgebend sein sollen. Einen besonderen Reiz hat es dabei, zu sehen, daß das Ganze trotz des vielen Details doch als aus der Königs-Perspektive betrachtet erscheint. Selbst da fehlt dieser weite Ueberblick nicht, wo, wie bei der Artillerie und dem Festungswesen, auf besonders viele Einzelheiten einzugehen war, die aber dann wieder den Vortheil gewähren, daß man hier, wie kaum anderswo, vollen Einblick in die schöpferische Thätigkeit Friedrich's auf diesen Gebieten gewinnt.

Der erste, mehr administrative Theil des Testamentes schließt mit den Invaliden-Angelegenheiten, die der weiteren Fürsorge des Nachfolgers mit warmen Worten empfohlen werden. Dann redet der König als Feldherr. Fünf Jahre sind verflossen, seit er als Sieger aus dem Kampfe mit halb Europa hervorgegangen ist. So oft er sich während dieses Kampfes bemüht hat, zu Nutz und Frommen seiner selbst und Anderer die in demselben von ihm gemachten Erfahrungen zusammenzustellen: jetzt zum ersten Male nach dem Frieden untersucht er, welche Veränderungen seine Grundsätze in Folge jener Erfahrungen etwa erleiden müssen. Diesmal aber wendet er sich nicht an seine Generale, sondern an den, welcher nach ihm Szepter und Schwert tragen soll. Dabei erhalten die strategischen und taktischen Lehren, die hier vorgetragen werden, noch ein besonderes Gepräge dadurch, daß ein ganz bestimmter Kriegsfall in's Auge gefaßt ist, und sodann war König Friedrich dabei offenbar auch von dem Gedanken beeinflußt, daß er die überkühnen Wege, die er früher zu gehen genöthigt gewesen, jetzt, wo es mehr auf Erhalten als auf Wagen und Gewinnen ankam, nicht mehr empfehlen zu dürfen glaubte. Die im Testamente enthaltenen Fundamentalgrundsätze des Krieges können daher nur im Zusammenhange mit den übrigen, der Umgebung des Königs bereits geläufigen „Generalprinzipien des Krieges", die dem Testamente beigefügt sind, richtig begriffen werden. Sie sind nicht die Quintessenz der letzteren, sondern deren Ergänzung, und zwar eine für den Militär sehr wichtige Ergänzung, da hier über eine bisher weniger beachtete Entwickelungsstufe der Taktik, nämlich den Uebergang von der linearen zur Tirailleur- und Kolonnentaktik der späteren Zeit ganz neues Licht verbreitet wird.

Besonders werthvoll ist endlich die den Beschluß des Testamentes bildende

Charakteristik der damaligen Führer des preußischen Heeres. Allerdings fehlen darin viele von den Koryphäen des siebenjährigen Krieges, wie der Dessauer, Zieten, Schwerin, Keith, Winterfeldt und Fouqué; doch begegnen wir noch Männern wie Prinz Heinrich, Seydlitz, Anhalt, Ramin, dem Infanteriegeneral, den der König „admirable“ nennt, Wunsch, der sich im siebenjährigen Kriege mehrmals bei selbständigen Unternehmungen ausgezeichnet hatte, Wolffersdorff, dem tapferen Vertheidiger von Torgau, dem Generalmajor v. Dalwig, einem Reiterführer, von dem der König außerordentlich viel hielt, obwohl ihm sein absprechendes Wesen nicht gefiel, und mehreren Anderen, namentlich den Husarengeneralen v. Lossau und v. Werner; der letztere entsetzte 1760 durch seine Energie das von den Russen hart bedrängte Colberg.

Das Testament ist in französischer Sprache abgefaßt. Der deutsch geschriebene Kommentar dazu war nöthig, denn das dort Gesagte ist erstens vom rein praktischen Standpunkte aus und nicht zum Zwecke geschichtlicher Darstellung niedergeschrieben. Der, für welchen die Arbeit bestimmt war, der damalige Prinz von Preußen, war mit dem Leben der Armee völlig vertraut und verstand somit leicht jede Andeutung; bei dem heutigen Leser wird dies nicht der Fall sein. Auch war es nicht überflüssig, gelegentlich auf den Unterschied zwischen damals und jetzt hinzuweisen, namentlich aber wird man dem Herausgeber dafür dankbar sein, daß er wiederholt auf die vielen für alle Zeiten Geltung behaltenden Wahrheiten aufmerksam gemacht hat, die von dem großen König auch in dieser Arbeit niedergelegt worden sind.

Die Anfänge des Befreiungskrieges im Jahre 1813.

Wir stehen im September 1812. Ein eherner Druck liegt auf unserm Lande. Bis zum Rhein, seit 1810 bis Lübeck reicht die Grenze des französischen Empire; von dem, was noch Deutschland heißen darf, umfassen die Gebiete der Rheinbundsfürsten die gute Hälfte; Preußen ist bis auf vier Provinzen zusammengebrochen, in denen eine verarmte Bevölkerung von nicht 5 Millionen wohnt; der österreichische Südosten gehört einem Reiche, das eine deutsche Politik nicht führen kann und jetzt am wenigsten führen will, und im Osten umklammert die preußische Grenze das napoleonische Herzogthum Warschau, das Schattenbild eines Polenstaates. Wenige Monate erst sind vergangen, da haben sich durch das nördliche Deutschland die ungeheueren

Massen der „großen Armee“ gegen Rußland gewälzt, eine halbe Million Soldaten aller Länder West- und Mittel-Europa's mit 80000 Pferden; überwältigend ist der Eindruck aller Orten gewesen, hat die einen mit staunender Bewunderung vor der Größe des Imperators, die andern mit dumpfer Hoffnungslosigkeit erfüllt. Noch einmal hat sich Napoleon in Dresden, umgeben von den Fürsten des Rheinbundes, gesonnt im Strahlenglanze seiner Weltmacht, und nur einer hat ihm den kalten Stolz gezeigt, der ihm gegenüber allein gebührte, König Friedrich Wilhelm III. Unendlich aber sind die Lasten gewesen, die er seinen „Bundesgenossen“ auferlegt hat für einen Krieg, der die Vollendung seiner Weltherrschaft bringen sollte. Ueber 20000 Mann wohlgerüsteter Truppen hat ihm Sachsen zur Verfügung stellen müssen, ebenso diensteifrig hat der ganze Rheinbund sich erwiesen, und auch Oesterreich, halb genöthigt, halb eigenem Interesse folgend, hat sich diesmal den Vasallen Napoleon's angereiht. Gezwungen, den Untergang vor Augen, wenn es sich nicht fügte, hat auch Preußen sein Bündniß mit Frankreich geschlossen, die Hälfte seines kleinen Heeres, 20000 Mann, zur „großen Armee“ gesandt, erdrückende Lieferungen übernommen: 3600 bespannte Wagen, Verpflegung für 20000 Kranke, 15000 Pferde, 44000 Stück Ochsen, 900000 Pfund Pulver und Blei; aber die Grenzen dieser Lieferungen sind längst weit überschritten, bis Ende September sind 78000 Pferde, 13000 Wagen für französische Transporte verwendet worden; die furchtbare Kontribution an Frankreich — eine Milliarde Francs bekannte Napoleon selbst aus dem ausgesogenen, fast seines ganzen Seeverkehrs durch die Kontinentalsperre beraubten Lande gezogen zu haben — ist längst in Geld und Lieferungen getilgt, ja Frankreich schuldet an Preußen fast 90 Millionen Francs, und doch zahlt es keinen Pfennig, doch verweigert es höhnend die vertragsmäßige Räumung der Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau; in seiner eigenen Hauptstadt muß der König eine französische Besatzung, den Uebermuth französischer Offiziere dulden, und lächelnden Mundes muß man es ertragen. Noch erträgt man es, noch! Aber in dem verhöhnten, ausgeplünderten, bis auf's Blut gereizten Volke frißt ein unversöhnlicher Groll, ein furchtbarer Haß, wie ihn Deutsche nie wieder empfunden, tiefer und tiefer. Doch es ist ein treues, monarchisches Volk und ein deutsches Volk. Nicht in leidenschaftlichem Ansturm will es sich erheben, den unmenschlichen Volkskrieg führen, wie die Spanier, es harrt der Weisung seines Königs und arbeitet inzwischen in der Stille mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Kräften an der Erneuerung seines Staates und seiner eigenen Sitte. Denn den Glauben an seinen Staat, die Treue gegen die Hohenzollern, kein Napoleonischer Frevel, keine Rheinbündische Verlockung hat sie ihm zerstört. Da schenkt der freie Entschluß der Krone den Bauern die Freiheit, den Städten die Selbstverwal-

tung, da arbeiten Scharnhorst und seine Genossen an der Umbildung und Vermehrung des Heeres, da hält Fichte seine stolzen und tiefen Reden an die deutsche Nation, da sammelt sich an der neugegründeten Universität Berlin ein Kreis unsterblicher Geisteshelden. Und als der Feldzug gegen das Czarenreich eröffnet wird, da geht auch das Gefühl durch die Massen: das sei die Wende im Schicksal des Gewaltigen, so frevelhafter Uebermuth fordere die göttliche Vergeltung heraus.

Und doch, wie konnte man eben im September 1812 glauben, daß die Katastrophe so nahe sei! Nur rasches, ungestörtes Vorrücken der Franzosen, unaufhörliches Weichen der Russen wurde gemeldet. Da war es wohl erklärlich, wenn der Staatskanzler v. Hardenberg, der 1810 die Leitung des tief gebeugten preußischen Staates übernommen, überzeugt, daß der völlige Sieg Frankreich's kaum abzuwenden sei und auch eine etwaige Niederlage die furchtbaren Lasten Preußen's nur steigern könne, in einem eigenhändigen Schreiben, durch welches die volle Trostlosigkeit der Lage hindurchklang, am 3. September dem Grafen Metternich eine Verständigung über möglichst übereinstimmendes Vorgehen beider Mächte anbot. Nun erhielt aber Metternich kurz nachher die Nachrichten vom Siege bei Borodino (7. Sept.), vom Einzuge Napoleon's im heiligen Moskau (14. Sept.); wie konnte er, der niemals an die Ausdauer des Czaren geglaubt, jetzt etwas anderes aus allem sehen, als die Bestätigung seines Pessimismus! Umsomehr war er geneigt, Hardenberg zuzustimmen; aber er ging einen Schritt weiter; er entwickelte ihm den Plan einer gemeinschaftlichen Vermittelung des allgemeinen Friedens, dessen schleuniger Abschluß allein die beiden zwischen Frankreich und Rußland eingekeilten Mächte Preußen und Oesterreich vor gänzlichem Verderben zu retten vermöge (5. Oktober).

Als Hardenberg dies Schreiben aus Wien empfing, wußte er schon um den Brand von Moskau. Der erste Hoffnungsschimmer stieg ihm auf; das konnte der Anfang des Endes sein, wenn anders Kaiser Alexander fest blieb, den Frieden nicht schloß, den Napoleon in Moskau zu finden gewähnt. Und der Czar, von Stein's gewaltiger Energie getragen, blieb fest; „nach dieser Wunde," hatte er gesagt, „sind alle anderen nur Schrammen", und als Napoleon's Generaladjutant Lauriston in Tarutino dem Fürsten Kutusow Smolenskoj den Frieden bot, da hatte ihm dieser echte Altrusse entgegnet: „Mit- und Nachwelt würden mich verfluchen, wollte ich die Hand zu einem Vertrage bieten." Jetzt, als die heilige Czarenstadt ein Raub der Flammen geworden, jetzt erwachte in voller Stärke der religiöse Patriotismus des russischen Volkes. Und jetzt — es war Anfang Oktober — erhielt man auch in Berlin die positive Versicherung des Czaren: er sei zur Fortsetzung des Krieges fest entschlossen,

und zugleich seine Aufforderung, sich mit Oesterreich zu verständigen zum Abfalle von Frankreich.

Jetzt durfte man zu hoffen wagen; Hardenberg fand den Muth, neue Forderungen Napoleon's auf eine ansehnliche Verstärkung des preußischen Hilfskorps mit dem Hinweis auf die völlige Erschöpfung des Landes abzulehnen. Noch ahnte man aber nichts von dem erbarmungslosen Verderben, das schon über die „große Armee" hereingebrochen war. Am 18. und 19. Oktober hatte Napoleon die Hauptstadt geräumt, war nach dem unglücklichen Versuche, in südlicher Richtung über Malo-Jaroslawez nach Kaluga durchzubrechen, zurückgegangen auf die alte entsetzlich verwüstete Straße über Smolensk, die keine Möglichkeit der Erhaltung für seine Tausende bot. Als er — am 9. November — das verödete Smolensk erreichte, da hatte der russische Winter sein Werk vollbracht: kaum 40000 Mann hielt der Imperator noch von 100000 Mann des Zentrums, die Moskau verlassen, unter Waffen, alles andere bestand aus wehrlosen Haufen ohne jede militärische Ordnung; 350 Geschütze waren seit Moskau verloren, und wie der Donner einer großen Schlacht hallte auf der ganzen Rückzugsstraße der Schall der Explosionen, welche die verlassenen Munitionswagen zerstörten. Noch hoffte man in Wilna, dem diplomatischen Hauptquartier, der strategischen Basis des ganzen Zuges, wo der Herzog von Bassano den Kaiser vertrat, umgeben von den Gesandten aller verbündeten Staaten, die Armee werde sich an der Düna und am Dnjepr halten können, und der preußische Gesandte General v. Krusemark sah aus dieser Möglichkeit nur neue furchtbare Lasten für sein armes Vaterland hervorgehen (Bericht vom 21. Nov.). Aber schon am 8. Dezember wußte man in Berlin, auch Smolensk sei nicht zu halten gewesen, ja selbst der Rückzug auf Wilna über die Beresina bedroht. Wenige Tage später — am 14. — meldete der Postmeister in Glogau, Napoleon habe auf der Reise nach Paris die Stadt passirt.

Ja, der Allgewaltige war auf der Flucht. Er hatte sein geopfertes Heer verlassen, nachdem er es über die Beresina geführt und unbewegt den unaussprechlichen Jammer mit angeschaut (26. und 27. November). Am 10. Dezember war er in Warschau eingetroffen, im Englischen Hofe abgestiegen. Wer fühlte nicht das sprachlose Entsetzen jener Szene mit, die damals sich dort abspielte! Der außerordentliche französische Gesandte für das Herzogthum Warschau, de Pradt, Erzbischof von Mecheln, sitzt ohne Ahnung des Geschehenen in seinem Zimmer; da tritt eine bis zur Unkenntlichkeit in Pelze gehüllte Gestalt herein. „Sie sind es, Caulaincourt? Wo ist der Kaiser?" so ruft nach einer stummen Pause der Gesandte, der weiß, daß dieser Getreue seinem Herrn niemals von der Seite wich. „Im Englischen Hofe," erwiedert der Gefragte. „Und die

Armee?" „Sie ist todt." Und als der Minister vor den Kaiser tritt, noch bebend unter der Wucht des Furchtbaren, da gesteht ihm der Imperator rund heraus: „Bis zum 6. November war ich Meister von Europa; ich bin es nicht mehr." Aber Meister von Frankreich wenigstens wollte er bleiben, er wollte nach Paris, dort „einschlagen wie eine Bombe". In fliegender Eile ging es vorwärts; am 12. Dezember war er in Glogau, am 14. Abends hielt sein Bauernschlitten im Hofe des Schlosses zu Dresden, kaum nahm der Kaiser sich die Zeit, zwei Briefe nach Berlin und Wien zu richten; vier Tage später, am 18. Nachts 11 Uhr, langte er in den Tuilerien an. Ganz Paris und mit ihm Frankreich war in namenloser Bestürzung, denn am Tage vorher hatte der Moniteur das berufene Bulletin von Malodetschno publizirt, das, nachdem man seit Monaten von nichts anderem als von Siegen vernommen, die Vernichtung des glänzendsten Heeres, welches die Welt noch gesehen, mit dürren Worten eingestand. Kaum ein Haus war in dem weiten Reiche, das nicht seinen Todten hatte. Aber Napoleon kannte seine Franzosen; er ließ ihnen keine Zeit, über das Entsetzliche nachzudenken, eben deshalb war das Bulletin erst einen Tag vor seiner Ankunft veröffentlicht worden, und der Eindruck, den es hervorgebracht, verschwand beinahe vor dem der unerwarteten Kunde, der Kaiser sei in Paris. Ja, Frankreich athmete auf bei dieser Nachricht; drohte doch in des Kaisers Abwesenheit Alles aus den Fugen zu gehen in diesem straff zentralisirten Staate, der nur zu leben vermochte, wenn eine übermächtige Kraft ihn lenkte, und — so paradox es klingt — den ärgsten Schrecken hatte nicht das Bulletin von Malodetschno hervorgerufen, sondern die Furcht, der Kaiser werde neue, unabsehliche Opfer an Geld und Menschen fordern. Und er verlangte sie nicht, er erklärte, bis zum September 1813 keiner neuen Leistungen zu bedürfen. Es setzt uns jetzt nicht mehr in Erstaunen, wenn wir sehen, daß er damit eine bewußte Lüge aussprach; er war von vornherein entschlossen, im Frühjahr den russischen Krieg wieder aufzunehmen mit riesigen Streitkräften; aber er verstand es, die Aufmerksamkeit von seinen Rüstungen abzulenken durch das dröhnende Getöse, mit dem seine offizielle Presse den hirnlosen Putsch des Generals Mallet behandelte, der ein Gerücht von des Kaisers Tod benützt hatte, um sich vorübergehend selbst in den Besitz der Gewalt zu setzen, und durch pomphafte Vorbereitungen zur Krönung der Kaiserin und ihres Sohnes. So spurlos war das ungeheuere Gottesgericht an diesem Manne vorübergegangen; nicht die leiseste Ahnung war in ihm lebendig, daß er die Sonnenhöhe seines Ruhmes überstiegen habe, dem Abgrunde zutreibe. Denn nie hat er etwas geahnt von den Kräften des Gemüths. Die auch noch etwas Anderes als eine straffe Verwaltung, ein schlagfertiges Heer und wohlgeordnete Finanzen für nothwendig hielten, damit ein Staat

bestehe, die schalt er thörichte Schwärmer. Und noch war er Herr über Frankreich, noch wagte Niemand unter seinen Verbündeten auch nur die Wimper zu zucken; sein Zauber schien ungebrochen, und wenige Monate später — so wähnte er — führte er sein Heer von neuem gegen Rußland.

Doch in eben dem Staate, den er mit seinem unversöhnlichsten Hasse verfolgt hatte, den er gebrochen meinte, den noch seine Regimenter besetzt hielten, in Preußen, da brach jetzt der Gedanke zum Abfall durch. Nicht eine leidenschaftliche, plötzliche Erhebung war es; vorsichtig, zögernd, schrittweise hatte die Regierung des Königs den Krieg vorbereitet mit einer diplomatischen Meisterschaft, die wir erst jetzt vollständig zu übersehen vermögen. Das entsprach der Lage und dem Charakter der leitenden Männer. König Friedrich Wilhelm war kein Mann des raschen, kühnen Entschlusses, und Hardenberg, ein feiner Diplomat von nur mäßiger Tiefe der Empfindung, weder an Genialität des Blickes noch an großartiger Leidenschaft seinem Vorgänger Stein entfernt zu vergleichen; aber es ist nicht wahr, daß nur die Volkserhebung sie mit sich fortgerissen; sie setzte nur ein im rechten Momente, um der längst vorbereiteten Aktion eine unwiderstehliche und — wer könnte es leugnen! — auch von den Regierenden ungeahnte Wucht zu verleihen. Als jener Brief Napoleon's von Dresden her, der die Verstärkung des preußischen Hilfskorps auf 30000 Mann verlangte, am 16. Dezember eingegangen war, traten die vertrauten Räthe des Königs, Albrecht, Knesebeck, Ancillon, Hardenberg, zu jenen Verhandlungen zusammen, die der ganzen Aktion den Plan entwarfen. Sie zweifelten nicht, daß der Augenblick der Befreiung gekommen sei. Aber man war weit davon entfernt, sich blindlings und unbedingt in die Arme der Russen zu werfen, man fürchtete ihre Pläne auf Polen, ja auf Ostpreußen, und ebendeshalb sollte Preußen nur im festen Bunde mit Oesterreich vorgehen, zunächst mit demselben sich zur bewaffneten Vermittelung verbinden, erst nach Ablehnung derselben den Krieg erklären, vor der Hand aber, um diese Verhandlungen und die sofort zu beginnenden Rüstungen zu decken, den Schein des französischen Bündnisses wahren. Noch ahnte keiner der treuen Patrioten, welche ungeheure Kraft in dem still vor sich hinlebenden Volke schlummere; noch im Januar 1813 hat Oberst Knesebeck die verfügbaren preußischen Streitkräfte auf nur 30000 Mann berechnet.

Demgemäß ging am 3. Januar 1813 General v. Krusemark mit der Antwort des Königs auf den Dresdner Brief Napoleon's nach Paris ab: Preußen sei bereit zu rüsten, sei bereit, ein Korps um Graudenz zu sammeln, nur müsse Frankreich ihm durch Rückzahlung der gemachten Vorschüsse zu Hilfe kommen. Während man so gegenüber Napoleon den Schein des Bündnisses wahrte, eilte Oberst v. Knesebeck, schon früher zu diplomatischen Sendungen verwandt und

der entschiedenste Anhänger des österreichischen Bündnisses, nach Wien (4. Jan.). Er sollte zunächst den Beitritt Preußen's zur österreichischen Friedensvermittelung ankündigen, für den Fall, daß sie mißlinge, den engen Anschluß beider Mächte vorschlagen, war ein solcher für jetzt nicht durchzusetzen, die positive Erklärung fordern, welche Haltung Oesterreich einem — vielleicht bald nöthigen — Bündnisse Preußen's mit Rußland gegenüber zu beobachten gedenke. Als Ziele des Krieges hatte er die Erlangung der Rheingrenze, die Auflösung des Rheinbundes, die militärische Hoheit Preußen's über den Norden, die Oesterreich's über den Süden Deutschland's zu bezeichnen. Von der territorialen Neugestaltung Preußen's war keine Rede, eine Unklarheit, die auch durch die späteren Verhandlungen hindurchgeht und sich bitter gerächt hat.

Hatte man in Berlin wirklich ein Recht, so unbedingt auf Oesterreich zu zählen, wie Knesebeck es für rathsam hielt? Man schien fast vergessen zu haben, daß in der Hofburg der alte Groll gegen den nordischen Nebenbuhler noch keineswegs verschwunden war, daß Metternich zwar ein lebensfähiges, keineswegs aber ein ebenbürtiges Preußen wünschte. Meisterhaft war Metternich's Spiel; aber diejenigen irrten, die etwas anderes darin sahen, als eine spezifisch österreichische Politik. Schon am 9. Dezember hatte er seinen Gesandten Floret in Wilna angewiesen, bei dem Herzoge v. Bassano die Vermittelung Oesterreich's zur Herstellung des allgemeinen Friedens anzubieten, und General Bubna, der dann die kaiserliche Antwort auf den Dresdener Brief Napoleon's nach Paris überbrachte, hatte denselben Auftrag erhalten. Kein Zweifel, daß es Metternich mit dieser Vermittelung zunächst Ernst war. Seine ganze Natur war nichts weniger als kriegerisch, stets vermittelnd, „kalmirend"; und ihm wie Kaiser Franz I. galt jede Erregung der Völker als „jakobinisch". Aber er sicherte durch sein Auftreten seinem Staate auf jeden Fall eine hervorragende Geltung. Denn so gewiß er für jetzt die diplomatische Leitung in die Hand nahm, so gewiß mußte seinem Oesterreich auch die Oberleitung des Krieges, wenn er doch ausbrach, zufallen. Trat es im rechten Augenblicke gerüstet zwischen die Streitenden, so entschied sein Beitritt zu der einen oder andern der kämpfenden Parteien den Krieg, und jede mußte deshalb bereit sein, ihn durch die Unterwerfung unter Oesterreich's Leitung zu erkaufen. So hat Metternich die entscheidende Rolle vorbereitet, die Oesterreich seit dem Juni 1813 gespielt hat. Daß die Schlacht bei Leipzig ein österreichischer Feldherr kommandirte, daß der Kongreß, der Europa neu gestaltete, in Wien sich versammelte, war sein Werk. Und was er aus Paris erfuhr, das mußte ihm allerdings beweisen, daß der Weltkrieg, nicht der Weltfrieden komme. Denn von ungeheuren Rüstungen hatte Napoleon zu Bubna gesprochen (31. Dezember); nicht ein Dorf wollte er abtreten, weder vom Empire noch vom Herzogthum

Warschau; weder Spanien noch Neapel sollte den Napoleoniden entrissen werden. Das war sein „Friedensprogramm“! Und prahlend, fast drohend entwickelte er in seinem Schreiben vom 7. Januar dem verehrten Schwiegervater seine immer noch riesigen Mittel und seine noch riesigeren Pläne; mit 400000 Mann dachte er den Feldzug gegen Rußland im Frühjahr 1813 zu eröffnen, wenn es seine Bedingungen nicht annehme; so gar nichts ahnte er von den Plänen der Wiener Hofburg, daß er noch 30000 Mann mehr von Oesterreich forderte und dagegen nicht eine Scholle Landes, nur einen elenden Subsidienvertrag in Aussicht stellte. Damit war Oesterreich's Stellung gegen Frankreich entschieden. Doch „wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit“.

Da ging die Kunde von einer ungeheuren That „wie ein Erdbeben“ durch Europa. Ein preußischer General hatte es gewagt, auf eigene Hand von den Franzosen abzufallen; am vorletzten Tage des scheidenden Jahres 1812 hatte York mit den Russen die Konvention von Tauroggen geschlossen mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er that, und davon, daß sein Beginnen der Anfang sei zum Kampfe auf Leben und Tod. Auch Napoleon schien einen Augenblick die Binde von den Augen zu fallen: „Dies unselige Beispiel wird dem russischen Kabinette den Kopf schwindeln machen,“ sagte er am 15. Januar zu Krusemark, der im Namen seiner Regierung die That York's aus seiner militärischen Zwangslage zu entschuldigen suchte; „es ist ein großes politisches Ereigniß. Wir stehen vielleicht am Vorabend großer Dinge. Es ist ein Sturm, durch den wir hindurch müssen.“ Und in der That, die kleine schwarze Wolke, die dort in dem fernsten Winkel preußischer Erde zwischen Haff und Njemen sich erhob, sie sollte zu einem Unwetter anschwellen, das Napoleon und alle seine Macht verschlang.

Das preußische Korps, 20000 Mann, hatte, mit der 7. Division (Grandjean) der „großen Armee“ vereinigt, das 10. Korps gebildet, das als linker Flügel unter Marschall Macdonald's Führung durch Samogitien und Kurland gegen Riga vorging. Die Stärke der Russen in Riga und der Mangel eines Belagerungsparks hatten den Angriff auf diese Festung verhindert, und so standen die Preußen neben Bayern, Westphalen und Polen um Mitau und längs der Aa, ihre Stellung oft nur unter blutigen Gefechten behauptend und ihre alte Tapferkeit auch in diesem Kriege bewährend, so wenig Sympathie sie auch für die Bundesgenossen fühlten. Eben dort, unter Rheinbündnern und Polen, wahrten sie den schroffen Preußenstolz. Keiner mehr, als ihr General, David Ludwig v. York, ein schneidiger Soldat, ein sicherer Führer noch aus der Schule des großen Friedrich, der auch den unseligen Feldzug von 1806 ruhmvoll durchgefochten, streng und hart gegen sich wie gegen andere, und doch väterlich besorgt um das Wohl seiner Untergebenen, deshalb ihrer unerschütter-

lichen Treue und Liebe gewiß, auch ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, der groß dachte vom Adel und zornig auf die „Neuerungen“ Stein's und Scharnhorst's schalt, vor allem ein treuer Preuße, ein loyaler Diener seines Königs. So hatte er sein Korps geführt, den Preußenstolz in ihm stets lebendig erhalten, dem Marschall Macdonald, vielleicht dem liebenswürdigsten der Napoleonischen Granden, nie etwas anderes als strenge Pflichterfüllung und kalte Höflichkeit bewiesen. Da trafen Anfang November die ersten Nachrichten vom Rückzuge der „großen Armee“ in Mitau ein, zugleich mit ihnen die erste Aufforderung der Russen — des Generals Essen in Riga — zum Abfall. York gab keine Antwort, wandte seine volle Aufmerksamkeit seiner Stellung zu, die der plötzlich eintretende Frost höchst unsicher machte. Aber der General, der in kühler Ruhe die Selbständigkeit seines Korps wahrte, war den Franzosen des Hauptquartiers längst ein Dorn im Auge; sehr berechtigte Klagen, die preußische Befehlshaber über die ganz ungenügende Verpflegung erhoben, wies man mit kränkenden Worten ab und schärfte die Abweisung durch den Vorwurf, York sei ein Feind Frankreich's und des Kaisers. Wollte man ihn dadurch zu heftiger Entgegnung reizen, ihn auf diese Weise unmöglich machen, so mißlang das; er blieb kühl, besonnen wie immer. Die Franzosen ahnten nicht, wie gefährlich es vielleicht eben jetzt sei, dem General ein unverdientes Mißtrauen zu zeigen. Denn auf's neue drängten die Russen. Der neue Gouverneur Riga's, Paulucci, forderte ihn direkt zum Abfall, mindestens zur Trennung von den Franzosen auf; im Auftrage des Czaren wandte sich Wittgenstein, Befehlshaber der russischen Nordarmee, in demselben Sinne an ihn. Welche Lage für den treuen Preußen und den loyalen Soldaten! Er wich aus, erklärte nichts ohne Weisung seines Königs thun zu können, und sandte am 5. Dezember seinen treuen Adjutanten Seydlitz nach Berlin, „um die Entschließung Sr. Maj. zu erbitten“. „Los von Frankreich!“ das war seine Losung als Preuße, „Nichts ohne den König!“ sein Grundsatz als Soldat. Die Nachrichten, die ihm am 8. Dezember Lieutenant v. Canitz brachte — er hatte voll Entsetzen die jammervollen Trümmer der „großen Armee“ in Wilna gesehen —, bestärkten York in der Ansicht, die Stunde der Erhebung sei da. Denn hatte bisher das preußische Korps — damals noch etwas über 17000 Mann stark, darunter 15000 Dienstfähige — neben den ungeheuren Massen des Hauptheeres wenig bedeutet, jetzt, da dies vernichtet war, beruhte auf York und seinen Tapfern die einzige Hoffnung der Franzosen, die Russen an ihrer Grenze zurückzuhalten. Sein Verhalten entschied das Geschick des Feldzuges. Wie, wenn er sich ihnen versagte? Und auf's neue drängt Paulucci und schlug am 7. Dezember eine persönliche Zusammenkunft vor. Doch wiederum verwies ihn York auf die zu erwartenden Weisungen seines Herrn. Aber diese

kamen nicht; nur das vermochte er aus einer königlichen Kaninetsordre vom 6. Dezember und aus einem Schreiben Hardenberg's zu erkennen, daß man in Berlin sein Verhalten Macdonald gegenüber nicht mißbillige.

In der That war erst am 13. Dezember früh Seydlitz in Berlin angekommen. Es waren die Tage jener entscheidenden Berathungen. Aber was die Russen von York verlangten, das eilte den Plänen des Hofes weit voraus, hätte den Bruch des noch völlig ungerüsteten Staates mit Frankreich bedeutet, wenn die Regierung es anordnete. Sie konnte nicht anders handeln, als sie dann that. Erst am 21. Dezember ging Seydlitz wieder ab; neben der Ernennung York's zum Generalgouverneur von Ostpreußen — gewiß ein bedeutsames Zeichen königlichen Vertrauens — überbrachte er ihm die mündliche Weisung des Monarchen: er solle nach den Umständen handeln, nicht über die Schnur hauen. Damit war dem General gewiß eine große Freiheit gelassen, aber die volle Verantwortung fiel eben deshalb auf seine Schultern; eine Instruktion waren diese Worte nicht.

Doch ehe noch Seydlitz ihn wieder erreichte, war die Lage völlig verändert. Am 18. Dezember hatte Macdonald die Gewißheit, die „große Armee" sei vernichtet, auch Kowno am Njemen bereits geräumt, die Russen — hinter seinem Rücken — im Marsche auf Tilsit. Da befahl er den Abmarsch auf der großen Straße durch Samogitien nach Memel und Tilsit, er selbst voraus mit der Division Grandjean und den Preußen Massenbach's; nach ihm — mehr als 36 Stunden später, nach des Marschalls Weisung — brach York auf. Es war ein schrecklicher Marsch durch das öde, dünnbevölkerte, mit tiefem Schnee bedeckte Land, auf spiegelglatter Straße, bei einer Kälte, die bis 24 Grad stieg; oft glitten und stürzten Mann und Pferd, nur schrittweis kam man vorwärts. So ging es Tage lang in ununterbrochenem Zuge, oft des Nachts. Es war am Weihnachtsabend dieses schrecklichen Jahres, und mancher mochte seufzend seiner Lieben daheim gedenken, da langte York in Kelmi an, etwa halbwegs nach Tilsit. Dort fand er den Befehl Macdonald's vor, auf Tauroggen und Tilsit zu gehen, den letzten, den er von ihm erhielt. Aber wie nun der Zug am ersten Weihnachtsfeiertage weiter geht, voran Kleist, nach ihm York, zwischen beiden die stundenlange Wagenkolonne, bei tiefem Schnee, eisigem Winde, unter grauem Wolkenhimmel sich wie eine endlose dunkle Schlange durch die weiße Landschaft windend, da trifft in der Dämmerung Nachmittags gegen 4 Uhr Kleist's Vorhut auf den Feind. Ein starkes russisches Korps hält die vorliegenden Höhen besetzt, es ist Generalmajor v. Diebitsch von Wittgenstein's Armee. Und gleichzeitig kommt von der Nachhut die Kunde, sie werde heftig gedrängt. Man war von hinten und von vorn gefaßt, von Macdonald abgeschnitten! Wollte York nicht durch einen nutzlosen Kampf

für fremde Zwecke sein Korps auf's Spiel setzen, so mußte er die Hand annehmen, die Diebitsch — ein Deutscher wie er — ihm bot. Spät Abends trafen sich die beiden Männer zwischen ihren Vorposten; mit Diebitsch war Karl v. Clausewitz, der genialste militärische Theoretiker der Zeit, den das preußisch-französische Bündniß in russische Dienste getrieben. Diebitsch bot eine Neutralitätskonvention für das York'sche Korps. Noch schloß York nicht ab, aber er lehnte auch nicht ab, der Kampf sollte sofort aufhören, die Preußen in den nächsten Tagen ungehindert vorwärts gehen, scheinbar um den Russen auszuweichen. So geschah es; mühselig zog man weiter, kam am 28. Dezember in Tauroggen an, unweit der Grenze. Von hier sandte York den Grafen Henkel v. Donnersmark nach Berlin mit dem letzten Briefe Paulucci's vom 22. Dezember, dem ein Schreiben des Czaren an den General vom 18. beigelegt war, und einer Darstellung seiner Lage.

Die Entscheidung war nicht länger hinauszuschieben. Denn am Abend des 29. brachte Clausewitz ein Schreiben aus Wittgenstein's Hauptquartier, des Inhalts: ein weiteres Zögern York's werde ihn zwingen, jede Unterhandlung abzubrechen; aber am 31. werde er auch zwischen Tilsit und Königsberg den Weg verlegen. Er traf York in höchster Erregung; Seydlitz war da, aber ohne Instruktion, mit einer allgemeinen Weisung, die York's Verantwortlichkeit nur schärfte; von Macdonald war doch ein Bote durchgekommen, mit der Kunde, der Marschall erwarte ihn in Tilsit. Er wußte genau, daß die Russen viel zu schwach seien, um ihm den Weg wirklich zu sperren. That er jetzt seine formale Pflicht, schlug er sich durch, wer mochte ihn darum schelten? ja, er wagte seinen Kopf, that er sie nicht. Aber die einzige Möglichkeit, die Russen aufzuhalten, d. h. den Franzosen Zeit zu Rüstungen zu verschaffen, bot York's Korps; hielt er sie auf, so verspielte er den nie wiederkehrenden Moment der Befreiung, schmiedete die Ketten Preußen's noch fester. Für York's eisernes Pflichtgefühl eine furchtbare Wahl! — Er traf sie ganz allein; auf sein Haupt allein nahm er die ganze Verantwortung und alle Folgen. Er läßt den Stabschef Oberst Röder rufen, vernimmt seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Schritt. Dann, nach einigen schweigenden Augenblicken wendet er sich an Clausewitz: „Ihr habt mich! Sagt dem General Diebitsch, daß ich morgen früh mich bei den russischen Vorposten einfinden werde. Aber ich werde meine Sache nicht halb thun, ich werde Euch auch noch den Massenbach verschaffen.“ Er fragt den Lieutenant Wernsdorf, der eben von Massenbach gesandt worden: „Was sagen Eure Leute?“ und als der junge Offizier begeistert ihre Zustimmung versichert, da meint der General: „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ Dann beruft er seine Offiziere; in kurzen, ergreifenden Worten schildert er

ihnen, was er gethan; ein begeisterter Jubel ist die Antwort; er aber schließt die Szene mit den frommen Worten: „So möge denn unter Gottes gnädigem Beistand das Werk der Befreiung beginnen und sich vollenden."

Ausschließlich Deutsche waren es, die in den Morgenstunden des nächsten Tages, des 30. Dezember, in der Poscherun'schen Mühle bei Tauroggen sich versammelten: Diebitsch und Clausewitz von russischer, York, Röder, Seydlitz von preußischer Seite; der letztere schrieb die Paragraphen der Konvention. Sie erklärte York's Korps für neutral, wies ihm den Landstrich nördlich der Memel an, gestattete ihm, falls der König die Abkunft verwerfe, den freien Abmarsch gegen das Versprechen, zwei Monate lang nicht die Waffen gegen Rußland zu führen. Jubelnd vernahmen die Truppen, was geschehen; mit endlosen, donnernden Hurrahs — sie hatten das Wort von den Russen gelernt — begrüßten sie am Sylvesterabend den preußischen Grenzadler und die Bataillone Massenbach's, der auf den direkten Befehl York's Tilsit verlassen hatte, über das Eis der Memel gegangen war und ihm entgegen kam. Jede Brust athmete auf: der verhaßten Bundesgenossenschaft war man ledig; mit dem Neujahrsmorgen von 1813 war auch der Morgen des Befreiungstages angebrochen.

Die so hofften, ahnten wenig von der peinlichen Lage ihrer Regierung. Der König hatte am 2. Januar die Meldung York's, er werde sich zu einer Konvention verstehen müssen, mit den beigelegten Schreiben Paulucci's und des Czaren erhalten; er war von dem letzteren, welches das Anerbieten eines Bündnisses zur Wiederherstellung Preußen's in dem Umfange von 1806 enthielt, freudig überrascht, er billigte York's Entschluß und suchte diplomatisch das Ereigniß den Franzosen gegenüber vorzubereiten. Hardenberg entwickelte deshalb dem französischen Gesandten St. Marsan, wie schwierig des Generals Lage sei, und wie an alledem nur sein auf Macdonald's Befehl erfolgter verspäteter Abmarsch die Schuld trage. Doch als am 4. Januar gegen Abend ein Adjutant Macdonald's — Hardenberg war eben mit Fürst Hatzfeld, St. Marsan u. a. bei General Augereau, dem Kommandanten Berlin's, zu Tische — das wirklich Geschehene meldete, das Schreiben York's an den Marschall überbrachte, welches unverhüllt das Schicksal des Korps von den Verhandlungen der kriegführenden Mächte abhängig machte und damit indirekt zugestand, die Konvention sei nicht aus militärischen, sondern aus politischen Gründen geschlossen, da bemächtigte sich der Franzosen tiefe Bestürzung, und auch der König erschrak. Wie oft und wie bitter hat man nachmals dem Monarchen dies zum Vorwurf gemacht! Wir übersehen jetzt besser, wie begründet es war. Erkannte der König die Konvention an, so brach er in einem Momente mit Frankreich, wo Preußen militärisch noch unvorbereitet, politisch völlig isolirt war, wo die Russen noch kaum die fernste Grenzlandschaft des Staates er-

reicht hatten, obendrein sich selbst kaum weniger schwach fühlten als die Franzosen — sie zählten damals alles in allem keine 50000 Mann —, wo auf der andern Seite die Franzosen an der Weichsel fast ebensoviel zur Verfügung hatten, 12000 in Berlin und Spandau standen, gegenüber wenigen Tausend Preußen in Potsdam und Charlottenburg, 24000 im Marsche von Magdeburg her waren, wo ein Wink Augereau's genügte, um den König in seine Hand zu bringen. Die Freunde fern, schwach, unsicher, die Feinde nahe, stark, entschlossen, das ließ keine Wahl. Der König beschloß also, die Konvention thatsächlich anzunehmen, den Franzosen gegenüber zu verleugnen. So ging am 5. Januar Major v. Natzmer nach Elbing an König Murat ab, der an Napoleon's Stelle das Kommando der „großen Armee" führte. Das königliche Schreiben an ihn meldete, York sei entsetzt und werde vor ein Kriegsgericht gestellt; sein Kommando solle Kleist übernehmen, die Konvention sei kassirt, das Armeekorps stehe zu Murat's Verfügung. Auch an York sollte der Major — so hieß es gegenüber Murat — diese Ordre bringen, aber ein geheimer mündlicher Befehl des Königs, im Beisein Hardenberg's gegeben, wies ihn an, statt nach Tilsit zu Kaiser Alexander zu gehen und diesem im Namen des Königs zu erklären, Preußen sei bereit, sich zu erheben, an Rußland sich anzuschließen, sobald sein Heer die Weichsel überschreite. Das bedeutete: York sollte offiziell seine Absetzung gar nicht erfahren, und der sie ihm überbrachte, die ersten Fäden des russisch-preußischen Bündnisses schlingen. Nach Paris aber eilte am 12. Januar Fürst Hatzfeld, um dort ein Entweder-Oder vorzulegen, das aus dem Munde dieses erklärten Anhängers der französischen Allianz doppelt bedeutsam klang. Denn er eröffnete dem Kaiser, die Erbitterung in Preußen und ganz Deutschland sei ungeheuer, die Regierung kaum noch Herr ihres Volkes und schlechterdings außer Stande, neue Lasten zu übernehmen für Frankreich. Wolle Napoleon ihre Treue sichern, so müsse er seine finanziellen Verpflichtungen erfüllen. Das war eine Sprache, wie sie Preußen ihm gegenüber seit Jahren nicht zu führen gewagt hatte. Doch er vermaß sich noch immer, dies tief empörte Volk niederzuzwingen mit seinen Legionen und seinem Genie. Aber weshalb hatte ihn denn York's Abfall, den die Regierung mit der Entsetzung des ungehorsamen Generals beantwortete, so tief erregt, ihn, der zwar zornig aufgebraust war, als ihm Kaiser Franz einfach mittheilen ließ, auf seinen Befehl habe der Führer des österreichischen Hilfskorps, Fürst Schwarzenberg, das Herzogthum Warschau geräumt, um die eigenen Grenzen zu decken, d. h. es den Russen preisgegeben, aber dann den Groll über dieses bundesfreundliche Verfahren des Schwiegervaters tief in seine Brust verschloß? Ahnte er instinktiv, daß die Einstellung der österreichischen Heeresfolge eine That des Wiener

Kabinettes sei, und York's Konvention aus dem tiefsten Grunde des preußischen Volksbewußtseins erwachsen?

Bald sollte auch dem Imperator der letzte Zweifel daran schwinden. Am 20. Januar Morgens war Natzmer wieder vom Czaren in Potsdam eingetroffen, hatte gemeldet, die Russen würden über die Weichsel gehen. Die Nachrichten Knesebeck's aus Wien lauteten nicht ungünstig, und als nun vollends die für sicher gehaltene Kunde kam, Augereau wolle sich der Person des Königs bemächtigen, da beschloß der Hof, was längst geplant war, auszuführen. Am 22. Januar Morgens verließ Friedrich Wilhelm mit seinen Söhnen Potsdam, am 25. zog er in dem jubelnden Breslau ein. Er war in Sicherheit und frei.

Seine treuen Preußen verstanden, was das bedeute: ihr König war entschlossen zum Bruche mit Frankreich. Frohlockend trugen sie die Kunde von Ort zu Ort, von Haus zu Haus. Sie hatten die jammervollen Reste der „großen Armee" gesehen, zerschmettert war die Macht des „Korsen", des namenlos verhaßten; sie hatten jubelnd die kühne That York's vernommen und trauernd ihre Verwerfung durch den König, aber sie warteten seines Befehles, sie stellten sich ruhig und geräuschlos als Reservisten und Rekruten, als er die Verstärkung seiner Regimenter anordnete, mit Musik und Gesang zogen die Schaaren aller Orten ein. Die stille Hoffnung flog von Herz zu Herz und ließ sie höher schlagen, das alles könne doch nicht für Frankreich, es müsse gegen Frankreich sein. Und nun kam die Kunde von Breslau, nun umdrängten die Schlesier mit stürmischem Jubel den geliebten Herrscher, und auch der kühle Rechner, Freiherr v. Hardenberg, ward ein verwandelter Mensch unter dieser elektrischen Berührung.

Aber noch ahnte er nicht, was dies Volk zu leisten gewillt und fähig sei. Ost-Preußen war in voller Bewegung. Keine andere Provinz hatte in den letzten entsetzlichen Jahren so furchtbar gelitten, wie dies arme Land. Der blutige Krieg von 1806/7 hatte ihren Viehstand, die Grundlage ihres Reichthums, zerrüttet, die Bevölkerung um ein Fünftel vermindert, die Kontinentalsperre ihre blühende Getreideausfuhr vernichtet. Eine völlige Mißernte im Jahre 1811 kam hinzu, und was an Wohlstand noch übrig war, das fraßen die ungeheuren Einquartierungen und Durchmärsche des nächsten Jahres. Aller Orten traf der Blick auf verbrannte Höfe, verödete Felder, kummervolle Gesichter. Und an all' dem Verderben war doch nur der Eine Schuld; ihn und sein Volk traf ein furchtbarer Haß, um so unversöhnlicher, je langsamer er um sich griff in diesen nüchternen, phlegmatischen Menschen, die gewöhnt waren, ihre Gefühle zu beherrschen. Nirgends war der Eindruck des furchtbaren Gottesgerichtes in Rußland tiefer als hier, wo man den ganzen blendenden Glanz und den ganzen frechen Uebermuth der Franzosen mit Trauer

und mit verhaltenem Groll wenige Monate vorher geschaut hatte. Und nun sah man seit dem 10. Dezember die elenden Reste dieses Heeres zurückkehren, vereinzelt, unbewaffnet, halb erfroren, den Keim des Todes in sich tragend. Und hinter ihnen her brausten die Kosaken über die Grenze; bald, noch ehe das Jahr zu Ende ging, folgten die Truppen Wittgenstein's. Sie hielten treffliche Mannszucht, denn sie kamen als Freunde, als Befreier; so verkündeten es ihre Aufrufe, so bekannte es laut jeder Offizier und jeder Soldat, und wieviele Deutsche, treffliche Namen, waren doch unter ihnen! Und endlich, am Neujahrstage, flog die Kunde von Tauroggen durch das Land. Unendlich war die Erregung, sie wuchs täglich, stündlich. Kein Mensch wollte mehr den Franzosen dienen; nur die Barmherzigkeit wahrlich des gutartigen Volkes rettete die Reste der „großen Armee" vor elendem Tode, und doch kam es schon zu gewaltsamen Auftritten: in Königsberg wurde ein französischer Gensdarm, der einen preußischen Rekruten thätlich beleidigt, von der erbitterten Menge auf der Stelle erschlagen, im Angesichte der französischen Schloßwache, vor den Augen König Murat's. „Jetzt oder nie!" so klang überall die Losung.

Aber wo waren die Führer für dies in seinem Innersten erregte und zu jedem Opfer bereite Volk?

Von Berlin konnte man damals noch nichts erwarten. Und York — er war zunächst nicht der Mann dazu, eine Volkserhebung zu leiten. Ihn quälten pessimistische Zweifel, denn seine Rechnung, die Russen würden die Reste des Macdonald'schen Korps — etwa noch 6000 Mann — vor Königsberg abschneiden, vernichten, so seine Kapitulation militärisch rechtfertigen helfen, damit zugleich den Franzosen die Weichsellinie entreißen, hatte ihn betrogen: Macdonald war glücklich in Danzig angelangt. Und nun kamen am 10. Januar die Berliner Zeitungen in Königsberg an mit der Nachricht, die Konvention sei verworfen, er selbst seines Kommandos entsetzt! Da stiegen schwarze Bilder vor ihm auf: er sah sich entehrt, verurtheilt, erschossen. Er wollte den Befehl über sein Korps an Kleist übertragen, aber dieser nahm ihn nicht und erklärte, Niemand werde sich finden, der ihn nähme. Da raffte sich York auf. Noch wußte er offiziell von nichts, und die Ereignisse trieben vorwärts; schon am 6. Januar hatte Königsberg, das am vorigen Tage die Franzosen verlassen, den Russen Wittgenstein jubelnd begrüßt; seit dem 8. war York selbst in Königsberg, und der eiserne Soldat wurde weich, als die Studenten der Universität ihn begeistert umringten. Er beschloß, die Befehle des Königs zu ignoriren, den Krieg auf eigene Hand zu beginnen. Aber zum Volksführer geschaffen war der schroffe Militär, der stolze Edelmann, der obendrein jetzt ganz isolirt stand unter diesen reservirten Ostpreußen, mit nichten, und der Landhofmeister und Regierungspräsident Auerswald, der gewissenhafte, aber

ängstliche und bedenkliche Beamte, noch weniger. Die Provinz verzehrte sich vor Ungeduld: schon warben Edelleute und hohe Beamte auf eigene Faust im Stillen, und verzweifelnd meldete Auerswald nach Berlin, er werde bald „den Ausbrüchen eines lange verhaltenen Rachegefühls“ nicht mehr wehren können. In vereinzelten, nutzlosen Erhebungen drohte die edle Kraft des Landes sich zu erschöpfen.

Da faßte eine festere Hand die Zügel. Am 16. Januar war Freiherr von Stein, von Ernst Moritz Arndt als seinem Sekretär begleitet, im Hauptquartiere des Czaren eingetroffen. Am 22. kam er nach Königsberg. Eine kaiserlich russische Vollmacht wies ihn an, die Verwaltung des Landes zu führen und seine Kräfte der guten Sache dienstbar zu machen, bis eine Vereinbarung mit Berlin erfolgt sei. Rasch verständigte er sich mit dem Präsidenten Theodor v. Schön in Gumbinnen und mit York und Auerswald in Königsberg dahin, daß der ostpreußische Landtag, den er selber einst reformirt, sofort einzuberufen sei, um die Bewaffnung des Landes auf Grundlage des Landwehrgesetzentwurfs von 1808 zu beschließen. Schon am 23. Januar ergingen die Wahlschreiben in alle Kreise. Aber die am nächsten Tage angekommenen Berliner Zeitungen vom 19. enthielten ja die königlichen Verfügungen gegen York; der ängstliche Auerswald schwankte, wollte nur von einer „privaten Versammlung der Stände“, nicht einem Landtage wissen, und obwohl Stein's großartige Natur voll Gluth und Leidenschaft diese Bedenken nicht begriff, gab er doch in der Form nach. Da wirkte wahrhaft erlösend die Ankunft des Majors v. Thile aus Berlin; er brachte an York, als Generalgouverneur der Provinz, neue Befehle und die Nachricht, der König gehe nach Breslau. Jetzt erkannte der treue Mann, daß sein Monarch seine Verfügungen gegen ihn stillschweigend zurücknehme; jetzt athmete er auf, befreit von der schwersten Last. Schon war auch seit dem 24. Januar sein Korps im Vormarsche gegen die Weichsel im Verein mit den Russen: es war keine Wahl mehr.

Am 5. Februar eröffnete der Landtag seine Sitzungen, eine durchaus königstreue, konservative Versammlung adlicher Großgrundbesitzer, städtischer Deputirter, freier Bauern, besonnener Männer, nicht stürmischer Enthusiasten. Das Erste, was er beschloß, war, den Vorsitz und die Leitung an York zu übertragen als den Stellvertreter des Königs. Denn Preußen wollten sie bleiben, nicht ein Jota der Autorität ihres Königs vergeben. Eine Deputation wurde an York gesandt, er kam, übernahm das Amt mit kurzer, tief erregter Ansprache, die mit den Worten schloß: „Ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Theilnahme Aller; ist die Uebermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen!“ Ein jubelndes „Es lebe York!“ begleitete ihn, als er den Saal verließ; er aber

wandte sich um, gebot ernst Schweigen und sagte: „Meine Herren, auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus.“ Die von den Ständen niedergesetzte Kommission verständigte sich rasch mit ihm; er forderte von der Provinz, einem armen Lande von 1 Million Einwohner, außer den regulären Verstärkungen, die sie schon zum Heere gestellt hatte oder noch stellen mußte (30 000 Mann), noch 20 000 Mann Landwehr, 10 000 Mann Reserven, ein freiwilliges Nationalkavallerieregiment, Alles auf Kosten der Provinz. Und das Alles bewilligte der Landtag, ohne einen Posten zu streichen, und mit stolz gehobenem Herzen verließen seine Mitglieder Königsberg am 9. Februar, um daheim an der Ausführung zu arbeiten. Graf Ludwig Dohna eilte (13. Februar) nach Breslau, er überbrachte dem König die Beschlüsse seiner treuen Ostpreußen und bat um ihre Genehmigung. Wenige Tage vorher war Stein abgereist; sein Werk war vollbracht. Ostpreußen starrte in Waffen, und wohin auch Dohna auf seiner Reise kam, er fand das ganze Land in ein riesiges Heerlager verwandelt. Am 3. Februar war Knesebeck von Wien her in Breslau eingetroffen; er meldete, Oesterreich werde vorerst seine Neutralität nicht brechen, da es durchaus noch nicht bereit sei, aber Preußen sei seiner Zustimmung gewiß, wenn es mit Rußland sich verbinde. Was man vom Czaren erfuhr, gestattete keinen Zweifel mehr an seinem Ernste, den Krieg fortzuführen bis zur völligen Wiederherstellung Preußen's. Da entschloß sich der König: am 8. Februar publizirte die Schlesische Zeitung, damals das amtliche Organ der Regierung, den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements (datirt vom 3. Februar), um auch die gebildeten Elemente zum Dienste heranzuziehen; am 10. erfolgte die Aufhebung der bisher bestehenden Befreiungen vom Heeresdienst. Die Wirkung war blitzartig, zauberisch. Jeder fühlte, das sei das Signal zur Erhebung gegen den verhaßten Feind; zu Tausenden und wieder zu Tausenden strömten aus allen Ständen, aus den Komptoirs und den Schreibstuben der Behörden, aus den Hörsälen der Universitäten und Gymnasien die Freiwilligen herbei. Unter den Augen der Franzosen meldeten sich in Berlin binnen wenig Tagen ihrer 9000; das einzige Wort, mit dem der Philosoph Fichte am 19. vor seine Zuhörer trat: er schließe seine Vorlesungen, weil ihm trotz vieler Uebung in der Selbstbesinnung jetzt die Kraft dazu zu fehlen beginne, genügte, um sie in die Reihen der Streiter zu führen. Fassungslos stand der Regierungskommissar von der Goltz vor diesem Sturme der Begeisterung; wie sollte er den Franzosen gegenüber dies vertreten! Verzweifelungsvoll schrieb er nach Breslau, doch ein königlicher Befehl (vom 14. Februar) wies ihn an, „dem Enthusiasmus der jungen Leute kein Hinderniß in den Weg zu legen“. Und wie in Berlin, so in ganz Brandenburg, so im ganzen Staate; aus den altpreußischen Theilen des Napoleonischen Königreichs Westphalen eilten schaarenweise die

jungen Leute aus den besten Familien herbei; die Universität Halle hörte auf, denn die Studenten strömten in hellen Haufen zu den alten geliebten Fahnen. Und wer nicht selber eintreten konnte, der gab, was er hatte, zur Ausrüstung der Unbemittelten her: Waffen, Pferde, Getreide, Leinwand, Tuch, Geld, Silberwerth; Beamte verzichteten auf einen Theil ihres Einkommens; das kleine Stolpe in Hinterpommern zahlte damals sofort 1000 Thaler, jeden folgenden Monat 100 Thaler, Stargard hatte am 20. März über 6000 Thaler und 1170 Loth Silbers gesammelt; Kinder schütteten ihre Sparbüchsen aus; in Menge wurden die goldenen Trauringe geopfert und eiserne dafür eingetauscht mit dem Bildniß der Königin Luise und der Aufschrift: Gold gab ich für Eisen 1813. Ein junges armes Edelfräulein, Ferdinande v. Schmettau, schenkte ihren einzigen Schmuck, ihr reiches goldenes Haar. Ja, es war ein armes Volk, das sich da erhob in beispiellosem Opfermuth, und was das Größte in dieser unvergleichlichen Bewegung war — das Alles that es so still und gefaßt, als thue es nur das Alltägliche, des sittlich allein Mögliche. Ein energischer, tiefer Haß lebte in allen, und doch, keine Ausschreitung, keine Rohheit schändete die reinste Erhebung aller Zeiten.

Nach Breslau strömte Alles, was Waffen tragen konnte; dort arbeiteten unermüdlich Scharnhorst und Hake. Und als der König, der vor kaum drei Jahren sein Liebstes, seine Gemahlin verloren, der seitdem oft in düsterer Resignation sich als zum Unglück geboren betrachtete, vom Fenster seines Schlosses aus die endlosen Wagenzüge sah, welche die Berliner Freiwilligen brachten, und den tausendfachen, jauchzenden Zuruf hörte von allen Straßen, und als nun Scharnhorst ihn fragte, ob er jetzt glaube an sein Volk, da stürzten dem Monarchen die Thränen aus den Augen; er hatte den Glauben an seine Preußen wiedergefunden. Gestützt auf das Volk wagte der König die letzten Schritte. Schon war Knesebeck auf dem Wege zum Czaren, um das Bündniß abzuschließen; eine Ordre vom 12. Februar hatte York zum Befehlshaber der Truppen in Pommern und Preußen ernannt; jetzt wies ihn eine zweite an, mit den Russen gegen die Oder vorzugehen. Nach Paris aber ging das Ultimatum Preußen's (13. Februar). Fürst Hatzfeld forderte sofortige Zahlung von 47 Millionen Frcs. auf die preußischen Vorschüsse, die Räumung Danzig's, Pillau's und der Oderfestungen. Nach der Antwort des Kaisers werde die Regierung des Königs ihre weiteren Schritte bemessen. Als Hardenberg dies Alles St. Marsan mittheilte, und dieser erregt bemerkte, das sei der erste Schritt zum Bruche des Bündnisses, Preußen möge sich hüten, den Kaiser zu reizen, da fand der Staatskanzler den Muth zu der Entgegnung: wenn Napoleon die Absicht habe, Preußen zu vernichten, so werde er ein zweites

Spanien finden, der König, umgeben von seinen treuen Unterthanen, werde sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.

Aber der Abschluß mit Rußland ließ auf sich warten. Denn der Czar wünschte ganz Polen als ein selbständiges Königreich mit Rußland zu verbinden, und der preußische Unterhändler bestand auf der Herausgabe der altpreußischen Theile Polen's. Endlich, am 28. Februar, wurde zu Kalisch der Bundesvertrag zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet. Der Czar verpflichtete sich, den Krieg zu führen, bis Preußen auf den Umfang von 1806 gebracht sei; zu seiner Entschädigung sollten alle eroberten Gebietstheile in Norddeutschland mit Ausnahme Hannover's verwendet werden, und für die territoriale Verbindung zwischen Schlesien und Preußen ein noch näher zu bestimmender Theil Polen's. Die Unklarheiten dieses Vertrages haben sich gerächt, aber in diesem Momente gab es keine Wahl mehr. Der Rücken war gedeckt, nun „los von Frankreich!"

Am 15. März kam der Czar in Breslau an, am 16. überreichte Hardenberg dem französischen Gesandten die formelle Kriegserklärung, am 17. zog York ein in das befreite Berlin. Wie schlugen die Herzen dem „Alten" entgegen, wie hallten die Zurufe, wie flatterten die wehenden Tücher aus jedem Fenster! Er aber ritt vor seinen Tapferen her wie immer, streng und kalt, das blaue, scharfe Auge geradaus gerichtet, das weiße Haar flatternd im Winde, er schaute sich nicht um. Zwei Tage später langte der König in Potsdam an; ihm voraus war der „Aufruf an Mein Volk" (vom 17. März) geflogen; er stand an allen Straßenecken zu lesen, als der König kam.

So begann der Befreiungskrieg. Und als der König und die Seinen nur ein Jahr später hinabschauten auf das bezwungene Paris, um das noch der Pulverdampf der letzten Schlacht sich ballte, da war Preußen und Deutschland gerettet und gerächt.

Dresden. Otto Kaemmel.

Die Statistik der Verbrechen und der freie Wille.

I.

Die empörenden meuchelmörderischen Anschläge auf königliche Häupter, die unsere Tage gesehen, auf Fürsten, die nicht etwa als Tyrannen gehaßt oder gefürchtet, sondern von ihrem Volke geliebt und verehrt sind, haben die ganze

gesittete Welt Europa's erschüttert und das öffentliche Denken angeregt, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen. Dieselbe steht aber nicht allein da. Man nehme die täglichen Lokalnachrichten unserer Zeitungen zur Hand: die Selbstmorde, die Verbrechen, namentlich die gewaltthätigen, starren uns in erschreckender Anzahl entgegen. Und doch — die Erfahrung der Vergangenheit bürgt uns dafür — die Kurve der Verbrechen mag in der Kriminalstatistik unserer Tage noch so hoch steigen: sobald wir einen größeren Zeitraum, ein größeres Land betrachten, wird sich die Prozentzahl der Verbrechen in einem bestimmten Lande, unter einer bestimmten Bevölkerungszahl ziemlich gleich bleiben. Das Gesetz der großen Zahlen erzählt uns hier merkwürdige Dinge. Wie roh oder gesittet, wie arm oder reich, wie gebildet oder ungebildet die Bevölkerung eines bestimmten Landes sein mag, bei einer großen Zahl von Beobachtungen lehrt uns die Statistik, daß im Laufe eines Jahres eine ganz bestimmte Anzahl von Verbrechen, von den leichtesten Diebstählen und Betrügereien bis zu den Selbstmorden und Morden begangen werden. Wir können die Zahl mit ziemlicher Sicherheit auch für die Zukunft angeben, wir können sagen, wie sie sich auf die verschiedenen Lebensalter, die verschiedenen Geschlechter, die verschiedenen Lebensumstände und Bildungsgrade, die verschiedenen Bezirke eines Gebietes, die verschiedenen Monate des Jahres vertheilen werden, wie viele Verbrechen bestraft, wie viele unentdeckt und unbestraft bleiben werden.

Quetelet hat dieses Gesetz der gleichen Zahl der Erscheinungen in einer bestimmten Bevölkerung nicht nur für die physischen, sondern auch für die geistigen und sittlichen Eigenschaften und Thätigkeiten des Menschen nachgewiesen. Das Bewußtsein sittlicher Freiheit, daß unsere eigene innere Erfahrung bezeugt, empört sich vergebens gegen dies unbeugsame Schicksal, gegen das Vorhandensein von bestimmten Gesetzen der Wiederkehr und der Zahl der Verbrechen; es hilft ihm auch nichts, die Erscheinungen in die Kreise der niederen Klassen, in die Sphären der Rohheit und des mangelnden Bewußtseins zu verweisen und auf diese sittlichen Defekte zu exemplifiziren; wie wir unter den Königsmördern gebildete Männer, wie Orsini, Nobiling u. a. finden, so auch unter den anderen Verbrechern; Cattaneo bemerkt mit Recht, „daß die Verbrechen nicht allein Ausbrüche träger und verirrter Naturen sind, sondern häufiger in gewissen Zeiten und an gewissen Orten aus dem inneren Zustande der Gesellschaft Nahrung schöpfen". Es gehören hierher gewisse psychologischen Massenwirkungen, wie wir sie nach großen Kriegen beobachten. Wie diese einerseits den Muth und das Bewußtsein männlicher Kraft und Würde steigern, so lockern sie auf der anderen Seite auch die Achtung für das menschliche Leben, die Achtung für das Eigenthum und mindern die Kraft zu dulden,

Unglück und Unbill ohne gewaltthätige Selbsthilfe zu tragen. Aber auch ohne solche tiefere allgemeine Impulse bleibt die regelmäßige Zahl der Wiederkehr der Verbrechen in größeren Zeitläuften und in einer bestimmten Gesellschaft bestehen, und sie bleibt ein ernstes Problem, das mit der Freiheit des menschlichen Gewissens im schneidendsten Widerspruche zu stehen scheint. Denn wie könnte diese bestehen, wenn die Entschließungen des menschlichen Willens zu Recht oder Unrecht der Herrschaft und dem Mechanismus prädestinirter Gesetze unterworfen sind, wenn die Wahrscheinlichkeitsrechnung, gestützt auf eine Reihe von Beobachtungen, uns befähigt, die Gedanken und die Thaten der Menschen vorauszusagen, die Zahl der Unthaten und ihre Modalitäten vorauszubestimmen? Die dira necessitas, die rauhe Nothwendigkeit, träte an die Stelle der freien Wahl und der Verantwortlichkeit; mit demselben Schwamme würde das Verdienst der Tugend und die Schuld des Lasters von der Tafel des Lebens weggelöscht; der Zufall des Looses, das wir aus der sozialen Urne ziehen, würde unsern Lebenslauf bestimmen.

Und doch ist die Prädestinationslehre weiter unter der Menschheit verbreitet, als man gemeinhin glaubt; sie beherrscht nicht nur den ganzen Orient, sie findet nicht nur in dem Fatalismus ihren Ausdruck, der in Rußland selbst in gebildeten Kreisen dominirt, sie ist ja auch geradezu in der Lehre der Kalvinisten enthalten, und man könnte nur fürchten, daß die Wissenschaft der sozialen Statistik ihre Gewalt und Verbreitung unter den Geistern vermehren werde.

Wollen wir die großen hier auftauchenden Gegensätze eines sozialen Problems wie in einem Plaidoyer einander gegenübertreten lassen, so kann dies nicht kürzer und schlagender geschehen, als wenn wir für die allgemeinen Gesetze der Kriminalstatistik einen ihrer Hauptgegner und einen ihrer Hauptvertheidiger einander gegenüberstellen.

Zu den ersteren gehört Laurent, ein Gegner des Fatalismus sowohl, wie der Lehre von der christlichen Vorsehung. „Wo bleibt,“ sagt er, „jener instinktive Mahnruf des Gewissens gegen den Fatalismus des Verbrechens, wenn einige tausend Delinquenten in unwiderstehlicher Weise zu den sie erwartenden Gerichtshöfen und Strafurtheilen hingetrieben werden? Die menschliche Freiheit ist nur ein Spott, ein Hohn, wenn es nothwendiger Weise alljährlich eine vom Verhängniß bestimmte Anzahl von Verbrechen gibt. Diejenigen, welche die Verbrechen begehen, bezahlen die Schuld der Gesellschaft, und diese Unglücklichen sind mehr zu bemitleiden, als zu verabscheuen. Daher gibt es ja auch logisch denkende Schriftsteller, welche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Uebelthäter für unschuldig erklären. Das heißt, es gibt eben keine Verbrecher mehr, und die Menschen loosen eben nur alle Jahre, um eine

Bestimmung darüber zu treffen, wer von ihnen ein Fälscher, ein Mörder, ein Dieb sein wird, ebenso, wie sie darüber das Loos bestimmen lassen, wer von ihnen Kriegsdienste thun soll."

Hören wir dagegen Buckle. Denn es gilt natürlich auch von den übrigen Verbrechen, was er vom Selbstmorde sagt: „In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl von Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz. Die besondere Frage, wer nun das Verbrechen begehen soll, hängt von besonderen Gesetzen ab, welche natürlich in ihrer Gesammtwirksamkeit dem allgemeinen Gesetze gehorchen müssen, dem sie alle unterworfen sind. Die Macht des höheren Gesetzes ist so unwiderstehlich, daß weder die Liebe zum Leben noch die Furcht vor dem Jenseits den geringsten hemmenden Einfluß auf seine Wirksamkeit auszuüben vermag .... die Thatsache der Regelmäßigkeit ist jedem geläufig, der mit der ethischen Statistik vertraut ist. In den verschiedenen Ländern, von denen wir den Nachweis haben, finden wir Jahr für Jahr das nämliche Verhältniß von Personen, die ihrem Leben ein Ende machen, und wenn wir die Unmöglichkeit, einen vollständigen Nachweis zu haben, mit in Betracht ziehen, können wir in der Grenze eines sehr geringen Irrthums die Zahl der freiwilligen Todesfälle für jede folgende Periode voraussagen, natürlich unter der Voraussetzung, daß der Zustand der Gesellschaft nicht irgend eine bedeutende Veränderung erleide." *)

Die letztere Einschränkung, die sich, wie schon Guerry hervorgehoben hat, auf Krieg, Theuerung, Revolution bezieht und eine höhere Kurve bestimmter sittlicher Erscheinungen ergeben kann, ist zugleich die Erklärung, die Buckle dem allgemeinen Gesetze gibt, welches er eben nur als allgemeines, nicht als ewiges und unveränderliches, wie Laurent, auffaßt; er sucht sie in dem allgemeinen Kulturzustande eines Volkes und einer Zeit. Naturalistischer und im Sinne Darwin's hat es Bodin als Typus der menschlichen Race und des Landes aufgefaßt, wenn er sagt: „Der mittlere Mensch ist nicht blos der Quotient einer Division; er ist allerdings eine Abstraktion, aber er ist gleichsam ein Urbild, nach welchem die Menschen von der Natur geformt sind, ein Typus, welcher von Race zu Race, von Gegend zu Gegend variirt, der aber in gewissen Grenzen sich unverändert erhält. Die Natur macht die Bewohner eines Landes nicht alle einander gleich, aber sie bemüht sich offenbar, sie nach einem bestimmten Vorbilde zu gestalten, gleich einem geschickten Schützen, der

*) Wenn uns die preußische Kriminalstatistik lehrt, daß die Zahl der Verbrechen von 1873 bis 1877 von 104878 auf 145587 gestiegen ist, so ist dies gewiß ein Zeichen, daß sich unsere Gesellschaft in Folge des Krieges und der Handelskrise nicht zum Vortheil verändert hat.

immer den nämlichen Zielpunkt vor Augen hat, ihn bald trifft, bald verfehlt, zuletzt aber doch seine Geschosse derart um das Zentrum seiner Zielscheibe angebracht hat, daß sie immer vereinzelter und seltener zu finden sind, je mehr sich die Ringe auf der Scheibe erweitern."

Unabhängig von den naturphilosophischen Erklärungen Darwin's und seiner Nachfolger hat die deduktive Philosophie die Freiheit des menschlichen Willens nicht als absolute, sondern als eine von allgemeinen Gesetzen abhängige dargestellt; in Kant's blindem Geschick, in Montesquieu's, Herder's und Renan's Prädispositionen und natürlichen Anordnungen wie in Hegel's Pantheismus sind diese Gesetze, wie Molpurga richtig bemerkt, deutlich ausgesprochen. Die neuere Philosophie, namentlich die große Geistesverirrung Schopenhauer's, hat diese Wahrheiten vollständig verrückt. Bei allem Geist und Scharfsinn, bei aller feinen Lebensbeobachtung ist der treibende Punkt von Schopenhauer's ganzem System, sein schöpferischer „Wille", von vornherein ein psychologischer Irrthum. Der menschliche Wille ist seinem innersten Wesen nach keine primitive und einfache Kraft; das Primitive ist die Erzeugerin des Willens, die Vorstellung, das erste Zeugniß der Einheit unseres Bewußtseins, das aus dem Chaos der Empfindungen, Wahrnehmungen und Triebe entspringt. Der Wille ist die Freiheit und der schöpferische Trieb; aber, losgelöst von den Schranken der Natur, zerstört er sich selbst, wie Euphorion, der über die Berge nach der Sonne fliegt und in den Abgrund stürzt. Die Vorstellung ist aber die Sphäre der Gebundenheit; sie ist die Frucht des Landes, der Erziehung, der Kultur, der besonderen Lebenserfahrung, sie ist das Faktum, das bestimmende Schicksal. Ist sie auch das unabwendbare? Ist sie auch das, was zum großen und guten Menschen oder zum Verbrecher macht? Diese Frage greift in unsere obige Betrachtung ein. In unserm Plaidoyer entscheidet sich Molpurga für den Richterspruch Stuart Mill's. Dieser erklärt sich dafür, daß das Gesetz der Kausalität auch auf die menschlichen Handlungen ihre Anwendung finde; doch ist er weit davon entfernt, in irgend einer Weise zuzugestehen, daß die Lehre von der philosophischen Nothwendigkeit eine Wirkung des Fatums auf den Willen des Menschen bedinge. So unbedingt meint dies Stuart Mill offenbar nicht; eine Wirkung auf den Willen muß er zugestehen; aber diese Wirkung ist ihm keine unabwendbare. Die Nothwendigkeit, auf den Willen bezogen, „bedeutet nur so viel, daß auf die gegebene Ursache die Wirkung in der Weise erfolgt, daß sie allen Möglichkeiten ausgesetzt ist, von anderen Ursachen aufgehoben zu werden". Diese anderen Ursachen liegen nun allerdings nicht in dem Willen, als einem einzelnen Akte innerlicher Entschließung, sondern in seinem Urgrunde, dem Charakter des Menschen. Wo ein solcher nicht gebildet ist, wird auch der gute Wille ein Kind der Laune bleiben und nicht

widerstandskräftig genug sein, verhängnißvollen äußeren und inneren Bedingungen der Lebenslage zu widerstehen. „Ein Bekenner der Nothwendigkeitslehre," sagt Stuart Mill, „wird, da er glaubt, unsere Handlungen gehen aus unserm Charakter hervor, und unser Charakter sei eine Folge unserer Organisation, unserer Erziehung und unserer Umstände, in Beziehung auf seine eigenen Handlungen leicht und mehr oder weniger zum Fatalisten und glaubt, seine Natur sei von der Art, oder seine Erziehung und seine Umstände hätten seinen Charakter so geformt, daß ihn nun nichts mehr verhindern könne, auf eine besondere Weise zu fühlen und zu handeln, oder daß ihn wenigstens seine eigenen Bemühungen nicht daran verhindern können. Mit den Worten der Sekte, welche diese bedeutungsvolle Lehre in unseren Tagen am beharrlichsten gepredigt und am verkehrtesten aufgefaßt hat, wird sein Charakter für ihn und durch ihn gebildet; es steht nicht in seiner Macht, ihn zu ändern." Man glaube nicht, daß diese Anschauung wenig verbreitet sei; wir haben sie einmal auf einer Reise an einem Tage von zwei sehr verschiedenen Kapazitäten höchst originell vertheidigen hören. Ein geistreicher und aufgeklärter Gelehrter wollte uns beweisen, daß die Gesellschaft den Lastern und Verbrechen gegenüber von keiner moralischen Schuld sprechen könne; sie habe sich nur dagegen zu wehren; die Verbrecher handelten „nach der Vollmacht ihrer Natur". Eine einfache Frau aus den niederen Ständen aber entschuldigte ein weibliches Vergehen damit, daß sie sagte: „Das Feuer sitzt drinnen; die Natur will's haben." Hören wir, was Stuart Mill auf solche Irrthümer entgegnet. „Bis zu einem gewissen Grade," sagt er, „hat der Mensch die Macht, seinen Charakter zu ändern. Wenn er auch in letzter Instanz für ihn gebildet ist, so ist dies doch damit nicht unverträglich, daß er zum Theil durch ihn, als durch eines der unmittelbaren Agentien gebildet werde. Sein Charakter wird durch seine Umstände gebildet (unter diesen seine besondere Organisation inbegriffen), aber sein eigener Wunsch, ihn in einer besonderen Weise zu bilden, ist einer dieser Umstände und keineswegs einer von denen, die am wenigsten Einfluß haben. Wir können zwar nicht direkt anders sein wollen, als wir sind; aber diejenigen, von denen angenommen wird, sie hätten unseren Charakter gebildet, wollten auch nicht direkt, daß wir das sein sollten, was wir sind. Ihr Wille hat nur über ihre eigenen Handlungen eine direkte Gewalt. Sie machten uns zu dem, wozu sie uns machen wollten; und wenn unsere Gewohnheiten nicht zu sehr eingewurzelt sind, so können auch wir, wenn wir die erforderlichen Mittel wollen, uns anders machen. Wenn jene uns unter dem Einfluß gewisser Umstände bringen konnten, so können wir uns unter dem Einfluß anderer Umstände bringen. Wir sind genau so gut im Stande, unsern eigenen Charakter für uns zu machen, wenn wir wollen, wie andere ihn für uns machen können."

Hier liegt der springende Punkt des ganzen Problems, und dieses wird die Statistik auf dem bisherigen Wege nicht lösen. Wie ist über „die eingewurzelten Gewohnheiten“ hinwegzukommen? Wie soll man den größten Theil der Menschen, selbst in zivilisirten Ländern, dazu bringen, daß sie wollen können, das heißt sittlich wollen? Das ist die Frage. Und diese Frage kann wohl für den Einzelnen, der noch auf den Appell an die sittliche Freiheit hört, aber nicht für ganze verkommene Generationen, für schon so gewordene, wie im Werden begriffene, durch moralphilosophische Deduktion gelöst werden. Man sagt, „Thatsachen seien brutal“; das ist aber nur das subjektive Urtheil dessen, der nicht mit der Arbeit des Denkens die Thatsachen zu begreifen bemüht ist. Es stehen hier zwei unerklärte Thatsachen einander gegenüber: das kontinuirliche Zahlengesetz der Verbrechen, wie es die Statistik ergeben hat, und die Freiheit des menschlichen Willens. Wir glauben, die Wurzeln der ersten Thatsache und damit die Möglichkeit, sie viribus unitis gesellschaftlich zu bewältigen, liegt im Bereiche unseres untersuchenden und forschenden Könnens. Die Freiheit des menschlichen Willens an sich bleibt aber unerklärt, vielleicht unerklärlich. Die Jahrhunderte lang dauernde Arbeit der Philosophie, die psychologische Forschung der neueren Zeit, auf den exakten Untersuchungen der Nervenphysiologie begründet, alle diese ernsten Bestrebungen von Denkern ersten Ranges sind, wie vor einem verschleierten Bilde, vor dem Mysterium der Einheit des menschlichen Bewußtseins stehen geblieben, in welcher die Freiheit des menschlichen Willens begründet liegt — sei es, daß der Grund noch in einer letzten Entdeckung liege, die den Schleier zerreißt, sei es, daß es, wie ein deutscher Philosoph gesagt, unmöglich ist, „daß das Vorgestellte zugleich Vorstellendes sei“. Aber die Thatsache des freien menschlichen Willens soll man nicht deshalb leugnen, weil man sie nicht erklären kann. Eben weil es bisher nicht gelungen ist, das innere Bestimmtsein in seinem räthselhaften Werden, durch äußeres Bestimmtsein zu erklären, trägt die Erscheinung des menschlichen Willens in seinen schönsten sittlichen und heroischen, wie in seinen wildesten dämonischen Momenten die Signatur der Freiheit an sich. Ja es scheint die Erkenntniß, die aus der Erfahrung fließt, welche Lessing mit den Worten Emilia's in der „Emilia Galotti“ ausgedrückt hat: „Ich will doch sehen, wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann“, die Erkenntniß, daß die Heilung unserer sozialen Uebel im letzten Grunde doch nur von einer Erziehung des sittlichen Willens abhängt, eine so allgemeine zu sein, daß sie z. B. bei Gelegenheit des Erlasses des Sozialistengesetzes eben so bestimmt in den Motiven der Regierung, wie in denen der gegnerischen Presse ausgesprochen worden ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß hier die Freiheit des menschlichen Willens allein helfen könne. Die bestimmenden äußeren Ursachen, Geburt, Erziehung, Lebenslauf und die

ganze umgebende Welt des Einzelnen können sich zu einer Macht häufen, welche wie ein bestimmendes Schicksal erscheint, welche ganze Generationen zu Wohlstand und Bildung oder zu Elend, Verkommenheit und Verbrechen zu prädestiniren scheint, und dies wirklich bis zu einem gewissen Grade thut.

Diesem Schicksal Richtung und Inhalt zu geben, liegt wiederum im Bereich der Kraft des freien menschlichen Willens. Hier setzt die große reformatorische Kraft, wie sie von einzelnen großgesinnten Geistern oder oft nur von einem hervorragenden gewaltigen Manne ausgeht, die intellektuellen Hebel ein; hier erscheint die große kulturschaffende Kraft der Individualität. Diese ist eben nicht mehr zu erklären, und das sollte man offen gestehen; aber es ist wichtig, sie in ihrer Tragweite zu würdigen. Die Erscheinungen, in denen sie sich in Zeit und Raum der Geschichte erweist, gehören zu den überraschendsten. Man vergleiche unsere Zeit mit der der italienischen Renaissance. Dort sehen wir die ungünstigsten äußeren Bedingungen für die menschliche Kultur, die man sich denken kann. Despotische Gewalt großer und kleiner Fürsten, unaufhörliche blutige politische Kämpfe von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, größte Rohheit und Versunkenheit in Aberglauben beim niederen Volke, Frivolität, raffinirteste Genußsucht, rücksichtsloseste Bereitschaft zu jedem Verbrechen um des Vortheils willen bei den höheren Klassen, dem Adel, der Geistlichkeit und den reichen Bürgern — und bei alledem und trotz alledem eine erstaunliche Fülle an großen gewaltigen Geistern in Wissenschaft und Kunst, bahnbrechende Kapazitäten auf allen Gebieten, Leistungen der höheren Kultur, welche noch heute als Fundamente und Muster der unsrigen gelten. Nun vergleiche man die äußeren, also die, wie man annimmt, Charakter und Geist bildenden Verhältnisse jener Zeit mit den unsrigen, mit der Sicherheit der Person und des Eigenthums, der geordneten Staatsverwaltung, der Ausbildung des Schulwesens für alle Zweige menschlicher Thätigkeit, der hohen Entwickelung unserer Technik und unseres Verkehrswesens, der allgemeineren Herrschaft menschlicher Gesittung — und wo sind die großen Resultate in der Erzeugung bedeutender, allen diesen bildenden Agentien entsprechender Individualitäten? Wenn wir einzelne große Gelehrte, Staatsmänner und Künstler, wenn wir die großen Erfolge namentlich in den Naturwissenschaften nicht aufzuweisen hätten — eine im Verhältniß zu jener Zeit und jenen kleinen Ländern recht bedenkliche Armuth an hochstrebenden geistigen Kräften, an gewachsenen großen Individualitäten, an Begabungen von Gottes Gnaden. Unsere erfahrensten und hochgebildetsten Schulmänner bekennen es offen, daß trotz der Fülle des der Jugend zugeführten Lehrstoffes die geistige Strebsamkeit, die schöpferische Kraft unserer Jugend sich zu verringern scheine, daß die Schablonenmenschen zunehmen, die Individualitäten abnehmen.

Man sucht auch diese Erscheinung zu erklären. Aber die Entstehung mächtiger Individualitäten in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Lande wird damit nicht erklärt. Wenn uns auch die Wissenschaft Vieles, was uns vordem als freie Bewegung, als freies Wachsthum erschienen ist, als Resultat vielverzweigter und sich ursächlich bedingender Kräfte erkennen läßt: die Entstehung der Einheit des menschlichen Bewußtseins aus den Zusammensetzungen erkannter physischer und seelischer Kräfte, den dunklen Mutterschooß, aus dem der freie Wille und die Entschließungen des Menschen, aus dem die einzelnen, Neues schaffenden geistigen und künstlerischen Kräfte emporsprießen, kann keine Wissenschaft uns zeigen. Hier stehen wir noch immer vor dem dunklen Räthsel der Sphinx: „Was ist der Mensch?“ Eines ist klar: daß auch für die eigenartigste und gewaltigste individuelle Kraft die in ihrem Schooße ihn bergende und ihn erzeugende Gesellschaft zum theilweise bestimmenden Schicksal, zum stärksten Bildungsmoment des Charakters, wenn auch allerdings nicht zum einzigen wird. Daraus folgt aber, daß mit den in der Richtung des Schönen, Edlen und Guten, in der Richtung geistiger Gesundheit und geistiger Kraft des Wachsthums veränderten Bedingungen der Gesellschaft auch eine bestimmende Macht über den freien menschlichen Willen des Einzelnen geschaffen werden kann, daß man es dahin muß bringen können, daß nicht das numerische Gesetz der Gesellschaft die Zahl der Verbrechen beherrscht, sondern daß die Gesellschaft dies numerische Gesetz beherrsche, das heißt umändere in der von ihr gewollten Richtung. E. Wiß.

Zwei deutsche Literaturgeschichten.

„Ich möchte gern meinem Sohne zu seinem siebzehnten Geburtstage eine Geschichte der deutschen Literatur schenken, einen ruhigen, vorurtheilsfreien Wegweiser, der, ohne das jugendliche Gemüth zu verwirren oder zu einseitiger Parteinahme zu verleiten, ihm in objektiver, aber anregender Weise das Verständniß für die geistigen Schätze unseres Volkes eröffnet. Können Sie mir ein solches Buch empfehlen?“ Ich gerieth bei dieser, kürzlich an mich gerichteten Frage in peinliche Verlegenheit. Ich kramte unablässig in meinem Gedächtniß umher, eine Menge von Namen ging über meine Lippen, aber jedem mußte ich irgend ein „Aber“ anhängen, welches mit einer gewissenhaften Empfehlung nicht vereinbar war. Das große Sammelwerk von Heinrich Kurz,

welches vier Großoktavbände umfaßt, ist unbeschadet seiner sonstigen Verdienste eine pedantische Kompilation, welche im Stande ist, in einem jugendfrischen, eines begeisterten Aufschwunges fähigen Gemüthe jedes Gefühl für Poesie im Keime zu ersticken. Dabei hat der letzte Band in der Aufnahme und Glorifizirung von Lebenden gegen Geister sechsten und siebenten Ranges eine Konnivenz geübt, die für ein noch nicht gefestigtes aesthetisches Urtheil entschieden höchst bedenklicher Natur ist. Karl Goedeke's Werk ist weniger eine Literaturgeschichte, als eine Bibliographie, die für den Gelehrten von unschätzbarem Werthe, für das größere Publikum aber absolut ungenießbar ist. Auch Koberstein wendet sich mehr an die Gelehrten, als an das Volk. So bleiben noch A. F. C. Vilmar und Otto Roquette. Aber das Werk des Zeloten geizt nur nach dem Beifall einer kleinen Gemeinde. Die Arbeit des liebenswürdigen, feinsinnigen Dichters ist allerdings auf alle Kreise berechnet, welche die poetischen Erzeugnisse der deutschen Nationalliteratur mit vorurtheilsfreien, unbefangenen Blicken betrachten; mit der Feinheit eines maß- und einsichtsvollen Urtheils paart sich leichtflüssiger, durchsichtiger Stil, welchem der Leser mit Vergnügen folgt. Aber Roquette schließt seine Literaturgeschichte mit Goethe's Tode ab. Er vermied es, eine Epoche zu berühren, in welcher er selbst unter den Ersten arbeitet und kämpft. Seine eben gerühmte Unbefangenheit ging nicht so weit wie die eines poetischen Kollegen, der eine Literaturgeschichte der Neuzeit geschrieben hat, in welcher der Geschichtschreiber dem Dichter ein für letzteren ungemein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat. In dieser Zurückhaltung Roquette's liegt ein Mangel, den unser heutiges Geschlecht, welches sich im Großen und Ganzen für Spielhagen, Paul Heyse und Emanuel Geibel mehr interessirt als für die Nibelungen und Walther von der Vogelweide, nur ungern empfindet.*)

Diesem Mangel ist freilich durch Spezialgeschichten der neuesten Epoche abgeholfen worden. Unter diesen ist Julian Schmidt's Literaturgeschichte, an der sich der überspannte Demagog, dessen Exzentrizitäten durch den bei Brockhaus veröffentlichten Briefwechsel mit einer Russin und erst neuerdings wieder durch die Herzensergüsse der famosen Komödiantin Helene v. Racovitza in das gehörige Licht gerückt worden sind, mit Unrecht schwer vergangen hat, im Grunde mehr für vornehmere geistige Kreise geschrieben, die eine kritische Analyse vertragen können, ohne an einem großen Genius irre zu werden, als für die große Masse des Publikums. Rudolf Gottschall's „Nationalliteratur in der

---

*) Bei einer etwaigen neuen Auflage legen wir es der Verlagshandlung von Roquette's „Geschichte der deutschen Dichtung“ dringend an's Herz, für eine recht gewissenhafte Korrektur Sorge zu tragen. Die zweite Auflage — die erste kennen wir nicht — wimmelt von sinnentstellenden Druckfehlern. D. Red.

ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" aber ist nur Lesern zu empfehlen, deren Nervensystem auch gegen die ärgsten Trompetenstöße der aesthetischen und politischen Phrase gefeit ist. Einem etwas nervösen Menschen summt der Kopf, wenn er hinter einander ein Dutzend Seiten Gottschall'scher Prosa liest. Ueberdies wahrt dieser Literaturhistoriker nicht den objektiven Standpunkt des echten Geschichtschreibers. Nicht Jedermann wird die politische Meinung theilen, welche den Verfasser, namentlich in den ersten Auflagen seines Werkes, beseelte. Neuerdings hat sich freilich jenes Feuer, welches den Autor in jedem Kapitel mindestens einmal zum Barrikadenbau hinriß, etwas abgekühlt.

Fast hätte ich Edmund Hoefer's „Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen" vergessen. Aber darf man ein Buch empfehlen, das, obgleich es sich an eine so hehre Adresse wendet, ganz unbefangen seinen Leserinnen die lascive Lektüre anpreist, welche der Verfasser des „Neuen Tanhäuser" zu höchlichem Ergötzen gewisser hier nicht näher zu charakterisirender Kreise auf den Büchermarkt geworfen hat?

Neuerdings sind nun wieder zwei Literaturgeschichten erschienen, die mich im Verein mit jener oben zitirten Frage zu den nachstehenden Zeilen veranlaßt haben: Die „Deutsche Literaturgeschichte" von Robert Koenig*) und Karl Barthel's „Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit".**) Das letztere Werk ist freilich bereits 1850 zum ersten Male erschienen. Da aber der Verfasser drei Jahre darauf starb, wurde es in den späteren Auflagen bis zur achten von seinem Bruder Emil herausgegeben, und jetzt ist die neunte Auflage erschienen, bearbeitet und bis auf die unmittelbarste Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Georg Reinhard Röpe. Mithin darf man auch dieses, vielfach in Familien eingebürgerte Buch in seiner jetzigen Gestalt als ein neues betrachten.

Die Koenig'sche Literaturgeschichte präsentirt sich in einem Gewande, welches jeden Kunst- und Literaturfreund außerordentlich bestechen muß. Der Gedanke, Proben aus berühmten Handschriften altdeutscher Werke, Faksimilekopieen von Drucken des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitzutheilen, ist ein ebenso origineller wie glücklicher. Es wird Jedem das höchste Interesse einflößen, ein Blatt aus dem Codex argenteus der Bibelübersetzung des Ulfila in prächtiger Nachbildung durch den Farbendruck oder das Wessobrunner Gebet in der Urschrift oder eine mit Miniatur geschmückte Seite aus dem Marienleben Wernher's von Tegernsee zu sehen. Von nicht geringerem Interesse sind die Nachbildungen alter Druckwerke, die getreu durch

---

*) Bielefeld und Leipzig 1879, Velhagen und Klasing.

**) Gütersloh 1879, C. Bertelsmann.

Photolithographie hergestellt sind fliegende Blätter des sechzehnten Jahrhunderts, Titelblätter von einer Bibelübersetzung Luther's, von Fischart's Gargantua und Pantagruel u. s. w. Daneben nehmen sich freilich die Nachbildungen alter Holzschnitte durch moderne Xylographen, die für den Charakter des alten Holzschnittes nicht das geringste Verständniß gehabt haben, absonderlich genug aus. Auch die Porträts unserer klassischen Dichter — besonders Goethe nach May, Lessing nach Tischbein, Charlotte von Schiller —, unter den modernen Rückert und Freiligrath, sind durch die Behandlung der Xylographen charakterlos geworden. Das ist Dutzendwaare, die man sich in illustrirten Familienjournalen gefallen läßt, aber nicht in einem Buche, das mit solchem Pomp auftritt und zum größten Theil ja auch feine künstlerische Ansprüche befriedigt.

Wenn nur der Text nicht wäre! Ohne ihn würde man das instruktive Bilderbuch jedesmal mit Vergnügen zur Hand nehmen und mit Befriedigung durchblättern. Aber dieser Text! Fast auf jeder Seite eine Unbeholfenheit, eine Geschmacklosigkeit, ein schiefes Urtheil! Wenn man der Vorrede trauen darf, sucht Koenig freilich jede Selbständigkeit von sich abzulehnen. Er will nur wiedergegeben haben, was er bei Lachmann und Gelzer gelernt, was die „Forschungen unserer hervorragenden Germanisten und Literarhistoriker" ihm geboten. Und in der That hat er, besonders für die Behandlung der älteren Epoche, von den Forschungen der Germanisten den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, einen so ausgiebigen, daß er, statt uns ein lebendiges, farbenreiches Bild von einer jeden Epoche im Rahmen der Kulturgeschichte zu entwerfen, vielmehr nur trockenen Notizenkram gesammelt hat, der sich an dürftige und meist schwunglose Auszüge aus den alten Schriftdenkmälern anlehnt. Wie lebendig, wie fein poetisch nachempfindend hat dagegen Otto Roquette die alten Heldensagen nacherzählt!

Ich habe Rezensionen der Koenig'schen Literaturgeschichte gelesen, welche, von Germanisten geschrieben, gerade auf die Mängel in der Behandlung der ältesten Zeit hinwiesen. Um dann aber einigen Balsam auf die dem Autor geschlagenen Wunden zu träufeln, wurde die Darstellung der modernen Zeit, namentlich der klassischen Epoche, herausgestrichen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Gerade in der Behandlung der ersten Epoche, an welcher die Germanisten wegen ihres unwissenschaftlichen Charakters Anstoß nahmen — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich hier dahingestellt —, waltet noch eine gewisse kühle Objektivität vor, die uns den Genuß der Lektüre zwar nicht erhöht, aber doch auch nicht verdirbt. Sobald sich der Verfasser dagegen der modernen Zeit nähert und anfängt, Tendenzen zu wittern, die den seinigen zuwiderlaufen, fällt er einer schrankenlosen Subjektivität anheim, welche jeden

unbefangenen Leser verstimmen und jeden, der auf einer höheren Warte steht, als der Dorfkirchthum den Herrn Koenig ist, auf's tiefste empören muß. Von dem ersten Erforderniß eines Historikers, der klaren Ruhe des Urtheils, welches die Erscheinungen einer jeden Zeit aus ihr selbst heraus erklärt und nicht durch die Tendenzbrille ansieht, ist bei Koenig keine Spur zu finden. Man wende nicht ein, daß Mangel an Raum oder Beschränkung durch den Verleger den Autor verhindert habe, die kulturhistorische Perspektive zu erweitern und zu vertiefen. Ich könnte dagegen eine unverantwortliche, zum Theil geradezu lächerliche Raumverschwendung, theils an ganz unnütze, theils an Dinge nachweisen, die Jedermann geläufig sind. Daß der Verfasser den Inhalt von Thümmel's „Wilhelmine" erzählt, ist nicht blos überflüssig, sondern auch ungehörig für ein Werk, welches die Prätensionen auf den Rang eines „Erbbuches" macht, das sich einen Platz „in dem Bücherschranke des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik" zu erwerben wünscht. Koenig scheint das grenzenlos lascive Machwerk Thümmel's nur aus den Auszügen anderer „hervorragender Literarhistoriker" zu kennen. Sonst würde er sicherlich die volle Schale seines Zorns über diese frivole, mit sichtlichem Behagen ausgemalte Schilderung sittlicher Verkommenheit ausgegossen haben. Was soll man aber von einem Literarhistoriker sagen, der seinen Lesern einen ausführlichen, ziemlich unbehilflichen Auszug aus Lessing's „Minna von Barnhelm" vorsetzt? Folgende Probe mag genügen: „Nach dem Friedensschluß aber wird er (Tellheim) unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich habe von den sächsischen Ständen bestechen lassen, während er im Gegentheil eine Kontribution, die sie nicht hatten erlegen können, aus seiner eigenen Tasche vorgeschossen hatte." Man glaubt einen Satz aus der Stilübung des Mitgliedes einer Tertia oder Sekunda zu lesen, in der die Lehrer solche Themata — Inhaltsangaben klassischer Dramen — zu stellen pflegen. Kein Wort über die meisterhafte, unerreicht knappe und wahre Charakteristik der Personen! Kein Wort über das eherne Gefüge der dramatischen Handlung, welche Zug für Zug den souveränen Beherrscher der Technik verräth! Kein Wort über die Einwirkung dieses ersten deutschen Lustspiels auf die Literatur unserer Zeit!

Daß König in Lessing's „Nathan" „keineswegs" ein Drama sieht, welches „Duldsamkeit gegen Andersgläubige" lehrt, sondern „Gleichgiltigkeit (!) in Glaubenssachen", ist bei seinem einseitigen, orthodoxen Standpunkte nicht zu verwundern. Aber es ist doch traurig, daß unsere Literaturgeschichte von so kleinen Geistern geschrieben wird, denen jedes Organ fehlt, um größere zu begreifen oder auch nur unbefangen zu würdigen.

Ausdrücklich will ich bei dieser Gelegenheit erklären, daß ich kein Jude

bin und nicht die Neigung fühle, das Judenthum gegen das Christenthum zu vertheidigen. Ich bin keineswegs indifferent in Glaubenssachen, aber ich vertrete mit aller Entschiedenheit die Ueberzeugung, daß die Literaturgeschichte ebensowenig der Boden ist, um religiöse, wie um politische Streitigkeiten auszufechten. Wer seine Leidenschaftlichkeit nicht soweit zügeln kann, daß sie nicht die ruhige Erwägung der Thatsachen verwirrt und verdunkelt, der überlasse das Werk der Geschichtschreibung andern Leuten. Für bestimmte Konfessionen schreibt man weder Geschichte noch Literaturgeschichte. Durch solche unbefugte Versuche kann die deutsche Geschichtschreibung allmählich um ihren edelsten Ruhmestitel, den der Objektivität, gebracht werden.

Ich verkenne keineswegs den verderblichen Einfluß, welchen Heine, weniger auf die Literatur seiner Zeit, als auf die der unsrigen ausgeübt hat. Ich weiß, daß aus dem Boden, den er bereitet hat, jene Schmarotzerpflanzen erwachsen sind, welche die Feuilletons unserer großen und kleinen Zeitungen mit dichtem Gestrüpp durchzogen haben, jene Gesellschaft rücksichtsloser Witzbolde, die um den Preis eines „guten Witzes" ihren Bruder verrathen würden, jene seichten Büchermacher, die ihre siebenmal in Zeitungen abgedruckten literarischen Nichtigkeiten alljährlich unter pikantem Titel und mit schreiend buntem Umschlag zum achten Male in Buchform herausgeben. Ich verkenne keineswegs den verderblichen, zersetzenden Einfluß, den diese aller Orten vertretene, fest zusammenhaltende Clique auf die urtheilslose Menge ausübt. Jeder Autoritätsglaube wird durch schonungslosen Spott und Hohn vernichtet, alles Edle und Schöne wird mit Behagen in den Staub gezogen, und am Ende aus den Trümmern ein Piedestal errichtet, auf dem der neue Herostrat im Bewußtsein einer literarischen Mission thronen kann. Aber diese Erwägungen halten mich keineswegs zurück, in Heinrich Heine den größten Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts zu sehen, dem die zweite Stelle nach Goethe gebührt. Die Sünden ungezogener Schüler darf man nicht an dem Lehrer heimsuchen, der in seine Zeit reinigend wie ein Gewitter hineinfuhr. Die Kulturgeschichte aller Zeiten hat sich in Strömungen und Gegenströmungen bewegt, die einander diametral gegenüberstanden; sonst wäre die Kulturgeschichte niemals weitergekommen. Statt uns diese Strömungen unbefangen zu schildern, wie es Hettner für die Literaturgeschichte des achtzehnten und Brandes für die des neunzehnten, jeder in seiner Weise meisterhaft, gethan haben, behelligen uns Koenig und die Literarhistoriker seines Schlages mit einer auf rein individuellen Empfindungen beruhenden Polemik. In der Beurtheilung Heine's stellt sich Koenig ganz auf den Boden der christlichen Religion. Sein Standpunkt charakterisirt sich darin als ein so einseitiger, so maßlos intoleranter, daß sich jeder Jude, der das Buch zur Hand nimmt, auf das Tiefste verletzt fühlen

muß. Ein Mann, der folgenden Satz schreiben kann: „Es ist ... nicht zu verwundern, daß dieser unglückliche Mensch seit seiner Taufe noch rücksichtsloser gegen alles, was uns heilig ist, höhnend loszog und die christliche Religion insbesondere mit Füßen trat" —, ein solcher Mann hat überhaupt nicht das Recht, Literaturgeschichte zu schreiben. Was er mit sehr geringem Talent und mit noch geringerem Geschmack kompilirt hat, ist nur für die kleine Gemeinde genießbar, welche den beschränkten Standpunkt des Verfassers theilt.

Noch ein Wort über Gutzkow. Ich las die Verunglimpfungen, die sich Herr Koenig gegen den genialen Mann erlaubt hat, gerade in den Tagen, als die Kunde von seinem Tode Deutschland durcheilte. Es ist begreiflich, daß mir damals die Zornröthe in's Gesicht stieg, aber auch heute vermag ich noch nicht diese verächtlichen Randglossen durchzulesen, ohne den tiefsten Ingrimm gegen eine so schmähliche Behandlung eines edlen Mannes zu empfinden. Gutzkow hat ebenso seine Wandlungen durchgemacht wie viele hochachtbare Leute, die 1848 auf der Liste der Proskribirten standen und heute die höchsten Stellen im Staatsdienste einnehmen. Gutzkow hat diese Wandlungen in seinem letzten Romane, „Die neuen Serapionsbrüder", unumwunden ausgesprochen und sich zu einem Parteistandpunkte bekannt, der von dem des Herrn Koenig gar nicht so weit entfernt ist. Ich weiß nicht, ob Herr Koenig diesen Roman nicht gelesen hat oder ob er ihn geflissentlich ignorirt, weil er nicht in das Charakterbild passen würde, welches ihm von Gutzkow zu entwerfen beliebt. In seiner Schilderung des Dramatikers Gutzkow sagt er: „Gutzkow's Dramen sind durchweg Tendenz-Dichtungen ... etwas Spannendes und die große Menge, vornehmlich das weibliche Publikum, Rührendes haben sie meistentheils, und das hat ihnen einen vorübergehenden Erfolg auf unseren Bühnen verschafft." Man traut seinen Augen nicht: „einen vorübergehenden Erfolg"! — „Uriel Acosta", „Das Urbild des Tartüffe", „Zopf und Schwert" gehören zum eisernen Bestand unserer Bühnenrepertoires, und kein Stück eines neueren Dichters ist so oft gespielt worden wie Gutzkow's „Königsleutnant". Aber — ist es Unwissenheit oder Absicht? — Herr Koenig erwähnt dieses meisterhafte Lustspiel mit keiner Silbe, obwohl er selbst die weniger gelungenen Bühnenarbeiten Gutzkow's aufführt. Etwa weil der „Königsleutnant" nicht unter den „Tendenz-Dichtungen" unterzubringen war, für welche Herr Koenig alle Dramen Gutzkow's brevi manu erklärt hat? —

Mit einem noch ungleich gröberen Geschütz als Herr Koenig rückt der neue Herausgeber der Barthel'schen Nationalliteratur, Herr Professor Dr. Röpe, weiland Lehrer an der Realschule des Hamburger Johanneums, vor. Er sagt rund heraus: die Vertreter des „jungen Deutschland" hätte man „mit noch

größerem Rechte die deutschen Jungen" nennen können, und damit ja Niemand über die Bedeutung dieses Epitheton im Unklaren bleibe, hat Herr Röpe es fett drucken lassen. Trotzdem urtheilt er im Ganzen mit größerer Achtung von Gutzkow als Herr Koenig; er läßt ihm sogar als Dramatiker volle Gerechtigkeit widerfahren, aber auch er ignorirt — vielleicht ein stillschweigendes Abkommen dieser beiden Herren — den „Königsleutnant", in dem sich doch sicherlich keine Spur von Antichristlichem oder Staatsgefährlichem vorfindet. „Die neuen Serapionsbrüder" kennt Herr Röpe auffallenderweise ebenfalls nicht. Gleichwohl verfolgt er die neuesten literarischen Erzeugnisse bis in unsere Tage herein, wie folgende naive Bemerkung zu Spielhagen — risum teneatis! — lehrt: „Gegenwärtig bringt das Feuilleton des Hamburger Korrespondenten sein neuestes Werk ‚Das platte Land'." Wer darauf angewiesen ist, seine literarhistorischen Kenntnisse ausschließlich aus dem Hamburger Korrespondenten zu schöpfen, kann freilich zu keiner umfassenden Literaturkenntniß durchdringen. Herr Röpe hätte aber den Hamburger Korrespondenten wenigstens richtig ausschreiben können. Der Spielhagen'sche Roman heißt „Platt-Land". Professor Röpe ist ein alter Herr, mit dem wir um seiner Flüchtigkeit willen nicht allzu strenge in's Gericht gehen wollen. Aber er hätte genug Selbsterkenntniß besitzen sollen, um eine Arbeit abzulehnen, der seine Kräfte nicht mehr gewachsen sind. Er urtheilt mit größter Seelenruhe über Freytag's „Journalisten", aber ich wette, er hat sie nie gelesen. „Dem gesinnungslosen Literaten Bellmaus steht die prächtige Gestalt des Bolz gegenüber", sagt er S. 915. Der gesinnungslose Literat heißt aber nicht Bellmaus, sondern Schmock, Herr Röpe! und Bellmaus ist Bolzens bester Freund. „Die Konservativen werden allein durch den intriganten Gutsbesitzer Senden vertreten." Das ist nicht wahr, Herr Röpe! das Haupt der Konservativen ist der edle, ritterliche Oberst Berg, auf den Freytag auch nicht den leisesten Schatten geworfen hat. Auch die Romane der Marlitt muß Herr Röpe gar nicht oder doch nur sehr unaufmerksam gelesen haben; denn er ist, soviel ich weiß, der einzige, der sich zu der kühnen Behauptung verstiegen hat: „ihr Stil ist frei von jeder Künstelei und Uebertreibung"!

Nichtsdestoweniger finden sich in dem Buche viel mehr treffende und unbefangene Urtheile als in der unselbständigen Kompilation Koenig's. Was Röpe über Geibel, Heyse, Lingg, Roquette sagt, wird jeder vorurtheilsfreie Beurtheiler im Ganzen unterschreiben können. Aber der einseitige theologische Standpunkt des Verfassers und seine subjektive Willkür waltet doch derartig vor, daß man auch dieses Buch nur mit Mißbehagen aus der Hand legt. Der Herausgeber schimpft auf die Juden in einer Weise, daß man das Werk einer gebildeten christlichen Dame schlechterdings nicht empfehlen kann. Ja,

er entblödet sich sogar nicht, gewisse Eigenthümlichkeiten deutscher Stämme zu verspotten. So heißt es z. B. S. 82. von den Mitarbeitern der von Theodor Hell begründeten Dresdner „Abendzeitung“, ihre literarischen Erzeugnisse wären „so poesielos, so schwammig und breiweich wie der sächsische Dialekt“. Um das würdige Opus vollends zu charakterisiren, zitire ich zum Schlusse nur noch eine Expektoration, von der sich Herr Röpe anläßlich des herrlichen Anastasius Grün'schen Gedichtes von der „Poesie des Dampfes“ auf S. 657 entledigt: „Eisenbahnen und Dampfschiffe,“ sagt der alte Herr, „können der Menschheit reichen Nutzen bringen, so lange nur dieselbe dabei noch an der Religion festhält; denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Sie nehmen ja den Menschen ein gut Theil Arbeit ab und ersparen ihnen Zeit. Das muß durch die Liebe frommer Reicher auch den Armen zu gute kommen. An und für sich haben Eisenbahnen und Dampfschiffe mit der Religion nichts zu thun. Den Weg zum Himmel bahnen und verkürzen können sie unbedingt nicht; das kann nur die wahre Poesie und der wahre Glaube.“ Herr Röpe ist also doch wenigstens so aufgeklärt, die Eisenbahnen nicht für eitel Teufelswerk zu erklären. ♂

Literatur.

Preußen's landeskirchliche Unionsentwickelung von dem Könige Friedrich Wilhelm III. an bis zur Gegenwart. Von Lic. theol. **Mücke**. Brandenburg a. d. H., Wiesike, 1879.

Die Einführung der Gemeinde- und Synodalordnung von 1873 bezeichnet, wie alle kirchlichen Parteien anerkennen, einen Wendepunkt in der Geschichte der preußischen Landeskirche. Bis dahin lag der Schwerpunkt der kirchlichen Entwickelung in der bischöflichen Machtfülle des Regenten des Landes und unter ihm in der Ansicht und dem Willen der von ihm ernannten Kirchenbehörden. Jetzt aber sind neben den Landesherrn als den obersten Träger des Kirchenregiments und seine Beamten die freigewählten Abgeordneten des evangelischen Volkes Preußen's getreten, um mit dem König und seinen Beamten zusammenwirkend verfassungsmäßig die Geschicke der Landeskirche zu bestimmen. Damit ist für den Geschichtschreiber der Union die Grenze gegeben, bis zu der er mit seinem Bericht gehen kann; denn die Verhältnisse, die sich seitdem herausgebildet haben, sind noch zu flüssig, noch zu sehr im Werden begriffen, als daß sie sich für eine objektive Betrachtung und Darstellung eigneten. Mit

Recht macht der Verfasser daher an jener Grenze Halt; dagegen sieht man nicht recht ein, warum er die Mühler'sche Zeit, die doch noch in die Jahre des nichtkonstitutionellen Kirchenregiments gehört, von seinem Bericht ebenfalls ausschließt. Im Uebrigen verdient sein Buch, wenn wir von der bisweilen salbungsvoll weitschweifigen Form absehen, alles Lob. Der Verfasser beherrscht das weitschichtige Material und nimmt unseres Erachtens den richtigen Standpunkt ein.

Der erste Abschnitt behandelt die Unionspolitik Friedrich Wilhelm's III. von seinem Regierungsantritt an bis 1813 und die gleichzeitigen Unionsbestrebungen Schleiermacher's und Sack's. Der zweite schildert die Vorbereitung einer Synodalordnung für beide Konfessionen der Evangelischen und die Arbeit der liturgischen Kommission. Weiterhin wird über die Stiftung der Union und ihre Feier am Reformationsfeste von 1817 berichtet. Dann wirft der Verfasser einen Blick auf die ersten Gegner des Werkes und auf deren Zurückweisung, um dann den Stillstand der synodalen Entwickelung, den Fortgang der Union auf dem Kabinetswege vorzuführen und das Recht des Königs zu seiner Reformation darzuthun. Darauf werden Unionsstiftungen außerhalb Preußen's betrachtet. Ein ferneres Kapitel beschäftigt sich mit der Entstehung der preußischen Agende; das nächste und das übernächste fassen die liberale Opposition der Schleiermacherianer und die der von Scheibel geführten Altlutheraner in's Auge; vom 11. Abschnitt an bis zum 17. wird die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelm's IV. besprochen, sein Kirchenideal, die Generalsynode von 1846, die Entstehung des deutschen Kirchentags und der Eisenacher Konferenz, die zweite lutherische Separation und der neue Aufschwung des lutherischen Konfessionalismus unter dem Einfluß der Restauration von 1852, die Konfessionsordre dieses Jahres, die Gegenordre vom 12. Juli 1853 und die Monbijou-Konferenz vom November 1856, endlich der Beginn eines Umschwungs mit der Versammlung der evangelischen Allianz, die in Berlin stattfand. Die nächsten vier Abschnitte schildern die Entwickelung der Synodalverfassung unter Wilhelm I., das erneute Ankämpfen der Konfession wider die Union nach Einverleibung der neuen Provinzen und die Niederlage der Gegner des Unionswerks. Mit einem Rückblick auf das landeskirchliche Gesammtwerk Friedrich Wilhelm's III., die Organisation einer einheitlichen Landeskirche und die Regeneration des evangelischen Gottesdienstes, schließt das Buch.

Spekulation und Philosophie. Von Hermann Wolff. Bd. I. Der spekulative Rationalismus. Bd. II. Der empirische Realismus. Berlin. Denicke's Verlag 1878.

Das vorstehende Werk ist eine umfassende, sehr sorgfältig und sauber gearbeitete Darstellung des sogenannten empirischen Realismus, eines philosophi-

schen Systems, das in der vorliegenden bestimmten Gestalt J. H. v. Kirchmann zum Urheber hat. Wer sich über dasselbe orientiren will, dem kann die Schrift Wolff's durchaus empfohlen werden, zumal da sie durch Klarheit, Faßlichkeit und Leichtigkeit der Schreibweise sich auszeichnet. Vor dem System selbst freilich können wir nicht dringend genug warnen, weil es die Grundlagen der Philosophie zerstört. Eine kurze Charakteristik desselben wird die Berechtigung zu diesem scharfen Urtheil erhärten. Der Punkt, von dem aus der empirische Realismus mit einem Blick überschaut werden kann, ist die Beantwortung der Frage Kant's: Wie sind synthetische Urtheile (d. h. Urtheile, in welchen der Prädikatsbegriff nicht im Subjektsbegriff enthalten ist und doch mit ihm in einer nothwendigen Verknüpfung steht) a priori möglich. Kant hatte die Lösung dieses Problems darin gefunden, daß er reine, von jeder Erfahrung unabhängige und diese erst ermöglichende Vernunftformen annahm, wie Raum und Zeit für äußere und innere Anschauung, wie den Begriff der Kausalität und die davon abhängigen Begriffe. Der empirische Realismus setzt nun ebenfalls solche apriorische Vernunftformen voraus, gibt ihnen aber keinen konstitutiven, sondern nur einen regulativen Werth, indem er nicht durch sie, sondern durch äußere und innere Wahrnehmung die Erfahrung entstehen läßt. Und jene Formen sind ihm nur dazu da, über dem Wahrgenommenen schwebenden Geistern vergleichbar, diesem reinen Erfahrungsinhalt eine idealere Weihe zu geben. In der Natur aber gibt es keine Kausalität als gegenständliche Eigenschaft der Dinge, sie ist nichts Wirkliches und Seiendes, sondern nur ein subjektives Inbeziehungsetzen zweier regelmäßig auf einander folgender Naturereignisse. Die aus diesen Formen hervorgehenden allgemein giltigen Urtheile sind daher auch keine Naturgesetze im strengen Sinne des Wortes, da alles, was Naturinhalt ist, nur durch die Wahrnehmung angeeignet wird. Es ist die Wahrnehmung, die das Seiende in Raum und Zeit in sich aufnimmt, der sich das körperliche und seelische Sein erschließt. Das körperliche Sein wird durch die Empfindungen der Sinne wahrgenommen.

Machen wir hier einen Augenblick Halt, um die Frage aufzuwerfen, welche Bürgschaft wir haben, daß die Summe von Affektionen der Sinne, durch welche wir das körperliche Sein erfassen, in der That mit demselben identisch ist. Wir können, streng denkend, nicht weiter kommen, als bis zu dem Satze: Vermöge der eigenthümlichen Organisation unserer Sinne stellt sich uns dies bestimmte Weltbild dar; mit anderen Worten: es ist eine Erscheinung, über deren Sinn und Bedeutung uns der empirische Realismus keine Aufklärung geben kann. Aber wir gehen weiter. Wie steht es mit der Wahrnehmung des seelischen Seins? Dieselbe ist eine eigene Selbsterkenntniß, ein Eigenbewußtsein der im Bewußtsein auftretenden Qualitäten, das bei gehöriger Intensität

— Aufmerksamkeit — sich bildet. Also von einem einheitlichen Selbstbewußtsein der Seele, ja von der Seele als Einheit, weiß der empirische Realismus nichts, das seelische Leben ist eine Vielheit selbstbewußter Elemente. Wo kommt denn aber die erfahrungsmäßige Einheit her? Dieser Auffassung entspricht es denn auch, daß das Denken als Bewegungsprozesse der einzelnen Gestaltungen bezeichnet wird, die von selbst und ohne nachweisbare Anstrengung unsrerseits sich vollziehen. Man sieht, dieser Theorie fehlt das Subjekt seelischen und geistigen Handelns und das zusammenfassende Band. Seele und Geist sind ihm nur der Schauplatz, auf dem eigenthümliche Elemente und Vorgänge ihr bald zufälliges, bald geregeltes Spiel treiben. Und was nimmt denn nun die Seele wahr? Es ist dies einmal eine Fülle von Vorstellungen und Denkprozessen, es ist dies sodann eine Vielheit von Gefühlen, es ist dies endlich eine Mannichfaltigkeit von Begehrungen. Unter den Gefühlen findet Wolff auch das sittliche Gefühl, das er beschreibt als Gefühl der Achtung vor der Menschheit im Einzelnen und Allgemeinen und vor den Regeln, die aus dieser Achtung zur Regulirung des Handelns für den Einzelnen hervorgequollen sind. Dieselben fordern, daß wir jeden Menschen als eine eigene, selbständige, selbstbewußte, eigene Ziele und Zwecke verfolgende Persönlichkeit schützen. — Ganz recht, Achtung kann nur eine Persönlichkeit und was von ihr geleistet ist, in Anspruch nehmen, aber der empirische Realismus hat nicht einmal Raum für den Begriff eines Subjekts, geschweige denn für die Idee der Persönlichkeit. Wolff redet freilich in einem besonderen Abschnitte von Ichbewußtsein, aber wie dasselbe zu Stande kommt und was es leistet, bleibt dunkel. Es ist charakteristisch, daß dieser so wichtige Gegenstand nur so kurz und skizzenhaft behandelt wird. Wir werden auch nicht klüger, wenn wir an einer anderen Stelle belehrt werden, daß wir das verschmolzene einheitliche Ganze der verschiedenen durchaus eigenartigen und von einander nicht ableitbaren Qualitäten des Bewußtseins mit dem Worte „Seele" zu bezeichnen pflegen. Es ist eben von den Voraussetzungen des empirischen Realismus aus völlig unerklärbar, wie diese Qualitäten einheitlich verschmelzen können.

Wir enthalten uns, weiter die Haltlosigkeit des empirischen Realismus nachzuweisen; es ist klar, wie verhängnißvoll es ist, wenn den apriorischen Formen der Vernunft nur eine regulative, nicht eine konstitutive Dignität für die Ermöglichung der Erfahrung zuerkannt wird. H. J—y.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zum 400jährigen Jubiläum des Leipziger Buchdruckes.

Am 15. Mai, an dem Tage, wo diese Nummer unseres Blattes hinausgeht, wird in Leipzig eine Kunstgewerbe-Ausstellung für Sachsen und die thüringischen Lande eröffnet werden. Während wir diese Zeilen schreiben, werden von allen Seiten die größten Anstrengungen gemacht, um mit dem Ausbau und der Dekoration des Ausstellungsgebäudes wie mit der Anordnung der Ausstellungsgegenstände rechtzeitig zu Ende zu kommen. Noch vor zwei Wochen hätte kein Mensch es für möglich gehalten, daß der Eröffnungstermin würde eingehalten werden können, alle Welt glaubte zum Aufschub rathen zu müssen. Sieht man die Riesenfortschritte, die inzwischen der Wetteifer unzähliger fleißiger Hände zu Wege gebracht, so steigt die Hoffnung, daß wenigstens im Großen und Ganzen die Ausstellung zur bestimmten Stunde „fertig“ sein wird, wenn auch im Einzelnen die letzten Maiwochen noch gar manches nachzuholen haben werden.

Einen Glanzpunkt der Ausstellung wird nach allem, was man hört, die Abtheilung der „graphischen Künste“ bilden, der Buchdruck und alle mit ihm zusammenhängenden und verwandten gewerblichen Branchen. Als der Zentralsitz des deutschen Buchgewerbes wird Leipzig alles aufbieten, um seine Führerrolle auf diesem Gebiete wie die dominirende Stellung dieses Gebietes selbst im Kreise der übrigen Leipziger und sächsischen Gewerbe eindringlich vor Augen zu führen. Hat es doch im vorliegenden Falle noch eine ganz besondere Veranlassung hierzu: denn wie schon das Zirkular hervorhob, welches zu Anfang des Jahres an die betheiligten Kreise versandt wurde, gilt es zugleich, die 400jährige Feier der Einführung des Buchdruckes in Leipzig festlich zu begehen.

1479 und 1879! — Das Datum scheint allerdings, wenn man ehrlich sein will, nicht ganz festzustehen. Die Angaben darüber, in welchem Jahre zuerst in Leipzig gedruckt worden ist, schwanken zwischen 1479 und 1481. Was soll man für das Richtige halten? In der gewöhnlichen lokalgeschichtlichen Literatur ist nirgends Rath über dergleichen zu holen — wird es doch kaum eine zweite deutsche Stadt von der Bedeutung Leipzig's geben, um deren

Lokalgeschichte es so jämmerlich bestellt wäre, wie um die Leipziger —, aber auch in den Schriften zur Geschichte des Buchdruckes fehlt es an sicheren und begründeten Nachrichten. Ueberblicken wir in Kürze das Material, das für die Beantwortung der Frage in Betracht kommt, so läßt sich dasselbe etwa in Folgendem zusammenfassen.*)

Nach der gewöhnlichen Annahme wäre der Buchdruck im Jahre 1479 durch Andreas Frisner von Nürnberg nach Leipzig gebracht worden. Gerade diese Nachricht aber scheint auf schwachen Füßen zu stehen. Andreas Frisner stammte aus Wunsiedel im Fichtelgebirge — dem Geburtsorte Jean Paul's — und war der Sohn des dortigen Rathsherrn Johann Frisner. Nachdem er von 1465 an in Leipzig studirt hatte, war er in den siebziger Jahren in Nürnberg in der Druckerei von Johann Sensenschmidt als „Korrektor" thätig — eine Stellung, die damals etwas wesentlich anderes besagen wollte als gegenwärtig. Obgleich es auch heutzutage nicht an tüchtigen, kenntnißreichen Korrektoren fehlt, deren Thätigkeit den Manuskripten gegenüber eine halb und halb redaktionelle ist, und die sich keineswegs blos um die orthographische und interpunktionelle, sondern auch um die stilistische und sachliche Korrektheit von Büchern wie von Zeitschriften oft größere Verdienste erwerben, als das Publikum ahnt (notabene das Publikum, welches überhaupt die Fähigkeit hat, dergleichen zu würdigen), so beschränkt sich doch die eigentliche Aufgabe des Korrektors heutzutage darauf, die Versehen des Schriftsetzers, nicht die des Schriftstellers gutzumachen. Anders im 15. und 16. Jahrhundert. Damals war der Korrektor der gelehrte Kompagnon des in der Regel ungelehrten, handwerksmäßigen Druckers, und wo es sich um Neudrucke älterer Texte, im humanistischen Zeitalter namentlich um die Texte der alten Klassiker handelte, vertrat er durchaus die Stelle des heutigen „Herausgebers". Und wie sich jetzt auf den Büchern der Herausgeber, der Verleger und der Drucker nennen, so nannte sich damals der Drucker, welcher Anfangs mit dem Verleger in der Regel identisch war, und — der Korrektor. Eine ganze Reihe von Nürnberger Drucken aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts sind in dieser Weise von Sensenschmidt und Frisner gemeinsam unterzeichnet. In der Schlußschrift einer Ausgabe des Thomas von Aquino vom Jahre 1474 rühmt sich Frisner ausdrücklich, daß es sein Bestreben sei, die lateinische Orthographie aus der bisherigen Verwilderung wieder zu den Regeln der alten Grammatiker zurückzuführen.

---

*) Vgl. das zur diesjährigen Kantate-Versammlung der deutschen Buchhändler ausgegebene Schriftchen: Die Anfänge des Leipziger Bücherwesens. Zur vierten Säkularfeier der Einführung des Buchdruckes in Leipzig (1479) von Dr. G. Wustmann. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, 1879.

Im Jahre 1479 trennten sich beide Genossen, wahrscheinlich weil sie neben dem mehr und mehr aufblühenden berühmten Druck- und Verlagsgeschäfte der Koberger nicht recht bestehen konnten, und verließen Nürnberg. Sensenschmidt zog nach Bamberg und trat dort in eine andere Druckerei ein, Frisner aber kehrte nach Leipzig zurück, wo seit dem Jahre zuvor, seit 1478, ein junger Verwandter, wahrscheinlich ein Neffe von ihm, Erasmus Frisner, und Sensenschmidt's Sohn Lorenz studirten, wurde hier — Professor der Theologie und erhielt 1482 das Rektorat der Universität. Im Jahre 1491 ging er nach Rom, wo ihn Papst Alexander VI. zum Primarius ordinarius des apostolischen Stuhles ernannte, und wo er 1504 starb.

Woher stammt nun die Kunde, daß dieser gelehrte Theolog, der Rektor der Leipziger Universität, Leipzig's erster Drucker gewesen? — Frisner hinterließ 1504 in Rom ein Testament, worin er, außer anderen zahlreichen Legaten an Geld, Büchern, Kleidern und Geräthschaften, auch seiner Vaterstadt ein Kapital vermachte, dessen Zinsen denjenigen Nachkommen der Frisner'schen und der mit ihr verschwägerten Pachelbel'schen Familie gereicht werden sollten, welche studiren würden, außerdem einen großen Theil seiner Bücher, mit denen er den Grund zu der im vorigen Jahrhundert durch eine Feuersbrunst zerstörten Stadtbibliothek von Wunsiedel legte. Seine Presse aber mit dem gesammten Druckerzeug und zwanzig rheinischen Gulden bestimmte er dem Dominikanerkloster in Leipzig, wofür ihm die Konventualen alljährlich Seelenmessen lesen sollten. In diesem Kloster war 1497 der oben erwähnte Verwandte von ihm, Erasmus Frisner, als Magister im Alter von 27 Jahren gestorben. Das ist alles, was wir wissen.

Frisner's Testament, dessen Original lange Zeit in der Familie Pachelbel aufbewahrt wurde, ist bereits 1677 in einer lateinisch geschriebenen Chronik des Vogtlandes und speziell Wunsiedel's seinem ganzen Wortlaute nach veröffentlicht worden. Außer ihm gibt es über Frisner's Presse nirgends eine Nachricht, und alles, was über seine Druckerei berichtet wird, kann nur auf dieses Testament zurückgehen. Nun ist nirgends darin gesagt, daß Frisner die Presse, von der er redet, bereits in Leipzig besessen habe, nirgends, daß er 1479, als er von Nürnberg nach Leipzig kam, sie mit dahin gebracht habe. Diese Annahme ist nichts als eine Vermuthung, für die es an jedem Zeugniß fehlt. Aber zugegeben, daß diese Vermuthung viel Wahrscheinliches hat, daß es sehr nahe liegt, anzunehmen, daß Frisner bei der Auflösung des Sensenschmidt'schen Geschäftes in Nürnberg eine der vorhandenen Pressen übernommen und mit nach Leipzig gebracht habe, daß er sie vielleicht sogar 1491, als er nach Rom ging, oder auch früher schon den Leipziger Dominikanern leihweise überlassen und eben deshalb später testamentarisch vermacht habe — aus der

ganzen Zeit von 1479 bis 1491 ist unter allen erhaltenen Leipziger Drucken nicht ein einziger nachweisbar, der Frisner's Namen trüge. Weshalb hätte er sich aber in Leipzig nicht ebensogut auf seinen Drucken nennen sollen, wie auf denen, die er früher in Nürnberg in Gemeinschaft mit Sensenschmidt gedruckt hatte? Aber selbst das noch zugestanden, daß hierbei der Zufall die Hand im Spiele haben kann, und Frisner's sämmtliche Leipziger Drucke vernichtet sein können, müßten dann nicht wenigstens Exemplare davon in seinem eigenen Besitz gewesen sein? In seinem Testamente aber, in welchem er weit über hundert Bücher aufführt und zu einzelnen Titeln ausdrücklich die Bemerkung hinzufügt, daß die Bücher „von ihm gedruckt" oder daß sie „von ihm in Nürnberg gedruckt" seien, ist nicht ein einziges Buch erwähnt, welches er als Erzeugniß seiner Leipziger Druckerthätigkeit bezeichnete.

Es ist also wohl kaum ein Zweifel: von einer gewerbsmäßigen Druckerthätigkeit Frisner's in Leipzig und davon, daß er „den Buchdruck nach Leipzig gebracht" habe, kann nicht gut die Rede sein. Hatte Frisner in Leipzig eine Presse, so gehörte er eben zu den zahlreichen Gelehrten jener Zeit, die eine Druckerei zu ihrem Privatgebrauch besaßen, dann und wann kleinere, von ihnen selbst verfaßte Schriften zur Vertheilung an ihre Freunde darauf druckten, aber nimmermehr fremde Druckaufträge ausführten. Frisner war ein Gelehrter, aber kein Drucker; am Setzkasten wird er sich schwerlich viel zu schaffen gemacht haben.

Nun, und dennoch gegenwärtig ein 400jähriges Jubiläum des Leipziger Buchdruckes? Wenn die Frisner-Legende schwindet, wo soll dann noch das Recht zum Jubiliren herkommen? Der erste erhaltene Leipziger Druck, der eine Jahrzahl, leider aber keinen Druckernamen trägt, stammt aus dem Jahre 1481. Es ist eine lateinisch geschriebene, auf die Unterwerfung der Türken bezogene Auslegung der Offenbarung Johannis, verfaßt von einem italienischen Dominikaner Annius von Viterbo. Sie war zuerst 1480 in Genua erschienen, das Jahr darauf wurde sie in Leipzig nachgedruckt, vermuthlich von einem der zahlreichen damals mit ihrer Presse wandernden Drucker, denn die Typen der Schrift stehen, wie eine Vergleichung mit zahlreichen andern Leipziger Wiegendrucken ergeben hat, völlig vereinzelt da. Wäre es da nicht das Einfachste, sich an dieses Datum zu halten? Was nöthigt uns, bei dem Jahre 1479 stehen zu bleiben?

Es hat sich neuerdings ein positives Zeugniß dafür gefunden, daß es bereits im Jahre 1479 eine gewerbsmäßige Druckerei in Leipzig gegeben haben muß. Auf einem losen Zeddel, der in den Leipziger Stadtkassenrechnungen von 1480 liegt, wird unter denen, die im Dezember 1479 mit dem „Wächtergeld" in Rückstand geblieben waren, auch erwähnt ein „lang Nickel puchtrucker,

zwey oder drei wechtergeld". Nun wurde das Wächtergeld in Leipzig alle Vierteljahre eingetrieben und war eine so geringfügige Steuer, daß nur der Aermste damit in Rückstand bleiben konnte. Der genannte Säumige wird also schwerlich der Besitzer einer Presse, wahrscheinlich wird er ein armer Druckergesell gewesen sein. Als solcher aber muß er doch im Jahre 1479 in Leipzig in Arbeit gestanden haben. Eine müßige Frage ist es, wem die Druckerei gehört haben mag, in welcher dieser treffliche „lang Nickel", der als Retter der Jahreszahl 1479 aufgetaucht ist, arbeitete. Doch läßt sich auch auf diese Frage vielleicht noch eine Antwort geben. Die drei frühesten Leipziger Drucker, die sich auf ihren Preßerzeugnissen in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts mit Namen nennen, sind Marcus Brandis und Moritz Brandis, wahrscheinlich ein Brüderpaar, und außerdem Kunz Kachelofen. Der erste ist seit 1484, der letzte seit 1485, Moritz Brandis seit 1488 mit Drucken nachweisbar. Von den beiden Brandis ist wenig bekannt; sie scheinen einer nicht sehr seßhaften, damals auch noch anderwärts vorkommenden Druckerfamilie angehört zu haben; Moritz Brandis ging 1490 wegen Schulden von Leipzig weg und wandte sich nach Magdeburg. Eine größere Bedeutung hat Kachelofen. Er war ein wohlhabender und angesehener Mann in Leipzig und der erste Drucker, der hier eine dauernde und bemerkenswerthe Thätigkeit entfaltete. Aus seinen Pressen sind Drucke hervorgegangen — wie das Missale für das Bisthum Meißen vom Jahre 1495 —, die an einfacher Schönheit, Solidität und Akkuratesse mit den besten süddeutschen Drucken jener Zeit den Vergleich aushalten. Noch 1528 erscheint er als Senior an der Spitze der Leipziger Buchdrucker. Das Bürgerrecht von Leipzig aber hatte Kachelofen erhalten bereits im Jahre — 1476! Sollte es da so fern liegen, ihn für den ersten Leipziger Drucker zu halten? Allerdings stammt, wie schon erwähnt, der erste datirte Druck von ihm erst aus dem Jahre 1485. Aber könnte das nicht Zufall sein? Ist es glaublich, daß Kachelofen 1476 auf ein anderes Gewerbe hin das Leipziger Bürgerrecht erworben habe und erst später zur Druckerei übergegangen sei?

So viel wird aus dem Vorstehenden klar werden, daß, wenn der Leipziger Buchdruck im Verein mit den übrigen graphischen Künsten sich in diesem Augenblicke rüstet, in der glanzvollen Schaustellung, die er dem Publikum zu bieten gedenkt, zugleich in der Stille ein Fest zu begehen, das ihm selber gilt, nicht eigentlich von einer Jubelfeier der Einführung des Buchdruckes in Leipzig die Rede sein kann, sondern streng genommen nur von der des frühesten Zeugnisses seiner Existenz in Leipzig. Aber gleichviel. Mag auch die Feier in jenem ersten Sinne eine imaginäre sein: wie manches Fest ist schon geräuschvoller und weniger ideell gefeiert worden, dessen Beglaubigung eine nicht minder legendare war! Das Bedürfniß, bedeutungsvolle geschichtliche Ereignisse und Vor-

gänge wie zur eignen Beruhigung auf feste Daten zu bringen, ist so alt wie der historische Sinn der Menschen überhaupt. Vorausgesetzt, daß unsre Frage vor der Wissenschaft ehrlich als eine offne betrachtet wird, halte man nur getrost an der traditionellen Zahl bis auf Weiteres fest.

Der Leipziger Buchdruck hat alle Ursache, mit freudigem Stolze auf die vier Jahrhunderte seines Bestehens zurückzublicken. Eine lange Reihe von Städten, die in der Geschichte der deutschen Typographie einst zu den glänzendsten Namen zählten, steht heute fast bedeutungslos auf diesem Gebiete da. Leipzig hat sich von den kümmerlichsten Anfängen im Laufe der Jahrhunderte zum Haupt- und Mittelpunkte des deutschen Buchdruckes und Buchhandels emporgerungen. Wenn es den Anschein hat, als sollte es ganz neuerdings von Stuttgart überflügelt werden, so scheint es doch eben auf den ersten Blick nur so. Der großen Anzahl „illustrirter Prachtwerke", die der Stuttgarter Buchhandel im Laufe des letzten Jahrzehntes in rascher Folge auf den Markt geworfen, hat Leipzig allerdings wenig Gleichartiges an die Seite zu setzen. Was Leipzig fehlt, und worin Stuttgart augenblicklich unleugbar einen Vorsprung hat, das ist eine tüchtige Schule für Xylographie, ein tüchtiges Institut für Lichtdruck — empfindliche Mängel, auf deren Beseitigung mit allen Mitteln wird hingearbeitet werden müssen. Im Buchdruck aber, vor allem auch im Holzschnittdruck behauptet Leipzig nach wie vor den ersten Rang, und die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung wird sicherlich zeigen, daß Leipzig gewillt ist, diesen Rang auch in Zukunft zu behaupten und nicht in unthätiger Siegesgewißheit die Hände in den Schooß zu legen.

Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

I.

Das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 hatte die Gemüther auf eine uns ganz unverständliche Weise erschüttert. In dem stolzen Gefühl der immer wachsenden Aufklärung hatte man sich allmählich eingeredet, die Weltgeschichte gehe in gerader Linie vorwärts, und nicht blos die Wolffianer glaubten an eine weise und stetig wirkende Vorsehung für das Ganze der Welt.

Nun tauchte plötzlich die Macht des Zufalls auf, in ihrer grauenvollsten verhaßtesten Gestalt, und gerade die Führer der Aufklärung, Voltaire voran, legten sich die Frage vor, ob nicht vielleicht der blinde Zufall die Welt regiere.

Diese Frage sollte den Philosophen bald näher treten. Ein größeres Unglück kam über die Welt, als das Erdbeben von Lissabon, ein Unglück für drei Welttheile: der siebenjährige Krieg.

„Europa hat keine schöneren Tage gesehen, als die Jahre nach dem Aachener Frieden, 1748 bis 1756. Der Handel blühte von St. Petersburg bis Cadix, und die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit einander; Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat.“ So Voltaire in seiner „Geschichte Ludwig's XV.“

Klopstock und Winckelmann hatten, indem sie auf Ziele hinwiesen, die über das gemeine Wirkliche hinausgingen, den deutschen Idealismus begründet. Nun aber trat ein Mann in den Vordergrund, der die Deutschen wieder aus dem Lande der Träume und Ideale zu verdrängen schien, dessen gewaltiges Leben alles verdunkelte, was sonst in Deutschland vorging: Friedrich der Große.

Friedrich hatte sich wohl sagen müssen, daß mit dem Frieden von 1745 seine Eroberung noch nicht perfekt geworden sei; mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete er alle Schritte seiner Gegner.

Im Herbst 1755 trat das Ungeahnte ein: die beiden Großmächte Frankreich und Oesterreich, deren Rivalität seit nahezu drei Jahrhunderten die Signatur der Weltstellung gewesen war, traten durch die Vermittelung des österreichischen Ministers Kaunitz in einen engen Bund, dem sich auch Rußland anschloß.

Friedrich kam auf die Spur, und wenn er auch von dem Umfange der Gefahr keine Vorstellung hatte, so erkannte er doch, daß für ihn die Rettung nur in der äußersten Verwegenheit liege: er mußte den Feinden zuvorkommen.

Zwischen Frankreich und England stand ein Entscheidungskampf über die Hegemonie in Asien und Amerika bevor; Preußen war demnach auf England gewiesen. Ohne daß es in der Absicht der Fürsten lag, wurde die Konstellation so, daß zwei protestantische Mächte gegen zwei katholische den Kampf auf Leben und Tod unternahmen. Am 5. Juli 1756 wurde in Berlin der Vertrag mit England abgeschlossen.

In Dresden verzweigten sich alle Fäden der Verschwörung; dorthin richtete sich der erste Sturm. Am 28. August rückte Friedrich aus; am 9. September zog er in Dresden ein, zwang am 15. Oktober die sächsische Armee zur Kapitulation und bezog dann seine Winterquartiere in Dresden. Sachsen

kam sich vor wie eine eroberte Provinz, die Preußen ergriff ein wahrer Taumel des Sieges.

Die Verhältnisse aller Männer, die bis dahin am Aufbau der deutschen Literatur gearbeitet, wurden durch diese Ereignisse aufgerüttelt.

Lessing hatte mit einem Leipziger Patrizier einen Vertrag abgeschlossen, ihn auf einer längeren Reise zu begleiten: im Mai 1756 waren sie von Leipzig abgereist und bis Amsterdam gekommen. Da rief der Krieg sie im September zurück. Um die versprochene Entschädigung, die ihm nicht ausgezahlt wurde, mußte Lessing einen achtjährigen Prozeß führen.

In Leipzig war eine entsetzliche Noth; der Buchhandel stockte; die Schauspieler wanderten aus; Winckelmann hätte beinahe seine Pension verloren; Kästner nahm einen Ruf nach Göttingen an.

„Warum fliehen Sie nicht diesen Ort der Unruhe, Betrübniß und allgemeinen Verzweifelung?“ schreibt Moses Mendelssohn an Lessing. Dieser hatte freilich in Leipzig zugleich die Geschäfte seiner Berliner Freunde zu besorgen: er machte die Korrekturen zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die „zur Beförderung des guten Geschmacks“ von Mendelssohn und Nicolai herausgegeben wurde: auch in Paris hatte man Korrespondenten für die Bibliothek gewonnen, und Winckelmann schickte zahlreiche Beiträge aus Rom.

Am 14. Januar 1757 fordert Sulzer seinen Freund Ewald Chr. v. Kleist auf, dafür zu sorgen, daß der Krieg nicht wieder von einem Franzosen beschrieben werde, der ihn zu einer Episode des englisch-französischen Krieges herabsetzen würde. „Die Thaten der deutschen Helden müssen von deutscher Feder beschrieben werden. Sammeln Sie nur zuverlässige Nachrichten und hinlängliche Pläne, so wird sich wohl unter Ihren Freunden ein Kopf finden, der sie in eine würdige Geschichte bringt. Wenn ich es thun könnte, so sollte mir weder Gefahr noch Mühseligkeit zu groß sein, überall selbst zu sehen, ich würde mich entschließen, die Kriegskunst durch alle Stufen zu lernen, um mich dazu geschickt zu machen.“ ... „Mich dünkt, daß ganze Armeen gewissermaßen persönlichen Charakter haben: so werden sie erzogen, so denken, so handeln sie, wie einzelne Personen. Den Charakter unserer Armee möchte ich so geschildert sehen, wie Labruyère einzelne Personen geschildert hat. Der vernünftigste Theil des hiesigen Publikums bewundert und verehrt diese Armee; ein Theil aber, hauptsächlich der Adel, ist unzufrieden, undankbar, furchtsam.“

Im März 1757 kam Kleist als preußischer Major nach Leipzig, die Umwandlung sächsischer Soldaten in preußische zu besorgen; nicht mehr von Friedenssehnsucht verzehrt, sondern stolz auf den Ruhm seines Königs. „Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir o Himmel! — einher vor wenig Helden

ziehn; ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn, und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel."

Lessing lernte ihn gleich nach seiner Ankunft kennen, da Kleist einige Tage bettlägerig war, und es entspann sich zwischen den beiden lebensfrohen und tüchtigen Männern eine Freundschaft, wie sie Lessing nicht wieder gekannt hat. Aber der Umgang mit preußischen Offizieren machte ihn den Leipzigern verdächtig, er galt als leidenschaftlicher Anhänger Friedrich's.

Am 6. Mai erfocht der König den neuen großen Sieg bei Prag. Nun waren auch die Kaiserlichen geworfen, das Ziel des Krieges schien sich zu erweitern.

„Sie verlangen von mir," schreibt Lessing am 10. Mai 1757 an Gleim, „eine Ode auf Ihren König?" Er will sie versuchen.

„Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König. — Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas; doch bist du nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen. Was hält dich noch? — Singe ihn, deinen König! deinen tapferen doch menschlichen, deinen schlauen doch edel denkenden Friedrich. Sing' ihn an der Spitze seines Heers, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können. Singe ihn im Dampf der Schlacht, sowie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verliert. Sing' ihn mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfeld, mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner Gefährten!"

„Ich will indeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. — Ein Mährchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und der Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute. Unglücklicher Hirt! wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich sammeln! wie rufen sie so ängstlich im Dorngeheck nach dir!" —

Gleichviel! — „Wie froh werde ich sein," setzt er in Prosa hinzu, „wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist!"

In einer andern Ode, an Kleist, parodirt er Klopstock's Elegie an Ebert. — „Wenn auch ich nicht mehr bin, ich, deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch sehr lange zu leben gedenke . . . dann erst, o Kleist! geschehe mit dir, was mit uns allen geschieht! Dann stirbst du, aber eines edlern Todes: für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin. O des beneidenswürdigen Helden! Als

die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier: folgt mir! Und alle folgten ihm zum Ziel des Siegs. Ihn aber trieb allzuviel Muth bis zum Tode; er fiel, und es floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her."

Am 22. Mai 1757 schreibt Sulzer an Kleist, er gehe damit um, Lessing wieder für Berlin zu gewinnen: „Es ist billig, daß wir jetzt suchen, so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden als wir in Waffen sind. Ich hätte große Lust, den Ton der Superiorität über die andern Deutschen anzunehmen, der dem der Franzosen nicht unähnlich wäre. Dazu haben wir Männer wie Lessing nöthig." So wirkt der Zauber des aufstrebenden Staates auf das Selbstgefühl des geborenen Schweizers!

„Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen meine ganze Seele ein. Ich kann keinen Augenblick aufhören, an Friedrich zu denken und sein Heer ... Die Trommel geht. Ich muß auf die Parade, die seit dem Kriege das für mich ist, was in Athen der Porticus oder die Academie für die alten Philosophen war."

Diese Stimmung war nicht blos in Berlin. „Wir leben hier," schreibt Geßner am 18. Juni aus Zürich an Kleist, „in einer glücklichen Ruhe, aber alles nimmt Antheil am Waffenglück des Königs; man interessirt sich für die gerechte Sache, die so trefflich gerettet wird. Wie bedächtig und klug ist er in seinen Unternehmungen, wie kühn und groß in der Ausführung!"

„Denken Sie einmal," schreibt Lessing am 19. Juni an Gleim, „was sich Ihres Königs Soldaten alles unterstehn! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang, mit dem Zusatz, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle."

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt Krieg will, so sei es Krieg! Berlin sei Sparta!" Der kräftige Marschrhythmus ist wohl das Beste an diesen Liedern. Gleim, der alte Liebesdichter, schrieb sie mit vollster Ueberzeugung; er hatte den Krieg 1743 gemeinsam mit seinem Freunde Kleist kennen gelernt und betete seinen Helden an. Auch das war Ueberzeugung, daß er alle Schuld auf Friedrich's Feinde schob und Gottes Hilfe in Anspruch nahm. Die Lieder gewinnen ungemein, wenn man sie neben Ramler's hochtrabende Oden hält; eigentlich volksmäßig waren sie nicht, und Lessing selbst deutet auf den tieferen Gehalt in dem alten Volksliede hin: „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen auf grüner Haid' im freien Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen!"

„Ich und der König von Preußen," schreibt Lessing am 18. Juni 1757

an Ramler, „werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Da nur Er, Er allein die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehn habe: wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er bleiben lassen! Ich denke es auch, aber dafür will ich ihm wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden!"

An demselben Tage, am 18. Juni 1757, verlor Friedrich seine erste Schlacht. Die Folgen der Niederlage bei Kollin waren noch furchtbarer als die Niederlage selbst, alle Feinde brachen los. Die Russen überschwemmten Preußen, die Franzosen den Rhein; jene siegten am 30. August bei Jägerndorf, diese veranlaßten die Engländer am 8. September zu dem schimpflichen Vertrage von Kloster Sivern und besetzten das mittlere Deutschland; auch Gleim in Halberstadt lernte sie kennen.

„Si j'avais été tué à Collin," schreibt Friedrich, „je serais à présent dans un port où je ne craindrais plus les orages."

Der Nimbus des Unbesieglichen war geschwunden. Dem Sieger von Kollin schickte der Papst einen geweihten Degen, und nicht mit Unrecht schrieb Friedrich am 13. Juli an seine Schwester: „Voici la liberté de l'Allemagne et celle de cette cause protestante pour laquelle on a tant versé de sang, voilà ces deux grands intérêts en jeu!" Er hatte früher nicht daran gedacht, aber die Konstellation war wirklich so.

„La vie," schreibt er am 17. September an seine Schwester, „nous a été donnée par la nature comme un bienfait; dès qu'elle cesse de l'être, l'accord finit... Si vous prenez la résolution que j'ai prise, ma divine soeur! nous finissons ensemble nos malheurs."

Doch hinderte ihn das nicht, sich in Leipzig nach seiner Art zu unterhalten. „Je suis ici dans le pays latin. J'ai, pour m'amuser, passé en revue tous les professeurs de cette université... J'en ai déterré un qui n'aurait pas échappé à Molière, s'il avait vécu de son temps. Cet homme admirable m'a dit avec une gravité magistrale qu'il avait accouché de 60. vol. in-folio, et qu'il en avait publié deux tous les trois mois. — Je lui dis: Mais, Monsieur, vous possédez donc la science universelle? — Aussi fais-je! repartit-il. — Mais, Monsieur, tous les trois mois deux volumes! Y pensez-vous bien? Je n'aurais pas le temps de les écrire; et comment donc avez-vous pu les composer? — Cela partait de là! me dit-il, mettant le doigt sur son front. — Un de ses confrères ajouta: et du dictionnaire de Bayle, et de tous les dictionnaires que Monsieur a fondus ensemble. — Oui, je les ai refondus ensemble, dit le savant: mais je les ai rendus excellents, car je les ai corrigés tous."

Dieser Gelehrte war Gottsched, damals 57 jährig, der am 31. Oktober 1757 zum König befohlen war. Die Unterhaltung hatte übrigens vier Stunden gewährt und war in der größten Hitze geführt wurden; sie hatten sich auch gegenseitig angesungen. Gottsched hatte bemerkt, die deutschen Dichter fänden zu wenig Aufmunterung, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verständen; darauf erwiederte Friedrich: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, et je parle comme un cocher; jetzt aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." — „Weil er," berichtet Gottsched, „mir nun soviel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtentheils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschied: „Je me vanterai à l'avenir d'avoir appris les loix de la poësie du législateur de tant de peuples!" — Im Allgemeinen war es den Gelehrten, die der französischen Sprache mächtig waren, angenehmer, sich in ihr mit den Fürsten zu unterhalten, denn es gab darin kein „Er".

„Gottsched," schreibt Lessing sehr ergrimmt an Kleist, „wird mit dem Gesalbten unsers Gleim immer vertrauter. Es hat wieder französische Verse gesetzt, nebst einer goldenen Tabatière und einem Ring. Er hat die ganze Unterredung mit dem König abdrucken lassen. Gott wolle nicht, daß Gottsched unserm Gleim durch diese Bekanntschaft respektabler wird! Jetzt ist vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satiren wider ihn zu machen als je."

Am 5. November schlug Friedrich die Franzosen bei Roßbach. Nichts hat so stark dazu beigetragen, seinen Namen populär zu machen. Ganz Deutschland jubelte auf, als die preußischen Husaren mit den Putzsachen der zierlichen Marquis das bekannte Possenspiel trieben. Der Zopf hatte über das Rokoko gesiegt. Der Haß gegen die Franzosen war mehr und mehr gewachsen. In der Berliner Akademie hielt Prémontval eine Vorlesung über die Gallomanie und nannte die Deutschen „un peuple qui fait cas du mérite des choses et des choses solides". Friedrich selbst machte ein Spottgedicht auf den Prinzen Soubise. Am derbsten sprach sich Winckelmann in Rom aus: „Alle Franzosen hier," schreibt er an einen Freund, „sind lächerlich, und ich kann mich rühmen, daß ich mit keinem von der verachtungswürdigsten Art zweibeiniger Kreaturen Gemeinschaft habe. Solltest Du nach Paris gehn, so schreibe ich keine Zeile an Dich .. Ich muß aber gestehn, daß fast alle Deutsche, die hieher kommen, französische Meerkätzchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß von Mutterleibe ein Narr sein. Ein Franzose ist ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, eine fremde Sprache zu lernen, ein ehrlicher Mann zu sein."

Ein neuer Sieg des Königs, bei Leuthen, über die Oesterreicher, am 8. Dezember 1757, schien seine Stellung völlig zu sichern; freilich rückten die

Russen am 29. Januar 1758 in Königsberg ein und ließen sich dort huldigen.

„Schade," schreibt Bodmer am 19. Februar 1758 an Zimmermann, „daß ein Schweizer den König nicht loben darf! Wir sind so neutral, daß Reineke zwischen dem Guten und dem Bösen nicht unparteiischer ist. Wir müssen aus tiefer Politik zu Kindern werden, die zwischen der Rechten und Linken den Unterschied nicht wissen. Ich kann es Lessing und Ramler nicht verzeihn, daß sie ihn nicht loben. Ein Mensch, der Genie hat, ein Brandenburger muß es nothwendig brauchen, den neuen Cyrus zu singen." Und am 8. Juli: „Wenn ich Shakespeare's Heinrich V. lese, so bedaure ich Friedrich, daß seine Poeten allzuschwach sind, in seine erhabnen Entwürfe durchzudringen. Es ist das Schicksal großer Geister! Göttliche Kühnheiten bringen die Kurzsichtigkeit auf."

Als die Russen weiter vordringen wollten, schlug sie Friedrich am 23. August in der blutigen Schlacht bei Zorndorf zurück.

Nun aber gab die Niederlage bei Hochkirch dem Kriege eine neue, sehr bedenkliche Wendung. An demselben Tage starb Friedrich's Schwester Wilhelmine, die ihm doch immer noch am nächsten stand; der Mann, den er am höchsten achtete, der Einzige vielleicht, den er achtete, sein Bruder Prinz Heinrich, wurde ihm mehr und mehr entfremdet und begegnete ihm mit kalter Abneigung; man liest es in den Briefen, wie weh das dem harten Manne that.

Lessing hatte indeß Gleim's Grenadierlieder herausgegeben, die dem König nicht vor die Augen kamen. Ganz war Lessing nicht damit einverstanden. „Es wäre besser," schreibt er am 16. Dezember 1758, „wenn der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Gesetzt, es wird über kurz oder lang Friede: was meinen Sie, daß alsdann die kälteren Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die sie jetzt in der Hitze des Affekts für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreit den Dichter noch zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist der Patriot auch bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkart das letzte ist, nach dem ich geizen würde: des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte . . . Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (zu meiner Schande muß ich es gestehn!) keinen Begriff, und sie scheint mir auf's höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre."

Was er hier Liebe des Vaterlandes nennt, bezeichnet man heute als Partikularismus. Diesen, der in den kleinen deutschen Staaten wesentlich durch die Livree bestimmt wurde, ernsthaft zu bekämpfen, hielten damals die besten

Männer für ihre Pflicht: freilich wußten sie ihm nichts anderes entgegenzusetzen, als das farblose Weltbürgerthum.

In der Schrift „Ueber den Nationalstolz" (1758) geißelt Zimmermann in einem Tone, der stark an die damaligen Franzosen erinnert, die Schwächen des spezifischen Nationalgefühls; bezeichnend ist es, daß der Schweizer die republikanischen Formen verhöhnt: „Der Freiheitsgeist eines Montesquieu und so vieler anderen Franzosen ist die größte Satire auf die Denkart der angeblichen Republikaner. . . . . Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution. Des langen Zwangs müde, wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlornen Rechten der Vernunft wieder Besitz zu nehmen. Freilich artet diese Dreistigkeit im Denken oft in eine strafbare Frechheit aus."

Das Buch wurde ein Lesebuch der ganzen gebildeten Gesellschaft. „Die Alten," schreibt Mendelssohn, „haben uns vortreffliche Schriften der Art hinterlassen; die deutschen Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick in die große Welt, schöpfen können. Nur die freigebornen Schweizer versuchen seit einiger Zeit dergleichen."

Die Statistik der Verbrechen und der freie Wille.

II.

Wir haben im vorhergehenden Artikel das Spiel der Kräfte darzustellen versucht, in welchem die Gesellschaft und der freie Wille des Einzelnen sich gegenseitig bedingen und bestimmen. Wenn die Statistik der Gesellschaft uns die regelmäßig wiederkehrende Zahl bestimmter sozialer Erscheinungen, wie der Verbrechen, aufzeigt und damit der Nothwendigkeit des Schicksals, wie es in den Bedingungen der Gesellschaft in Zeit und Raum gegeben ist, die bleibende Herrschaft über den freien Willen zu garantiren scheint, so haben wir versucht, da die Gesellschaft doch eben kein Abstraktum, sondern eine aus Individuen zusammengesetzte Gemeinschaft ist, die Wirkungen des freien Willens des Einzelnen als Thatsache, wenn auch als unerklärte, zu retten und loszulösen. Gewiß ist ja mit der gleichen Zahl von Menschen nicht eine Summe von gleichen Bestandtheilen der Gesellschaft gegeben; bei gleicher Zahl werden die verschiedenen Gesellschaftskörper die verschiedenste Natur aufweisen; auch wächst

mit der Zahl der Bevölkerung nicht blos die gerade Zahl der Kräfte, sondern zugleich der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Individualitäten. Es wird also auch hier die Quantität von der Qualität bestimmt. Bei dem Umfange der statistischen Forschungen über die Erscheinung der menschlichen Gesellschaft drängt sich uns aber doch mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß eine gewisse Anhäufung bedingender äußerer Ursachen, eine gewisse Dauer bestimmter sozialer Bedingungen die physischen Gesetze der Erblichkeit in Thätigkeit setzen und in ganzen Geschlechtern, bis auf wenige Ausnahmen, die Kraft, das Virus des freien menschlichen Willens auslöschen können. Es gilt auch hier in moralischer Beziehung, was Virchow in naturwissenschaftlicher sagt, daß „die Pathologie die Physiologie erleuchtet".

Angesichts solcher Erscheinungen hat die sozialbiologische Statistik ganz neue Wege einzuschlagen. Es genügt nicht, wie Stuart Mill es thut, zu konstatiren, daß der menschliche Wille auch gegen eine „See von Plagen" noch widerstandsmächtig sei und den Charakter bilden könne. Der ernste und scharfsinnige Moralphilosoph kann in den Arbeitshäusern seines eignen Landes erfahren, daß es dort „Paupers" gibt, das heißt ganze Geschlechter von Familien, welche die wirthschaftliche Kraft verloren haben, für ihren eignen Erwerb zu sorgen, welche thatsächlich eine herabgekommene niedrigere Race konstituiren. Welche Wege hat nun die Statistik hier einzuschlagen? Die Antwort ist nicht leicht. Das Hauptgewicht liegt in der richtigen Fragestellung, und zu dieser ist nur der Berufene befähigt. Der Statistiker als solcher kann aber nicht die Befähigung aller Berufsarten in sich vereinigen; und zur Fragestellung auf diesem Gebiete der gesellschaftlichen Forschung gehört, was die Befähigung betrifft, gewiß mehr als eine Berufsart. Es ist ja auch der Mißbrauch nicht ausgeschlossen, der von einseitiger Parteinahme mit der Statistik getrieben wird, und den ein geistreicher Arzt drastisch so ausgedrückt hat: „Die Statistik ist eine öffentliche Dirne, oder eine reine Jungfrau; es kommt nur darauf an, in welche Hände sie kommt." Die richtige Fragestellung ist auf diesem Felde der Statistik so wichtig, weil die Antworten zugleich die Heilmittel der Uebel anzeigen. Drei hervortretende Faktoren werden hier zu beachten sein, die Erblichkeitsgesetze, die Erziehung von Haus und Schule in den ersten Dezennien des Lebens und die Einflüsse der sozialen und wirthschaftlichen Lebenslage. Zur richtigen Fragestellung berufen wären danach, was Kenntniß und Erfahrung betrifft, vor allem Aerzte und Physiologen, Lehrer und Verwaltungsbeamte.

Um das, worauf wir hinzielen, klar zu machen, wollen wir ein Beispiel anführen, das unserer Ansicht nach viel zu wenig Beachtung und Nachfolge in den statistischen Forschungen gefunden hat. Es ist in einem in New-York

erschienenen Buche „The Jukes“ gegeben, worin die Untersuchungen niedergelegt sind, welche R. S. Dugdale mit Beihilfe eines Arztes, E. Harris, einerseits über den Stammbaum und die Lebensläufe einer weitverbreiteten Verbrecherfamilie, andererseits über die Lebensgeschichte und die Verhältnisse von einer großen Anzahl von Verbrechern in den New-Yorker Staatsgefängnissen im Auftrag der „Prison-Association“ von New-York angestellt hat.

Mit der Findigkeit und dem Scharfsinn eines Historikers, der die Genealogie eines Herrschergeschlechts im Dunkel der Vergangenheit aufsucht, werden hier alle Wurzeln und Zweige der Verbrecherfamilie, die den fingirten Namen „Jukes“ erhält, „weil noch anständige Glieder dieser Familie leben“, dargelegt und durch sieben Generationen verfolgt. Aber es bleibt nicht bei trockenen statistischen Tabellen. Die beiden Hauptziele der Untersuchung, die Erforschung der erblichen Anlagen und die des Einflusses der Erziehung und der äußeren Lebensumstände haben mit den richtigen Fragestellungen zu einer ingeniösen Methode geführt, welche die Fehlerquellen der rein numerischen Statistik ausschließt. Die Daten werden nicht einfach in Tabellen registrirt, sondern durch biographische Einzelstudien beleuchtet und individualisirt. Hier kamen dem Verfasser die ärztlichen Kenntnisse seines Assistenten trefflich zu Statten. Der Ahnherr dieser Verbrecherfamilie war ein Abkömmling der ersten holländischen Ansiedler, ein Jäger und Backwoodman in den amerikanischen Wäldern gewesen, Jäger und Fischer, ein starker Trinker, lustig und umgänglich und jeder stetigen Arbeit abhold, oft hart mit einem Anlauf arbeitend und dann wieder dem Müßiggang ergeben. Er hatte zahlreiche Kinder, darunter illegitime. Die Zahl der registrirten Abkömmlinge umfaßt 540 Individuen, blutsverwandt und verwandt untereinander durch Heirath und wilde Ehen. Die Frauen waren meist lüderlich. Hervorragend unter ihnen war Ada Juke, bekannt unter dem Namen „Margarethe, die Mutter von Verbrechern“. Die Geschichte der Familie beginnt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Wichtig ist hier schon die Lebensweise der ersten Glieder. Die Wohnungen dieser Familien waren elende Hütten und Blockhäuser im bewaldeten Gebirge, wo die Familienglieder ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts in *einem* Raume vereinigt wohnten und schliefen, die Männer bald mit Jagd, Fischerei und Holzfällen beschäftigt, bald müßig umherschweifend, die Mädchen und Frauen dies halbwilde Leben theilend und zügellos in ihren Sitten. Wir sehen im Verlauf dieser Lebensgeschichten, wie eine der Hauptbedingungen für die Entstehung eines weitverbreiteten Geschlechts von Armen und Verbrechern die Ausschweifung und die Prostitution bei den Frauen war. Die Erblichkeitsgesetze wirken hier offenbar, wie aus zahlreichen Fällen hervorgeht, in der kausalen Richtung von Prostitution zum Verbrechen. Die ersten Lebensum-

stände, Ernährung, Erziehung, Wohnung, Umgang u. s. w. verstärken die Wirkung der erblichen Anlage. Nun tritt aber eine wichtige Erscheinung zu Tage. Wo die ersten Lebensumstände günstige waren, werden diese Erblichkeitswirkungen nicht nur abgeschwächt, sondern auch aufgehoben; es treten fleißige und redliche Familien in der Abkommenschaft auf. Ueber die Macht der Wirkung, welche die Prostitution auf die Entstehung von Verbrecherfamilien ausübt, spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Wenn die Prostitution nur ein privates Laster wäre, beschränkt auf das Individuum, das ihm fröhnt, so wäre es keiner besonderen allgemeinen Untersuchung werth. Aber die Wirkung, die das Subjekt damit auf die Vermehrung und die Fortdauer der Verbrechen ausübt, entsteht dadurch, daß es zu vernachlässigten und schlecht erzogenen Kindern führt, die, wenn sie erwachsen sind, jedes Sinnes für sittliche Pflicht und Selbstachtung entbehren; bald werden Diebe aus ihnen; immer wieder in die Gefängnisse kommend, gerathen sie hier in die Schule für schwerere Verbrechen, werden dort als Meister befördert und bilden zuletzt die Führer und Lehrer einer neuen Generation, geboren, genährt und erzogen unter denselben Bedingungen, wie sie selbst."

Als zweite wirkende Ursache des Pauperismus und des Verbrechens tritt die Krankheitsanlage hervor. Die Aerzte, die in großen Gefängnissen zahlreiche Obduktionen an verstorbenen Verbrechern gemacht, staunen über die Schwere und Menge der Krankheiten, unter deren Wirkungen und Zerstörungen die Verbrecher jahrelang leben konnten. Mit der Krankheit sind eine Reihe sittlicher Folgen gegeben. Die nächsten Folgen sind gesunkene Lebenskraft, Trägheit und Unfähigkeit zum Erwerb, Prostitution bei den Frauen, Trunksucht bei den Männern, dann nach Gelegenheit Hingabe an Betrug und kleinen Diebstahl, oder Leben auf Kosten der Gemeinde. Diese Beobachtungen und Erfahrungen hat der Verfasser namentlich aus den mündlichen Verhören der Verbrecher in den Staatsgefängnissen geschöpft, die er für nothwendig hielt, da die offiziellen Erhebungen der Gefängnißstatistik, von neun eigens dazu vom Staate angestellten Beamten besorgt, vollkommen unbrauchbar, konfus und lückenhaft waren. Namentlich haben die Aussagen der Gefangenen ergeben, wie verderblich und entscheidend für ihre Verbrecherkarrière der Aufenthalt in jungen Jahren in Gefängnissen mit gemeinsamer Haft gewirkt hat; solche Gefängnisse waren die hohe Schule des Verbrechens.

Aus den zahlreichen und vorurtheilsfrei unternommenen Untersuchungen geht hervor, daß die beiden großen fördernden Momente des Verbrechens die Erblichkeit und die Umgebung, namentlich die in den Jugendjahren sind; ihre Wechselwirkung und ihre meritorische Bedeutung für die Frage der Abhilfe

hat der Verfasser in folgenden Erfahrungssätzen zusammengefaßt, die des Nachdenkens und weiterer Forschungen im höchsten Grade werth erscheinen.

1.) Wo die Organisation schon in der Struktur leidet, wie bei Blödsinn, Wahnsinn und organischer Schwäche, wie bei vielen Krankheiten, da ist die Erblichkeit der vorherrschende Faktor für die Bestimmung des Lebenslaufes, aber sie ist selbst dann fähig, einschneidend zum Bessern oder Schlimmern durch den Charakter der Umgebung verändert zu werden. Mit anderen Worten: die körperliche und die geistige Fähigkeit wird nur durch Erblichkeit beschränkt und bestimmt, wahrscheinlich, weil diese Bedingungen im Gehirn schon in der Entwickelung vor der Geburt befestigt worden sind.

2.) Wo die Aufführung von der Kenntniß der sittlichen Pflichten abhängt (mit Ausschluß von Wahnsinn und Blödsinn), da hat die Umgebung mehr Einfluß als die Erblichkeit, da die Entwickelung der sittlichen Kräfte hauptsächlich nach der Geburt stattfindet und nicht in einer Gehirnbildung vor der Geburt begründet ist.

3.) Das Streben der Erblichkeit ist darauf gerichtet, eine die Erblichkeit fortsetzende Umgebung zu schaffen: ausschweifende Eltern geben ein Beispiel, das wesentlich zur Befestigung ausschweifender Gewohnheiten bei den Kindern beiträgt. Die Besserung liegt im Wechsel der Umgebung. Wo erbliche Diebssucht vorhanden, wird dann, wenn die Umgebung als anregende Ursache wirkt, das Individuum zum unverbesserlichen Diebe; wo es vor der Versuchung geschützt bleibt, kann es ein ehrliches Leben führen mit einiger Aussicht, die Erblichkeit mit sich selbst abzuschneiden.

4.) Die Umgebung strebt, Gewohnheiten zu erzeugen, welche erblich werden können, besonders bei Pauperismus und Ausschweifung, in dem Falle, daß diese dauernd genug einwirken, um eine Veränderung des Gehirns hervorzubringen. Sind aber diese Schlüsse richtig, so wird die ganze Frage einer Beherrschung des Verbrechens und der Armuth in weiten Grenzen eine mögliche, insofern nur die nöthige Zucht über zwei bis drei Generationen erstreckt werden kann.

5.) Die logische Schlußfolgerung aus den obigen Betrachtungen scheint hiernach die zu sein, daß die Umgebung der letzte kontrolirende Faktor für die Bestimmung der Lebensläufe sei, da man Erblichkeit als solche als organisirtes Resultat der Umgebung ansehen muß. Die Dauerhaftigkeit voreltlicher Typen ist nur ein anderer Beweis für die Befestigung der Einflüsse der Umgebung, welche mit Nothwendigkeit zur Entwickelung typischer Charaktere führen.

So weit unser Statistiker. Wo die Quellen der Abhilfe für die sozialen Uebel zu suchen sind, welche mitten im Schooße zivilisirter Volksgemeinden immer mächtiger anwachsende Geschlechter von verkommenen Armen und ver-

brecherischen Wilden, von Menschen einer inferioren Race erzeugt haben, ist hiernach klar angezeigt; sie liegen auf dem Gebiete der Erziehung, namentlich der häuslichen, auf dem Gebiete einer Reform des Gefängnißwesens und auf dem der öffentlichen Gesundheitspflege. Das letzte und höchste Wort der Religion der Liebe ist Erbarmen, das Gebot der Humanität Erziehung zum menschenwürdigen Dasein. Die Resultate objektiver wissenschaftlicher Untersuchungen, von keinem Gefühl geleitet, zeigen denselben Weg. Aber auch die Wege der Volkswirthschaft, die bei öffentlichen Reformen eine so wichtige Rolle spielt, führen, obschon von anderen und entgegengesetzten Punkten ausgehend, als die der Ethik, doch an gleicher Stelle mit dieser zusammen. Der Furcht gegenüber, welche namentlich kommunale Behörden vor den Kosten reformatorischer Einrichtungen haben, stellt der Verfasser eine bis in's Einzelne gehende Berechnung über die thatsächlichen Kosten der Gemeinde für 1200 Mitglieder der Juke-Familie in 75 Jahren gegenüber; sie belaufen sich nach den geringsten Ansätzen auf 1 308 000 Dollars!

Die Lehre der Prädestination führt zur Erbarmungslosigkeit, zur Auslöschung alles Sinnes für öffentliche Wohlfahrt, zur Verzweifelung an allem Fortschritt der menschlichen Gattung. Es ist die Lehre ungenügender Beobachtungen und Erfahrungen des Lebens und falscher Schlüsse aus denselben; es ist nicht die Lehre der Wissenschaft, weder der der Kulturgeschichte, noch der der Kriminalstatistik und der Forschungen über die sittlichen und wirthschaftlichen Lebensbedingungen der Gesellschaft. Mens agitat molem. Die Intelligenz und der freie Wille haben eine Macht über die natürlichen Wirkungen gesellschaftlicher Uebel, sobald sie deren Gesetze begriffen haben. Wie sie aus natürlichen Bestimmungen entspringen, so sind sie auch befähigt, natürliche Bestimmungen neu zu schaffen und umgestaltend auf die Gesellschaft einzuwirken.

Kehren wir nun zu dem Problem zurück, dessen scheinbar unlösbare Gegensätze wir einander gegenüber gestellt haben, so wird sich jetzt vielleicht herausstellen, daß dieselben nicht so unvereinbar sind, wenn man mit der Statistik der großen Zahlen statistische Untersuchungen vergleicht, die, wie die obigen amerikanischen, individualisirend auf die Entstehung der Zahlen eingehen und damit ihren Werth für Schlußfolgerungen feststellen. Denn ohne die schärfste Beobachtung der Thatsachen und Ergründung der Erscheinungen — nicht nur, wie Molpurga meint, im Großen und Ganzen und mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitssätzen über die wichtigsten Fragen des Lebens, sondern so viel wie möglich im Einzelnen und in biographischer Forschung — wird uns der Mechanismus der Statistik gewiß kein Gesetz des Lebens enthüllen. Die Statistik und ihre mathematische Methode kann uns eben nur die Wahr-

scheinlichkeit bestimmter Erscheinungen in Zeit und Raum, aber nicht das Gesetz ihrer Triebkräfte lehren. Dies wird vom Denker auch eben so oft durch die Anregung eines Zufalls erforscht. Nicht die Zahlen der astronomischen Beobachtungen, der Fall eines Apfels vom Baume in windstiller Luft hat Newton dazu geführt, das Gesetz der Gravitation zu entdecken.

Wir können einerseits Quetelet zugestehen, daß die individuellen Eigenthümlichkeiten, seien sie physischer, intellektueller oder sittlicher Art, aufgehoben werden und den Kreis von allgemeinen Thatsachen, kraft deren die Gesellschaft besteht und sich forterhält, prädominiren lassen, je größer die Anzahl der Individuen ist, an denen die Beobachtungen angestellt werden; wir können zugestehen, daß die Gesellschaft der Keim aller Verbrechen, die begangen werden, in sich trägt, daß sie es selber ist, die sie gewissermaßen vorbereitet, und der Schuldbelastete nur das Werkzeug, das sie zur Ausführung bringt, daß jeder soziale Zustand eine bestimmte Anzahl und eine bestimmte Ordnung von Verbrechen voraussetzt, welche als nothwendige Folge aus seiner Organisation, seiner Einrichtung hervorgehen. Wir müssen aber auch Laurent in der Vertheidigung des freien menschlichen Willens zustimmen, wenn er vom sittlichen Fortschritt der Gesellschaft sagt: „Wer ist denn der Urheber dieses Fortschritts? Es ist der Mensch. Wenn die Materie besiegt und die Natur bezwungen ist, wenn die Wissenschaft die Unendlichkeit der Himmel erforscht, wenn sie die Geheimnisse der Schöpfung offenbart, wenn die Staaten auf der Grundlage der Freiheit und Gleichheit organisirt werden, so werden diese Fortschritte sicherlich nur der Thätigkeit des Menschen verdankt.“ Ja, Laurent hat gar nicht nöthig, so abstrakt vom Menschen zu sprechen; dieser Fortschritt wird meist einzelnen hervorragenden Menschen verdankt, den Bahnbrechern des Fortschritts. Aber eine Bedingung darf dabei nicht verschwiegen werden, diejenige nämlich, daß der einzelne Mensch gemeinnützig wirken muß, wenn seine individuelle Superiorität der Gesellschaft zu gute kommen soll. Die Verbreitung sittlicher und geistiger Bildung ist, wie das Licht, das Prometheus vom Himmel geholt: Wir theilen es Anderen mit, ohne selbst davon etwas zu verlieren. Die tiefe Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesellschaft, in der er lebt mit allen Wurzeln seines Seins, sollte Jeden abhalten, in einsiedlerischer Selbstentwickelung nur sich selbst zu genügen. Ein hoher geistiger Aristokratismus, sich abschließend in harmonischer Ausbildung der eigenen Individualität, kann ausnahmsweise große Normalmenschen erzeugen, wie Goethe. Empfehlenswerth als Beispiel ist dies Verhalten aber nicht. Mag Rückert es mit den Worten zu entschuldigen scheinen:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten,

wenn aber unterdeß der Garten verwildert, wird er bald auch die geschmückte Rose überwuchern und ihr Luft und Licht zum Leben entziehen. Es tritt hier eben in Betreff des Wohles des Einzelnen, wie des der Gesellschaft die große Bedeutung der Umgebung für das Erblichkeitsgesetz des Fortschritts in ihr Recht. Die Umgebung bildet und bestimmt den Einzelnen vom ersten bis zum letzten Athemzuge und legt Keime des Heils oder des Unheils in den Schooß der Gesellschaft. Die Folgen befestigen sich als Zustände der Gesellschaft; die Zustände werden konkret in numerischen Verhältnissen sittlicher Erscheinung und schrecken uns dann mit dem Bilde eines Fatums, eines unabwendbaren Schicksals. Solche Zustände zu ändern, das sittliche Niveau der Gesellschaft zu erhöhen — und das ist das Beruhigende —, wird um so sicherer gelingen, je mehr Einzelne innerhalb der Gesellschaft in gemeinnütziger Thätigkeit dahin streben, die Gewohnheiten, die Kenntnisse, die Bildung und das sittliche Bewußtsein aller Volksklassen, mit denen sie in Berührung kommen, zu bessern und zu vervollkommnen. Die Zukunft wird dann mit den Zahlen der Kriminalstatistik bezeugen, was der freie menschliche Wille geschaffen hat.

E. Wiß.

Die Aerzte zu Urgroßvaters Zeit.

Wenige Wissenschaften haben im Laufe der letzten hundert Jahre eine so tiefgehende Umgestaltung erfahren, wie die Medizin, und zugleich hat sich die Ausübung der ärztlichen Kunst außerordentlich verbessert. Namentlich bezeichnen die letzten drei oder vier Dezennien einen Fortschritt, wie nie zuvor. Die Heilkunde unserer Tage sieht von aller philosophischen Spekulation ab, läßt sich möglichst wenig auf Hypothesen ein, vermeidet vorschnelles Systematisiren und hält sich in allen Fragen, vor die sie gestellt wird, einzig an das, was die gesunden fünf Sinne und eine nüchterne Ueberlegung zeigen und anrathen. In der alten Zeit war ungefähr das Gegentheil die Regel. Aber die Gesammtheit der philosophischen Richtungen, die von den Tagen des Hippokrates an bis auf die Glanzperiode der Schelling'schen Naturphilosophie sich mit der Kunde vom gesunden und kranken Menschen zu schaffen machten, ist nicht halb so fruchtbar an bleibenden Ergebnissen gewesen, wie die wenigen klaren Geister, welche sich in unserer realistischen Zeit bei ihren Versuchen, die Medizin zu vervollkommnen, lediglich auf eine unbefangene Beobachtung der Natur

gestützt haben. Alle Zweige der Heilkunde haben durch die innige Verbindung, welche dieselbe mit den Naturwissenschaften eingegangen ist, wesentlich gewonnen. Die Anatomie hat mit Hilfe verbesserter Mikroskope den Bau auch der kleinsten Körpertheilchen in's rechte Licht gestellt. Die Physiologie hat sich an die Ergebnisse dieser Untersuchungen gemacht und ist mit Benutzung der physikalischen Wissenschaften dahin gelangt, Lebensvorgänge, die man früher mit der oder jener geheimnißvollen Triebkraft zu erklären bemüht war, auf chemische und physikalische Gesetze zurückzuführen. Die Pathologie ist seit allgemeiner Einführung der Perkussions- und Auskultationskunst um ein höchst werthvolles Untersuchungsmittel bereichert, das unsern Gesichtskreis erheblich erweitert hat. Die pathologische Anatomie trägt der praktischen Medizin eine Leuchte voran und verspricht über das Wesen der Krankheiten noch bedeutsame Aufschlüsse zu ertheilen. Chirurgie und Geburtshilfe sind durch verbesserte Methoden und Instrumente, sowie durch geläuterte Anschauungen von den Erkrankungs- und Heilungsprozessen auf eine Höhe gebracht worden, die man vor Beginn unseres Jahrhunderts, ganz zu schweigen von früherer Zeit, kaum geahnt hat. Die Spezialfächer der Medizin, wie Augen- und Ohrenheilkunde, haben sich gleichfalls an diesen mächtigen Fortschritten betheiligt. Von der inneren Medizin gilt Aehnliches: sie baut nicht mehr nosologische Systeme auf, huldigt aber um so eifriger einer gründlichen und allseitigen Untersuchung der Kranken. Am wenigsten befriedigt noch der Zustand der Therapie innerer Krankheiten, wo noch allen Richtungen, selbst den sich geradezu widersprechenden, gehuldigt wird, und ohne festes Prinzip sowie ohne genügende Unterlagen aus der Erfahrung die allerverschiedensten Hebel zur Beseitigung körperlicher Uebel angesetzt werden. Indeß ist, wenn wir den Gang in's Auge fassen, den die mediziniische Theorie und Praxis als Ganzes in unserer Zeit eingeschlagen haben, auch nach dieser Seite hin Gutes zu hoffen und mit Sicherheit zu erwarten, die Wissenschaft vom Leben und die Kunst, es zu vertheidigen und zu verlängern, werde in ihren Leistungen von Jahr zu Jahr mehr den Anforderungen entsprechen, die wir an sie zu stellen berechtigt sind.

Wie es hiermit sowie mit den übrigen Disziplinen der Heilkunde zur Zeit, wo unsere Urgroßväter geboren wurden, also etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und in den unmittelbar vorhergehenden Dezennien stand, soll im Folgenden an einigen Beispielen gezeigt werden.

Das Mittelalter hatte sich in der Medizin, soweit es sie wissenschaftlich zu treiben bemüht war, fast ausnahmslos an die Araber gehalten, die ihrerseits sich sklavisch an das Dogmengebäude Galen's anlehnten und es nur mit dialektischen Spitzfindigkeiten ausbauten, welche man damals höher schätzte als alle Beobachtung. Daneben hatte die hauptsächlich von Mönchen und Nonnen

geübte Heilkunde einen geistlichen Charakter angenommen: der religiöse Glaube war gewissermaßen Universalmittel, die ärztliche Kunst zu einer christlichen Magie geworden, die vorzüglich mit den Heilapparaten der Kirche: Gebeten, Beschwörungen und Weihwasser operirte. So folgte die mittelalterliche Medizin einerseits der trostlosesten Verstandesrichtung, während sie andererseits von dem Glauben an Wunder und die Wirksamkeit geheimnißvoller Mächte überzeugt war. Anatomische Studien waren lange Zeit mit dem Kirchenbanne bedroht. Bei Prognosen und Kuren ließ man sich vom Stande der Gestirne leiten. Beinahe die ganze Diagnostik beruhte auf Pulsfühlen und Harnbeschauen.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es mit der Wiederbelebung des Studiums der griechischen Literatur wie auf dem Gebiete anderer Wissenschaften so auch auf dem der Heilkunde etwas besser, indem man das Joch Galen's und der Araber abzuwerfen und zu Hippokrates zurückzukehren begann, der vorurtheilsfrei sich rein auf die Beobachtung gestützt hatte. Indeß hielt man sich nicht sowohl an dessen Geist, als an dessen Buchstaben, und so verfiel man in neue Sklaverei. Dem gegenüber bestrebten sich Paracelsus und seine Schule, die Medizin auf den rein künstlerischen Standpunkt zurückzuführen, den ihr jener altgriechische Arzt angewiesen. Dieser Standpunkt konnte indeß um so weniger genügen, als ihn die Paracelsisten mit den mystischen Wolken der Neuplatoniker umgeben hatten. Es galt, mit Benutzung der Naturkunde die Medizin zur Wissenschaft zu erheben. Diese Aufgabe wurde von den Chemiatrikern und Jatromechanikern mit Eifer in Angriff genommen, aber ungenügend gelöst. War den Paracelsisten der Mensch die Natur im Kleinen, der Mikrokosmus gegenüber dem Makrokosmus, die Wassersucht eine mikrokosmische Ueberschwemmung, die Atrophie eine Dürre, der Schlagfluß ein Blitz im Mikrokosmus gewesen, so faßte die chemiatrische Schule den ganzen Lebensprozeß als eine Reihenfolge von chemischen Vorgängen, von Gährungen und Aufwallungen der Galle, des Speichels und anderer Säfte auf und gründete die gesammte Pathologie auf den Konflikt dieser „Schärfen". Ihre Therapie stand damit im Einklang: sie stellte den Schärfen die chemisch neutralisirenden Mittel entgegen und trieb mit Abführungen, flüchtigen Salzen, giftwidrigen Tränkchen, säurebindenden und schweißtreibenden Arzeneien den ärgsten Mißbrauch, dem Tausende zum Opfer fielen. Die Jatromechaniker dagegen sahen, von der Entdeckung des Kreislaufs des Blutes durch Harvey ausgehend, alle Funktionen des Lebens nur als räumliche Veränderungen und jedes Organ als mechanisches Werkzeug an und ließen höchstens noch einiges Gähren und Aufbrausen des „Nervensaftes" als Lebenszeichen gelten. In den Zähnen erblickten sie Scheeren, im Magen eine Flasche, in den Adern hydraulische Röhren, im Herzen den Stempel einer Wasserkunst, in den Eingeweiden

Siebe, in den Muskeln Hebel. Die Empfindungen waren Schwingungen der gleich Saiten gespannten Nerven, die Absonderungen Folge des Drucks der Gefäße auf das Blut, die meisten Krankheiten nichts als Stockungen der Säfte. Alles wurde durch Zahlen ausgedrückt, durch mathematische Formeln und Figuren erläutert und mit Maß und Waage bestimmt. Doch blieb man mit diesen wunderlichen Ansichten auf dem Gebiete der Theorie und schlug in der Praxis den von Hippokrates empfohlenen empirischen Weg ein, sodaß die Menschheit von den Dogmen dieser Schule wenig zu leiden hatte.

So war die praktische Medizin um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Wirrsal von Wahrheit und Dichtung, von Erfahrungen und phantastischen Vermuthungen. Es galt, sie der Herrschaft der Physiologie zu entreißen, die damals ein Gewebe von richtigen Beobachtungen und überkühnen Hypothesen war, und sie in die Arme der wahren Erfahrung zu führen. Dies geschah durch Sydenham, doch auch nur bis zu einem gewissen Grade. Derselbe glaubte zwar, nur durch genaue Erforschung sämmtlicher Krankheitserscheinungen zum Ziele gelangen zu können, gestattete sich aber doch gewisse Voraussetzungen, die zu seiner Zeit als feststehende, keines Beweises bedürfende Wahrheiten galten, und damit gerieth auch er nicht selten in bedenkliche Irrthümer. Dennoch hat er sich große Verdienste erworben, die hauptsächlich in dem Zurückgreifen auf den Geist der hippokratischen Beobachtung, in der Darstellung der Krankheit als eines durchaus gesetzmäßigen Lebensvorganges, in der Begründung der wissenschaftlichen Epidemiographie, in der Lehre von den Krankheitsprozessen und in der Wiedereinsetzung der Naturheilkraft als des obersten Grundsatzes der Therapie bestehen, wozu noch kommt, daß er die Nothwendigkeit der spezifischen Heilmethode nachwies und den Arzeneimittelvorrath beträchtlich vereinfachte.

Einen weiteren Fortschritt in der Entwickelung der Medizin bezeichnet zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Kleeblatt von Aerzten deutschen Stammes: Boerhave, Hoffmann und Stahl. In den Schulen der Chemiatriker und Jatromechaniker hatte der Wunsch nach wissenschaftlicher Begründung der Heilkunde seinen Ausdruck gefunden, aber man war hierdurch fast nur reicher an Hypothesen geworden. Vertreter der Reaktion gegen den unleidlichen Zustand, der sich daraus gestaltete, war Sydenham gewesen, der auf dem Wege wissenschaftlicher Erfahrung auf den künstlerischen Standpunkt des Hippokrates zurückgekehrt, dabei aber ungerecht gegen die Fortschritte der Physiologie und Anatomie geworden war. So kam es darauf an, der praktischen Heilkunde bei aller Anerkennung ihrer künstlerischen Aufgabe die Vortheile zu sichern, die jene Fortschritte ihr gewähren konnten. Dieses Ziel setzte sich Boerhave, welcher mit voller Ueberzeugung von dem Werthe der Therapie und mit der größten

Verehrung vor Sydenham gründliche mathematische und physiologische Kenntnisse verband. Während er aber bei dem Versuche, den Hippokratismus mit der physiologischen Medizin in Einklang zu bringen, noch ganz den Standpunkt der Jatrophysiker einnimmt, verwandelt sich derselbe bei Hoffmann und Stahl mehr und mehr zum Dynamismus, indem bei jenem die eigentlich thätige Substanz sich zu den feinsten Lebensgeistern verflüchtigt, während dieser der immateriellen Seele alles Thun und Leiden des Körpers zuschreibt.

Hoffmann schreibt unter dem Einfluß der Leibnitz'schen Monadenlehre den Körpern als solchen Kräfte zu, die sich auf die mechanischen Eigenschaften der Kohärenz und des Widerstandes zurückführen lassen. In den thierischen Körpern bilden sich nach ihm diese Eigenschaften zum Tonus aus; der eigentliche Träger des Lebens aber ist ihm der im Blut und Gehirn enthaltene „Aether", welcher bei den Thieren durch die Nerven strömt und bei den Menschen außerdem mit Lymphe gemischt ist. Da diese Nervenflüssigkeit sich aber, um wirken zu können, ebenfalls bewegt, und zwar nach mechanischen Grundsätzen, und da diese Bewegung wieder einer Ursache bedarf, so schrieb Hoffmann — ohne zu bemerken, daß er damit die Einheit seines Systems untergrub — der Lehre von der Beseeltheit der Monaden folgend, jedem Theilchen des Blut- und Gehirnäthers eine Idee von seinem Zwecke, also eigenen Bewegungstrieb zu. Durchaus folgerichtig dagegen baute er auf diese Annahmen seine Pathologie und Therapie auf. Das Wesen der Krankheit ist ihm Störung des physiologischen Tonus der festen Theile, Erschlaffung, Anspannung und übermäßige Bewegung. In empfindlichen Theilen erscheint die letztere als Schmerz, in beweglichen als Krampf. Diese Zustände beruhen nach ihm auf dynamischem Grunde, nämlich auf Schwankungen des Nervenprinzips. Das Vorkommen von Krankheiten der Säfte erklärt er mit einer durch Erschlaffung oder Spannung der Gefäße entstandenen Stockung und Verderbniß. Die wahren Verdienste Hoffmann's um die Pathologie liegen aber nicht hierin, sondern in seiner Lehre von den Krankheitsursachen, die er sehr sorgfältig bearbeitete, und als deren wichtigste er Ueberfülle von Säften und abnorme Mischung der atmosphärischen Luft bezeichnete. Die Arzeneien Hoffmann's richten sich theils gegen seine allgemeinen Krankheitskategorieen, Krampf und Erschlaffung, theils gegen die Krankheitsursachen, Fehler der Säfte u. dgl. Sie bestehen aus wenigen Mitteln, und er meint, daß der Arzt außer gewissen diätetischen Vorschriften, auf die er großes Gewicht legt, deren nicht mehr als etwa ein Dutzend bedürfe. Lieblingsmittel sind ihm Wein, ätherische Oele, Gewürze, China, Kampfer, Eisen und das Wasser von Heilquellen; mit besonderer Vorliebe aber wendete er seinen Liquor anodynus mineralis, sein Balsamum vitae und das Elixir

viscerale an; dabei verschmähte er es, der damaligen Sitte gemäß, nicht, sich durch Verkauf von Geheimmitteln zu bereichern.

Die Einfachheit und praktische Verwendbarkeit des Hoffmann'schen Systems und der Umstand, daß es sich mit dem Hippokratismus und der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftretenden und epochemachenden Irritabilitätslehre Haller's vereinigen ließ, verschafften ihm nicht allein eine große Zahl von Anhängern, sondern erhielten es auch sehr lange Zeit bei vielen Praktikern in Ansehen. Ein Irrthum aber wäre es, wenn man meinen wollte, es sei in der Zeit, die wir im Nachstehenden charakterisiren wollen, von allen, die sich Aerzte nannten, anerkannt und befolgt worden. Wir haben auf den letzten Seiten nur von der Theorie, von der ärztlichen Wissenschaft und deren Fortschritten gesprochen. Die Praxis nahm hiervon in weiten Kreisen keine oder doch nur wenig Notiz. Ein großer Theil, ja wahrscheinlich die Mehrzahl der Aerzte kurirte zu der Zeit, wo der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, noch nach Vorschriften älterer Methoden, nach Anweisungen der Chemiatriker, nach den Rezeptbüchern der Paracelsisten oder nach Brocken und Resten von aller dieser Schulen Tischen zusammengenommen, und die neben ihnen arbeitenden, von keiner Gesundheitspolizei überwachten und beschränkten Medikaster, Volksärzte, Marktschreier und Wunderdoktoren operirten, wenn sie überhaupt etwas wußten und nicht bloße Schwindler waren, sogar mit Nachklängen aus der Medizin des Mittelalters. Man kann sich diese Zustände nicht schlimm genug vorstellen. Selbst manche Hof- und Leibmedici waren nicht viel besser als Ignoranten und Charlatane, und was sich der Bürger und Bauer in seiner Leichtgläubigkeit bieten ließ, übersteigt alle Grenzen.

In den beiden Reden „von der Charlatanerie oder Marktschreierei der Gelehrten", die Johann Burkhardt Mencke, Professor der Geschichte und kurfürstlicher Historiograph zu Leipzig, 1713 und 1715 bei Magisterpromotionen hielt*), lesen wir unter Anderem Folgendes:

„Man erzählet sonst von Carolo Patino, daß, als sich selbiger zu Basel bei einem Medico aufgehalten, er von ungefähr dessen Sohn, einen jungen Studiosum Medicinae gefraget, wie viel Theile der Arzeneikunst wären. Da nun dieser der gemeinen Ordnung nach geantwortet: viere, nämlich die Physiologie, die Pathologie, die Semiotik und die Therapie, so hat Patinus den fünften Theil, welchen er zugleich vor den vornehmsten ausgegeben, nämlich die

---

*) Vgl. Moritz Busch: „Die gute alte Zeit" (Leipzig, 1878, Grunow, 2 Bände), ein Werk, das wir allen Freunden kulturhistorischer Lektüre als einen lehrreichen, lebensvollen und wohlgeschriebenen Beitrag zur Kunde der Verhältnisse und der Denkart des deutschen Lehr-, Wehr- und Nährstandes im 17. und 18. Jahrhundert angelegentlich empfehlen.

Marktschreierei oder Charlatansgriffe hinzugesetzt, weil derjenige, so diese nicht verstünde, nimmermehr den Namen eines geübten Medici verdienen könne. Und zwar hat Patinus nicht übel geurtheilet. Denn daß ich derer Herumläufer und Marktschreier nicht einmal gedenke, welche auf öffentlichen Straßen und Gassen auf ihre Gerüste treten, damit sie den Pöbel betrügen und ihm Ziegelstaub vor goldne Pulver verkaufen mögen, so frage ich, wie viel wohl auch rechte Medici seien, welche nicht allenthalben ein großes Sehet ihr, meine Herren ausschreien und von ihren Seel- und Lebenskräfte bringenden Herzstärkungen, Groß- und Kleinwelt-Geisterischen Säften, Indianischen Wunderölen, hochheiligen Paracelsistischen Panaceen, unschätzbaren Goldtränken, seraphinischen Latwergen, siebenundsiebzigerlei Pulvern, Gottes Wundergüte preisenden Otternschmalze und weiß nicht wie viel hundert andere dergleichen mit viel fürchterlicheren arabischen und abracadabrischen Benennungen ausstaffirten Hülfsmitteln großes Wesen machen."

Und in der zweiten Rede heißt es:

„Ich eile demnach zu den Aerzten, bei denen vornehmlich die Charlatanerie so gewöhnlich und einheimisch ist, daß es sehr schwer fällt, einen rechten ehrlichen Medicum von einem Marktschreier und Betrüger zu unterscheiden. Denn es ist bekannt, daß viele der vornehmsten und berühmtesten selbst bekennen, es sei diese Kunst sehr ungewiß, schlüpfrig und mangelhaft, da nicht nur die rechten Ursachen der Krankheiten größtentheils unbekannt bleiben, sondern oft auch ihre bewährtesten Mittel die gehoffte Wirkung versagen. Daher man beinahe auf diese deuten könnte, was ehemals Cato von den Wahrsagern geurtheilet hat: er wundere sich nämlich, daß einer den anderen ohne Lachen könne ansehen. Die bekannte Formel bleibt doch ihr gewöhnlichstes Rezept:

Si vis sanari de morbo nescio quali,
Accipias herbam, sed quam vel nescio qualem;
Ponas nescio quo, sanabere nescio quando.

Denn ob sie gleich in allen Dingen unerfahren sind, so pflegen sie nichtsdestoweniger ihre Pillen, Siruppe, Tropfen und andere köstliche Sachen als große Geheimnisse und allgemeine Hülfsmittel jedermann dermaßen einzuloben, daß man meinen sollte, sie wären vermögend, die Todten selbst aufzuwecken. Indessen bringen sie aber doch ihrer ungezähmten Freiheit nach viel Menschen recht liederlich um das Leben und sind darinnen glücklich, daß die angeschlagenen Kuren von der Sonne erleuchtet und bekannt gemacht, die unglücklichen Zufälle aber mit Erde bedeckt werden."*) — „Weil sie auch wohl wissen, was

*) Man vergleiche hiermit, was Cervantes seinen Licenciado Vidriera sagen läßt: „Der Richter kann das Recht verdrehen, der Advokat eine schlechte Sache vertheidigen, der Kaufmann uns um unser Geld betrügen, keiner von ihnen aber darf uns ungestraft das

die Einbildung vermag, so erheben sie bald wie Kenelm Digby ihr sympathetisches Pulver, bald sammeln sie wie Leonhard Turneißer*) die Kräuter unter gewissen Himmelskonstellationen ein, bald erfinden sie wie Johann Floyer neue Pulsuhren, womit sie desselbigen Bewegung untersuchen, oder kosten auf gut marktschreierisch den Urin und beurtheilen aus dessen Farbe, Beschaffenheit und Geschmack die Krankheit."

Selbstverständlich trifft diese Schilderung der Aeskulapspriester jener Zeit nicht alle Mitglieder der Zunft. Aber wo ein solcher Arzt nicht andere täuschen wollte, täuschte er vielfach sich selbst; denn die medizinischen Kenntnisse, die er besaß, waren mit krassen Irrthümern gemischt, und überall ging neben dem Wissen der Aberglaube her. Noch um das Jahr 1720 gab es, wie wir aus der Doktordissertation „De superstitione medica" ersehen, trotz der inzwischen erfolgten Entdeckungen eine große Anzahl von Heilkünstlern, welche den seltsamsten Meinungen vom Leben, von der inneren Einrichtung des Menschen, vom Wesen der Krankheiten und den Mitteln zu deren Hebung huldigten, und nicht selten fanden gerade diejenigen neuen Lehren den meisten Beifall und die ausgebreitetste Anwendung, welche den wenigsten Anspruch darauf hatten. Noch um das obengenannte Jahr glaubten deutsche Aerzte, daß das Leben im Blute zu suchen, daß es, wie Paracelsus verkündet, ein „subtiler astralischer Balsam", eine „eingeschlossene Luft" oder ein „eindringender Salzgeist" sei. Selbst gelehrte Mediziner wollten die Meinung nicht von sich weisen, daß Krankheiten angezaubert werden könnten und mit dämonischen Mächten zusammenhingen. In der Praxis begannen fast alle Aerzte ihre Kur mit einer „Vorbereitung" des Kranken durch Abführungsmittel und Blutentziehungen, zu denen sein Zustand durchaus keinen Anlaß bot. Es gab ferner eine Menge von Arzeneien, die Alles kuriren sollten, und zwar nach fester Ueberzeugung dessen, der sie verordnete. Nicht wenige lebten der Ansicht, der Angelpunkt, um den sich jedes Heilverfahren zu drehen habe, sei das Herz, und dieses müsse mit besonders kostbaren Medikamenten, Perlen, Edelsteinen, Silber und vor Allem mit Gold verwahrt und gestärkt werden. Das Aurum potabile galt lange Zeit für ein Universalmittel. Nach einer Quittung von Ferrault de Bonnel, dem Hofalchymisten Ludwig's XI. von Frankreich, war dies schon im fünfzehnten Jahrhundert und nach einem Dispensatorium der medizinischen Fakultät von Paris noch zu Ende des achtzehnten unter gelehrten Aerzten der Fall. Zahlreich waren die Heilmittel, welche man dem Thierreich

---

Leben nehmen. Nur die Aerzte haben dieses Vorrecht: sie können uns ohne Bedenken mit ihren Mitteln umbringen, und ihre Fehlgriffe kommen nie an's Licht, weil die Erde sie sofort bedeckt."

*) Ein Paracelsist, der einige Zeit kurbrandenburgischer Hofmedikus war.

entnahm: Fuchslunge sollte in Schwindsuchtsfällen, die Eingeweide des Wolfs sollten bei Kolik, Elenthierklauen und Menschenblut bei der Fallsucht, Theile vom Hirsche bei Vergiftungen gute Dienste leisten. Man schrieb den Mumien Heilkräfte zu, man bereitete „magnetische“ Salben, und man nahm bei seinen Kuren — vorzüglich bei chirurgischen — Rücksicht auf einen vermeintlichen Einfluß der Gestirne. Der Leipziger Arzt Michaelis heilte mit einem in seinem Besitze befindlichen Stück Narwalzahn, das er für ein Stück vom Horne des fabelhaften Einhorns hielt, alle erdenklichen Gebresten. Wie andere Wunderdoktoren der Zeit unserer Urgroßväter verfuhren, mag uns Gotthelf Greiner, der Erfinder des Thüringer Porzellans, erzählen*), der von 1732 bis 1797 lebte. Derselbe berichtet, wie es scheint aus dem ersten oder zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges:

Ich war zu eifrig in der Arbeit (als Glasfabrikant) und strengte mich zu sehr an, hatte wohl auch in der Erhitzung einen kalten Trunk gethan. Ich wurde zwar nicht bettlägerig, aber krank war ich doch. Meine Beine geschwollen, und Wasser drang mir in die Nase und die Augen, wenn ich mich niederbückte. Auch bekam ich kurzen Athem. Da wurde meiner Frau recht bange und mir auch. Alle glaubten, ich hätte die Wassersucht, und obgleich ich kein Bier- und Weintrinker war, so glaubte ich es endlich selber. Mir war zu Muthe, als arbeitete ich am Rande meines Grabes. Kein Arzt der Gegend konnte mir helfen. Da traf sich's, daß ein berühmter Doktor, Neß genannt, auf die Steinheide kam. Dem schickte ich durch einen meiner Glasmacher ein Gläslein voll von meinem Urin, ging aber voraus zu ihm, blos um zu hören, was er dazu sagen würde, und ließ ich nicht wissen, daß ich selber der Kranke war. Als mein Glasmacher ihm das Glas übergeben und wörtlich ausgerichtet hatte, was ich ihm aufgetragen, sprach der Doktor: „Lieber Freund, sag' Er diesem Manne, es wäre schade um seine Frau und Kinder. Er soll sich vor seinem Ende noch ordentlich was zu Gute thun; denn länger als ungefähr noch einen Monat wird er nicht mehr leben. Der arme Mensch hat in zu großer Erhitzung einen kalten Trunk gethan, das Wasser steht ihm an der Lunge, und die muß deßwegen verfaulen. Doch ich will ihm ein Glas Arzenei geben, diese mag er brauchen; er wird aber wohl kein Medicament mehr begehren.“

Ich blieb noch bei ihm in seinem Laboratorium, nachdem mein Glasmacher fort war, und sagte zu ihm, ich wäre ein guter Bekannter dieses kranken

---

*) Vgl. dessen Autobiographie in der Schrift von Fleischmann: „Kulturhistorische Bilder aus dem Meininger Oberlande“ (Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung, 1876), S. 38 ff. Auch sonst ein lesenswerthes kleines Buch.

Mannes, und er möge ihm doch etwas bessere Arzenei als die gewöhnliche geben, damit er womöglich am Leben erhalten würde. Da sprach er zu mir: „Ich wüßte keine andere bessere Arzenei als die in der großen Flasche da vor Ihm, damit könnte er sich wohl noch etliche Wochen hinflicken.“ Nunmehro gestand ich ihm, daß ich der Patient selber sei und nur hätte hören wollen, was er von meiner Krankheit hielte. Da fiel er mir um den Hals und rief: „Wahrhaftig, Sie sein am Ende Ihres Lebens, aber noch ist einige Rettung möglich. Hier, dieses ist das einzige Mittel. Da Sie noch jung sein, so müssen Sie täglich drei bis viermal Menschenfett essen. Ich will Ihnen gleich ein Glas voll zurecht machen. Gehen Sie einstweilen in die Stube.“ Ich ging dann in die Stube, und dort überbrachte er mir ein Glas und sagte: „So, das gebrauchen Sie gehörig, und dann sagen Sie mir, ob Sie Besserung spüren.“ Darauf ging ich mit meinem Glasmacher nach Hause. Dieser Doktor war auch ein Bruchschneider, von dem die Leute behaupteten, daß jeder Mensch, den er kurire, genese, ausgenommen allemal der neunte, der müsse sterben. Auch führe er nur zweierlei Arzenei mit sich.

Mein Menschenfett mußte ich vor dem Einnehmen jedesmal erwärmen. Dabei blieb es mir immer an den Lippen hängen. Nachdem ich es mehrere Tage hintereinander eingenommen hatte, wurde mir ekel; denn ich dachte an die Menschen, von denen das Fett herkam. Ich ging also wieder zu dem Doktor und klagte ihm meine Noth mit der Arzenei, und daß mir davor graute, weil Menschenfett drin wäre. „Ja, ja,“ erwiederte er, „es ist auch Menschenfett, Sie brauchen sich aber nicht davor zu ekeln, ich habe es selbst ausgekocht und zwar aus einem jungen Frauenzimmer, und es ist ganz reinlich damit umgegangen worden. Die Person hatte ihr Kind umgebracht, dafür wurde ihr der Kopf abgeschlagen. Der Herzog von Gotha hat mir sie geschenkt, und ich habe seinen Prinzen, der vom Pferde gestürzt war und sich die Brust eingedrückt hatte, mit dem nämlichen Fette kurirt. Dasselbige ist eben jetzo auch vor Ihnen recht passend. Ich kann Ihnen übrigens die Haut von jenem Frauenzimmer zeigen, auch das Skelett hängt oben in meiner Kammer.“ Ich wollte mich doch gerne überzeugen, ob das alles wahr sei, und so bat ich ihn, mir die Haut zu zeigen. Da brachte er mir dieselbe getragen, und ich erschrak ordentlich darüber. Sie war fein gahr gemacht, auch waren die Brüste, Warzen, Finger und Fußzehen daran noch ganz deutlich zu sehen. Das Skelett mochte ich nun nicht mehr in Augenschein nehmen; denn ich war nun erst recht ekelhaft geworden und sagte ihm, daß ich jetzt gar nicht mehr im Stande wäre, von jenem Menschenfett einzunehmen. Da antwortete er: „Nun, so lassen Sie es bleiben, wenn Sie lieber sterben wollen.“ Ich bat ihn, sich zu besinnen, ob er mir nicht etwas Anderes geben könnte, das mir hälfe. Nach

einigem Besinnen meinte er: „Na, Sie könnten es einmal mit Muttermilch probiren.“ Das sollte ich alle Tage fünf bis sechs Mal einnehmen. Ich könnte mir ja eine Amme halten, und übrigens hätte meine Frau ein säugendes Kind so ginge es am Ende, daß ich an ihr tränke. Darauf erklärte ich ihm, daß ich auch darin ekelhaft wäre, und daß es mir schwer fallen würde, mich dazu zu verstehen. Ob er mir denn weiter gar nichts anrathen könnte. „Nein,“ sprach er, „dieß ist das Allerletzte. Sie könnten indessen wohl noch Kräuterwein probiren, doch damit geht die Genesung zu langweilig vor sich.“ Ich sagte, daß ich's mit dem Wein versuchen wollte, und er schrieb mir die Species dazu auf, und diese ließ ich mir dann aus der Apotheke holen. Ich goß wohl fünf Maß Wein darüber, mochte aber dieses Getränk auch nicht; denn es ekelte mich gleichfalls an. Was sollte ich nun thun? Meine Frau hatte wohl Milch, aber mir graute davor. Endlich, da es sein mußte, entschloß ich mich doch dazu. Ich probirte es also, nahm von meiner Frau Milch und trank sie. Meine Sophie bekam dann immer mehr Milch, und ich trunk alle Tage, was sie von der Säugung des Kindes erübrigte. Als sie dasselbe entwöhnt hatte, trunk ich ihre Milch allein wohl zwei Monate lang. Ich wurde davon auch nach und nach wieder gesund. Da nun meine Frau Muhme Lauterbachin in Alsbach auch Gelegenheit bot, mir Milch von ihr abzulassen, so machte ich davon ebenfalls Gebrauch. Sie schickte mir alle Tage beinahe ein Maß voll, und so trank ich Muttermilch, bis auch sie keine mehr hatte. Ich aber war davon ganz gesund geworden, sodaß ich wieder arbeiten konnte wie früher. —

Im zweiten Anhang zu Grimmelshausen's „Simplicissimus“ erzählt der Held, wie man ihn zu einem reichen Kranken ruft, dem man vergeblich das Nasenbluten durch — Blutentziehung zu stillen versucht hat. „Denselben fand ich mehr todt als lebendig; denn er sah schon bleich, grün und bleifarben aus. Es stund ein Kübel voll Blut dort, das ich auf fünfunddreißig Metzen schätzte, ohne dasjenige, so allbereits anders wohin verschüttet worden.“ Man hatte ihn erschreckt, ihn mit kaltem Wasser begossen, ihm kühlende und zusammenziehende Sachen eingegeben, ihm Brust, Arme und Schenkel zusammengeschnürt und ihn dann wieder mit Aderlässen und Schröpfköpfen bearbeitet. Alles vergeblich, „er fiel aus einer Ohnmacht in die andere“. Da hilft ihm endlich Simplicissimus „vermittelst der Sympathia“, indem er dem Kranken aus dessen eigenem Blute einen „köstlichen Schnupftabak“ bereitet. Diese Kur wird um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vollzogen, sie wäre aber auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten nichts Ungewöhnliches gewesen.

Den meisten Schaden thaten wohl die wandernden Charlatane, die das Lied vom Doktor Eisenbart verspottet, und die vorzüglich als Bruch-, Stein- und Wurmschneider, dann als Zahnbrecher und Verkäufer von wunderwirkenden

Theriaken, Latwergen, Pillen und Elixiren von Markt zu Markt zogen und vorzüglich den kleinen Mann um sein Geld und seine Gesundheit betrogen. Ein solcher Doktor Eisenbart oder Wurmbrand ist gewöhnlich ein gravitätischer Herr mit einer stattlichen Wolkenperücke und einer großen Hornbrille, die den grundgelehrten Mann verkündete. Er trägt einen scharlachrothen oder zeisiggrünen Rock mit Goldtressen, einen Dreispitz und einen Galanterie-Degen. Aus den Aermeln schauen ihm Spitzenmanchetten, aus der langschößigen Weste drängt sich ein anspruchsvoller Busenstreif hervor. Die Finger zieren Ringe mit blitzenden Steinen, die unecht sein können wie seine Medikamente. An den Schuhen blinken dicke silberne Schnallen. Er kündigt sich als der weltberühmte Medikus und Chirurgus Puffnuzius Bombastus oder Schnauzius Rapuntius von Neapolis, mehrerer Fakultäten Doktor, als weitgereister, auch in den geheimen Wissenschaften erfahrener Mann in Reden an, die zuweilen mit lateinischen und griechischen Floskeln gespickt sind, und sieht mit unverholener Geringschätzung auf die niederen Branchen des Geschäftes, die kleinen Theriakkrämer, herab, denn er kann sich einen oder mehrere Bediente halten und zieht wohl gar in eigenem Fuhrwerk zu Markte.

Ein anderer Unterschied freilich besteht zwischen ihm und den weniger anspruchsvoll auftretenden Kollegen von der Kunstgenossenschaft der Quacksalber in der Regel nicht. Er ist gewöhnlich derselbe Gauner, nur schneidet er im höheren Stile auf, und während jene ihre Waare auf einem einfachen Tische oder in einer unscheinbaren Bude ausbreiten und mit ein paar Taschenspieler-Stückchen oder dem einen und dem andern wenig Geschick und Kenntniß erfordernden chemischen Experiment die Menge anlocken und fesseln, perorirt er von einer prunkhaft ausstaffirten Bühne zu den Massen oder führt, um die Augen der Leute auf seine Leistungen und seinen Handel zu lenken, förmliche Komödien, in denen seine Diener, mitunter auch seine Frau oder sonst ein Kompagnon mit ihm auftreten, als Vorspiel der Anpreisung seiner eigentlichen Künste auf. Bilder mit Wunderkuren, die seine Panaceen verrichtet haben sollen, mit ungeheuerlichen Operationen, die seine angeblich stets glückliche Hand vollzogen, Gläser mit Schlangen, Skorpionen, Bandwürmern oder Mißgeburten in Spiritus müssen ihm wirthschaften helfen. Häufig läßt er sich durch Trommelschlag in den Gassen oder durch Trompetenschall von seinem Gerüst herab der staunenden Welt der Markt- und Meßleute als der große, Alles heilende, kaiserlich, königlich, kurfürstlich, desgleichen päpstlich privilegirte Magus ankündigen.

Viele von diesen Industrierittern sind Italiener, die das Deutsche nur radebrechen, aber sich auf bezeichnende Geberden verstehen und das, was in ihrer Rede undeutlich ist, durch einzelne pomphafte und eindrucksvoll dahin-

rollende Sätze auszugleichen wissen. Andere nennen ein deutsches Dorf oder Städtchen ihre Heimat und waren vordem Schweineschneider oder Barbiere. Ein solcher Marktschreier war ein gewisser Fuchs, der 1742 während des Hamburger Herbstmarktes als „Augen-, Bruch-, Stein-, Wurm- und Wundarzt mit Kopf-, Brust- und Magnetrisineth und spanischem Laxirbrod“ erschien und mit seinem Hanswurst und drei Haiducken allerlei Possen und Schwänke aufführte.

Manche von diesen fahrenden Medikastern verkauften neben ihren angeblichen Arzeneien — unter denen der Theriak, ein Gemisch aus Opium, spanischem Wein, Honig, Baldrian, Angelikawurzel, Meerzwiebel, Zittwer, Zimmt, Kardamom, Myrrhe und Eisenvitriol, lange Zeit die erste Stelle einnahm — auch Liebestränke, Schönheitsmittel, Brillen und Amulete. Der eine hatte Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen Zahnweh feil, ein dritter „Philosophen-Oel“ oder „die Quintessenz, womit man bald reich werden kann“. Wieder ein anderer Schwindler pries eine Salbe zur Stärkung des Gedächtnisses oder Mückenfett gegen die Schwindsucht an, alle aber fanden mehr oder weniger Liebhaber für ihre Raritäten. Die meisten trieben dabei die Kunst des Ausziehens schadhafter Zähne, die mittelst Kneipzange oder Schlüssel delikat entfernt wurden, was natürlich unter freiem Himmel auf der Schaubühne vorgenommen wurde. Nur ernstere Arbeiten der Chirurgie, z. B. Steinoperationen, wurden im Hintergrunde des Gerüstes in einem Verschlage vollzogen, und der Possenreißer, der den Doktor als Famulus begleitete, mußte dann durch Bocksprünge und grobe Späße das Publikum bei schallendem Gelächter erhalten, so daß es das Angstgestöhn und Schmerzgeheul des gepeinigten Patienten nicht zu hören bekam. Anatomische Kenntnisse hatten diese Bruch- und Steinschneider nur in seltenen Fällen. Die Regierungen aber störten sie in ihrem Gewerbe nicht. Und so blieb es bis nahe an unser Jahrhundert heran, namentlich in den Zwergstaaten Franken's und Schwaben's, und groß war das Unheil, welches diese Empirici mit ihrer dreisten Unwissenheit, die unbefangen sich an die schwierigsten Operationen wagte, unter Vornehmen und Geringen anrichteten. ⊙

Aus dem Reichslande.

Sie wollen nach langer Zeit wieder einmal etwas aus dem Reichslande hören? Gern, das heißt eigentlich nicht gern, denn der Kern der Frage wird von so zahlreichen Staubwirbeln umgeben, daß es nicht immer angenehm ist, sich mit derselben zu befassen. Immerhin sollen Sie etwas aus dem schönen

Vogesenlande hören, doch unter der Voraussetzung, daß Sie keinen Stimmungsbericht im gewöhnlichen Sinne von mir erwarten. Politische Stimmung ist nicht wie eine Spargelpflanze, die so üppig schießt, daß sie ein geduldiger Beobachter beinahe wachsen sehen kann. Wo sie ja üppiger wuchert, da läßt sich allerdings auf die Mistbeetnatur des Bodens ein Schluß ziehen, aber aus dem einzelnen Vorkommniß ein Vegetationsgesetz nicht ableiten. Unter manchem Unrecht, das unsere Berichterstatter dem Elsaß angethan haben, ist das nicht das kleinste, daß sie in ihrer kindlichen Freude über manche deutsche Spur, die sich noch auffinden ließ, dem gebildeten elsässischen Mittelstand so oft den Puls gefühlt haben, ob derselbe nicht endlich einen regelmäßigen Gang verriethe. Oefteres Pulsfühlen kann aber einen Patienten schauderhaft quälen und macht ihn doch nicht gesund. Wir sollten uns dabei beruhigen, daß der Kern unserer ländlichen Bevölkerung uns gehört, daß aber alles, was Anspruch auf Bildung macht unter den altheimischen Einwohnern, so tief von französischer Bildung durchdrungen ist, daß diese Leute sich sehr schwer umdenken können, und wenn das Umdenken auch gelingt, so ist es doch dafür mit dem Umändern der Empfindung um so übler bestellt. Nos sentiments alsaciens sind allerdings bei der Beamtenwelt im Elsaß beinahe sprichwörtlich geworden, denn diese inkommensurable Größe erscheint in der Regel dann, wenn die Praxis des Lebens eine klipp und klare Antwort auf eine klare Frage fordert, aber die Empfindung gehört nun einmal auch zu dem Menschen. Das beste darüber hat jedenfalls der Reichskanzler gesagt, als er aufforderte, doch nicht in den Bibliotheken aufzustöbern, was vor längerer Zeit einmal gesagt worden sei; aber sehr berechtigt war daneben der Wunsch, daß Aeußerungen, die einer vorübergegangenen Periode der ersten Erregung angehören, sich nicht in zu später Zeit wiederholen mögen. Die Stimmungen selbst ließ der Reichskanzler unberührt: Empfindungen sind zollfrei. Anders aber steht die Frage, ob man mit empfindsamen Leuten in der schneidenden Luft des öffentlichen Lebens etwas anfangen kann. Herr v. Stauffenberg würde es mit Freuden begrüßen, wenn es dem Reichskanzler gelänge, aus dem Lande selbst und aus den Reihen der im Lande voranstehenden Männer bei der Rekonstruktion der Regierung in Straßburg Kräfte zu gewinnen, welche in diese hineingezogen werden können. Wir auch, aber — wenn! Die Liebe zum Mutterlande, zur Heimat, zur Scholle ist bei dem Elsässer in reichem Maße vorhanden (der Abgeordnete Schneegans hat in der Presse ausdrücklich darauf hingewiesen, was er unter dem Mutterlande verstanden wissen wolle, um jeder Mißdeutung seiner Rede im allzudeutschen Sinne zu entgehen), aber der Begriff des Vaterlandes, d. i. der Heimat mit all' den Institutionen staatlicher Art, die sich auf dem theuern Boden entwickelt haben, der ist im Elsaß noch wenig vorhanden. Und gesetzt, es fänden sich

die weißen Raben, die, ohne dem persönlichen Ehrgeiz zu fröhnen, nicht blos als Kritiker, sondern als Arbeiter oder Künstler an der deutschen Arbeit im Elsaß mitwirken wollten, so würde ihr Eintritt in die Verwaltung im besten Falle ein Kunststück, ein Kunstwerk nie zu Stande bringen. Treten sie in die unteren oder mittleren Schichten unserer Bureaukratie, so wird ein gewandter Mann zwar die Routine der äußeren Geschäftsbehandlung den Kollegen bald abgucken, aber innerlichst wird doch die Kluft bestehen bleiben, die dem Zusammenwirken hinderlicher ist als jetzt der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutsch, mit dem der echte und gerechte Altpreuße und Altbayer koquettirt. Ich rede natürlich von dem Eintritt der „im Lande voranstehenden Männer“, nicht etwa von dem jungen Nachwuchs, dessen Erstlinge jetzt gerade in die Reihen der Beamtenschaft eintreten können. Treten die ersteren aber gar in leitende Stellen ein, wo soll da das Vertrauen der Subalternen zu dem Chef herkommen, der, wenn er überhaupt etwas vom Verwaltungsfache versteht, aufgewachsen ist mit den Vorstellungen zentralisirtester Verwaltung?

Selbst die Liberalen kommen nur mit den allbekannten schablonenmäßigen Forderungen des Selfgovernments im Allgemeinen; im Kern sind sie so durchdrungen von zentralistischen Anschauungen der Verwaltung, daß sie nicht wissen, was sie mit dem Gegentheil anfangen sollen. Man vergleiche nur die Verhandlungen des Landesausschusses über die Forstverwaltung. Es wäre, wie gesagt, ein Kunststück, wenn etwas Rechtes dabei herauskäme. Nein, für lange Zeit ist der Platz der elsässischen Mitwirkung an der Verwaltung in die Vertretung der Kreise und Bezirke und in den Landesausschuß gelegt, nicht in die eigentlich verwaltenden Bureaux. Dort lernt man bei sachlicher Kritik den Gegner kennen und lernt ihn achten, lernt auch die Unmöglichkeit des Cliquenwesens einsehen, das sich unter dem Schutze der Präfekten in die französischen Generalräthe und in die französische Verwaltung eingeschlichen hatte. Das ist der Platz, auf dem die für lange Zeit getrennten Elemente der deutschen Beamten und der reichsländischen Bevölkerung sich befehden und befreunden können. Wir sind nicht so sanguinisch wie Herr v. Puttkammer, der wünscht, daß die Zeit nicht allzufern sei, in der gegenseitiges Vertrauen und gemeinschaftliche Vaterlandsliebe sich zu einem untrennbaren, inneren Bande ausbilde zwischen Elsaß-Lothringen und dem Reiche. Als Wunsch, als Schluß einer Rede macht sich das ja recht schön, aber an eine baldige Verwirklichung glauben wir nicht.

Es erscheint aber überhaupt als ein Fehler, da, wo es sich um Verfassung, um grundlegende Fragen handelt, von administrativen Verhältnissen zu reden. Man sagt gewöhnlich, man solle nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen, aber sich so an den Eintritt der Elsässer in die Beamtenkreise klammern und

davon den Anfang der Gewinnung des Landes erhoffen, das heißt Vogeldunst abschießen, wo es des schweren Geschützes bedarf. Das ist aber offenbar nöthig, wenn wir aus den Halbheiten der öffentlichen Zustände in Elsaß-Lothringen die Elsässer und uns selbst befreien wollen. Auf diesem Boden, der halb wie ein verwaltetes Territorium, halb wie ein selbständiger Staat aussieht und keines von beiden voll und ganz ist, kann sich eine Parteibildung in voller Klarheit gar nicht vollziehen. Hier werden staatsrechtliche Fragen von solcher Subtilität erörtert, daß sie sich dem Verstande der Masse in noch weit höherem Grade entziehen als sonstige politische Fragen. Gerade darum, weil die Gegenwart auf dem Gebiete des Staatslebens keine Fragen von lebendiger Bedeutung stellt, treiben sich hier noch die Trümmer der alten französischen Parteien auf der Oberfläche umher, in deren Tiefe die nationale Sympathie und Antipathie nach dem großen Sturm des Krieges noch immer wogt. Für die große Menge der Bevölkerung bleibt das öffentliche Leben, wie es sich bisher gestaltet hat, unverstanden. In ihren Kreisen herrscht blos ein Bedürfniß, das der Ruhe, der Gewißheit.

Wie sich diese Gewißheit gestalte, ist für den Moment weder mit Hoffnung noch mit Furcht zu erfassen. Was aber auch kommen mag, es wird eine stark leitungsbedürftige Bevölkerung vorfinden. Gegenüber diesen Zuständen sollte man nicht mit leichtem Herzen das Palliativmittel einiger Gesetzesparagraphen anwenden, die in kurzer Zeit neue Aenderung, neue Unruhe bedingen, insofern sie sich allein auf die Verwaltungsform beziehen. Was noth thut, das ist die ganz bestimmte Bezeichnung des Zieles, zu dem sich in dem nächsten Menschenalter die Bevölkerung der Reichslande hinbewegen soll. Folgerichtig kann es hier nur ein Entweder-Oder geben: Annexion an Preußen oder Errichtung eines Bundesstaates. Das erste ist 1871 nicht geschehen, und auch jetzt scheinen sich ihm starke Bedenken in allen partikularistischen Kreisen entgegenzustellen. So wenig aussichtsvoll ist eine Erlösung von dieser Seite, daß eifrige Verfechter der Annexionsidee wohl davon sprechen, nur der nächste Krieg könne mit seinem Schwerte diesen gordischen Knoten durchhauen. So gordisch ist der Knoten der sogenannten elsässischen Frage nun doch nicht — vor einem Kriege wollen wir bewahrt werden, so lange er uns nicht aufgedrungen wird. Wir haben auch im Frieden Mittel und Wege, um den Elsässern die definitive Richtung zu geben, wenn wir sie auch nicht gleich an das definitive Ziel versetzen. So bleibt also die Errichtung eines Bundesstaats, aber doch wohl eines solchen, dem partikulare Gelüste gegenüber der Zentralgewalt von vornherein vergehen, der genau so, wie jetzt das Reichsland an die Gesammtheit des Reiches gebunden ist, auf das Engste mit der Zentralgewalt des Reiches verbunden sei. Wie man ihn einrichten, wann man das Einzelne aus-

führen wolle, das entscheide die Einsicht, die bis jetzt die Geschicke dieses Landes in ihre Bahn gebracht hat, Reichsregierung und Reichstag im Einvernehmen. Nur möge man dafür sorgen, daß eine entschiedene und definitive Antwort gegeben werde auf die fragende Bitte um eine Regierung im Lande. Auch da gilt es, was von dem deutschen Volke auf dem wirthschaftlichen Gebiete gilt: die Elsässer wollen „Gewißheit über ihre Zukunft, und alles andere ist besser als das Hinziehen der Ungewißheit, in der Niemand weiß, wie die Zukunft sich gestalten wird“. [Symbol]

Politische Briefe.

IX.

Der Reichstag vom 2. bis zum 9. Mai.

Es ist vielleicht der richtige Eindruck, wenn man die erste Lesung der Zollreformvorlage, mit welcher der Reichstag in sechs langen Sitzungstagen sich beschäftigt hat, als die größte Debatte in der parlamentarischen Geschichte Deutschland's nach Ausdehnung, Gehalt und praktischer Bedeutung schätzt. Unser erstes wirkliches Parlament war der Vereinigte Landtag von 1847, dessen Verhandlungen mit Recht noch heute unvergessen sind. Es war die erste Verlautbarung unserer politischen Sehnsucht in den geregelten Formen parlamentarischer Diskussion, auf einem verfassungsmäßigen Boden, gerichtet auf ein mäßiges, durch feierliche Versprechungen gewiesenes Ziel. Die Diskussion bewegte sich mit einem Anstand und in einem patriotischen Ton ohne Gleichen. So bleibt diese Verhandlung das Ehrendenkmal, welches der Parlamentarismus bei seinem Eingang in unser Staatsleben sich errichtet, in einiger Beziehung das Gegenstück zur ersten französischen Nationalversammlung. Aber eben, daß dieser begeisterten, drei Viertheile der Versammlung beseelenden Offensive nur eine verlorene, sich von Anfang, wenigstens geistig, verloren gebende Defensive gegenüberstand, daß das Ziel der Offensive andererseits, abgesehen von dem formell sogar eng begrenzten Rechtsinhalt, nach seiner politischen Bedeutung ein so allgemeines und unbestimmtes war — das waren die natürlichen Mängel jener mit Recht gefeierten Verhandlungen.

Auch die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche hat unvergeßliche Verdienste und große dramatische Momente gehabt. Aber alle Ziele, nach denen die rednerischen Geschosse sich richteten — damals kam das Wort Trag=

weite für politische Gedanken und Beschlüsse zuerst auf — waren luftig, um nicht zu sagen chimärisch. Es waren nur Spiegelbilder von den Wünschen der Schützen. Wen die Versammlung zum König des Schießens erklärte, der konnte das Ziel sich doch nicht aneignen, dessen Verwirklichung von ganz anderen Kräften und Mächten außerhalb der Versammlung abhing. Dieser Umstand, daß die Versammlung schließlich nur einen moralischen Einfluß üben konnte, dagegen einer organisirten Macht weder zu gebieten, noch dieselbe mittelbar in Bewegung zu setzen vermochte, raubte allen Berathungen die sichere Berechnung der ernstlichen Folgen, damit aber auch die Sicherheit der eigenen Schritte. Im Grunde stritt man nur über politische Wahrheiten, nicht über politische Maßregeln. Daher so viele Unvereinbarkeiten in dem Werke, das man schließlich zusammenfügte, und das zur praktischen Anwendung erst den Meister bedurft hätte, der es umgestaltete.

Der preußische Landtag, vor dem Scheitern der Paulskirche gleichzeitig mit derselben tagend, zeigte noch einige denkwürdige Momente des Aufflackerns einer idealen, aber zum hoffnungslosen Niedergang verurtheilten Bewegung. Dann verloren seine Berathungen bis zum Jahre 1858, ganz vereinzelte glückliche Momente weniger Redner abgerechnet, alle Bedeutung.

Die scheinbar liberale Aera von 1858 brachte keine Besserung. Die liberale Majorität verfiel gegenüber einem politisch gleichartigen, aber unfähigen Ministerium in die seltsame Verlegenheit, nicht zu wissen, was sie beginnen sollte, und sich deshab mit dem Ministerium um Nichtigkeiten zu schlagen, bis die Forderung der Militär-Reorganisation kam, aus welcher sich der Verfassungskonflikt entspann. Leidenschaft und Talent wurden auch hier zuweilen in ungewöhnlichem Maße aufgeboten, aber die Konfliktsepoche ist, auch rein parlamentarisch betrachtet, eine traurige. Das Parlament konnte nicht nur aus Mangel an Macht keine thatsächlichen Lorbeeren pflücken: indem es, lediglich auf einem formellen Schein bestehend, den gröbsten politischen Fehler verlangte, eine große politische Aktion ohne wirksames Heer, schlug es moralisch sich selbst; während auch auf der anderen Seite das geistige Uebergewicht der Regierung parlamentarisch nicht zur Geltung kam, wo man nicht von politischen Zwecken, sondern nur von technischen Verbesserungen redete und reden durfte.

Das Parlament des norddeutschen Bundes durchschritt eine Epoche, wo es sich in einem Theil der Fragen dem leitenden Staatsmanne fast widerstandslos fügte und von demselbem dafür freie Bahn auf dem Felde der konkreten Gesetzgebung erhielt, die nach längst festgestellten Doktrinen ebenso ausgiebig als unvorsichtig benutzt wurde.

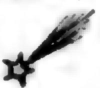
Das Reichsparlament, kaum in's Leben gerufen, sah alsbald den Kulturkampf. Auch hier gab es leidenschaftliche Gegensätze und rhetorische Kunst.

Zur wahren Größe konnten sich gleichwohl diese Debatten nicht erheben, denn auch sie standen unter dem eigenthümlichen deutschen Schicksal, daß der eigentliche Inhalt der Frage nicht zum Ausdruck gelangen konnte. Weder durften die klerikalen Redner mit dem Weltherrschaftsgedanken der Kirche hervortreten, noch die Vertheidiger des Staats mit dem Inhalt der Reformation. Auf klerikaler Seite berief man sich auf das subjektive Gewissen, eine Instanz, die der Katholizismus nicht kennt — auf staatlicher Seite berief man sich auf Gesichtspunkte der Vereinspolizei, der bürgerlichen Eintracht und andere nothwendige, aber untergeordnete Dinge dieser Art. Die sittlichen Lebensbedingungen des deutschen Reiches, um welche es bei dem Kulturkampf sich im letzten Grunde handelte, traten nicht in das Bewußtsein, jedenfalls nicht in das ausgesprochene Bewußtsein der Kämpfenden und konnten es nicht.

Allem Anschein nach werden die Wogen des Kulturkampfes, der für beide Theile sein Ziel verloren, zum Ablaufen gebracht werden, wenn wir auch noch nicht genau wissen, durch welchen Kanal. Aber der Schöpfer des deutschen Reiches, nachdem er mit einer Kunst, von der kaum ein geringer Theil durch einzelne Zeitgenossen geahnt wird, seiner Schöpfung auf eine gewisse Periode Sicherheit vor äußeren Störungen verschafft, sieht nunmehr die höchste Zeit gekommen, der deutschen Staatsbildung die inneren physischen Lebensbedingungen zu sichern. Er legte die Hand an diese Arbeit schon 1869, aber vergebens bei dem kurzsichtigen Widerstande der öffentlichen Meinung, welchen der Reichstag noch steigerte. Alsdann haben der französische Krieg und die Milliarden, die Gründung des Reiches und der Kulturkampf, die orientalische Krise und die Aufgabe des ehrlichen Maklers die Finanzreform verzögert. Mit einem gewaltigen Anstoß, wie nur er ihn zu geben vermag, hat Fürst Bismarck jetzt die Reform der deutschen Staatswirthschaft und Volkswirthschaft in Schwung gebracht. Um seine Pläne drehte sich die Verhandlung vom 2. bis 9. Mai. Hier durfte sich das Ziel zum ersten Male in seiner eigentlichen Gestalt enthüllen. Hier mußten auch die Gegner die Triebfeder zeigen, welche sie leitet; hier wohnt der Entscheidung eine unmittelbare, ja eine akute praktische Bedeutung bei. Hier handelt es sich um materielle Fragen, um den physischen Lebensunterhalt, aber damit zugleich um die Grundsteine der politischen und sozialen Existenz bis zu entfernten Zeiten, um die Bahnen für den Unternehmungsgeist der Nationen, um die unentbehrlichen Hilfsmittel, um den Boden auch des moralischen Lebens. Einen Gegenstand von solcher Faßlichkeit und solcher Größe, von so unmittelbar gegenwärtiger und zugleich weittragender Bedeutung hat noch nie ein deutsches Parlament verhandelt. Es verdankt denselben in doppelter Weise dem Fürsten Bismarck: nämlich es verdankt ihm die Möglichkeit, daß die Nation als Einheit ihrer

materiellen Lebensbedingungen und der Verantwortlichkeit für die Behandlung derselben sich bewußt wird; es verdankt ihm den aus der eindringendsten Diagnose geschöpften großartigen Vorschlag, die Heilung derselben zu unternehmen.

An dieser einleitenden Betrachtung möge es für heute genug sein. Aus den reichen sechs Tagen den Gehalt erschöpfend und durchsichtig und kurz herauszuziehen, ist ein Versuch, der am zweiten Tage nach dem Schluß einer so mannichfaltigen Debatte nicht gelingen könnte. Der Stoff wird diesmal weder veralten noch bis zum nächsten Briefe durch bedeutendere Ereignisse überholt sein. Wir versparen uns den Versuch für den nächsten Brief.



Literatur.

Rechts- und Staatsphilosophie von Dr. Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag für moderne Sprachen und Literatur. 1879.

Der Verfasser meint es mit seinen Betrachtungen, die zuletzt zu Prophezeiungen werden, augenscheinlich gut, aber der Staat, den er sich ausspintisirt hat, die Organisation der Menschheit, von der er träumt, haben nie bestanden und werden nie entstehen, wenigstens nicht, so lange Menschen Menschen sind. Es ist eine Menschheit ohne Fürsten und ohne Gott. „Wenn alle Staaten Republiken geworden sind (S. 174), ist auch an deren Stelle schon die Menschheit getreten. Dann wird kein Krieg mehr sein, sondern ewiger Friede. Die Menschen werden den letzten Rest feudaler und kirchlicher Gesinnung verloren haben, sie werden froh sein, nicht Aristokraten oder Unterthanen, nicht Juden oder Mohammedaner, sondern freie Menschen zu sein im vollsten und edelsten Sinne. Es wird keine Knechtschaft mehr sein, sondern Freiheit; den Glauben wird das Wissen, den Wahn die Wahrheit besiegen; statt der Religionen wird die Liebe herrschen, der Gott der Menschheit, und weil die Liebe der Mensch selbst ist, so ist der Mensch sein eigener Gott" u. s. w. Der Buddhismus, „die höchste Religion", „der das Mitleid, die schönere und innigere Seite der Liebe, als Inhalt und Richtschnur alles gläubigen Handelns hinstellt", wird die Welt umgestalten, zunächst seine Anhänger (dann, dürfen wir hinzusetzen, auch alle Uebrigen) „ohne gewaltsames Umstürzen des Bestehenden auf unmerklichen Pfaden leise zur reinen Menschlichkeit hinüberführen und zu Buddha's machen". Offenbar hat der Verfasser seine Studien auf einer Universität in Utopien gemacht, und wir sind froh, daß sein goldenes Zeitalter in den nächsten zehntausend Jahren noch keine Aussicht auf Verwirklichung hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die russische, englische und französische Politik im Orient.

Die Aufgabe, eine Darstellung der gegenwärtigen politischen Lage im Orient, in allgemeinen Umrissen und unter Ausschließung unbedeutenderer Einzelheiten zu geben, ist keine ganz leichte. Einmal schon deshalb, weil die Situation als keine feste und die sie bestimmenden Tendenzen der Mächte kaum als unveränderliche anzusehen sind. Sodann aber namentlich darum, weil Manches, was an und für sich wichtig und für die Weiterentwickelung der Dinge mitbestimmend ist, sich der näheren Beobachtung entzieht. Selbst die Ziele der russischen Politik, von der man im Allgemeinen annimmt, daß die Initiative sich auf ihrer Seite befinde, und daß sie, eben um deswillen, den Vortheil genieße, das positivste Programm zu besitzen, haben in verschiedenen Augenblicken sichtlichen Schwankungen unterlegen. Im Besonderen kann darüber kaum ein Zweifel bestehen, daß seit Einstellung der Feindseligkeiten die Bestrebungen des St. Petersburger Kabinetes in Betreff des zwischen ihm und der Pforte in Zukunft herzustellenden Verhältnisses sich zwischen zwei Polen bewegten. Der eine derselben wird durch den Gegensatz der türkischen und moskowitischen Interessen, der ein alter und von der Tradition getragener ist, bezeichnet. Der andere dagegen war in der Chance gegeben, die man, namentlich im April 1878, also etwa vor Jahresfrist, zu besitzen meinte, die Türkei in den Kreis der russischen Beeinflussung hineinzuziehen und für die Dauer darin fest zu halten. Im Falle des Gelingens dieses letzteren Planes würde sich die politische Machtsphäre des Czarenreiches wie durch einen Zauberschlag erweitert haben, und zwar bis zu den fernsten für sie überhaupt in Aussicht zu nehmenden Grenzen. Das waren russische Hoffnungen, die seitdem, wie es scheint, begraben wurden und nur unter der Voraussetzung, daß ganz besondere Umstände eintreten, wieder auferstehen könnten. Immerhin haben sie den Eindruck zurückgelassen, daß es für die russische Politik dem osmanischen Reiche gegenüber zwei sehr verschiedene Wege gebe, um zum Ziele zu gelangen: den der direkten und brutalen Gewalt, und einen andern, der die sich entgegenstellenden Hindernisse zu umgehen sucht. Und worin auch immer

der Mißerfolg der Versuche gelegen haben mag, auf dem letzteren vorwärts zu kommen, sicher hat man ihn nicht vollkommen aufgegeben. In dieser Hinsicht besteht ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen derjenigen russischen Politik, welche ihren Abschlußpunkt in dem Präliminarfrieden von San Stefano (3. März 1878) gefunden hat, und der heutigen. Jene befand sich durchaus in der ersteren Richtung engagirt. Ihr entschiedenster Leiter und Wortredner war General Ignatieff, der bekannte russische Diplomat, welcher vor dem letzten Kriege lange Jahre hindurch als Botschafter des Czaren bei der Pforte maßgebenden Einfluß auf die Stellung Rußland's im Orient ausgeübt und schließlich seinerseits wesentlich den Ausbruch des Konflikts herbeigeführt hat. Ein Verbleiben auf dieser Bahn nach dem Vertrage von San Stefano hätte unfehlbar zum europäischen Kriege, zunächst zu einem russisch-britisch-türkischen, geführt. In dieser Voraussicht lag für das St. Petersburger Kabinet damals das bestimmende Motiv zur Umkehr. Dabei bleibt es schwer, auch nur annähernd sicher zu ermitteln, wie Rußland heute zu der Weiterentwickelung der hiesigen Dinge Stellung zu nehmen gedenkt, und namentlich in welcher Weise es glaubt gewissen Forderungen Nachdruck geben zu können, über deren Berechtigung, so weit sie durch den Traktats-Wortlaut allein bedingt ist, nicht füglich irgend ein Zweifel bestehen kann. Es gehört dazu vor Allem die in voller Form Rechtens für den Czaren stipulirte Befugniß, auf einer ihm durch die Türkei zu zahlenden Kriegsentschädigung im Betrage von 800 Millionen Franks zu bestehen. Daß man diese Bedingung in den definitiven Friedensvertrag vom 8. Februar dieses Jahres aufgenommen hat, obgleich beide Theile im voraus wissen und sich darüber vollkommen klar sein mußten, daß sie unter keinen Umständen von der Pforte erfüllt werden könne, ist allermindestens sehr bezeichnend. So weit sich die Sache heute absehen läßt, wird Rußland zunächst nichts thun, um seiner formell berechtigten, aber zu dem Leistungsvermögen des osmanischen Finanzwesens außer allem Verhältniß stehenden Forderung Nachdruck zu geben. Allein augenscheinlich behält es sich vor, die Angelegenheit in einem späteren, geeigneteren Moment zur Sprache zu bringen, wie sie ihm denn überhaupt als ein Hebel gilt, den es gelegentlich anzusetzen nicht versäumen wird. Daß man bis jetzt alle Vereinbarungen in Betreff der Verzinsung dieser Schuldsumme umgangen, diese hochwichtige Frage unerledigt gelassen hat, dürfte sich nicht mit der Unmöglichkeit allein erklären lassen, in der die Pforte sich befindet, einer derartigen Verbindlichkeit nachzukommen. Da den früheren, durch den osmanischen Staatsschatz kontrahirten Schulden eine Priorität vor der russischen Forderung zugestanden worden ist, so erstreckt sich dieses Vorrecht derselben auch auf die Zinszahlungen, und Rußland kann wegen der letzteren einen Anspruch auf Befriedigung nicht

erheben, wenn nicht zuvor die Pforte dem von früher her datirenden Genüge geleistet hat. Der Eindruck, den man aus einer eingehenderen Ueberlegung dieser Dinge gewinnt, ist der, daß es sich dabei wesentlich um Fiktionen handelt, weil, in Anbetracht der vollkommenen Aussichtslosigkeit auf Befriedigung, auch selbst dem der Form nach wohl begründetsten Anrecht keine reale Bedeutung inne wohnt. Andererseits aber bleibt zu erwägen, daß die Nichterfüllung einer finanziellen Leistung seitens der Pforte an Rußland diesem das Recht sichert, später eine anderweitige Entschädigung zu beanspruchen, und eben in diesem hochwichtigen Umstande dürfte der eigentliche Kern der Frage enthalten sein. Ob man in St. Petersburg entschlossen ist, die bezüglichen Stipulationen des Traité définitif vom 8. Februar d. J. schon demnächst zu einer nachdrücklichen Einmischung in die inneren türkischen Angelegenheiten zu benutzen, darüber laßt sich heute kein bestimmtes Urtheil aufstellen — wahrscheinlich ist es nicht. Am wenigsten unterstützt die Haltung der gegenwärtigen russischen Vertretung zu Konstantinopel eine solche Annahme. Im Unterschied von anderen tritt sie den osmanischen Staatsmännern gegenüber entschieden minder brüsk, in entscheidenden Augenblicken sogar behutsam, mit vorbedachter Rücksicht und in glatten, schmiegsamen Formen auf. Sie faßt die streitigen Dinge mit Sammethandschuhen an und nicht mehr rauh und hart wie ehedem. Wenn es sich dennoch darum handelt und es sich als unvermeidlich herausstellt, dem Divan eine bittere Pille einzugeben, so weiß die hiesige russische Diplomatie sie sorgsam zu überzuckern und zu vergolden. Das Alles ist augenscheinlich ebensowohl auf die Nothwendigkeiten des Augenblickes, die Rußland darauf anweisen, jede neue Verwickelung zu vermeiden, wie namentlich auch auf die Zukunft berechnet, für die man sich die Alternative wahren will, je nach Umständen den einen oder anderen der beiden vorerwähnten, so sehr von einander verschiedenen Wege nach dem Endziel hin einzuschlagen. Auch scheint unter Bezugnahme hierauf, unmittelbar nach den Präliminarien von San Stefano, die Wahl des neuen Repräsentanten des Czaren getroffen worden zu sein. Fürst Lobanoff Rostowski ist nicht nur in seinem äußeren Wesen und Auftreten von seinem Vorgänger, dem General Ignatieff, sehr verschieden. Unter allen in der Schule des auswärtigen diplomatischen Dienstes gebildeten russischen Staatsmännern war er entschieden derjenige, welcher für die eben bezeichnete Aufgabe als der bei weitem geeignetste erschien. Schon früher, zu Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre, als Botschafter bei der Pforte verwendet, kennt er aus der Periode dieser längeren Amtsthätigkeit die hiesigen Verhältnisse ziemlich genau. Seitdem sind allerdings neue Persönlichkeiten hier emporgekommen, und die damals leitend und einflußübend gewesenen sind abgetreten. Allein den

eigentlichen Typus der türkischen Dinge verändert solcher Wechsel kaum auf der Oberfläche, und wer einmal in die bezüglichen Verhältnisse sich eingelebt hat, wird für alle eintretenden Fälle der Orientirung nicht ermangeln. Mit einer gewissen Milde im Auftreten verbindet Fürst Lobanoff eine den hohen russischen Beamten nicht häufig eigene Urbanität. Er kann sehr verbindlich sein und nimmt keinen Anstand, diese seine Eigenschaft selbst da, wo er formelle und ganz kategorische Forderungen zu stellen hat, nach Möglichkeit noch vorwiegen zu lassen. Dies war unmittelbar nach dem Februar-Vertrage der Fall. Seine damals in der Angelegenheit der Kriegsentschädigungs-Frage eingereichten Noten gaben den ihm gewordenen Aufträgen augenscheinlich den bestimmtesten Ausdruck, aber immer doch in einer Art und Weise, welche alles Verletzende sorgsam vermied.

Unter den, den gegenwärtigen Repräsentanten des Kaisers Alexander bei der Pforte umgebenden Persönlichkeiten nimmt, wenn auch nicht dem Range, so doch der eigentlichen Bedeutung nach, Staatsrath Onou die hervorragendste Stellung ein. Seit etwa zwanzig Jahren bereits in Konstantinopel und unausgesetzt im dortigen diplomatischen Dienst in der Branche des Dragomanats verwendet, für welche er die trefflichste Vorbereitung als ehemaliger Zögling der orientalischen Akademie zu St. Petersburg erhalten hatte, war er der beste Gehilfe, den General Ignatieff, als es sich um die Präliminarien handelte, auswählen konnte, und wenn bei diesen Verhandlungen Fehler begangen worden sind, so kommen sie auf Onou's Rechnung am allerwenigsten. Entschiedener noch traten seine eminenten Fähigkeiten bei Einleitung und Durchführung der in jeder Beziehung höchst schwierigen Negoziation hervor, welche er an der Seite des Fürsten Lobanoff und wohl eigentlich als dessen rechte Hand, im letztvergangenen Winter zu führen hatte, und deren Endergebniß der Traktat vom 8. Februar war. Wenn die Angabe begründet wäre, wonach der heutige russische Vertreter demnächst von seinem hiesigen Posten abberufen werden würde, um in London an die Stelle des Grafen Peter Schuwaloff zu treten, so könnte unter allen Umständen des Staatsrathes Onou Bedeutung dadurch nur gesteigert werden, weil jeder neue czarische Botschafter zu Konstantinopel, wer es auch immer werden möge, bei Erledigung der an ihn übergehenden Hauptfragen der Beihilfe eines Mannes nicht entbehren könnte, der so wie jener heute als die bedeutendste russische Autorität in orientalischen Dingen angesehen werden muß.

Der Augenblick, in dem ich dies schreibe, ist einer der wichtigsten für die Weiterentwickelung der Beziehungen Rußland's zur Türkei. Seit dem 3. Mai Abends weilt der General-Adjutant des Czaren, Obrutscheff, hier und hatte bald danach eine Audienz beim Sultan, um demselben ein autographes

Schreiben seines Gebieters zu übergeben. Man mißt demselben einen konziliatorischen Inhalt bei. Wie weit die Regelung der ostrumelischen Frage ihrem Ziele dadurch entgegengeführt werden wird, kann zur Stunde noch nicht festgestellt werden. Die türkischen Blätter ließen im Widerspruch mit anderen Nachrichten durchblicken, daß die Pforte in Betreff der von ihr beanspruchten Okkupation des Passes von Ichtiman kaum nachgeben dürfte. Wie dem auch sein mag, einer Lösung treiben diese Dinge gleichwohl entgegen, und zwar ist anzunehmen, daß dieselbe noch in den laufenden Monat fallen werde.

Man hat sich daran gewöhnt, der russischen Politik im Osten als schärfsten Gegensatz die dortigen britischen Bestrebungen gegenüber zu wissen. Aber auch letztere sind Schwankungen unterworfen gewesen und haben am wenigsten in der jüngsten Zeit mit Konsequenz an ein und derselben Richtlinie festgehalten. Wenn hierbei im Allgemeinen das Temperament des leitenden britischen Staatsmannes, Lord Beaconsfield's, im Besonderen seine Neigung, sich durch plötzliche Eingebungen des Augenblickes bestimmen zu lassen und Phantasiegebilden nachzugehen, verantwortlich gemacht werden muß, so fällt daneben ein Theil der Schuld wohl auch seinem, nächst ihm selber einflußreichsten Amts-Kollegen, dem Marquis von Salisbury zu, dessen Anschauungen über die letzten Ziele der englischen Interessen in dieser Weltgegend ebenfalls der Stetigkeit entbehren, wie denn auch die Illusionen, denen sich namentlich im vergangenen Jahre der eben jetzt von seinem langen Urlaube aus England hierher zurückkehrende englische Botschafter, Sir Austin Layard, hingegeben hatte, innerhalb des bezüglichen Kausal-Nexus nicht zu übersehen sind.

Es darf als ein Fundamentalsatz der britischen Orient-Politik angesehen werden, daß England unter allen Umständen danach zu streben habe, einen dominirenden Einfluß auf die Pforte auszuüben. Auf dieser prinzipiellen Grundlage baut sich das auch heute noch immer schwankende und luftige Gebäude der englischen Stellung im Osten auf. Dieselbe ist durch die Voraussetzung bedingt, daß, da England das osmanische Reich unter keinen Umständen jemals seinen Besitzungen wird einverleiben können, mindestens dem britischen leitenden Willen dort die Vorhand zu sichern sei, und zwar vor allem um der Raumstellung willen, welche die türkischen Lande auf dem Wege von Europa nach Hindostan einnehmen. Am entschiedensten würde dieses englische Interesse durch eine Theilung der Türkei durchkreuzt und gefährdet werden. Umgekehrt wäre es am sichersten und nachdrücklichsten gewahrt, wenn die Integrität der Besitzungen des Sultans nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden könnte. Auf dieses letztere Ziel laufen mithin durchaus logisch die englischen Bestrebungen hinaus. Namentlich als die orientalische Krisis im Jahre 1875 ausbrach, ließ es sich England angelegen sein, der anders gewendeten Tendenz der

Politik der drei europäischen Ostmächte mit Entschiedenheit entgegen zu treten; auch der dabei gleich anfangs und in den nachfolgenden Jahren geerntete entschiedene Mißerfolg ist nicht im Stande gewesen, die britische Politik auf die Grundlage Verzicht leisten zu lassen, auf der sie von allem Anfang an Stellung genommen hatte, wie schwankend und unsicher dieselbe auch seitdem geworden war. Eine der charakteristischsten Eigenheiten britischer Staatsmänner besteht, neben den Schwankungen, denen sie beim Verfolgen ihrer Aufgaben unterliegen, und deren ich in Bezug auf das heutige Kabinet und dessen orientalische Politik bereits Erwähnung gethan habe, in einer gewissen Ehrfurcht vor dem, was seither bestanden hat, mag es auch aus der Rumpelkammer längst ausgelebter Zeiten stammen, und in der Zähigkeit, mit der sie daran festhalten. Nachdem die Länder im Norden des Balkan's definitiv für die Pforte verloren gegangen waren, wollte das Londoner Kabinet mindestens diese Gebirgskette als eine nicht nur politische, sondern namentlich zugleich militärische Grenze des osmanischen Reiches gewahrt wissen. Es handelte sich mithin, im recht eigentlichen Sinne, um das Festhalten einer türkischen Vertheidigungsfront. Dabei ließ man sich durch die Ueberlegung bestimmen und leiten, daß die osmanischen Besitzungen nicht füglich auf einen geringeren Raumumfang reduzirt werden könnten, ohne daß sich gleichzeitig und in unmittelbarer Folge davon in der betreffenden Weltgegend die Sphäre des dominirenden englischen Einflusses und der entschiedenen Geltung des britischen Prestige's ebenfalls verenge. In diesem Falle haben wir, ähnlich wie in der Angelegenheit der durch die Pforte vertragsmäßig an Rußland zu leistenden Kriegsentschädigung, noch einmal eine erwiesene Unmöglichkeit vor uns, doch mit dem Unterschiede, daß die Illusion sich nicht wird auf längere Dauer aufrecht erhalten lassen, weil andere, den britischen entgegenlaufende Interessen darauf angewiesen sind, den Thatsachen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Ich nehme Anstand, hier auf die Details einzugehen. Die in Rede stehende Frage macht den Gegenstand von Verhandlungen aus, die, augenscheinlich noch nicht zum Schluß gediehen, sich gleichwohl demselben nähern. Hier wird und muß England schließlich nachgeben, wenn es nicht in unüberlegter und nicht zu rechtfertigender Weise auf's neue schwere Verwickelungen heraufbeschwören will. Daß eine solche Gefahr thatsächlich noch besteht, ist indeß kaum wahrscheinlich, vielmehr macht Alles, was man jüngst beobachten konnte, den Eindruck, als ob die beiden rivalisirenden Kabinette, das Londoner und das St. Petersburger, am Vorabend eines Kompromisses ständen, dessen endliches Zustandekommen nicht verfehlen kann, beruhigend auf die allgemeine Lage einzuwirken.

Einen viel bedeutenderen und in seinen Konsequenzen weiter reichenden Mißgriff, als bei Aufstellung der Balkan-Linie als neue Grenze für das

osmanische Reich und als eine Defensivfront desselben, beging die britische Politik bei Einleitung der Unterhandlungen, die, zunächst auf die Erwerbung der Insel Cypern bezugnehmend, die schließliche Unterstellung der asiatischen Türkei unter das britische Protektorat als Endziel verfolgten. Was man in der denkwürdigen, vor Jahresfrist (Mai 1878) anhebenden und gegen Ende vorigen Jahres (Dezember 1878) abschließenden Negoziation über die im osmanischen Reiche unter den Auspizien England's einzuführenden Reformen erstrebte, unterschied sich sehr wesentlich von alledem, was die britische Politik bis dahin sich vorgesetzt hatte, wie es denn auch von dem anderen durchaus verschieden sein dürfte, was sie seitdem sich zur Aufgabe stellte. Lord Beaconsfield ließ sich von seiner lebhaften Einbildungskraft nichts Geringeres vorspiegeln, als die Möglichkeit, den Sultan der Osmanen und Chef des Islam auf den Standpunkt eines indobritischen Vasallenfürsten herabzudrücken. Einem solchen Plane gegenüber mußte unausbleiblich das türkische Selbstgefühl und der muselmanische Stolz elastisch emporschnellen. Befremden darf es einigermaßen, daß von der englischen Oppositionspresse die allerschwerste Verirrung, in welche damals das englische auswärtige Amt hineingerathen war, nicht in ausreichender und gebührender Weise hervorgehoben worden ist. Die Erklärung dafür dürfte darin zu suchen sein, daß an dem bezüglichen Rechnungsfehler nicht die beiden leitenden Lords, Beaconsfield und Salisbury, ja die Tory-Partei selber nicht ausschließlich die Schuld tragen, sondern daß sie dieselbe mit der um jene Zeit erregten und sich übertriebenen Erwartungen hingebenden ganzen britischen Nation zu theilen haben. Namentlich hatte anfänglich über den reellen Werth der Erwerbung der Insel Cypern für England das britische Volk im Allgemeinen sich durchaus falschen und viel zu weit gehenden Voraussetzungen überlassen. Niemand schien in den Juli-Tagen des vorigen Jahres eine Ahnung davon zu haben, daß dem Vertrage vom 4. Juni ein höherer Werth nicht inne wohne, und daß er im Grunde genommen die Bestimmung haben dürfte, eine taube Nuß zu bleiben. Allerdings hatte er Folgen und selbst ziemlich weit reichende. Allein dieselben sollten nicht entfernt den britischen Interessen zu statten kommen, sondern sich ganz im Gegentheil mit Entschiedenheit wider dieselben wenden.

Für diese unerwartete Wandlung in der Gestaltung der türkisch-britischen Beziehungen ist es entscheidend geworden, daß Frankreich bereits im Januar 1878 einen damals, mindestens im Auslande, noch ungekannten oder doch nicht nach Gebühr gewürdigten, wenn auch neuerdings über Verdienst hinaus in der öffentlichen Meinung erhobenen Staatsmann von unbestreitbar großer und hervorragender Befähigung nach Konstantinopel gesendet hatte. Henry Fournier, obgleich damals im Grunde genommen noch Neuling auf dem Felde der

praktischen Politik, bekundete dennoch beim unmittelbaren Anfassen und Behandeln der an ihn herantretenden Fragen sofort eine in die Augen fallende Meisterschaft, die ihn alsbald in der Reihe der hervorragenderen europäischen Staatsmänner würde haben Platz nehmen lassen, wenn er minder empfänglich für den berauschenden Einfluß erster Erfolge gewesen wäre. Sein Hauptverdienst in der Anfangs-Epoche seines hiesigen Auftretens dürfte darauf zurückzuführen sein, daß er, durch die Auffassung, von der sich seine Chefs in Paris damals beherrschen ließen, unbeirrt, mit scharfem Blick die Schwäche der britischen Position im Orient heraus erkannte und — allerdings ohne dafür sofort die verdiente Beachtung zu finden — die Mittel vorschlug, durch welche derselben beizukommen sei. Namentlich wußte er es hervorzuheben und nachdrücklichst zu betonen, daß innerhalb der Leere, welche die ehrgeizigen und herrschaftslüsternen Pläne des englischen Kabinettes zwischen diesem und der Pforte erzeugt hatten, der Raum für Frankreich sich bieten dürfte, um sich zwischen beide trennend einzuschieben und die vorwiegenden Sympathieen des Sultans und seiner Räthe für eine Macht zu gewinnen, die besser als England den türkischen Empfindlichkeiten Rechnung zu tragen und sie zu schonen verstände.

Sein eigentliches diplomatisches Debüt leitete Herr Fournier im Monat Juli des vorigen Jahres ein unter Benutzung der soeben erwähnten vortheilhaften Umstände, und unter gleichzeitiger Verwerthung der Kenntniß hiesiger Verhältnisse, die er sich seit Januar 1878 zu verschaffen verstanden hatte, ohne daß irgend Jemand vorher seine Absichten zu errathen vermochte. Ueber manche Vorfälle, die der bezeichneten Periode angehören, und die man im Allgemeinen geneigt sein möchte, mit den Plänen des französischen Botschafters in Verbindung zu bringen, ist, auch bis zum gegenwärtigen Augenblick, noch kein klares Licht verbreitet worden. Diese Bemerkung bezieht sich namentlich auf die bereits um jene Zeit sich vorbereitende Berufung des ehemaligen Premier-Ministers des Beys von Tunis, Khaireddin Pascha, nach Konstantinopel. Ging die Anregung dazu von Frankreich aus? War es namentlich der Einfluß seines unternehmenden Botschafters, der die bezügliche Entschließung des Sultans zu Wege brachte? Es sind dies Fragen, auf welche eine sichere Antwort heute noch nicht gegeben werden kann. Mit mehr Aussicht, nicht in Irrthum zu verfallen, kann man andere damalige Vorgänge beurtheilen. Ende September erschien hier in Konstantinopel ein ehemaliger Ordonnanz-Offizier des Kaisers Napoleon III., der französische Ingenieur-Major Dreyssé (der Name ist genau der des Erfinders der preußischen Zündnadelgewehre), der vor 11 Jahren 1867, als der jetzt regierende Sultan, und zwar damals noch als Prinz und im Gefolge seines Oheims, des Sultans Abdul Assiz, sich in Paris befand, dort demselben als Ordonnanz-Offizier beigegeben worden war. Er nahm

anfangs im hiesigen Hotel de Bysance sein Quartier, wurde aber bald danach aufgefordert, ein Logis im Palais von Dolma Bagdsche zu beziehen, bis man ihm endlich Zimmer in Tildis Kiosk, dem Residenzschlosse des Sultans selber, zur Verfügung stellte. Augenscheinlich war es die Hand Fournier's, die dies alles arrangirt hatte. Es handelte sich darum, den französischen Ingenieur-Offizier die Stelle eines militärischen Sekretärs des osmanischen Souveräns und in dessen unmittelbarster Umgebung einnehmen zu lassen, wobei es wiederum auf die Gewinnung von direktem Einfluß zu Gunsten und für die Zwecke der französischen Botschaft auf die Person Abdul Hamid's abgesehen war.

Im Januar d. J. mochte die damit eingeleitete Wendung der Dinge auf ihren Höhepunkt gediehen sein. Mit richtigem Blick hatte Fournier heraus erkannt, daß er seinen damals mit Entschiedenheit bereits in den Vordergrund getretenen und in gewissem Sinne herrschend oder doch mindestens vorwiegend gewordenen Einfluß nur dann auf eine durchaus feste und Gewähr bietende Grundlage werde stellen können, wenn es ihm gelingen würde, dem osmanischen Reich über die seine Regierung am meisten bedrückenden inneren Verlegenheiten, die finanziellen, hinweg zu helfen. Zu diesem Zwecke hatte er selber, im November 1878, eine Reise nach Frankreich antreten wollen; allein dem Plane waren damals unüberwindliche Hindernisse in den Weg getreten, und schließlich begnügte sich der Vertreter der französischen Republik damit, die bezüglichen Anknüpfungen auf dem Korrespondenzwege zu bewirken. So geschah es denn, daß um Neujahr der Marquis de Tocqueville als Delegirter des Pariser Comptoir d'Escompte in Konstantinopel erschien, mit Vorschlägen und Versprechungen, denen allerdings die eigentliche Basis einer vollkommenen Verständigung über ihre eventuelle spätere Ausführung mit den Auftraggebern selbst noch fehlte, und denen in Folge davon ein ganz ähnliches Fiasko, wie es England kurz zuvor mit seinen Reformvorschlägen erlebt hatte, mit unausweichlicher Nothwendigkeit nachfolgen mußte.

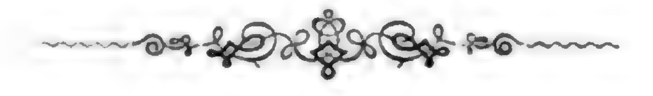
Dieser Fehlschlag mußte natürlich, auf die hiesige Stellung des französischen Botschafters um so nachtheiliger zurückwirken, als derselbe, durch seine seitherigen Erfolge kühn gemacht und in gewissem Sinne verblendet, sich an die ihm aus Frankreich durch den leitenden Minister Waddington übersendete Instruktion nicht streng gebunden hatte und namentlich in Hinsicht auf die zur Bekämpfung des hiesigen britischen Einflusses unternommenen Schritte weiter gegangen war, als es in Paris gutgeheißen werden konnte.

Fürst Bismarck hat vor Jahren den treffenden Ausspruch gethan, daß, sobald ein diplomatischer Neuling als Chef einer großen politischen Mission nach Konstantinopel komme, er starke Gefahr laufe, an seinem gesunden Menschenverstand Schaden zu nehmen. Dieses schneidende Wort läßt sich auch auf den jetzigen

hiesigen Repräsentanten Frankreich's, ungeachtet mancherlei bedeutender Eigenschaften, die ihn auszeichnen, in seiner vollen Schärfe anwenden. Herr Fournier glaubte offenbar hier nicht nur auf eigene Hand französische Politik machen, sondern mittelst derselben vornehmlich auch seinen eigenen persönlichen Interessen, die er mit den hochfliegendsten Projekten in Verbindung gestellt haben soll, dienen zu können. Indem er auf so exzentrischen Bahnen vorwärts zu kommen bemüht war, konnte es nicht ausbleiben, daß er sich schließlich auf Abwege verirrte, ähnlich wie die englische Politik vordem von ihren Zielen abgewichen und zum Opfer der Fata Morgana trügerischer Phantasiegebilde geworden war. Bereits Ende Februar, nachdem Sir Austin Layard von hier nach London abgereist war, wurde die Eventualität einer von dem französischen Botschafter anzutretenden mehrmonatlichen Urlaubsreise nach Paris besprochen, und nachdem der vorerwähnte Major Dreyssé am 12. März Konstantinopel verlassen hatte, folgte ihm sein diplomatischer Chef am 21. April nach. Daß es sich dabei nicht wesentlich um Geschäfte handeln konnte, die in Frankreich seine Gegenwart erheischt hätten, wurde aus der Langsamkeit ersichtlich, mit der Herr Fournier sich auf sein Reiseziel zubewegte. Er nahm seinen Weg über Smyrna und hielt sich dort mehrere Tage auf. Erst Mitte vorigen Monats traf er in Marseille ein. Wie jetzt verlautet, dürfte er seine Rückreise nach Konstantinopel nicht vor dem 25. Mai antreten und eben noch rechtzeitig hier eintreffen, um der Eröffnung der in der griechisch-türkischen Grenzrektifikationsfrage zu führenden Unterhandlungen beiwohnen zu können.

Unser Ueberblick über die jüngsten Bestrebungen der russischen, britischen und französischen Orient-Politik läßt erkennen, daß alle drei nicht das erreicht haben, was sie sich anfänglich als Ziel vorgesteckt. So versuchen sie sich jetzt auf neuen Wegen, in Betreff deren man gespannt sein darf, welcher Theil den anderen am ehesten den Vorsprung abgewinnen wird. Frankreich hatte die vergleichsweise bedeutendsten Chancen in den Händen, seinen Einfluß für längere Dauer zum herrschenden zu machen. Wie die Dinge aber gegenwärtig liegen, will es scheinen, als ob dem augenblicklich zurückerwarteten britischen Botschafter sich überwiegende Aussichten auf eine erfolgreiche Wirksamkeit eröffneten.

Konstantinopel, Anfang Mai 1879.



Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

II.

Bei der Spannung, mit welcher man die politischen Ereignisse verfolgte, konnte die eigentliche Literatur nicht wohl aufkommen; es zeigt sich eher ein Rückgang.

Lessing war im besten dramatischen Schaffen. Nicolai hatte gleich bei Begründung der „Bibliothek“ einen Preis für ein gutes Trauerspiel ausgesetzt. Lessing rieth im Sommer 1758, ihn dem „Kodrus“ zu ertheilen, einem freilich schwachen Versuch des jungen Herrn v. Cronegk, eines Freundes von Gellert. Dieser, ein vermögender Mann, hatte gewünscht, daß für diesen Fall der Preis zu dem des folgenden Jahres geschlagen werden solle; mittlerweile, hofft Lessing, werde ein junger Dichter mit einer besseren Tragödie fertig werden, „von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche. Er arbeitet ziemlich wie ich: er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben hat. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant macht; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch kein Umsturz der Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne.“

Ob aus Cronegk, sowie aus dem noch jüngeren v. Brawe, der gleichfalls ein Stück „Der Freigeist“ geliefert hatte, im Laufe der Zeit etwas geworden wäre, läßt sich nicht ausmachen; sie starben beide rasch nach einander. An dem, was sie bis dahin geleistet, war eigentlich nur der gute Wille zu loben.

Da Kleist aus Leipzig abging, so kehrte Lessing im Mai 1758 zu seinen Freunden nach Berlin zurück. Diese hatten sich immer enger an einander geschlossen; wöchentlich kamen sie zusammen, um freie Vorträge zu halten: Sulzer, Ramler, Mendelssohn, Nicolai, Resewitz, Prémontval und viele Andere, darunter auch die Musiker Marpurg und Fasch und der

Zeichner Chodowiecky, damals 30jährig, aus Danzig, der eben Holzschnitte für den Berliner Kalender arbeitete, und aus dessen Bildern man mehr von dem damaligen Leben erfährt, als aus vielen poetischen Versuchen.

In diesem Kreise, der sich in gewissem Sinn an die französische Kolonie anlehnte, überwog die kritische Richtung; es war entscheidend für Lessing, der freilich Allen weitaus überlegen war, daß er in einer Periode hineinkam, wo der Charakter sich zu bilden pflegt. Aus dieser Wechselwirkung entsprang die Bedeutung Berlin's für die deutsche Literatur. Lessing kam nach Berlin mit der Idee, an Fruchtbarkeit mit Lope de Vega zu wetteifern; er erkannte bald, daß seine Aufgabe zunächst eine kritische war.

Die Geschichte der modernen deutschen Literatur hat das Eigene, daß sie nicht mit der Produktion, sondern mit der Kritik beginnt, daß sie nicht ursprünglich bildet, sondern nach Bildung strebt. Sie geht nicht aus einem Ueberreichthum entwickelter und gebildeter nationaler Kräfte hervor, sondern aus einem Gefühl des Mangels: den unbeholfen sich drängenden Kräften fehlt es an Sättigung. Sie beginnt mit dem Gefühl von der Hohlheit des bisherigen poetischen Treibens, mit dem leidenschaftlichen Abschen gegen leere Worte und behagliche Spielereien, mit dem Hunger nach Realität, mit dem wilden Umsichgreifen nach dem Wahren und Schönen. Die Kritik ruft in der deutschen Poesie einen ähnlichen Prozeß hervor, wie der preußische Staat im deutschen Reiche.

Im Januar 1759 erschien in Berlin das erste Heft der „Briefe die neueste Literatur betreffend", an einen verwundeten Offizier gerichtet. „Die zwei gefährlichen Jahre," schreibt Lessing hier, „die Sie der Ehre, dem König und dem Vaterland opfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, die alle erst in diesem Krieg als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden, gegen tausend kühne Thaten, an welchen Sie Theil hatten, kann ich Ihnen nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenig Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienten."

Das Inventar fällt in der That nicht glänzend aus, Lessing muß einen Augiasstall auskehren. Unwissenheit, Halbheit, Trivialität, Unsinn werden schonungslos gegeißelt; im Aufsuchen des corpus vile, an dem er seine Sonde übt, spielt oft der Zufall seine Rolle; bramarbasirende Schreihälse und Vielschreiber greift er am liebsten heraus; am eifrigsten fällt er über sie her, wenn sie sich durch schlechte Uebersetzungen an der deutschen Sprache oder an den Alten versündigen. Denn überwiegend philologisch ist die ganze Kritik, und nicht selten glaubt man ein „Vademecum" zu lesen.

Daneben tritt das dramatische Interesse in den Vordergrund. Lessing hatte seine Ideen in einer Korrespondenz mit Nicolai dargelegt; sie sind um

so interessanter, da sie einen sehr entschiedenen Gegensatz gegen Winckelmann aussprechen: dieser sucht das Schöne in der Ruhe, Lessing in der Bewegung.

„Die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter. Das Trauerspiel soll soviel Mitleid erwecken als es kann; folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben; folglich muß die beste Person die unglücklichste sein. Der Dichter darf keinen von allem Guten entblößten Bösewicht aufführen. Der Held muß nicht gleich einem Gott seine Tugenden ruhig und ungekränkt verüben. Bewunderung ist das entbehrlich gewordene Mitleid; da aber Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß seinen Helden nicht zu auffallend der bloßen Bewunderung aussetzen . . . Er soll seinem Helden nur soviel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen, sonst können wir es auch nicht fühlen; nur dann und wann muß er ihn lassen einen Effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß."

„Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten an's Licht zu setzen; der Tragöde setzt seines Helden Vollkommenheiten an's Licht, um uns sein Unglück desto schmerzhafter zu machen. Er wartet nicht bis zuletzt: er vertheilt das Mitleid durch das ganze Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle des Helden in einer rührenden Verbindung zeigt. Da wir aber ein starkes Mitleid nicht lange aushalten, unterbricht er diese Stellen durch Ruhepunkte, in denen wir uns zu neuem Mitleid erholen. Das Trauerspiel soll das Mitleid überhaupt üben: der ist ohne Zweifel der beste Mensch, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat."

„Freilich muß an dem Helden ein gewisser Fehler sein, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat, weil ohne diesen sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden. Entsetzen und Abscheu ohne Mitleid würde es erregen, wenn kein Zusammenhang zwischen der Güte des Helden und seinem Unglück wäre."

Auch die „Literaturbriefe" nehmen die dramatische Frage auf. Lessing will erweisen (Februar 1759), daß Gottsched dem deutschen Theater eine ganz falsche Richtung gegeben habe, indem er es zur Nachahmung der Franzosen verleitete. „Er hätte aus unseren alten Stücken, die er vertrieb, hinlänglich merken können, daß wir mehr sehn und denken wollen, als das furchtsame französische Trauerspiel zu sehn und zu denken giebt; daß das Große, Schreck-

liche, Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, Zärtliche, Verliebte daß uns die zu große Einfachheit mehr ermüde als die zu große Verwickelung. Er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn graden Wegs auf das englische Theater geführt haben. Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, es wäre von bessern Folgen gewesen, als daß man sie mit Corneille und Racine bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Shakespeare weit mehr Geschmack gefunden, und zweitens würde er ganz andre Köpfe unter uns erweckt haben. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles blos der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt."

Shakespeare war seit 1741 fast ganz in Vergessenheit gerathen; die Bodmerianer wollten ebensowenig von ihm wissen als die Gottschedianer. Nicolai hatte 1755 auf Shakespeare's Werke hingewiesen: „freilich, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übel geordneter Dialog ist nicht nachzuahmen." In Jöcher's „Gelehrtenlexikon" (1751) steht folgender Artikel: „Shakespeare, Wilh., ein englischer Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, ward schlecht auferzogen und verstand kein Latein, brachte es aber in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüth, konnte aber auch sehr ernsthaft sein, excellirte in Tragödien, und hatte viel subtile Streitigkeiten mit Ben Johnson, wiewohl keiner von beiden viel damit gewann."

Wärmer hatte sich Zimmermann im „Leben Haller's" ausgesprochen. „Ein himmlisches Feuer leuchtet aus Shakespeare's Werken hervor. Der war geboren, ein Dichter zu sein; die englische Nation setzt ihn mehrentheils über alle Sterbliche hinauf. Allein der Mangel des wahren Geschmacks und der Regeln des Trauerspiels verstellt seine Schönheiten und macht sie einem Strohfeuer ähnlich, das eine große Flamme auswirft, die uns wohl erleuchtet, aber keine Wärme zurückläßt."

„Ich liebe diesen außerordentlichen Menschen," schreibt Wieland im April 1758, „mit all seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen nach der Natur zu malen. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint nie etwas Anders studirt zu haben als die Natur; ist bald der Michel Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne, erhabne, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie! Zum Geier mit dem, der einem Genie von solchem Rang Regelmäßigkeit wünscht!"

Nun sprach Lessing das entscheidende Wort. „Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragi-

scher Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigne Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben, als Othello, König Lear, Hamlet u. s. w."

Dies Wort ist vielleicht das bedeutendste, das die „Literaturbriefe" gesprochen haben: es signalisirte, Allen kenntlich, den Dichter, der berufen war, der deutschen Poesie eine neue Wendung zu geben.

Lessing's eigene dramatische Versuche jener Zeit folgen freilich durchaus nicht der Fährte des britischen Dichters: sie gehen fast durchweg auf Vereinfachung der Fabel aus. Darin leistet z. B. der „Philotas" (März 1759) das Unglaubliche; es kommt keine unnöthige Figur, keine unnöthige Rede vor, das Mitleid geht ganz in Bewunderung unter. Ein junger Prinz, der, in die Gefangenschaft des Feindes gerathen, bringt sich selber um, um nicht gegen den gleichfalls gefangenen feindlichen Prinzen ausgewechselt zu werden und so seinem Vater die Gelegenheit zu entziehen, den Frieden zu diktiren. Gleim gegenüber eiferte Lessing gegen solche heroische Schwachheit, aber fast alle seine damaligen Entwürfe hatten einen heroischen Stoff: Brutus, Kodrus, Spartacus rc.

Von „Faust" ist nur ein Fragment veröffentlicht, eine geistreiche Verbesserung des Prologs im Puppenspiel. Das Schnellste ist nicht der Gedanke des Menschen, sondern der Uebergang vom Guten zum Bösen. „Ich habe es wohl erfahren!" ruft Faust. Das schmeckt nach einem tragischen Ausgang, obgleich die Freunde von einem versöhnlichen Schluß zu erzählen wußten.

Auf äußerste Simplifikation sind auch seine „Drei Bücher von der Fabel" gerichtet. Gegen Breitinger erweist er, daß die Thiere nicht um des Wunderbaren (Wunderlichen) willen eingeführt werden, sondern weil sie einfache typische Charaktere ausdrücken. „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen (weil man in einem wirklichen Fall mehr Beweggründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen), und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel." Es sollte also alles ausgemerzt werden, was nicht zur Verdeutlichung des Lehrsatzes gehörte, während bei Lafontaine und Gellert gerade in der breiten, humoristischen Ausführung das Hauptinteresse lag. Gegen das Einseitige dieses Versuches mußte die deutsche Bildung sich endlich empören: Gerade die deutsche Fabel ist stets auf epische Anschaulichkeit und humoristische

Wendungen ausgegangen. Lessing's eigene Fabeln sind geistreich, aber ohne Poesie. Bezeichnend bleibt der Versuch für die allgemeine Richtung jener Periode, die Dichtung auf das knappste Maß einzuschränken.

Ein merkwürdiges Beispiel für diese Richtung ist ferner Kleist's Heldengedicht „Cissides und Paches", im Mai 1759 in den „Literaturbriefen" besprochen; es sieht fast wie eine Geschichtstabelle aus. Zugleich ist es merkwürdig für Kleist. Die elegische Stimmung, die Sehnsucht nach Ruhe, ist ganz verschwunden und hat einem kriegerischen Feuer Platz gemacht; die Begeisterung für Friedrich überträgt sich auf die Generale Alexander's des Großen, und gegen alles Herkommen werden die griechischen Republikaner als Wichte dargestellt.

„Endlich wird nach unserm Namen ein Gestirn benannt ... Wo Perseus und Orion leuchten, dort wird Alexander, unser Gott, mit uns vom Himmel auf die Menschenkinder sehn." — „Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung werth ... Wie gern sterb' ich ihn auch, wenn mein Verhängniß ruft! Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs, als Räuber aller Welt mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn' mit tapferer Hand ergriff."

Kleist's Drama „Seneca" ist eben so knapp gehalten wie der „Philotas"; das Interesse freilich, das es erregt, ist noch geringer.

Wo ein Dichter jener Zeit nicht nach Konzentration strebt, macht sich der roheste Naturalismus breit. Weiße's „Beiträge zum deutschen Theater" (1759) enthielten die beiden Trauerspiele „Eduard III." und „Richard III.", das Lustspiel „Die Poeten nach der Mode" und die Operette „Der Dorfbarbier". Greuel genug kamen in jenen Tragödien vor, die noch in Alexandrinern geschrieben sind; aber weder Mitleid noch Furcht wird erregt. Weiße selbst scherzte in seinen Briefen darüber, daß wenn die Helden in seinen Trauerspielen über einen Entschluß oder eine Begebenheit räsonniren sollten, sie sich mit ihren Gedanken ebenso brouillirten als er selbst. Sein Sohn erzählt: „Die Empfindungen und Leidenschaften, die am wenigsten in seinem Charakter lagen, und die ihn nur durch Anstrengung der Einbildungskraft in Bewegung setzten, stellte er am lebhaftesten dar."

„Ein unglückliches Schicksal," schreibt Weiße in der Vorrede, „hat bisher über der deutschen Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblüht; andere lassen, wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorüberfliehen, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen."

„Sind es wirkliche Genies," sagt Lessing dagegen, „so verspreche ich mir von der Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend

sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf unter dem dreißigsten Jahr — Lessing war eben 31 Jahre alt geworden — leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache gewiß ist, d. h. wenn man die Natur und die Alten genugsam studirt hat. Wie gut ist es einem Tragiker, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind."

„Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch rühmen, einen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feine Welt zu unterhalten, da der Deutsche zufrieden sein muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen. Was sollten auch die Großen bei unsern Schauspielern suchen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein Paar Monaten Wäschermädchen war u. s. w. Was können die Großen in solchen Leuten erblicken, das ihnen im Geringsten ähnlich wäre?"

An Weiße's Versuchen ließ Lessing nicht viel Gutes. „Die Oekonomie ist die gewöhnliche der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist."

Lessing selbst wurde durch eine äußere Anregung auf die dramatische Form geführt, die seinem Talente die angemessenste war. Kurz zuvor waren Diderot's bürgerliche Schauspiele erschienen, „Le fils naturel" und „Le père de famille", zugleich mit Grimm's Abhandlung über die dramatische Poesie. Es war ein rücksichtsloser Kampf gegen die bisherigen Typen der französischen Kunst, also mittelbar gegen die Resultate der bisherigen sozialen Entwickelung. Schon darum hieß sie Lessing willkommen, aber auch das Einzelne war ganz in seinem Sinn. Die Verachtung prahlerischer Tugend und Großmuth, die Ausmerzung alles Heroischen und Historischen, die Rückkehr zum Natürlichen und Gemeinmenschlichen. Die Zeit der Renaissance und des Prunkstils war abgelaufen.

Lessing studirte diese Arbeiten gründlich und gab eine Uebersetzung heraus, die einen durchschlagenden Erfolg hatte. „Diderot," schreibt er 20 Jahre später, „hat auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt als auf das französische. Wir hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen unter einem Halbdutzend alltäglicher Personen auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas Besserm, ohne zu wissen, wo dies Bessre

herkommen sollte, als der „Hausvater“ erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffene Mann, was ihm das Theater noch um so theurer machen mußte, das allgemein Menschliche. Auch der Schauspieler lernte von ihm: er solle nichts ausdrücken als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte; und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte Diderot gesorgt.“

Wo Lessing nicht durch Prätensionen gereizt wird, geht er in den „Literaturbriefen“ im Ganzen glimpflich zu Werke. So läßt er sich die Nymphen im Reifrock und die galanten Marquis im Schäferkostüm gefallen, die in Gleim's und Weiße's „scherzhaften Liedern“ sich breit machen; für die „Tändeleien“ v. Gerstenberg's, der damals in Jena studirte, wird er sogar warm: und doch waren diese kleinen, halb poetischen, halb prosaischen Bilderchen von Faunen, Nymphen, Amoretten, Schäfern und Schäferinnen eigentlich den Franzosen abgesehen.

Dagegen ist die Anzeige, die Lessing im Januar 1759 über Wieland gibt, bis zur Grausamkeit hart; er zählt sein ganzes Südenregister auf und geht bis zu seiner Knabenzeit in Klosterbergen zurück! Er nennt ihn einen bedeutenden Dichter, aber zählt nur seine Schwächen auf, hauptsächlich spottet er über seine verhimmelnden Bilder.

„Wieland ist ein erklärter Feind von Allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätz verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? . . . Die christliche Religion ist bei ihm immer das dritte Wort: man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat! . . . Er beschreibt Empfindungen eines Christen: eines Christen nämlich, der zugleich ein witziger Kopf ist, der die Geheimnisse der Religion zu Gegenständen des schönen Denkens macht, der sich in die Ausschweifungen seiner Einbildungskraft verliebt, und darin die Religion zu haben glaubt; der, um mit seinen geistlichen Schriften zugleich zu amüsiren, die Religion wegwitzelt.“

Auf Wieland mußte diese Kritik einen seltsamen Eindruck machen: er wurde gescholten wegen eines Standpunktes, den er bereits völlig überwunden zu haben glaubte. Seine Werke aus dem Jahre vorher, ein Epos in Hexametern, nach der Cyropädie bearbeitet, und eine Tragödie „Johanna Gray“ in fünffüßigen Jamben predigen freilich ein leeres Tugend-Ideal und sind ganz Grandison, bewegen sich aber doch nicht mehr im Aether. Und weit mehr noch als in seinen Dichtungen spricht sich seine Sinnesänderung in den Briefen an Zimmermann vom Jahre 1758 aus.

„Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez, Mr. le Docteur. Je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas monde. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon. Und doch

nennt selbst Plato den Anakreon weise, der alle Mädchen liebte, nicht mit der transcendentalen Liebe eines irrenden Ritters oder Mystikers."

„Die Zeit, wo Young mich entzückte, ist vorbei. Ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen; ich verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato sein soll, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Philosophie zu unterrichten. Man kann ein artiges Mädchen lieben, ohne sich gleich den Kopf zu verdrehn... Liebenswürdige Mädchen sind doch ein recht schöner Theil dieser Welt, was auch ihr Aerzte davon glauben mögt: ihr wißt zuviel, um in Hinsicht auf das schöne Geschlecht so zarte Gedanken und so angenehme Thorheiten unterhalten zu können, wie wir andern Künstler, die wir in der Natur nur das Schöne suchen."

„Mein Absehn ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury so bewundernswürdig gezeichnet hat. Der Weise, der alle seine äußern und innern Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, versteht allein die Kunst zu leben."

„Ich werde mich nach und nach so zeigen wie ich bin: der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird. Ich sehe ein, daß ich als unbegreiflicher Mensch, als Heuchler, inconsequent, mondsüchtig habe erscheinen müssen. Ich sehe alle meine Verirrungen, ich werde sie vermeiden. Kurz, ich habe 25 Jahre hinter mir." (26. April 1759.)

Da seine Erziehungsanstalt sich allmählich auflöste, so verließ Wieland am 13. Juni 1759 Zürich und siedelte sich in Bern an. Dort hatte er schnell wieder Gelegenheit, sein Herz zu verschenken. Diesmal war es an Julie Bondeli, die Tochter eines Pastors; sein Verhältniß zu ihr hat eine ganze Geschichte.

Am 4. Juli schreibt er: „Mlle. Bondeli ist ein schreckliches Mädchen! Sie redete mir in einem Zug von Plato und Plinius, Cicero und Leibnitz, Aristoteles und Locke, von gleichschenkligen Dreiecken — sie redete von Allem! Sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen; sie hat Geist, Lectüre, Philosophie, sphärische Trigonometrie, aber — es giebt kein Mädchen im Oberland, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehen würde!" — Am 23. Juli: „Ihre Ahnung, wie es mit mir gehn würde, war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand ich schon ein vortreffliches Herz in ihr. Sie ist äußerst offen gegen mich!" — Am 29. Juli: „Sie ist nicht schön und nicht ganz gesund. Sie will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund sein. So sei es denn." Den 29. August

„Meine übrigen Freunde meinen, ich wende zu viel Zeit bei ihr auf; und ich meine, man kann nicht zu viel Zeit aufwenden, um glücklich zu sein.“ Den 23. September: „Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußere Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe ... Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das mehr Ressourcen im Umgang hätte. ... Ich will und kann kein Gemälde meiner Julie vorführen: Farben, die Ihnen zu glänzend vorkämen, würden mir matt erscheinen ... Eine Composition von Weib, Genie und Philosophie ist eine Erscheinung, die alle unsre Systeme umwerfen kann ... Julie scheint in vollem Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in den Romanen herrscht. Sie will nur Freunde haben, und haßt alles, was den Schein einer überspannten Leidenschaft trägt. Wir haben über diese Motive ebenso naive als lächerliche Dispute gehabt. Ich selbst bin, wie ich glaube, in Absicht der Liebe der Einzige meiner Art, und ich bin stolz genug zu glauben, daß meine Art zu lieben der Liebe der Geister so nahe kommt, als es unter dem Mond möglich ist ... Juliens Besitz würde mich unaussprechlich glücklich machen, aber ich sehe keine Möglichkeit: ich müßte auf eine sehr anständige Weise etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen.“

Wieland hielt sich nur ein Jahr in Bern auf; das Verhältniß zu Julie dauerte etwa vier Jahre zwischen Hangen und Langen; zugethan blieb er ihr immer.

„Freuen Sie sich mit mir!“ schreibt Lessing im Oktober 1759 in den „Literaturbriefen“, „Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Freilich hat er von dort ein Idealbild der Vollkommenheit mitgebracht, nach dem alle seine Figuren gleich farblos und unbedeutend aussehen: „Der Mann, der sich solange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Menschen eine Menge von Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts zu finden. — Lassen Sie es gut sein! wenn er wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren!“ — Was er bisher geleistet, wird allerdings mit grausamem Hohn besprochen.

Nicht viel besser kam Klopstock weg, obgleich Lessing sich alle Mühe gab, seinem Verdienste gerecht zu werden. Ueber seine Sprache sagte er am 22. Februar 1759 viel Schönes und Gründliches. Seine Abhandlung „von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen“ wurde gerühmt; seine stilistischen Verbesserungen mit Aufmerksamkeit verfolgt: „man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu be-

obachten für gut finden, das sind Regeln." — Auch der freie Rhythmus der neuesten Oden fand den Beifall des Kritikers.

In Klopstock's Leben war kurz zuvor ein Riß geschehen: seine Meta war am 28. Novbr. 1758 bei der Entbindung, erst 30 Jahre alt, in Hamburg gestorben. Beide hatten ganz mit einander gelebt. „Wir sind immer in demselben Zimmer," schrieb sie einmal an Richardson, „ich still bei meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Gesicht meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabnen seines Gegenstandes."

Die Briefe, die er während ihrer Krankheit aus Kopenhagen an sie schrieb, sind merkwürdig wegen der Reflexion, mit der er noch immer seine Empfindungen zersetzte. „Völlige Unterwerfung unter den Willen unsers Gottes ist eine der schwersten und zugleich ruhmvollsten Pflichten des Christenthums. Die Tage unsrer Trennung sollen uns aufmerksam machen, daß wir geprüft werden. Auch die unschuldigste und pflichtmäßigste Liebe soll der Liebe zu unserm Gott unterworfen werden. Ich habe meinen Gesang von der Allgegenwart des Anbetungswürdigen von Neuem durchgelesen; wenn mir Gott die Gnade giebt, mich diesen Vorstellungen zu überlassen, bin ich gar nicht weit von Dir. Meine Seele ist jetzt in einer sanften Ruhe, mit etwas Wehmuth vermischt."

Von ihrem Tode schreibt er: „Wenn ich das Unglück hätte, kein Geist zu sein, so würde ich es jetzt werden! Das ungefähr sagte ich ihr in einer starken Bewegung der Freude. Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt! — Du bist der meinige gewesen, sagte sie. — Sei mein Schutzengel! wiederholte ich. — Wer wollte das nicht sein? sagte sie. — Ich ging auf meine Stube und betete. Ganz kann ich mich des Weinens nicht enthalten, und das fordert auch mein Gott nicht von mir."

„War das der Tod? O sanfte schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiße Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung fürchterlicher Gedanke, wie schnell bist du Freude geworden! Schlummre denn, mein Gefährte des ersten Lebens! verwese, Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen!" — Die letzte Stelle aus dem „Messias" hatte Meta zur Inschrift ihres Sarges gewählt.

„Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden. Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn' mit den andern, die ich noch weinte! Du aber, Gesang von dem Mittler! bleib' und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren! Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt, eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome diesen Kranz, den ich dort an dem Grabe von der Cypresse thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!"

Die neuen Oden Klopstock's gehen fast durchweg darauf aus, die Un-

sterblichkeit der Seele zu erhärten. Die griechischen Muster treten jetzt ganz zurück, die Sprache der Propheten wird sein Vorbild. Bei seinem Drama „Der Tod Adams“ hat ihm vielleicht der „Oedipus in Kolonos“ vorgeschwebt; aber wenn der griechische Dichter durch die großartige Anschauung und die edle Sprache die Schwäche der Komposition vergessen macht, so ist es in dieser steifen weinerlichen Prosa geradezu unerträglich, wie Adam sich drei Akte hindurch abquält, dem Zuhörer zu zeigen, daß „des Todes sterben“ etwas viel Fürchterlicheres ist, als „sterben“ überhaupt; und zuletzt erfährt es der Zuhörer doch nicht.

Lessing wurde hauptsächlich durch den oberflächlichen Dogmatismus gereizt, den Klopstock mit seinen Anhängern im „Nordischen Aufseher“ ablagerte. Zu diesen Anhängern gehörte der Hofprediger Cramer in Kopenhagen und Prof. Basedow in Soroe.

„Wissen Sie nicht,“ schreibt Lessing am 2. August 1759, „daß jetzt ein guter Christ etwas ganz Anderes zu sein anfängt, als er vor dreißig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespött geworden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen hat, und weicht allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß.“

„Die höchste Art, über Gott zu denken,“ heißt es im „Nordischen Aufseher“, „ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in Bewegung gesetzt sind; wenn das, was wir denken, durch Worte auszudrücken die Sprache zu wenig und zu schwache Worte haben würde.“

„Der Verfasser,“ bemerkt Lessing dazu, „nennt denken, was andre ehrliche Leute empfinden heißen. Seine höchste Art, über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind. — Bei der kalten Spekulation geht die Seele von einem deutlichen Begriff zum andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden, ist die Empfindung ihrer Anstrengung: eine Empfindung, die nur darum nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Will ich aus dem Gegenstand selbst Vergnügen schöpfen, so müssen alle deutlichen Begriffe, die ich mir durch die Spekulation gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu sein aufhören. — Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken, daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, ist ebenso unmöglich als unnöthig.“

„Jene kalte metaphysische Art, über Gott zu urtheilen, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, muß der Probirstein aller unsrer Empfindungen von Gott sein. Sie allein kann uns versichern, daß wir anständige Empfin-

dungen von Gott haben; der hitzige Kopf denkt oft am unwürdigsten von Gott, wenn er am erhabensten zu denken glaubt."

„Wenn ich sagen sollte, was ich aus Klopstock's Ode über die Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher gewußt; welchen von meinen Begriffen der Dichter aufgeklärt, in welcher Ueberzeugung er mich bestärkt: so weiß ich nichts darauf zu antworten. Freilich ist das auch des Dichters Aufgabe nicht. Genug, daß mich eine prächtige Tirade über die andre angenehm unterhalten hat, daß ich mir während des Lesens seine Begeisterung zu theilen geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?"

„Klopstock's Oden sind so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Es kann sein, daß er, als er sie machte, im Stand sehr lebhafter Empfindungen war; weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt, erheben können; er hat die Leiter nach sich gezogen."

Ganz kann sich Lessing von seiner alten Idee, die Poesie habe eigentlich nur zu spielen, nicht losmachen; aber er ist auf dem Wege dazu.

Lessing's „Literaturbriefe" heben sich im Stil auf's vortheilhafteste gegen alles ab, was früher geschrieben war; in ihnen klärte sich im Wesentlichen die Prosa ab, die wir noch heute reden, und wurde für den Augenblick zur dominirenden Macht. Außerdem war es die höchste Zeit, das gegenseitige Anräuchern der Dichter zu unterbrechen, es hatte sich daraus eine Atmosphäre gebildet, in welcher der gesunde Menschenverstand nicht mehr athmen konnte. Aber wenn die „Literaturbriefe" auch mit dem Veralteten gründlich aufgeräumt hatten, wenn Lessing auch einen gewaltigen Besen darin führte und von keiner Art Pietät zurückgehalten wurde, die ehrende Bezeichnung einer schöpferischen Kritik kommt ihnen doch nicht zu.

Positiv bedeutender ist, was er gleichzeitig für die Kritik der Sprache that, die er geschichtlich verfolgte, bis in das Mittelalter hinein: so in dem Wörterbuch zu Logau, den er gemeinsam mit Ramler herausgab. Er ging systematisch darauf aus, eine Reihe guter alter Worte und Wortfügungen zu retten, die durch die Gottsched'sche Schule weggeschwemmt waren, und durch Beachtung der Provinzialsprache die fast farblos gewordene Schriftsprache neu zu beleben.

Ueber Invalidenkassen.*)

Invalidenkassen sind Anstalten, welche den Mitgliedern entweder gegen eine einmalige Zahlung oder gegen fortlaufende jährliche Beiträge eine mit dem Eintritt der Arbeitsunfähigkeit beginnende jährliche Rente gewähren. Diese Rente dauert bis zum Tode oder, was auch bisweilen geschieht, bis zum Wiedereintritt der Arbeitsfähigkeit und ist im Allgemeinen eine Jahr für Jahr gleichbleibende Summe. Doch läßt man auch häufig die Rente nach einer im voraus bestimmten Regel steigen. Ebenso ist die Einrichtung beliebt, daß die Rente erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit (Carenzzeit) beginnt, das Mitglied also nichts bekommt, wenn es vor dieser Zeit invalid wird; ferner, daß die Rente in jedem Falle, mag auch das betreffende Mitglied dann noch arbeitsfähig sein, in einem im voraus bestimmten, gewöhnlich sehr hohen Altersjahre beginnt. Die letztere Einrichtung ist besonders deshalb wichtig, weil man dadurch die schwierige Frage über Eintritt der Invalidität durch Altersschwäche meistens umgeht.

Nicht zu verwechseln sind Invalidenkassen mit Altersrentenkassen, wie sie an mehreren Orten bestehen, in Sachsen z. B. die Kgl. Sächs. Altersrentenbank. Solche Kassen gewähren die Rente nur vom Eintritt eines im voraus bestimmten Altersjahres ab und bekümmern sich nicht darum, ob der Rentner arbeitsunfähig ist oder nicht. Um jedoch denjenigen Mitgliedern entgegenzukommen, welche vor Eintritt des für den Anfang der Rente bestimmten Alters invalid werden, zahlen sie in diesem Falle eine reduzirte Rente, deren Höhe von der Größe der geleisteten Einzahlungen abhängt. Diese reduzirte Rente können übrigens auch noch vollständig arbeitsfähige Mitglieder beliebig fordern. Die Anstalt gibt eben nur das, was sie gemäß der Lebens-Wahrscheinlichkeit geben kann, die Invaliditäts-Wahrscheinlichkeit kommt, wie schon bemerkt, nicht in Betracht.

Invalidenkassen sind sehr alte Anstalten und kommen z. B. bei den verschiedenen Zweigen des Bergbaues schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts vor, vielleicht sogar schon früher. Bei den Geistlichen, Lehrern, im Allgemeinen bei allen Staatsbeamten sind sie sicher schon zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eingerichtet worden. Diese älteren Kassen trugen jedoch mehr den Charakter von Wohlthätigkeitsanstalten. Gegenwärtig ist man bei Gründung von Invalidenkassen stets darauf bedacht, denselben eine sichere, auf wissenschaftlicher Erörterung beruhende Grundlage zu geben, während man früher ohne alle Abwägung der Leistungen und Gegenleistungen zu Werke ging, auch da, wo dies doch annäherungsweise möglich gewesen wäre.

*) Nach einem im April d. J. im Leipziger Volksverein gehaltenen Vortrage.

Diese alten Invalidenkassen sind aber auch fast niemals reine Invalidenkassen gewesen, namentlich beim Bergbau die sogenannten Knappschaftskassen, sondern sie verfolgten noch andere Zwecke. Es ist nicht ohne Interesse, die altehrwürdigen, noch heute in großer Zahl bestehenden und sehr segensreich wirkenden Knappschaftskassen etwas näher in's Auge zu fassen, obschon die Einrichtung derselben überaus verschieden ist. Diese Kassen gewähren außer der Invalidenpension, die in ganz alter Zeit ihr alleiniger Zweck war, auch Pension an die Wittwen und Waisen, ferner Begräbnißgeld beim Tode der Mitglieder und ihrer Frauen und Kinder, Krankengeld, freie Kur und Medizin an die Mitglieder, bisweilen auch Beiträge zum Schulgelde. Eine außerordentlich vielseitige Thätigkeit!

Die Höhe dieser Leistungen ist sehr verschieden; etwas Allgemeines läßt sich kaum darüber angeben. Nur annäherungsweise läßt sich etwa Folgendes sagen. Die Invalidenpension steigt mit der Länge der Mitgliedschaft und erreicht als höchsten Satz etwa den dritten Theil des in den letzten Jahren der Arbeitsfähigkeit bezogenen Lohnes. Die Wittwenpension ist entweder ein für alle Mal fest bestimmt, oder sie richtet sich nach der Höhe des Lohnes, welchen das Mitglied bei seinem Tode bezogen hat, oder auch nach der Höhe der Invalidenpension, welche der Ehemann bezogen haben würde, wenn er zur Zeit seines Todes hätte pensionirt werden müssen. Man kann sie im Durchschnitt etwa dem zehnten Theile des Lohnes gleich setzen. Bei der Waisenpension finden ähnliche Bestimmungen statt, doch unterscheidet man zwischen vaterlosen und elternlosen Waisen; die letzteren erhalten selbstverständlich mehr. Im Allgemeinen ist die Waisenpension sehr gering und dürfte im Durchschnitt höchstens ein Drittel der Wittwenpension für jedes Kind betragen. Außerordentlich kostspielig für die Kasse sind, wegen der Gefährlichkeit des Berufes, das Krankengeld, die freie Kur und Medizin. Das erstere beträgt wöchentlich höchstens die Hälfte des Lohnes. Das Begräbnißgeld ist dagegen nur eine geringe Last, obschon es meist auch beim Tode der Ehefrauen und Kinder gewährt wird; es beträgt kaum mehr als 20 Mark beim Tode eines Mitgliedes.

Die Gegenleistungen der Mitglieder bestehen hauptsächlich in 4 Proz. des verdienten Lohnes (Büchsengeld), welche an den Lohntagen gleich abgezogen werden, ferner in einem Beitrage der Werkbesitzer, welcher nach dem Königlich Sächsischen Berggesetze wenigstens halb so viel betragen muß, als der Gesammtbeitrag aller Mitglieder. Humane, für ihre Arbeiter gut sorgende Werkbesitzer zahlen aber höhere Beiträge, häufig eben so viel wie die Arbeiter, bisweilen sogar mehr. Dann fließen der Knappschaftskasse noch die Eintrittsgelder bei Anlegung neuer Bergleute, die Strafgelder und bei Beförderung in höhere Arbeitsklassen ein Theil des höhern Lohnes zu, den sie das erste Mal erhalten.

Abgehende Mitglieder erhalten keine Rückzahlung, worin ebenfalls eine Einnahmequelle für die Kasse liegt. Alles in Allem kann der Beitrag bis zu 9 Proz. des verdienten Lohnes steigen.

Die Einrichtung der Knappschaftskassen ist in Bezug auf die zu leistenden Beiträge der Arbeiter offenbar irrationell. Bei richtiger Vertheilung der Lasten müßten sich die Beiträge nach dem Eintrittsalter der Mitglieder und des derzeitigen Alters der Ehefrau, sowie der Kinder, endlich nach der Höhe des Lohnes richten, sofern von diesem die Höhe der Kassenleistung abhängt, was meistens, aber doch nicht allenthalben der Fall ist. Aber eine solche rationelle Skala der zu leistenden Beiträge zu berechnen, ist, auch wenn man das Gesetz der Sterblichkeit und Invalidität genau kennt, mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Nun ist aber über die Invaliditäts-Wahrscheinlichkeit der Bergleute zur Zeit fast nichts bekannt, und dazu kommt, daß eine solche rationelle Einrichtung der Knappschaftskassen, wie sie die Versicherungsanstalten haben und haben müssen, die Verwaltung sehr kostspielig machen würde. Man darf also über die bisweilen sehr hart beurtheilte irrationelle Einrichtung dieser Anstalten nicht so ohne Weiteres den Stab brechen. Sie hat insofern ihre große Berechtigung, als hier Personen desselben Berufes zur gegenseitigen Hilfeleistung zusammentreten, und daher das sogenannte Prinzip der Kollegialität Platz greifen darf, wonach der besser Gestellte für den Unbemittelteren, der Gesunde für den Kranken, der Junge für den Alten einzustehen hat. Versicherungsanstalten freilich, deren Versicherte nicht einen solchen Verband unter einander haben können, dürfen auch dieses Prinzip nicht zur Anwendung bringen.

Wollte man eine allen in Deutschland wohnenden Arbeitern zugängliche Invalidenkasse errichten und zwar eine reine Invalidenkasse ohne Hinzuziehung des Krankengeldes, der Wittwenpension u. s. w., so würde man rationell verfahren und die Beiträge nicht blos nach dem Alter und der Höhe der begehrten Rente, sondern auch nach der Gefährlichkeit der Arbeit regeln müssen. Allein wenn man auch den ernsten Willen hätte, eine solche, Allen zugängliche rationelle Invalidenkasse zu gründen — sicher ein erstrebenswerthes Ziel —, so würden sich dem zur Zeit wenigstens noch sehr erhebliche, fast unbesiegbare Schwierigkeiten entgegenstellen. Außer den Gesetzen der Sterblichkeit, die man jetzt ziemlich genau kennt, müßte man auch die Gesetze des Invalidwerdens für die einzelnen Lebensalter und Berufszweige kennen, um die zu leistenden Beiträge berechnen zu können. Solche Beitragsskalen würden in den jüngeren Altersjahren kleine Beiträge zeigen, in den mittleren und noch mehr in den späteren Lebensjahren aber so hohe, daß sie für ältere Arbeiter fast unerschwinglich sein dürften. Man sieht also: wenn man jetzt eine rationelle Invalidenkasse gründete, so würden gerade die älteren Arbeiter, die die Versicherung einer

Invalidenrente am nöthigsten hätten, der hohen Beiträge wegen vom Beitritte abgehalten werden. Die jungen Arbeiter aber würden, wenn man nicht Zwangsmittel anwenden wollte oder könnte, trotz der kleinen Beiträge auch nicht beitreten oder doch nur in sehr kleiner Zahl, weil denselben der Gedanke an das hilflose Alter noch sehr fern liegt. Man halte nur Umfrage, und man wird hören, daß die Befriedigung der heutigen, alles Maß überschreitenden Vergnügungssucht gerade dem jüngeren Arbeiter, wenigstens in der großen Mehrzahl, viel näher liegt.

Wie steht es aber mit dem zur Berechnung der Beiträge für eine rationelle Invalidenkasse nöthigen Element, nämlich mit den Gesetzen des Invalidwerdens? Es ist noch nicht so lange her, daß man hierüber absolut nichts wußte. Die ersten Ermittelungen dieser Gesetze wurden, freilich noch in sehr ungenügender Weise, von Prof. Hülße in Dresden im Auftrage einer von der Königlich Sächsischen Regierung 1849 niedergesetzten Kommission zur Erörterung und Verbesserung der gewerblichen Verhältnisse angestellt. In dieser damals gewiß bedeutungsvollen Arbeit gab Hülße zunächst geschichtliche Nachrichten über eine große Zahl im Königreiche Sachsen bestehender Invalidenkassen und ermittelte für diese, soweit ihm dies bei der großen Mangelhaftigkeit des statistischen Materiales möglich war, wie viel Invaliden auf 1000 aktive Mitglieder kamen. Da diese Kassen zum Theil bereits mehrere Menschenalter bestanden hatten, so konnte man darauf rechnen, daß das ermittelte Verhältniß zwischen Aktiven und Invaliden nahezu so war, wie es im sogenannten Beharrungszustande sich bei jeder Kasse herausstellen werde, falls sie nur lange genug, wenigstens ein Menschenalter hindurch, bestanden hätte. Diese Zahlen zeigten große Verschiedenheiten, und zwar schwankten die Verhältnisse zwischen 1000:126 bis 1000:20. Am reichsten war der Bergbau vertreten, allein es gab hier Kassen, die weniger Invaliden zeigten, als — eine Prediger-Emeritenkasse. Diese große Verschiedenheit konnte natürlich nicht blos durch die Gefährlichkeit des Berufes entstanden sein, vielmehr waren dabei auch die Verwaltungsgrundsätze der einzelnen Kassen einflußreich gewesen. So wurde man beim Gebrauch dieser Zahlen zur äußersten Vorsicht gemahnt. Nahm man die Kassen zusammen, welche sich in Bezug auf Gefährlichkeit des Berufes der Mitglieder nahe standen und auch das zuverlässigste Material geliefert hatten, so zeigte sich, daß wohl im Durchschnitt auf 1000 Aktive nahezu 60 Invaliden kommen dürften.

So dürftig und zum Theil noch unsicher diese Ermittelungen auch waren, so waren es doch immerhin wirkliche Beobachtungen, die auf dieses bisher in der tiefsten Finsterniß liegende Gebiet einen schwachen Lichtschimmer warfen. Man erkannte wenigstens, daß die Art der Arbeit bei dem Gesetz des Invalid-

werdens eine viel größere Rolle spielte, als man dies bei dem Gesetz der Sterblichkeit wahrgenommen hatte. Ein weiterer Fortschritt geschah dadurch, daß der Verfasser dieser Zeilen die Sache theoretisch untersuchte und seine Resultate in der „Rundschau" (Band III, 335 ff.) veröffentlichte. Aus diesen Untersuchungen erkannte man, daß die eben erwähnten Ermittelungen zur Berechnung der Beiträge für Invalidenrenten und zwar für jedes einzelne Altersjahr, so wie zur Beantwortung anderer hierher gehöriger wichtiger Fragen keineswegs ausreichten, daß man vielmehr hierzu wissen müsse, wie viel von einer bestimmten Anzahl noch arbeitsfähiger Personen bestimmten Alters im Laufe eines Jahres invalid werden, d. h. daß man eine Skala haben müsse, welche für jedes einzelne Altersjahr bis zum höchsten Alter die Wahrscheinlichkeit des Invalidwerdens angibt. Eine solche Skala kann aber nur durch Beobachtungen festgestellt werden und läßt sich nur sehr schwierig aus den oben erwähnten Beobachtungen ableiten, wenn man sie auch in großer Vollständigkeit, unter Berücksichtigung des Alters, hätte.

Da nun Beobachtungen über die Wahrscheinlichkeit des Invalidwerdens nicht zu erlangen waren, es aber trotzdem große Wichtigkeit hatte, nach dem Alter bestimmte Beiträge für Invalidenrenten zu besitzen, sei es auch nur vor der Hand annäherungsweise, so konstruirte der Verfasser dieser Zeilen unter Benutzung der Beobachtungen von Hülße und unter Annahme gewisser leitender Prinzipien eine hypothetische Skala der Invaliditäts-Wahrscheinlichkeiten. Die daraus berechneten Beiträge waren nicht klein, erreichten sogar in den spätern Altersjahren eine ganz bedeutende Höhe und wurden deshalb allseitig angegriffen. Man hielt die Wahrscheinlichkeiten der hypothetischen Skala für viel zu hoch und meinte, wenn rationelle Invalidenkassen wirklich nur unter Annahme so hoher Beiträge zu errichten wären, welche die Arbeiter unmöglich erschwingen könnten, so müsse man auf solche Institute eben für immer verzichten.

Zunächst ließ sich darauf nichts weiter entgegnen. Man mußte ruhig die Zeit abwarten, bis man klarer in der Sache sehen würde. Bis dahin aber durfte man sich nicht verleiten lassen, blos aus dem nichtigen Grunde, daß die Arbeiter so hohe Beiträge nicht zu zahlen vermöchten, erheblich kleinere Invaliditäts-Wahrscheinlichkeiten anzunehmen. Daß dies trotz dieser Warnung geschah, und einige hinfällige Gründungen gemacht wurden, war um so mehr zu beklagen, als der angeführte Grund bei näherer Erörterung sich als durchaus nicht stichhaltig erwies. Man konnte eine nicht geringe Anzahl Arbeiter namhaft machen, die bei hinlänglichem Fleiße und weiser Sparsamkeit sich ein immerhin nicht ganz unbedeutendes Vermögen erworben hatten. Wenn freilich, wie es von gewissen Seiten verkündet wird, Fleiß und Sparsamkeit dem Zukunfts-

staate schädliche Eigenschaften sind, so muß jedes, auch das ehrlichste, Bestreben, die Lage der Arbeiter zu verbessern, vereitelt werden.

Da man die praktische Seite der Invalidenversorgungs-Frage so lange offen halten mußte, bis aus richtigen und besseren Beobachtungen die Wahrscheinlichkeiten des Invalidwerdens abgeleitet werden konnten, so warf man sich auf theoretische Untersuchungen der wichtigen Frage. Man muß gestehen, daß hierbei manches Interessante gefunden wurde, und daß man in scharfsinniger Weise verfuhr. Allein es ging dieser Theorie hierbei ebenso, wie man es häufig bei Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen bemerkt hat. Die Theorie eilte der Praxis weit voraus. Es war auf lange Zeit hin unmöglich, die von der allzu sehr verfeinerten Theorie geforderten Beobachtungen anzustellen. Unter solchen Umständen muß man es als ein großes Verdienst Dr. Wiegand's in Halle hinstellen, daß er die Eisenbahndirektionen in Deutschland zu bewegen suchte, das sehr beträchtliche in ihren Beamtenpensionskassen angehäufte Material zur Verfügung zu stellen, um daraus die Wahrscheinlichkeit des Invalidwerdens und die Sterblichkeit der Invaliden, die hier ebenfalls eine wichtige Rolle spielt, zu ermitteln. Die Bitten Wiegand's fanden freilich anfangs bei den Direktionen der Eisenbahnen eine überaus kühle Aufnahme. Man antwortete entweder gar nicht oder schützte Mangel an Arbeitskräften vor, um aus den sehr umfänglichen Akten der Pensionskassen die gewünschten Auszüge machen zu lassen. Indessen muß man rühmend anerkennen, daß einige Direktionen doch die Wichtigkeit der Sache erkannten, andere widerstrebende mit sich fortzogen und so ein nicht ganz unansehnliches Material dem Dr. Wiegand zur Verfügung stellten, woraus dieser nun Ermittelungen über die Invaliditäts-Wahrscheinlichkeiten anstellte und veröffentlichte. Das war ein großer Schritt vorwärts. Leider störte der allzu frühzeitige Tod Wiegand's das begonnene Werk.

Der durch Wiegand ausgestreute gute Same trug aber doch seine Früchte. Die Direktionen der Eisenbahnen erkannten je länger je mehr die große Wichtigkeit der Sache auch für ihr eigenes Finanzwesen, und so beschloß der deutsche Eisenbahnverein, die Beobachtungen alljährlich dem Geheimen Finanzsekretär Behm in Berlin, der schon früher mit Wiegand gemeinsam gearbeitet hatte, zuzustellen und von demselben bearbeiten zu lassen. Die Resultate dieser Rechnungen veröffentlichte Behm 1876 in einer besonderen Schrift: „Statistik der Mortalitäts-, Invaliditäts- und Morbilitäts-Verhältnisse bei dem Beamtenpersonal der deutschen Eisenbahnverwaltungen“ (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht).*) Das Verdienst, das Behm sich hierin erworben, kann man nicht hoch genug anschlagen und rühmen.

---

*) Während des Druckes vorliegender Zeilen ist eine Fortsetzung dieser Schrift erschienen.

Jetzt war, wenn auch noch nicht allgemein und für alle Berufszweige, so doch wenigstens für einen, und zwar einen sehr wichtigen Zweig Licht in das dunkle Gebiet gebracht, und man darf hoffen, theils daß durch die Fortsetzung der Arbeiten Behm's das noch Fehlende ergänzt werden wird, theils daß auch die Pensionskassen in anderen Berufszweigen, deren es nicht wenige gibt, sich veranlaßt fühlen werden, ihr Material in gleicher Weise zu bearbeiten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Darüber kann freilich noch ein Menschenalter vergehen. Vielleicht wird auch die offizielle Statistik veranlaßt, sich der Sache anzunehmen und mit den ihr zur Verfügung stehenden Staatsmitteln kräftiger zu unterstützen, als es die private Thätigkeit im Stande ist.

Wer sich genauer über die Resultate der Eisenbahnstatistik unterrichten will, muß freilich Behm's Schrift nachlesen, die er sicherlich nicht ohne reiche Belehrung aus der Hand legen wird. Dagegen dürfte es hier nicht ganz ohne Interesse sein, in der nachfolgenden kleinen Tafel einen kurzen Auszug aus den berechneten Invaliditäts-Wahrscheinlichkeiten zu geben. Zur Vergleichung seien die hypothetischen Wahrscheinlichkeiten des Verfassers dieser Zeilen hinzugefügt; man wird daraus erkennen, daß dieselben, anstatt zu hoch zu sein, wie man vor zwanzig Jahren glaubte, im Gegentheil nicht unbeträchtlich zu klein gegriffen waren; sie bleiben meist hinter den Wahrscheinlichkeiten zurück, welche die Büreaubeamten der Eisenbahnen zeigen, von denen man doch annehmen darf, daß sie keinen sehr gefährlichen Dienst verrichten.

Alter.	Hypothetische Wahrscheinlichkeiten nach Heym's Berechnung.	Wirklich beobachtete Wahrscheinlichkeiten unter den Eisenbahnbeamten nach Behm's Berechnung	
		im Büreaudienst.	im Fahrdienst.
30	0,00113	0,00081	0,00279
40	0,00178	0,00270	0,00919
50	0,00590	0,01187	0,02217
60	0,03168	0,03918	0,05660

Es mag noch bemerkt werden, daß die Wahrscheinlichkeiten des Invalidwerdens auch für scheinbar gleich gefährliche oder gleich ungefährliche Berufszweige sehr verschieden sein können. Bei Verrichtung gewisser Arbeiten des Körpers oder Geistes, welche keine schwere Anstrengung erfordern, dagegen von leicht verletzbaren Theilen des Körpers ausgeführt werden, kann recht wohl die

Wahrscheinlichkeit, invalid zu werden, beträchtlich größer sein, als bei schweren und gefährlichen Arbeiten. Man denke z. B. an die Arbeit eines Telegraphisten, die voraussetzt, daß die Hand in gewissem Takte regelmäßige Bewegungen ausführt, aber sonst wenig Anstrengung erfordert, oder eines Klavierspielers, der in derselben Lage ist, oder eines Sängers, dessen Stimme schnell verloren gehen kann, oder eines Schauspielers, der das Gehör oder die Schärfe des Gedächtnisses einbüßt u. dgl. In der That zeigen auch die Bühnenkünstler eine sehr große Wahrscheinlichkeit, invalid zu werden, wie aus einer Abhandlung des Verfassers in Elsner's Versicherungszeitung (1875, Nr. 89) hervorgeht.

Man erkennt aus allen diesen Betrachtungen, daß bei Errichtung einer auf rationeller Basis ruhenden Invalidenkasse vieles zu untersuchen und zu erledigen ist, bevor man zum Ziele gelangt, die ganze Sache überhaupt eine überaus schwierige ist. Es handelt sich um die Wahrscheinlichkeit des Invalidwerdens für den in Frage stehenden Beruf, um die Sterbens-Wahrscheinlichkeit sowohl der arbeitsfähigen Personen als auch der Invaliden, die beide sehr verschieden sein können, und dies Alles für alle Lebensjahre. Bei einer Invalidenkasse, die allen Personen ohne Ausnahme zugänglich sein soll, mehren sich diese Schwierigkeiten noch dadurch, daß eine solche Anstalt für jede Gefahrenklasse einen besondern Beitragstarif haben muß und trotzdem oft genug in die Lage kommen dürfte, bei Klassifizirung einer Person auf Schwierigkeiten zu stoßen.

Nun sind zur Zeit, wie schon oben bemerkt, diese Unterlagen, die Eisenbahnbeamten ausgenommen, noch gar nicht vorhanden. Eine allgemeine Invalidenkasse zu gründen, ist daher für jetzt unmöglich, und wenn es für einen bestimmten Beruf doch geschehen soll, so kann man es wenigstens nur annäherungsweise den Regeln der Wissenschaft entsprechend anfangen. Man wird sich darauf beschränken müssen, auf Bildung eines ansehnlichen Fonds Bedacht zu nehmen und sich so gewissermaßen für die Zukunft wehrfähig zu machen. Ferner wird man die eigenen Erfahrungen sorgfältig sammeln und der Rechnung zugänglich machen müssen. Vor Allem aber wird zu vermeiden sein, die Beiträge nur aus dem Grunde, um möglichst viele Mitglieder anzulocken, sehr gering anzusetzen, wie es in der That geschehen ist. Solche Fehler des Leichtsinnes rächen sich, wenn auch vielleicht erst in später Zukunft, sehr empfindlich.

Anstalten, welche auf Lebens-Wahrscheinlichkeiten beruhen, wozu die Invalidenkassen mit gehören, müssen nach Ablauf gewisser Fristen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung untersuchen, ob der von denselben angesammelte Fonds genügend ist zur Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten. Eine solche Untersuchung wird eine technische Bilanz genannt und von den größeren Lebensversicherungsanstalten alljährlich vorgenommen, von kleineren Kassen nach fünf, wenigstens nach zehn Jahren. Man bestimmt die Aktiven und Passiven

der Anstalt, wie es schließlich jeder Kaufmann thut, wenn er den Stand seines Vermögens, insbesondere seinen Gewinn ermitteln will. Nur ist dies bei Versicherungsanstalten eine viel zeitraubendere Arbeit und erfordert mehr Kenntnisse, als Uebung in den vier Spezies. Die Aktiven bestehen aus dem wirklichen Vermögen der Anstalt, was kaufmännisch zu ermitteln ist, und den Werthen der von den Mitgliedern noch zu leistenden Beiträge, was nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmt werden muß, weil die Zeitlänge, auf welche hin Beiträge noch zu zahlen sind, vom Leben und Sterben der Mitglieder abhängt. Die Passiven der Anstalt bestehen aus den Werthen der Leistungen, welche die Anstalt den Mitgliedern auf weite Zukunft hinaus schuldig ist. Diese Werthe können aus demselben Grunde wie bei den Aktiven nur durch Wahrscheinlichkeitsrechnung ermittelt werden.

Diese Rechnungen können, wie beispielsweise bei den oben erwähnten Knappschaftskassen, sehr komplizirt und schwierig sein. Gerade hierüber wollen wir noch einige kurze Andeutungen geben.

Bei den Knappschaftskassen sind die Aktiven nur aus den beiden oben bemerkten Posten zusammengesetzt, die Passiven dagegen bestehen aus den wahrscheinlichen Werthen der noch in Anwartschaft stehenden Invaliden-, Wittwen- und Waisen-Pensionen, ferner der Begräbniß- und Krankengelder, endlich aus den wahrscheinlichen Werthen der bereits fälligen Invaliden-, Wittwen- und Waisenpensionen, also zusammen aus acht Posten, die sämmtlich durch überaus mühsame Rechnungen nur nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu bestimmen sind.

Welche Werthe diese einzelnen Posten haben, wird am besten durch ein Beispiel klar werden. Im erzgebirgischen Steinkohlengebiete gibt es eine Knappschaftskasse, bei welcher der Beitrag jedes Mitgliedes einschließlich des Beitrags der Werkbesitzer eine Mark wöchentlich beträgt. Dafür gewährt die Kasse an Krankengeld wöchentlich 4 bis 5 Mark nebst freier Kur und Medizin, an Invalidenrente je nach der Länge der Mitgliedschaft von 1 bis 9 Mark wöchentlich, und zwar die höchste Rente nach dreißigjähriger Mitgliedschaft oder auch sofort bei Verunglückung in der Grube. Die Wittwenpension beträgt den dritten Theil derjenigen Invalidenrente, welche der Ehemann bezogen hat oder bezogen haben würde, falls er zur Zeit seines Todes hätte pensionirt werden müssen. Jede Waise erhält wöchentlich 80 Pfennige bis zum 14. Lebensjahre. Das Begräbnißgeld endlich beträgt für ein Mitglied 36 Mark, für eine Ehefrau 16 Mark, für ein Kind 9 Mark. Das Vermögen der Kasse war zur Zeit der technischen Bilanz 503000 Mark.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ergab nun folgende Resultate.

Aktiven der Kasse:

Baares Vermögen	503 000	Mark
Wahrscheinlicher Werth der Beiträge der Mitglieder und Werkbesitzer	2 797 000	"
Saldo (ungedecktes Defizit)	2 082 000	"
	5 382 000	Mark.

Passiven der Kasse:

Wahrscheinlicher Werth der Anwartschaften auf		
Invalidenpension	2 002 000	Mark
Wittwenpension	1 149 000	"
Waisenpension	69 000	"
Begräbnißgeld	88 000	"
Krankengeld	500 000	"
Wahrscheinlicher Werth der bereits fälligen		
Invalidenpension	1 269 000	Mark
Wittwenpension	238 000	"
Waisenpension	67 000	"
	5 382 000	Mark.

Diese Kasse hatte also, wenn man sie streng nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelte, ein Defizit von über 2 Millionen Mark. So wie es hier ist, ist es aber mehr oder weniger schlimm ziemlich bei allen Kassen. Vollständig solvent dürften wenige sein.

Diese Behauptung, daß die Knappschaftskassen in der großen Mehrzahl insolvente Institute seien, hebt die großen Wohlthaten nicht auf, die sie den Bergleuten gebracht haben. Sie ist aber von verschiedenen Seiten sehr unwillig aufgenommen worden, indem man dem Kritiker vorwarf, er habe nicht gerade mit falschem, aber doch viel zu strengem Maßstabe gemessen. Darüber läßt sich streiten. Allerdings muß man zugeben, daß der Maßstab, mit dem man eine allgemeine, Jedermann zugängliche Lebensversicherungsanstalt mißt, für eine kleinere Anstalt, welche nur berufsgleiche Mitglieder zählt, etwas zu streng sein möchte. Sehen wir zu, was sich da ändern läßt.

Fest steht, daß eine Knappschaftskasse mindestens so viel Fonds besitzen muß, daß sie zu jeder Zeit sich auflösen kann, ohne die bereits im Genuß der Pension sich befindenden Personen zu schädigen. In der vorstehenden Bilanz müssen also die letzten drei Posten der Passiven, das sind zusammen 1 574 000 Mark, in baarem Vermögen der Kasse vorhanden sein. Absetzen könnte man

die beiden Posten der Passiven, welche sich auf das Begräbnißgeld und Krankengeld beziehen, nämlich zusammen 588000 Mark. Denn wenn die Kasse sich auflösen sollte, etwa wegen Abbau der Kohlenfelder, so werden die aus dem Krankengeld und Begräbnißgeld entspringenden Forderungen der noch aktiven Mitglieder, ihrer Kleinheit wegen und weil sie sich noch am leichtesten verschmerzen lassen, kaum gestellt werden. Weiter dürfte man aber doch nicht gehen; höchstens müßte man von den ersten drei Posten der Passiven den Theil streichen, der sich auf die ganz jungen Mitglieder bezieht, denn die älteren Mitglieder würden bei der Auflösung erhebliche Verluste erleiden, wenn man so ohne Weiteres ihre Anwartschaften auf Pension, die sie sich doch für ihre Verhältnisse theuer genug erkauft haben, für Nichts erklärte. Der Theil aber, welcher den jungen Mitgliedern gebührt, dürfte im vorliegenden Falle kaum eine halbe Million betragen. Alles in Allem also würden sich die Passiven durch die angedeuteten Reduktionen um etwa eine Million Mark vermindern, das unter den Aktiven befindliche Defizit sich also um ebensoviel reduziren. Dann bleibt aber immer noch das erschreckende Defizit von etwa einer Million Mark stehen. Nun kommt aber hinzu, was noch viel schlimmer ist, daß die betreffende Kasse lange nicht so viel baares Vermögen besitzt, um das oben bezeichnete Minimum zu leisten, nämlich so viel, um die im Genuß der Rente befindlichen Invaliden, Wittwen und Waisen zu befriedigen. Der Werth dieser letzteren Renten beträgt anderthalb Millionen Mark, während die Kasse nur eine halbe Million baares Vermögen besitzt. Ist das nicht ein beklagenswerther Zustand? Es ist nur so viel da, daß die Rentner fortan, d. h. nach der Auflösung, nur ein Drittel ihrer bisherigen Rente würden bekommen können.

Sind nun auch nicht alle Knappschaftskassen in gleich üblem Zustande, wie die hier in Rede stehende, so kann man doch Denjenigen, welche die obige Behauptung über die Insolvenz dieser Kassen unangenehm berührt hat, die Versicherung geben, daß sehr viele Kassen nicht so viel besitzen, um die im Genuß der Rente stehenden Invaliden, Wittwen und Waisen voll zu befriedigen. Und da jene mißliebigen, die Sache beschönigenden Aeußerungen nicht von den Bergleuten, sonders meist von den Aktionären, also von den Werkbesitzern, ausgehen, so sei nur noch bemerkt, daß der ungenügende Zustand der meisten Knappschaftskassen zwar nicht allein, aber doch zum großen Theil daher rührt, daß die Werkbesitzer ungenügenden Zuschuß geleistet, sich oft nur auf das gesetzliche Minimum beschränkt haben.

Leipzig. Karl Heym.

Politische Briefe.

X.

Zwei Kettenschlüsse.

Der Zeus Homer's erklärte einst der Götterwelt, wenn sie allesammt sich an die Kette klammern wollten, die er auswerfen würde, sie sollten weder die Kette seiner Rechten, noch ihn selbst der Höhe des Olymps entziehen. Als am 2. Mai die große Diskussion der Finanzreform begann, eröffnete sie Fürst Bismarck damit, daß er eine Kette von Gründen entrollte, welche alle gegnerischen Gewichte der Interessen und Vorurtheile nicht zerreißen, noch der Hand, die sie hält, entziehen können.

Fürst Bismarck verlangte zuerst Unifikation der deutschen Staatsfinanzen, ein Ziel, vor welchem vor nicht langer Zeit alle Wortführer der öffentlichen Meinung erschraken, und der Partikularismus sich empört haben würde. Heute erschrecken zwar noch die Wortführer der öffentlichen Meinung, weil ihnen insgesammt die Gedanken langsam wachsen, aber die amtlichen Vertreter des Partikularismus, die Minister der Bundesstaaten, erschrecken vor der Forderung nicht, sie treten ihr bei. Die parlamentarische Opposition, sowohl die „entschieden" liberale, als die, welche sich heute noch die „national"-liberale nennt, sprach durch den Mund der Herren Richter und Lasker von der Mediatisirung der Einzelstaaten, welche in dieser Finanzreform liege. Der königlich sächsische Finanzminister und Bundesrathsbevollmächtigte v. Nostitz-Wallwitz erklärte dagegen, daß zwischen dem Reich und den Bundesstaaten kein Gegensatz bestehe, beide hätten dasselbe Interesse. Dahin also ist es gekommen, ist es, Gott sei Dank, gekommen, ist es durch die Natur der Dinge gekommen, die hier zur heilenden Nothwendigkeit wird, weil sie durch den Verstand und den Muth eines großen Staatsmannes bei Zeiten in praktische und ausführbare Gebote umgesetzt worden ist. Die Völker, die den Vorzug einer solchen Leitung entbehren, müssen ebenfalls an die Natur der Dinge glauben, aber sie fühlen nur ihre zerstörende Macht, weil sie ihr Gebot nicht vorwegzunehmen verstanden.

Die Unifikation der deutschen Staatsfinanzen ist in der Schlußreihe des Fürsten Bismarck das erste Ergebniß, die erste Hauptprämisse zu weiteren Schlüssen. Welches sind die einfachen Prämissen, aus denen sich diese zusammengesetzte aufbaut? Die Hauptfinanzquelle aller großen Staaten, das indirekte Steuersystem, konnte sich in Deutschland nicht ausbilden bei einer zerrissenen Staatswirthschaft, welche doch nicht so weit gehen mochte noch durfte, den

Boden einer einheitlichen deutschen Volkswirthschaft, welchen der Zollverein frei machte, mit der andern Hand wieder zu zerreißen. Den Schlüssel des indirekten Steuersystems kann in einem getheilten Staat nur die Zentralgewalt führen; der Zollverein besaß gewisse gemeinsame Institutionen, sogar gewisse gemeinsame Finanzen, aber keine Zentralgewalt. So gab es außer den nicht einmal gemeinsam verwalteten Eingangszöllen kein gemeinsames, geschweige denn ein zentrales Steuersystem, darum aber auch in den einzelnen Zollvereinsstaaten nur ein schwach entwickeltes indirektes Steuersystem. Die Erschließung dieser wichtigsten Finanzquelle, wie sie erst durch die Errichtung einer deutschen Zentralgewalt möglich geworden, führt zur Unifikation der deutschen Staatsfinanzen. Denn wie das indirekte Steuersystem schon als Finanzquelle der Einzelstaaten wenig ausbildungsfähig war zur Zeit, als es noch keine gemeinsamen Steuern geben konnte, so würde es zum völligen Widersinn, wenn es sich mit einem indirekten Reichssteuersystem in irgend erheblichem Maße kreuzen sollte. Den Einzelstaaten bleiben also mehr und mehr nur die direkten Steuern, so lange sie ihre Finanzen auf eigene Quellen basiren müssen. Aber diese Steuern werden ihnen von der andern Seite durch die Ausbildung und die wachsenden Bedürfnisse der lokalen Selbstverwaltung mehr und mehr auf dem Wege einer naturgemäßen und nothwendigen Entwickelung entzogen. Gerade wie die indirekte Steuer nur in den Händen der Zentralgewalt vermeiden kann, Schaden zu stiften, und nur in denselben Händen es erreichen kann, gewaltigen Nutzen zu bringen, so kann die direkte Steuer nur in den Händen der lokalen Selbstverwaltung beides bleiben: zugleich gerecht und leistungsfähig zur Aufbringung hoher Erträge. Daher gehen die deutschen Staatsfinanzen der Einzelstaaten und des Reiches nothwendig und naturgemäß der Unifikation durch ein zentrales, indirektes Steuersystem entgegen. Soll dieser Weg nicht eingeschlagen werden, so wird das Reich nie zu kräftigen Finanzen gelangen, aber auch die Einzelstaaten werden es nicht; denn wie mit der reicheren sozialen Entwickelung die Staatsbedürfnisse wachsen, wenn auch nicht im Verhältniß der ersteren, so reichen die direkten Steuern schon nicht mehr für das Bedürfniß der Einzelstaaten aus und drücken, so lange sie deren Hauptquelle bleiben, auf das Gedeihen der Selbstverwaltung. Mit den direkten Steuern den drei Kreisen der Selbstverwaltung, des Einzelstaates und des Reiches zu genügen, ist ein wesenloser Gedanke. Wollten die Einzelstaaten völlig unabhängig in ihren Finanzquellen bleiben, so könnten sie dies nur um den Preis, zugleich das Reich und sich selbst zu verkümmern. So verblendet partikularistisch, so unpatriotisch und anti-national ist heute nicht mehr die Gesinnung bundesstaatlicher Regierungen, sondern nur noch der Doktrinarismus „entschieden" liberaler Parlamentarier. Bis dahin der erste Abschnitt der Bismarck'schen Schlußkette.

Leicht ergeben sich aus der so gewonnenen Hauptprämisse die weiteren Folgerungen. Zunächst die Anwendung auf das preußische direkte Steuersystem. Die für den kleinen Mann, auf welchen die direkte Besteuerung am widernatürlichsten anwendbar ist, so drückende Klassensteuer soll ganz beseitigt werden. Die Grund- und Gebäudesteuer soll, dem Staate entzogen, zum Hauptquell der lokalen Selbstverwaltung werden, deren natürliches Eigenthum sie ist. Die Einkommensteuer soll in den niedrigen Klassen beseitigt, in den oberen in eine soziale Ehrensteuer, deren Erfolg nur ein moralischer, kein finanzieller sein kann, mit Unterscheidung des Einkommens aus fundirten und unfundirten Quellen zur leichteren Belastung der letzteren, verwandelt werden.

In den bisherigen Prämissen liegt schon die Entlastung des Grundbesitzes als des natürlichen, moralischen und finanziellen Trägers der Selbstverwaltung von direkten Staatsauflagen. Die Kraft dieses Schlusses wird zur Unwiderstehlichkeit verstärkt durch die Nothwendigkeit, den Grundbesitz überhaupt zu erhalten, der unter dem jetzigen Steuersystem in Verbindung mit einer ganz neuen Gestaltung der Welthandelskonjunktur für die landwirthschaftlichen Erzeugnisse bereits in Gefahr ist, die Beute verwüstender, seine völlige Entwerthung herbeiführender Spekulation zu werden.

Aus dieser thatsächlichen Prämisse ergibt sich als letzte Schlußreihe die Nothwendigkeit eines direkten, vorsichtig experimentirenden Schutzes für die Landwirthschaft, aber nicht minder für die von derselben Welthandelskonjunktur mit dem Untergang bedrohte nationale Industrie.

Die Hauptredner der liberalen Opposition, die sich der Wucht dieses großartigen Gedankenganges entgegenzustemmen versuchten, waren die Herren Bamberger, Eugen Richter und Lasker. Herr Delbrück, welchen die manchesterliche Opposition unvorsichtig als ihren Führer proklamirt und als solchem das erste Wort gelassen hatte, beschäftigte sich ausschließlich mit technischen Einzelheiten des Tarifs. Von den wirklichen Opponenten haben die ersten beiden nach einem glücklichen Ausdruck der Berliner „Post" an den unzerreißbaren Gliedern der Bismarck'schen Gedankenkette nur gezerrt. Herr Bamberger fand es sozialistisch, daß der Kanzler die Beseitigung der direkten Staatssteuern in Aussicht nimmt. Als ob es nicht ein bekanntes Dogma und Aufregungsmittel der Sozialdemokratie wäre, daß die indirekten Steuern den armen Mann allein belasten! Sozialistisch ist also die Aufhebung der direkten Steuern gewiß nicht, wie später ausdrücklich von Herrn Lasker bemerkt wurde. Herr Eugen Richter bekämpfte in hundert Einzelheiten den geplanten Industrieschutz, trat außerdem für den Partikularismus ein und machte seine nur für den Sinn gewisser Kreise berechneten Scherze, z. B. den, daß der Kanzler die russischen Zustände zum Ideal genommen, weil er gesagt hatte, daß die

dortige Landwirthschaft neuerdings von deutschem Gelde prosperire und nur dadurch die Kriegslasten ertrage. Der einzig ernsthafte Opponent war Herr Lasker, ernst in der Sache, und mehr als ernst, leidenschaftlich, fast gehässig in der Form.

Lasker allein setzte der geschlossenen Gedankenreihe ebenfalls einen Kettenschluß entgegen. Nur daß er die Glieder desselben zerstreute, als ob er improvisirt spräche, während doch vom 2. Mai, wo der Kanzler sprach, bis zum 8., wo Herr Lasker sprach, das Nachdenken nicht gefehlt haben konnte. Es scheint, daß Herr Lasker den Gang der Sache nicht eingehalten hat, weil er es vorzog, die Steigerung seiner Vorwürfe gegen den Fürsten Bismarck zum Hauptziel seiner Rede zu machen. Wir unsererseits wollen Herrn Lasker's Kettenschluß in seine natürliche Folge bringen, um die Bedeutung seiner Argumente desto deutlicher zu erkennen.

Herr Lasker verwirft die Unifikation der Reichs- und Staatsfinanzen. Er will im Reiche keine „Ueberschußwirthschaft". Er will sie nicht aus Besorgniß für die finanzielle und damit für die politische Unabhängigkeit der Einzelstaaten, und er will sie zweitens nicht aus Besorgniß für die Macht des Parlamentes, welche nur gesichert ist, wenn das Parlament die Einnahmequellen beliebig zu schließen Vorwände hat. Zum ersten Male zeigt sich hier eine Solidarität zwischen dem reichstäglichen Parlamentarismus und dem Partikularismus der Einzelstaaten, eine Solidarität, die bisher Niemand für möglich gehalten. Der Scharfsinn der Herren Richter und Lasker hat diese Solidarität entdeckt und damit zugleich die nur beschränkte Geltung des Satzes aufgewiesen, daß das zentrale Parlament der beste Hort der nationalen Einheit sei. Herr Lasker will darum auch nicht die Ausbildung der indirekten Steuern zur Befriedigung aller Staatsbedürfnisse. Die eigentliche Triebfeder des eben angeführten politischen Grundes verdeckt er, oder verstärkt er durch das den Sozialdemokraten entlehnte Argument, daß das indirekte Steuersystem die Abwälzung der Staatslast von den Reichen auf die Armen bedeute. Er bezeichnet die Finanzreform des Fürsten Bismarck als die „Finanzpolitik der Besitzer gegen die Nichtbesitzer". Da das direkte Staatssteuersystem in Preußen am meisten ausgebildet ist, die natürliche Folge davon, daß Preußen die Lasten der Vertheidigung Deutschland's lange Zeit allein tragen mußte, so liegt die Aufhebung jenes Systems am meisten im Interesse Preußen's. Dadurch hält sich Herr Lasker für berechtigt, diese Aufhebung als eine partikularistische Maßregel zu bezeichnen, vergessend, daß das nicht wohl partikularistisch heißen kann, was die größere Hälfte der Deutschen betrifft, diejenige Hälfte, die nach innen am engsten verbunden, am wirksamsten organisirt und deshalb der Hauptpfeiler ist, der die Reichslast trägt. Herr Lasker ereifert sich gegen die Entlastung

des Grundbesitzes von besonderen Staatsauflagen. Er nennt die Angaben des Reichskanzlers von der Ueberbürdung des Grundbesitzes „eine Uebertreibung, wie er sie niemals auch nur aus dem Munde eines Abgeordneten gehört", er spricht dem Reichskanzler nicht nur alle Zuverlässigkeit in seinen Angaben, sondern auch die Kenntniß der betreffenden Gesetzgebung ab. Warum Letzteres? Weil der Kanzler in der Belastung aller ländlichen Wohnhäuser durch die Gebäudesteuer eine Belastung des landwirthschaftlichen Betriebes erblickt hatte. Wo lag wohl da die Unkenntniß und die Uebertreibung? Wenn dem Redner schon die Entlastung von den direkten Steuern für den Grundbesitz zu viel war, so mußte es ihm der landwirthschaftliche Zoll noch viel mehr sein. Bei den Schutzzöllen für die Industrie zeigt er sich weniger spröde und will das Bedürfniß im Einzelnen prüfen.

Stellen wir jetzt die beiden Kettenschlüsse nochmals in abgekürzter Form einander gegenüber. Der Reichskanzler will die auf die indirekte Steuer basirte Unifikation der deutschen Staatsfinanzen, er will dadurch eine ausreichende und gesicherte Basis für die zentralen Aufgaben und Aktionen des deutschen Staates. Er will mit einem Worte die innere Gründung des deutschen Reiches, das nach dreizehnjähriger Arbeit der ungeheuersten Anstrengungen nur erst äußerlich gegründet ist. Er will einer in ihren Folgen unabsehbaren Verschiebung der Verhältnisse des Welthandels gegenüber der deutschen Nation ihre eigene Industrie und die eigene Produktion der elementaren Nahrungsstoffe sichern, und will damit die auf diese Arbeiten gebauten sozialen Stände als gesunde nationale Elemente erhalten. Wie lautet der gegnerische Kettenschluß? Die Einschränkung der indirekten Steuer durch die direkte auf ein subsidiäres, widerrufliches Mittel ist der Ausgangspunkt. Aus ihr folgt die Macht der Parlamente, aber die Schwäche der Zentralgewalt und zugleich der Einzelstaaten, die unsichere und schwache Leistungsfähigkeit des Ganzen nach innen wie nach außen. Aus der direkten Steuer folgt der Freihandel, aus ihm folgt, daß die deutsche Volkswirthschaft auf Zwischenhandel, Verdienst an der Durchfuhr und auf Herstellung von Hilfsmaterialien für auswärtige Großindustrieen für billigen Arbeitslohn angewiesen wird. Die deutsche Landwirthschaft muß zu Grunde gehen und kann allerdings durch die Zufuhr billiger produzirender Länder in ihren Leistungen ersetzt werden. Dafür muß Deutschland von diesen Ländern materiell abhängig werden. Bei der Schwäche der zentralen Aktionsmittel und bei der Abhängigkeit des deutschen Nahrungsstandes von auswärtigen Nationen, sowohl in der Industrie als im Handel und in der Landwirthschaft, muß die politische Unabhängigkeit Deutschland's innerhalb eines absehbaren Zeitraumes ein Ende nehmen.

Literatur.

Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Zentralafrika. Von **Henry M. Stanley**. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Die Leser kennen — wenigstens in den Umrissen nach früheren Mittheilungen d. Bl. — die große Entdeckungsreise Stanley's quer durch den „dunklen Welttheil", und sie wissen, daß der kühne und rüstige Amerikaner vor derselben von Zanzibar aus eine kürzere unternahm, um den verschollenen Livingstone aufzusuchen — ein Unternehmen, das mit Erfolg gekrönt wurde. Diese letztere Reise wird hier mit gewohnter Ausführlichkeit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit erzählt. Die eingeflochtenen Schilderungen von Landschaften und Völkersitten sind allenthalben trotz ihrer Kürze gute Bilder; was der Verfasser von seinen Erlebnissen berichtet, trägt den Stempel der Glaubwürdigkeit, und das ganze Detail, das er gibt, ist so natürlich und lebensvoll wie ein sorgfältig und ehrlich geführtes Tagebuch. Vielleicht finden wir später einmal Zeit und Raum zur Mittheilung einiger Proben. Für heute sei das Buch als ein ebenso lehrreiches als anziehend geschriebenes Erzeugniß der Reiseliteratur bestens empfohlen.

Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum. Vom nicht konfessionellen Standpunkt aus betrachtet von **W. Marr**. Zweite Auflage. Bern, R. Costenoble. 1879.

Ein Klagelied, das nach unserer Erfahrung in seinem Grundton der Empfindung Vieler Worte gibt und in der That manches Wahre enthält, aber an starker Uebertreibung leidet und ein echauffirtes Wesen athmet, welches sich nicht rechtfertigen läßt. Daß der Jude in seiner Auffassung und Behandlung der Dinge, ganz abgesehen von der Religion, ein wesentlich Anderer ist als der Germane, ist im Allgemeinen richtig. Daß dieses von uns verschiedene Volk nicht gern im Schweiße seines Angesichts arbeitet, sondern leichteren Verdienst vorzieht und namentlich den Handel in's Auge zu fassen pflegt, ist auch Thatsache. Nicht zu leugnen ist ferner, daß es in den letzten Jahrzehnten beträchtlichen Einfluß gewonnen hat, daß Juden in unseren Parlamenten mit unangenehmer Manier das große Wort führen, daß die Presse vorwiegend in jüdischen Händen, daß die Journalistik unter diesen betriebsamen Händen zu einem Industrie- und Spekulationsgeschäft geworden ist, und daß das Judenthum die öffentliche Meinung auch sonst vielfach beeinflußt, und keineswegs in einer Weise, die erfreulich wäre. Daß unsere Börsen und Bankinstitute meist von Juden geleitet werden, lehrt die Erfahrung. In Frankreich und England endlich standen und stehen Juden sogar an der Spitze der Staatsregierung, und Rumänien muß sich von den Mächten die Emanzipation der Israeliten geradezu oktroyiren lassen. Aber: „Israel die leitende sozial-politische Großmacht im neunzehnten Jahrhundert", „das Judenthum der sozial-politische Diktator Deutschland's", dasselbe „zur Feudalherrschaft gelangt und wir Germanen die Hörigen", „Fürst Bismarck überzeugt, daß das Germanenthum bankerott in den letzten Zügen liegt, und sich nach lebenskräftigeren Elementen (natürlich den Juden) umsehend" — das sind doch wohl Halluzinationen einer ungesunden Erregtheit, die beinahe an Monomanie grenzt und für den Verstand des Verfassers Befürchtungen aufsteigen läßt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zur Charakteristik der Minorität in der Frage der Zollreform.

Am 16. Mai nach der Debatte, die sich durch die denkwürdige Rede des Abgeordneten Berger auszeichnete, erfolgte die Abstimmung des Reichstages über die Position Eisen und Eisenwaaren, und die Reform unseres Zolltarifs, die der Reichskanzler im Auge hat, hatte ihren ersten Sieg zu verzeichnen. Es war ein entscheidender, ein verheißungsvoller Sieg. Von 308 Mitgliedern der Reichsvertretung erklärten sich 218 für und nur 88 gegen die Forderung der Regierung, während 2 sich der Abstimmung enthielten. Erweckte dieses Ergebniß gute Hoffnungen, wenigstens für einen großen Theil der weiteren Pläne des Fürsten Bismarck, so rief es auch mancherlei Betrachtungen hervor, und mit einer derselben wollen wir uns hier beschäftigen, während eine andere nur kurz erwähnt werden möge, die nämlich, welche mit dem befriedigenden Gefühle endigte, daß die Partei des internationalen Freihandels auf dem besten Wege ist, durch verblendeten und eigensinnigen Doktrinarismus in gleicher Weise an Zahl und Macht zusammenzuschmelzen wie die Fortschrittspartei und wie deren Vorgänger in der ersten Stelle unter unseren parlamentarischen Fraktionen, die einst sehr einflußreichen, jetzt gänzlicher Vergessenheit anheimgefallenen Altliberalen.

Sehen wir uns die Leute, aus denen die Minorität der Achtundachtzig sich zusammensetzt, näher an, und lassen wir dabei die Polen und einige Andere, die unter allen Umständen gegen die Regierung zu stimmen gewohnt sind, sowie die neun oder zehn Großgrundbesitzer, die für dieses Mal mit ihnen gingen, aus dem Spiele, so finden wir in Betreff des bürgerlichen Berufes und der Stellung derselben im Privatleben Folgendes.

Wir begegnen nach der alphabetischen Reihenfolge zunächst einem Kreisrichter, dann einem andern Juristen, der später Bankier wurde und jetzt seit Jahren Rentier und daneben als Publizist und Parlamentarier thätig ist.

Daran reihen sich ein Professor der Theologie a. D. und ein Professor der Rechte, ein Rentier, der Doktor Juris ist, ein Publizist, der nie etwas Anderes gewesen, ein Advokat und vielschreibender Literat, der nebenbei seit drei Jahrzehnten das parlamentarische Gewerbe betreibt, ein Jurist, der den Titel eines Geheimen Regierungsraths a. D. führt, noch ein Jurist, früher Advokat, jetzt Bankdirektor, zwei Rentiers, von denen der eine Schriftsteller ist, und abermals ein Jurist, der sich Appellationsrath a. D. und Professor schreibt. Ferner haben wir da einen Minister a. D. und daneben einmal einen Fabrikanten. Dann folgen sofort wieder zwei Juristen, von denen der erste bayrischer Regierungspräsident, der zweite, früher Advokat gewesen, jetzt Oberbürgermeister ist. Mit ihnen macht ein dritter Publizist Front gegen die wirthschaftliche Reform. Weiter stehen in der Reihe, die wir uns zu mustern erlauben, ein badischer Bankdirektor und ein Kleeblatt von drei Juristen, die allesammt lange Jahre Advokaten gewesen sind: ein hessischer Obergerichtsrath, ein schleswig-holsteinischer Appellationsrath und ein Landeskreditkassen-Direktor, und nachdem wir an einem Kaufmann, an einem Rentier, der Kaufmann gewesen, einem zweiten Fabrikanten, wieder einem zum Rentier avancirten Kaufmann und einem Professor der Physik vorübergegangen sind, stoßen wir nochmals auf ein juristisches Trifolium, das aus einem früheren Advokaten und jetzigen Staatsanwalt, einem Kreisrichter und wiederum einem Advokaten besteht. Hieran schließen sich ein Rentier, ein Superintendent und Oberpfarrer und — natürlich, sagen wir jetzt, etwas verwundert, überhaupt noch anderen Elementen zu begegnen — ein Juristenpaar, dessen eine Hälfte Herr Lasker bildet, während die andere das Amt eines Obergerichtsdirektors bekleidet. Die nächsten Herren in der Linie antworten auf unsere Frage nach ihrem Beruf mit „Journalist" — „Kaufmann" — „Fabrikant" — „Rentier" — „Professor der Rechte" — „Arzt und Dozent an der Berliner Universität" und „Rentier, früher Kaufmann". Dann passiren wir einen Advokaten, einen Bergrath, einen Landwirth, der uns hier ein wenig überrascht, einen Domänenpächter, der „auf den ersten Blick" ebenfalls auffällt, und flugs stehen wir von neuem vor einer Gruppe Juristen, von denen zwei sich der angenehmen Stellung von Rentiers erfreuen, während der dritte sich mit der Speisung von Zeitungen durch Korrespondenzen seinen Unterhalt erwirbt, und der vierte Obergerichtsrath ist. Die Rubrik der Lebensstellung in der Liste der Uebrigen endlich zeigt folgende Prädikate: Fabrikant — Jurist, Publizist, alter Parlamentarier — Rechtsanwalt — Bankier und Journalist — Advokat und Notar — Rentier und Pensionär, früher Vizebürgermeister, noch früher lange Zeit Advokat — Oberamtmann — Kreisrichter — Professor der Geschichte und Publizist — Obergerichtsanwalt — Kreisgerichtsdirektor — Publizist — Publizist, früher Advokat — Publizist,

früher Professor der Theologie — Kaufmann und Fabrikant — Repräsentant deutscher Eisenhüttenwerke — Advokat — Jurist, Geheimer Oberregierungsrath, Pensionär — Rechtsanwalt.

Blicken wir zurück, sortiren wir. Mit einem Juristen begann unsere Liste, mit einem Juristen endigte sie, Juristen bilden in ihr nahezu die Mehrheit; nicht weniger als siebzehn von den Herren auf ihr waren oder sind Advokaten. Die Majorität der Uebrigen besteht aus Publizisten, Professoren, Rentiers und Pensionären. Nur ganz selten stoßen wir bei ihr auf einen Fabrikanten, einen aktiven Kaufmann, einen kleineren Landwirth, überhaupt auf jemand, der auf dem Boden der realen Verhältnisse steht und lebt, der die Fragen, um die es sich handelt, nicht aus Büchern, sondern aus eigener Erfahrung kennt und zu beurtheilen vermag.

Werfen wir einen Blick auf die Minorität der 109 Abgeordneten, die am 23. Mai gegen die Bewilligung der Getreidezölle nach der Regierungsvorlage stimmte und sich dabei wieder einer Majorität von mehr als dem Doppelten ihrer Stärke gegenübersah, so bemerken wir im Wesentlichen das Gleiche.

Die Schlüsse, die wir daraus ziehen, ergeben sich von selbst, und so könnten wir sie verschweigen. Wir wollen sie aber mit einigen Erinnerungen andeuten, die sich uns bei der Musterung unserer Liste aufdrängten, und welche die freihändlerische Opposition und namentlich deren Führer unserer Empfindung nach mehr oder minder deutlich begreifen lehren und als Leute charakterisiren, welche, wie der Abgeordnete Berger sagte und nachwies, in der Theorie unübertrefflich sind, auf dem Gebiete der Wirklichkeit, der Praxis aber ohne Unterlaß in Fehler und Irrthümer verfallen.

Das erste, woran unsere Liste uns erinnerte, ist ein Passus in der Rede des Reichskanzlers vom 8. Mai, in welcher er dem Abgeordneten Lasker bemerkte, er treibe die Politik eines Besitzlosen, und in der er dann ungefähr fortfuhr, wie folgt:

Er gehört zu den Herren, die bisher in allen Stadien der Herstellung unserer Gesetze die Majorität bildeten, und von denen die Schrift sagt, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie spinnen nicht, sie weben nicht, und doch sind sie gekleidet und nähren sich. Mit anderen Worten: man wird zugeben müssen, daß die Mehrheit unserer Gesetzgeber aus solchen besteht, die weder Industrie noch Landwirthschaft treiben, und diese verlieren leicht den Blick und das Mitgefühl für die Interessen, die hier von der Regierung vertreten werden. Sie, diese Nichtbesitzer, diese Nichtindustriellen in unseren Parlamenten, diese Legislatoren, die von Gehalt, Honorar, Pension oder Renten leben, von der Presse, der Advokatur, der Medizin oder irgend einem andern Zweige gelehrten Erwerbes, namentlich aber die Führer, welche durch ihre Beredtsamkeit und

durch ihren Einfluß auf die Kollegen die Majorität zu leiten gewohnt sind und sich diesem Geschäfte das ganze Jahr hindurch theils in der Presse, theils im Parlamente widmen, sollten sich doch klar machen, daß bei Vorlagen, die dem Büreau und der Theorie entspringen, Mängel nur dann sich vermeiden lassen, wenn einigermaßen Erfahrung und praktische Lebensweisheit dabei helfen. Dann aber wäre ihnen das Noblesse oblige an's Herz zu legen; denn wer auf jene Weise Jahre lang im Besitze der Macht in der Gesetzgebung gewesen ist, muß auch an den denken, der als Amboß dient, wenn der Hammer der Gesetzgebung fällt.

Man vergleiche unsere Liste und die Reden der Herren damit, welche die freihändlerische Schaar anführen und ihr als Vorfechter dienen.

Eine andere Erinnerung, welche die Betrachtung der Lebensstellung sehr vieler von unseren Freihändlern und die Auffassungsweise, sowie theilweise auch das Gebahren der ganzen Partei wachruft, trifft nicht ganz, wohl aber in einigen Hauptpunkten, mit deren Wesen zusammen. Wir meinen eine Anzahl von Stellen in Taine's „Entstehung des modernen Frankreich", wo die neuen Volksführer geschildert werden, die nach Ausbruch der Revolution auftauchten. Man denke sich die Kraßheit einer tief aufgeregten Zeit und den gemeinen Eigennutz der Demagogen von 1790 hinweg, und man frage sich, ob ihr Bild nicht in mehr als einem Zuge heutzutage unter unseren Freihändlern sein Seitenstück findet. Die sich zur Macht heraufdrängenden waren vorzüglich Prokuratoren, Redner in Volksversammlungen, Broschüren- und Zeitungsschreiber, in erster Linie aber Advokaten. Es läßt sich sagen, daß diesem Stande der Erfolg der Revolution zuzuschreiben ist. Schon während der Urwahlen von 1789 beobachtete man, wie diese Hitzköpfe und Ränkeschmiede einander das Wort aus dem Munde nahmen und gar nicht erwarten konnten, sich zu produziren. „In den sechzig Bezirksversammlungen paradiren die Advokaten mit den hochtrabenden Dogmen des Revolutionskatechismus (ganz wie die freihändlerischen Advokaten und Literaten die Jahre daher mit ihren halbwahren Phrasen). Einer von ihnen verläßt den Leisten seiner Prozeßakten und wirft sich zum Reichsgesetzgeber auf. Er überschüttet seine Zuhörer mit seiner Beredtsamkeit, und sein Wortschwall ist um so unversiegbarer und wird mit desto mehr Beifall belohnt, je eifriger er den Leuten beweist, daß sie von Natur mit allen Fähigkeiten und gesetzlich mit allen Rechten ausgestattet sind. ‚So oft dieser Mensch den Mund aufthat,' bemerkt ein kaltblütiger Zeuge, ‚waren wir sicher, mit einem Strom von Zitaten und Sprichwörtern überschwemmt zu werden, die sich oft nur an Laternen oder an die Krambude einer Hökerin knüpften. Seine Stentorstimme erschütterte das Haus, und wenn er zwei Stunden lang gesprochen hatte, bis seine Lunge nicht weiter konnte,

brach ein Bewunderungsgeschrei aus, ein Beifallssturm, der in Wuth ausartete.'"

„Betrachten wir uns die hervorragendsten und populärsten dieser Chefs. Es sind die ausgetrockneten oder die grünen Früchte der Literatur und Advokatur. Jeden Morgen stellen sie sich selbst zum Verkaufe aus, wobei sie die Zeitungen als Ladentische benutzen. Das überreizte Publikum kauft sie nur, weil sie sauer oder scharf schmecken. Ihre Köpfe enthalten keine politische Idee, von praktischer Erfahrung ist nicht die Rede. Der Bildungsballast von Desmoulins und Loustalot besteht aus Schulzeit-Reminiszenzen, aus Erinnerungen an das Rechts-Lyceum, aus Gemeinplätzen, die sie bei Raynal und Konsorten aufgelesen haben. Desmoulins, ein Rechtsanwalt ohne Klienten, der Chambre garnie wohnte, schreibt: ‚Zu meinen Grundsätzen hat sich das Vergnügen gesellt, mich in Positur zu stellen, die, welche das Schicksal höher gehoben als mich, auf mein Niveau herabzuziehen, die, welche mich geringgeschätzt haben, meine Macht fühlen zu lassen. Meine Devise ist die der Biedermänner: niemand über mir.' Was Brissot und Marat betrifft, so sind sie hochtrabende Prinzipienreiter, welche Frankreich und das Ausland blos durch die Luken ihrer Dachstuben und die Brillen ihrer Hirngespinnste beobachtet haben. Derlei gedankenlose oder irregeführte Geister können nicht verfehlen, den ‚Gesellschaftsvertrag' für ein Evangelium zu halten; denn derselbe reduzirt die Staatswissenschaft auf die ängstlich genaue Anwendung eines Elementargrundsatzes — ein Umstand, der die Herren jedes weiteren Studiums überhebt — und überliefert die Gesellschaft der Willkür des Volkes, d. h. den Händen dieser Herren."

Man wird hier, wie bemerkt, überall mehr oder minder deutlich an Züge der wirthschaftlichen Demagogen unserer Tage erinnert. Der letzte Satz unseres Zitates aber würde, ein wenig gemildert, von Anfang bis zu Ende auf die große Mehrzahl unserer Freihändler passen, wenn man an die Stelle des Evangeliums vom Gesellschaftsvertrage das Evangelium vom laissez faire setzte. Nicht sowohl auf Grund der Erfahrung, nicht so sehr auf Kenntniß der realen Verhältnisse bauten sie ihre Theorie, als auf den Glauben, Alles müsse und werde gehen, wenn man es von Seiten des Staates nur eben gehen lasse. Das war aber, wie wir zu unserm Schaden gewahr wurden, Aberglaube.

♣

Die Leipziger Kunstakademie.

Gibt es denn in Leipzig eine Kunstakademie? — So hören wir den und jenen Leser verwundert fragen. Wir aber verwundern uns über diese Frage gar nicht. Denn abgesehen davon, daß der Prophet ja nichts in seinem Vaterlande gilt, und daß insonderheit der echte Deutsche über das Gute, das er in seiner nächsten Nähe haben kann, gewöhnlich am schlechtesten unterrichtet ist — hat die Leipziger Kunstakademie allerdings lange Zeit hindurch ein so zurückgezogenes Dasein geführt, daß es begreiflich wäre, wenn der Leser nichts von ihr wüßte, ein zurückgezogenes, verstecktes Dasein schon im räumlichsten Sinne des Wortes, denn man kann dreißig Jahre lang in Leipzig gelebt haben, Tag für Tag durch die Straßen der inneren Stadt und der Vorstädte gegangen sein und doch keine Ahnung davon haben, wo sich die Unterrichtsräume der Kunstschule befinden. „In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine Wendeltreppe hinauf“, schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ über das Lokal der „Zeichenakademie“, wie er es seiner Zeit als Student in Leipzig gefunden hatte. Das war 1765. Heute aber ist es genau noch ebenso. Noch immer geht man „in dem alten Schlosse Pleißenburg rechts in der Ecke die Wendeltreppe hinauf“; es ist ein garstiger alter Winkel — „wundersam und ahnungsvoll“ nennt ihn Goethe in der behaglich verklärenden Diktion seines Alters —, und wen sein Beruf nicht hinführt, der thut wohl keinen Schritt hinein. Aber auch in anderm Sinne hat die Anstalt lange Zeit eine so zurückgezogene Existenz geführt, wie eine Puppe in ihrem Gespinnst, und schließlich drohte die Puppe gar zu vertrocknen, und es wurde zweifelhaft, ob sie überhaupt noch lebens- und entwickelungsfähig sei. In den sechziger Jahren mußte sich die sächsische Regierung auf einen im Landtage gestellten Antrag hin allen Ernstes die Frage vorlegen, ob die Leipziger Kunstakademie noch weiter bestehen solle oder lieber ganz aufzuheben sei. Und heute? Aus der alten, zusammengeschrumpften Puppe ist ein schöner, bunter Falter hervorgebrochen, der lebenskräftig seine Flügel regt, und dem gegenwärtig nur etwas mehr Raum zu seiner vollen Entfaltung zu gönnen wäre.

Die Leipziger Kunstakademie hat seit einiger Zeit eine überraschende Metamorphose durchgemacht; die stattliche Ausstellung von Schülerarbeiten, die sie soeben nach dreijähriger stiller Arbeit im Kartonsaale des Leipziger Museums veranstaltet hat, und die für uns die eigentliche Veranlassung ist, auch weiteren Kreisen einmal über die Anstalt zu berichten, legt ein erfreuliches Zeugniß ab für die reorganisirende Umgestaltung, die sie in den letzten Jahren erfahren hat

und erfüllt uns mit den besten Hoffnungen für ihre weitere Entwickelung. „Was man nicht wachsen sieht, das findet man nach einiger Zeit gewachsen" — dies Lessing'sche Wort klang uns vertrauenerweckend fort und fort im Ohre, als wir die Proben der gegenwärtigen Leistungen des Institutes mit früher gesehenem im Geiste verglichen.

Die Leipziger Kunst-Akademie ist über ein Jahrhundert alt. Sie wurde gleichzeitig mit der Dresdner bald nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet. Ihr erster Direktor war Adam Friedrich Oeser († 1799), der bekannte Freund Winckelmann's, der Lehrer des jungen Goethe. Als Künstler steht Oeser jetzt ziemlich tief da. Nicht ohne Lächeln können wir heute die wenigen noch erhaltenen Reste seiner künstlerischen Thätigkeit in Leipzig betrachten, über die seine Zeitgenossen in hellem Entzücken waren. Als Lehrer aber wirkte er ungemein anregend und segensreich.

„Was bin ich Ihnen nicht schuldig," schreibt Goethe 1768 von Frankfurt aus an ihn, „dass Sie mir den Weeg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, dass Sie mein Herz gegen den Reitz fühlbaar gemacht haben. Ich bin Ihnen mehr schuldig, als dass ich Ihnen dancken könnte. Den Geschmack den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiss, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, dass die Werckstatt des grossen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritickers. Lehre tuht viel, aber Aufmunterung tuht alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreissen. Aufmunterung nach dem Tadel, ist Sonne nach dem Reegen, fruchtbaares Gedeyen. Ja wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten ich wäre verzweifelt. Sie wissen was ich war da ich zu ihnen kam, und was ich war da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werck." Und 1770 an den Buchhändler Reich: „Oesers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu seegnen, dass ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenig Jahren, Thut in den bildenden Künsten, nur was mittelmässiges; auch war unsre Hand, nur sein Nebenaugenmerck; er drang in unsre Seelen, und man musste keine haben um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sey Einfalt und Stille, und daraus folgt, dass kein Jüngling Meister werden könne.... Nach ihm und Shäckespearen, ist Wieland noch der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer

erkennen kann, andre hatten mir angezeigt daß ich fehlte, diese zeigten mir wie ichs besser machen sollte."

Diese Dankesworte des jungen Goethe werden nichts von ihrem Glanz und ihrer Wärme verlieren, wenn auch die Kunstgeschichte über Oeser's eigene Leistungen noch so geringschätzig urtheilen müßte. Wie er das ganze Kunstleben Leipzig's am Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte, so waren auch an der Akademie die Jahrzehnte seiner Leitung eine Zeit der emsigsten Kunstbetriebsamkeit. Während er selbst in öffentlichen und Privatgebäuden Leipzig's und der Umgegend unzählige Wandmalereien ausführte, erzog er zugleich Maler, Kupferstecher, Bildhauer, Goldschmiede und Schlosser; und der Blumenzeichner aus der Kattunfabrik so gut wie der Zuckerbäcker, kurz alle, deren Handwerk sich mit der Zeichenkunst berührte, suchten seinen Unterricht, und allen ging er mit unerschöpflicher Liebenswürdigkeit an die Hand.

Auf der Höhe, auf welcher die Akademie unter Oeser gestanden, hat sie sich unter keinem seiner Nachfolger gehalten; sie ging Schritt für Schritt bergab.*) Joh. Friedr. Aug. Tischbein († 1812) konnte sich wegen vielfacher Reisen seinen Amtsgeschäften nicht recht widmen. Hans Veit Schnorr v. Carolsfeld († 1841), der Vater des großen Historienmalers, besaß selbst nur mäßige künstlerische Kräfte und vermochte, trotz seiner Hingabe an die Sache, doch die Anstalt ebenfalls nicht durchgreifend zu fördern. Bernh. Neher war nur von 1842 bis 1846 thätig und folgte dann einem Rufe an die Kunstschule in Stuttgart. Gustav Jäger endlich, der zuletzt die Leitung führte, war — wie der von uns in der Anmerkung erwähnte Aufsatz ihn ebenso einsichtig wie pietätvoll charakterisirt — „als Zögling der älteren Münchener Schule und bei seinem zarten Naturell wenig dazu geschaffen, um in den Umschwung der modernen Kunstanschauungen und Kunstbedürfnisse lenkend einzugreifen, der sich während seiner Verwaltungszeit unter der jüngeren Generation vollzog. Still und innerlich, wie sein ganzes Schaffen war, wirkte Jäger auch nur in engster persönlicher Beziehung, und so überaus förderlich daher Einzelnen das Beispiel seiner hohen Gewissenhaftigkeit und seiner Treue gegen sich selbst sein mußte, so verfehlten doch diese keuschen Eigenschaften die Wirkung auf die Gesammtheit".

Ein frischerer Zug kam in die Akademie, als der gegenwärtige Direktor derselben, Prof. Ludwig Nieper, nach Jäger's Tode (1871) die Leitung der Anstalt übernahm. Nieper, ein geborner Braunschweiger, ist im wesentlichen auf der Dresdner Akademie gebildet, wo er sich hauptsächlich an Bendemann anschloß; durch einen längeren Aufenthalt in Italien vollendete er dann seine

---

*) Wir entnehmen die nachfolgenden Daten einem gut unterrichteten Aufsatz der „Kunstchronik" (1874, Nr. 45).

Studien. Als ausübender Künstler war er, wie die Mehrzahl seiner Amtsvorgänger, vorwiegend der religiösen Malerei zugewandt. Sein „Abschied des Paulus von Ephesus", den er 1864 in Rom vollendete, seine Farbenkartons zu den Glasfenstern der neuerbauten Kirche in Gohlis bei Leipzig (1872) und ein Flügelaltar für eine russische Kirche (1878) bekunden einen bedeutenden Sinn für monumentale Komposition und energische Charakteristik. Daneben bewegte er sich erfolgreich im Porträtfache und auf dem Gebiete des Holzschnittes. Er hatte von der Pike auf als Xylograph gedient und, ehe er zur freien Kunst überging, sich in die kunstgewerbliche Technik tüchtig eingelebt. Dies letztere Moment sollte für seine neue Stellung von entscheidender Wichtigkeit werden.

Nach einer ministeriellen Verordnung vom April 1871 übernahm es Nieper, „die Grundzüge eines Entwurfs zur Reorganisation der Akademie aufzustellen, welche geeignet wären, den von der Ständeversammlung ausgedrückten Wünschen entsprechend, vorzugsweise den in Leipzig blühenden Gattungen des Kunstgewerbes förderlich zu sein." In diesen Worten ist der Grundgedanke enthalten, der für die Neugestaltung der Akademie fortan maßgebend wurde. Keine Kunstakademie mehr, wenigstens keine Kunstakademie mehr allein, für die in Leipzig entschieden kein rechter Boden ist, sondern, was sie zu Oeser's Zeit faktisch, wenn auch nicht nominell, gewesen war, eine Akademie in Verbindung mit einer Kunstgewerbeschule — das war das Ziel, welches der neue Direktor in richtiger Erkenntniß der Anforderungen der Gegenwart nicht blos, sondern vor allem auch des Ortes unverrückt im Auge behielt. Die Anstalt sollte wieder die Doppelaufgabe erfüllen, neben ausreichender Anleitung zu einem höheren Kunststudium gleichzeitig den kunstverwandten Gewerken die nöthige künstlerische Grundlage zu verschaffen. Auf welche Zweige derselben hätte aber da das Augenmerk wohl mehr gerichtet werden können, als auf die Techniken, die mit dem hervorragendsten Gewerbe Leipzig's, dem Buchgewerbe, in Verbindung stehen: auf die „vervielfältigenden Künste" — Xylographie, Kupferstich, Lithographie — und auf die Buchbinderei! Diese vor allem sollten aus der neuen Einrichtung Gewinn ziehen, wenn auch natürlich nicht diese allein.

Mehr und mehr hat unsere Zeit es erkannt, daß ein Hauptgrund für die Rückschritte, welche die deutsche Kunst und das deutsche Handwerk gemacht, — ein Hauptgrund, wenn auch bei weitem nicht der einzige — in ihrer gegenseitigen Entfremdung liegt. Beide hatten vergessen, daß ihre Wurzel eine gemeinsame ist, daß die Kunst nichts andres ist als ein gesteigertes, veredeltes Handwerk, und daß auch das bescheidenste Erzeugniß des Handwerks durch den Hauch der Kunst geadelt sein kann. Die Kunst glaubte sich in thörichter Vornehmheit hoch über das Handwerk erhaben und verlor dabei den Boden unter den Füßen, das Handwerk war in Banausenthum versunken und war

auf dem besten Wege, sogar die selbstverständlichsten Forderungen der Solidität, der Sauberkeit und Akkuratesse womöglich als unberechtigte künstlerische Zumuthungen zu betrachten. Diese klaffende Lücke zu füllen, das Band, das in der besten Zeit der deutschen Kunst zwischen Kunst und Handwerk bestanden, wieder enger zu knüpfen, wird daher mit Recht jetzt als die Hauptaufgabe unserer Kunstschulen betrachtet. Für Leipzig hat Nieper mit der Durchführung derselben zuerst Ernst gemacht.

Mit opferfreudiger Energie ging er 1871 an die Verwirklichung seines Planes. Aber freilich, es galt Geduld zu üben, denn nicht alles ließ sich mit einem Male erreichen. Vor allem mußten die unerläßlichsten äußeren Bedingungen des Gelingens erfüllt werden. Im Frühjahr 1872 wurde durch einen Umbau das nöthige Licht in die dunkeln Säle der Pleißenburg gebracht und auch sonst für eine angemessenere Ausstattung der Unterrichtsräume gesorgt. Da die Akademie ihr Augenmerk von jetzt an vornehmlich auch auf solche Schüler richten mußte, welche den Tag über in der Werkstätte ihrer Erwerbsthätigkeit nachgehen, so wurden in der Mittel- und Unterklasse Abendkurse eingerichtet. In der Unterklasse (dem Kopirsaal) unterrichtete der Kupferstecher O. Ufer, dem bei der zunehmenden Frequenz bald eine zweite Kraft in dem Kupferstecher F. Seifert an die Seite trat, während in der Mittelklasse (dem Antikensaal) bei dem niedrigen Etat der Akademie der Direktor den Unterricht selbst mit übernehmen mußte. Die Schülerzahl wuchs trotz des tief eingewurzelten Vorurtheils, mit welchem man sich seit langer Zeit gewöhnt hatte, die Anstalt zu betrachten, vom Sommer 1871 bis zum Winter 1873/74 von 42 auf 176 Schüler — ein Beweis, daß die von der neuen Leitung eingeschlagenen Wege das Richtige trafen und einem vielseitigen Bedürfniß entgegenkamen. Bald wurde auch den ganz im Argen liegenden akademischen Hilfswissenschaften einiges neue Leben zugeführt; Baumeister Viehweger ertheilte Unterricht in der Perspektive und Stil-Lehre, und mehrere Universitätslehrer griffen förderlich in den akademischen Studiengang ein: Professor Braune und Professor Rauber richteten für die Schüler der Akademie ein eignes Kolleg über Anatomie ein, Professor Overbeck las für sie einen besonderen Kursus über Mythologie. Eine wesentliche Unterstützung ihrer Bestrebungen konnte die Akademie endlich auch von Seiten des neugegründeten Leipziger Kunstgewerbemuseums erwarten, welches, auf Anregung des Dr. Jordan, des damaligen Direktors des Leipziger Museums, von der „Gemeinnützigen Gesellschaft" im Verein mit einer Anzahl von Kunstfreunden und Industriellen in's Leben gerufen, im Oktober 1874 eröffnet wurde.

Der wichtigste Schritt aber für die weitere Entfaltung der Anstalt geschah im Sommer 1875, als der von Nieper vorgelegte, nach seinen Ideen erweiterte

Lehrplan der Anstalt die ministerielle Bestätigung erhielt. Jetzt war die alte „Zeichenakademie" — denn etwas andres war sie ja bisher noch immer nicht gewesen — faktisch in eine Kunstakademie und Kunstgewerbeschule umgewandelt.

Nach Nieper's Lehrplan gliedert sich die Schule in vier Abtheilungen. Die erste Abtheilung (für Baukunst) soll eine Fachschule sein für alle diejenigen Kunstgewerbe, die sich mit Entwürfen für die Totalanordnung der Innenräume des Profangebäudes wie der Kirche und für die Ausstattung derselben mit Geräthen und Gefäßen befassen; die zweite Abtheilung (für Bildhauerei) eine Fachschule für Bildhauer, Kunsttischler, Stukkateure und Modelleure für Thon, Bronze, Gold und Silber; die dritte Abtheilung (für Malerei) soll zerfallen in eine Fachschule für Musterzeichner aller kunstgewerblichen Branchen und in eine solche, die speziell den graphischen Künsten gewidmet ist. Dabei ist die Ausführung selbständiger Kunstwerke auf den Gebieten der Plastik und Malerei in dem Plane der zweiten und dritten Abtheilung mit einbegriffen. Die vierte Abtheilung endlich umfaßt die sogenannten Hilfswissenschaften, wie Kunstgeschichte, Mythologie und Kunstmythologie, Anatomie u. a.

Zur praktischen Durchführung dieses Lehrplanes bedurfte es natürlich eines wesentlich erweiterten Lehrkörpers, und Nieper hat es verstanden, eine Reihe hervorragend tüchtiger Kräfte zur Mitarbeiterschaft an seinem Werke heranzuziehen. Drei Künstler sind zu nennen, die neben den bereits oben erwähnten seit 1875 als neugewonnene Lehrkräfte an Nieper's Seite thätig sind: der Architekt Professor A. Scheffers, der Bildhauer Professor M. zur Straßen und der Historienmaler G. Schildknecht.

Professor A. Scheffers, ein geborner Mecklenburger, hat, nachdem er theils durch praktische Thätigkeit im Bau- und Ingenieurwesen, theils auf der Gewerbeschule in Güstrow vorbereitenden Unterricht genossen hatte, von 1851 bis 1855 an der Berliner Gewerbeschule seine Studien gemacht. Zugleich leitete er damals den Bau des von Titze entworfenen Friedrich-Wilhelmstädtischen Parktheaters und verschiedener anderer Hoch- und Wasserbauten. Im Jahre 1855 ging er als Lehrer an die herzogliche Baugewerkenschule in Holzminden, 1868 wurde er als Direktor an die damals zu reorganisirende Gewerbeschule in Altona berufen, und Ostern 1875 trat er in seine gegenwärtige Stellung an der Leipziger Akademie ein. Neben seiner Lehrthätigkeit hat Scheffers eine namhafte literarische Thätigkeit entfaltet. Er gehörte 1857 zu den Mitbegründern der noch heute bestehenden „Zeitschrift für Bauhandwerker", von 1862—1866 gab er seine, inzwischen wiederholt in neuen Auflagen erschienene, dreibändige „Architektonische Formenschule", daneben von 1864—1866 sein „Handbuch des Hochbauwesens" heraus (beide früher im Seemann'schen, jetzt im Gebhard'schen Verlage in Leipzig), und seit zwei Jahren ist er auch

an der Herausgabe des großen Ortwein'schen Sammelwerkes „Die deutsche Renaissance“ (Leipzig, Seemann) betheiligt. Scheffers wurde nach Leipzig vor allem für das Fach der Ornamentik berufen, und mit unermüdlichem Eifer hat er auf diesem Felde, auf welchem er einer der besten Kenner und methodischsten Lehrer ist, in den vier Jahren seines Leipziger Aufenthaltes gewirkt. Nicht blos der Kunstakademie, auch der städtischen Gewerbeschule, dem Volksbildungsverein und einem von ihm eigens eingerichteten Privatkursus für Damen oder, wie er selbst es etwas spröde bezeichnet, „erwachsene Mädchen“ — es sind „Mädchen“ von über dreißig Jahren darunter! — ist seine ausgiebige Lehrkraft zu gute gekommen.

Professor M. zur Straßen hat einen Entwickelungsgang durchgemacht, der einem modernen Vasari den Stoff zu einer musterhaften Künstlerbiographie liefern könnte. Als Sohn eines armen Goldschmieds in Münster geboren, mußte er sich unter allerhand Widerwärtigkeiten seine Künstlerlaufbahn förmlich erkämpfen. Er lernte zuerst bei dem Bildhauer Imhof in Köln, trat 1854 in Rauch's Atelier ein und nahm 1857—1862 zweimal einen längeren Aufenthalt in Italien. 1863 nach Berlin zurückgekehrt, richtete er dort ein eignes Atelier ein und hatte bald zahlreiche Aufträge. Im Jahre 1870 wurde er als Professor an die Kunstschule nach Nürnberg berufen, 1875 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig. Unter den plastischen Arbeiten zur Straßen's ist die hervorragendste unstreitig die anmuthige Gruppe seiner Caritas, die er 1862 in Rom vollendete, und deren Original sich im Besitze des Bankiers Oppenheim in Köln befindet. Ueber die Konzeption derselben erzählt die Fama eine Anekdote, so schön und rührend, daß man sie sofort in eine Künstlerbiographie des Quattrocento versetzen könnte.*) Während aber zur Straßen früher wesentlich in den Bahnen der Antike sich bewegt hatte und lediglich als Bildhauer thätig gewesen war, vertiefte er sich in Nürnberg mit Eifer in die altdeutsche Kunst und vor allem das altdeutsche Kunstgewerbe, und erlangte auf diesem Gebiete bald eine praktische Vielseitigkeit, die ihn zu den mannichfaltigen Aufgaben, welche in Leipzig seiner warteten, besonders befähigen mußte, und die er, unterstützt durch seine gleichzeitige Stellung als Inspektor des Leipziger Kunstgewerbemuseums, noch fort und fort zu erweitern bemüht ist.

Der Maler G. Schildknecht endlich, aus Fürth gebürtig, hat seine ersten Studien auf der Nürnberger Kunstgewerbeschule unter Kreling gemacht, übte sich darauf in Düsseldorf unter Röting namentlich im Porträtfache und lebte dann abwechselnd in Wien und München seiner weiteren Ausbildung. Porträts von ihm und Darstellungen aus dem „historischen Genre“ (nach Shakespeare)

*) Vgl. das Leipziger Tageblatt vom 31. Oktober 1875.

haben die Runde durch alle namhaften deutschen Ausstellungen gemacht und um ihrer originalen Auffassung wie um der Korrektheit und Subtilität ihrer Technik willen überall lebhaften Beifall gefunden. In Leipzig wurde Schildknecht speziell mit der Lehrstelle für den Antikensaal betraut.

Seit der Berufung dieser drei Lehrkräfte ist nun die Kunstakademie mit ihren Fortschritten nicht wieder an die Oeffentlichkeit getreten, wenigstens in Leipzig nicht. Die Schule hat bisher unter Nieper's Direktion dreimal Ausstellungen veranstaltet: im Februar 1872, zu Ostern 1873 und 1874. Schon damals zeigte sich in erfreulicher Weise der frische Geist, der in die Anstalt eingezogen war. Im Sommer 1874 und 1875 waren eine Anzahl Leipziger Schülerarbeiten auf der akademischen Ausstellung in Dresden, und beidemale hatte die Schule die Freude, eine Anzahl ihrer Schüler mit Auszeichnungen bedacht zu sehen. Im Sommer 1876 beschickte sie die zur Jubelfeier des Münchener Kunstgewerbevereins veranstaltete große Kunstgewerbeausstellung in München, und hier wurde ihr sogar die Auszeichnung eines zweiten Preises zu Theil. Seitdem ist die Schülerzahl auf 201 gestiegen, und die Schule hat still und emsig weiter gearbeitet, ohne von ihren Fortschritten öffentlich Zeugniß abzulegen. So ist es denn natürlich, daß die Proben ihrer Leistungsfähigkeit, die sie gegenwärtig in der Vorführung einer Auswahl von Schülerarbeiten aus den letzten drei bis vier Jahren bietet, von allen Urtheilsfähigen mit besonders kritischen Blicken betrachtet werden. Aber alle Erwartungen, die man billiger Weise von dieser Ausstellung hegen durfte, sind reichlich erfüllt, in mancher Beziehung sogar übertroffen worden.

An die Arbeiten der Kopirklasse, für welche auch diesmal erfreulicherweise meist Photographieen nach Handzeichnungen alter Meister, vor allem Dürer's und Holbein's, zu Grunde gelegt worden sind, und welche wiederum von trefflicher Schulung Zeugniß ablegen, reihen sich zum ersten Male eine Anzahl, unter zur Straßen's Anleitung angefertigter, sehr anerkennenswerther plastischer Werke in Gyps, Thon, Wachs und Holz, theils nach Vorlagen, theils nach der Natur gearbeitet. An diese schließt sich, gleichfalls zum ersten Male, eine reiche Kollektion von farbigen Ornamentstudien — unter Scheffers' Leitung ausgeführt —, an denen nicht nur die methodische Entwickelung des Ornamentes aus den elementarsten Motiven heraus zu den mannichfaltigsten freien Kompositionen in Streifen, Bordüren, Flachmustern und abgepaßten Mustern, sondern auch die Gesetze der Stilisirung naturalistischer Motive und die Gesetze der Schattirung, Mischung und Gegenüberstellung der Farben sich in instruktivster Weise verfolgen lassen. Einen sehr günstigen Eindruck gewähren die unter Schildknecht's Leitung ausgeführten Zeichnungen nach Gyps. Wir bekennen offen, daß wir eine so musterhafte Akkuratesse der Arbeit, insbesondere eine so vollendete

Plastik der Details und eine solche Klarheit und Empfindung in der Schattengebung, wie sie hier zu Tage tritt, noch nie an Schülerleistungen dieser Art beobachtet haben; die Blätter legen sämmtlich, unbeschadet der Individualität des Einzelnen, der überall sichtlich freie Hand gelassen ist, von strengster Leitung Zeugniß ab. Die Arbeiten der oberen Klasse zerfallen in Aktstudien, Kostümfiguren und Porträtköpfe, die theils in verschiedenen Manieren gezeichnet, theils in Oel gemalt sind, und eine kleine Auswahl freier Kompositionen aus dem Gebiete der Genre. Hier brauchen wir nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß die Herrschaft über die Technik und die frische, natürliche, durch keine Manier beirrte Auffassung, die sich in den meisten dieser Arbeiten ausspricht, auf's neue von der bewährten Führerhand des Direktors zeugen, unter deren Anleitung sie entstanden sind.

Neben den spezifisch kunstgewerblichen Bestrebungen, die schon in den Abtheilungen für Plastik und Ornamentik zu Tage treten, haben wir aber diesmal auch die ersten Proben von Dekorations-, Porzellan- und Glasmalerei zu verzeichnen. Es sind vor der Hand noch vereinzelte Ansätze dazu, die aber sicherlich nicht vereinzelt bleiben werden. Ebenso sind zum ersten Male beachtenswerthe Proben von Holzschnitt — unter Oertel's Anleitung gefertigt —, Radirung und Lithographie vorgeführt, und hier zeigt es sich denn, daß die Schule thatsächlich bereits beginnt, der Praxis die Hand zu reichen. Einige lithographirte Umschläge hat die Verlagshandlung von A. Dürr zu Publikationen von Werken Genelli's und Preller's ausführen lassen, und ein Cyclus von Illustrationen, den ein Schüler der Oberklasse unter Leitung des Direktors entworfen hat, ist — übrigens in einer originellen, an den Metallschnitt erinnernden xylographischen Manier — in dem im Brandstetter'schen Verlage erschienenen Büchlein: „Lustige Geschichten aus alter Zeit“ zur Verwendung gekommen. Dies alles sind vorläufig vielleicht noch geringfügig erscheinende Resultate, deren man sich aber doch, wenn man alle Umstände erwägt, die hier in Frage kommen, aufrichtig freuen kann.

An den Leipziger Gewerbtreibenden wird es nun sein, mit der von so frischem Eifer beseelten Anstalt mehr und mehr Fühlung zu suchen. Einzelne Lehrer der Akademie, namentlich Professor zur Straßen, sind ja, wie man sagt, in den letzten Jahren mit kunstgewerblichen Aufgaben, namentlich mit Bestellung von Entwürfen aller Art förmlich überschüttet worden. Dennoch scheint es, daß die Herren Akademiker und die Gewerbtreibenden einander noch nicht ganz verstehen. Die ersteren klagen wohl, daß die von ihnen gelieferten Entwürfe häufig nicht recht zur Geltung kommen, weil die Handwerker, keineswegs immer mit Rücksicht auf die Bedingungen ihrer Technik, sondern aus purer Bequemlichkeit und anderen höchst untergeordneten Rücksichten, sich entstellende Modi-

fikationen der Entwürfe gestatten; die Handwerker ihrerseits beschweren sich, daß ihnen oft Entwürfe geliefert werden, die für die Ausführung direkt nicht verwendbar seien und erst durch fleißige und gewissenhafte Schülerhände aus dem Stadium der Skizze in das der direkten Vorlage übersetzt werden müßten. Wir lassen es dahingestellt, wieviel von diesen beiderseitigen Klagen begründet ist. Das Beste wäre es, wenn es mehr und mehr dahin käme, daß der Lehrer, wenn derartige Wünsche an ihn herantreten, sie einfach ablehnen, den Auftraggeber an seine Schüler verweisen und sagen könnte: „Wende dich an den oder jenen, er wird dir die Sache genau so gut und gewissenhaft, genau so stil- und geschmackvoll liefern, als wenn ich es selber übernähme.“ Vor allem aber möchte der Buchhandel und die Buchbinderei der Schule ihr Interesse zuwenden. Es war in Leipzig bis jetzt hergebracht, und leider, muß man ja sagen, mit Recht hergebracht, daß ein guter Theil der künstlerischen Aufgaben, welche diese Branchen zu vergeben haben, nach auswärts gingen und in Stuttgart, München, Wien, Dresden oder Berlin Erledigung suchten und fanden. Dies nicht sehr ehrenvolle Verhältniß für Leipzig muß und wird sich ändern, wenn die Akademie auf dem von ihr seit einigen Jahren eingeschlagenen Wege wacker vorwärtsschreitet, und wenn das Buchgewerbe die reservirte Haltung, die es ihr gegenüber jetzt im Großen und Ganzen noch einnimmt, mit der Zeit aufgibt. Hoffentlich dient die gegenwärtige Ausstellung dazu, diese gegenseitige Annäherung zu befördern.

Eins aber haben wir zum Schlusse noch an dieser Ausstellung auszusetzen: das ist das Ausstellungslokal. Es ist allgemein aufgefallen, daß die Akademie ihre Schülerarbeiten im Kartonsaale des städtischen Museums ausgelegt und sich nicht „als dienendes Glied“ an die eben eröffnete Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung angeschlossen hat, wo die Schülerarbeiten der Dresdner Kunstgewerbeschule und einer ganzen Reihe anderer sächsischer und thüringischer Kunstschulen augenblicklich zu sehen sind. Am 15. Mai sollte die Kunstgewerbe-Ausstellung eröffnet werden, das wußte jedes Kind: und siehe da, wenige Tage zuvor etablirt die Akademie ihre eigne Ausstellung! Das Königspaar erscheint aus Dresden, eröffnet feierlich die Gewerbeausstellung, besichtigt die Ausstellungsgegenstände und — fährt dann hinüber in's Museum, um dort die Arbeiten der Leipziger Akademie in Augenschein zu nehmen! Was sind das für komische Geschichten! — Liegt etwa irgend eine kleine persönliche Differenz vor, die diese secessio in museum veranlaßt hat? Aber das ist ja ganz undenkbar, denn Professor zur Straßen ist ja eins der eifrigsten und unermüdlichsten Mitglieder des Komité's für die Gewerbeausstellung. Oder hat die Tradition den Ausschlag gegeben? Nun, im vorliegenden Falle hätte dann eben einmal von der Tradition abgegangen werden können. Oder sollte übertriebene Bescheidenheit im

Spiele sein? Fast scheint es so. Und doch, wie wenig hat die Leipziger Akademie es augenblicklich nöthig, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen! Wir bedauern es aufrichtig, daß diese itio in partes stattgefunden hat. Die Arbeiten der Leipziger Schule würden nicht nur dem größeren Ensemble, in welches sie in der Gewerbeausstellung sich eingefügt hätten, zur Zierde, sondern auch der Schule selbst entschieden zur Ehre gereicht haben.

* * *

Orientalische und griechische Kriegsfeuer.

Schon in grauer Vorzeit waren explodirende Gemenge bekannt, welche nach Zusammensetzung, Eigenschaft und Wirkung unserm Schießpulver ähnelten. In den meisten dieser Gemenge finden sich Salpeter und Schwefel und neben diesen beiden Bestandtheilen entweder Pech, Harze, Oele oder Holzkohle. Der Schwefel mit den Kohlenstoff-Verbindungen oder der Kohle selbst bildet gewissermaßen den Körper der kraftstrotzenden Substanz. Ihre Seele ist der Salpeter; denn dieser belebt sie, dieser gibt den Athem her für die furchtbaren Ausbrüche ihrer erschütternden Gewaltäußerungen.

So häufig und allgemein Schwefel und Kohle vorkommen, so selten ist der Salpeter. Die einzigen Länder, welche ihn in einiger Fülle gleichsam natürlich darbieten, sind jene alten Kulturgebiete des Orientes, deren Boden seit Jahrtausenden geschwängert ist mit den Resten und Abgängen unzählbarer Geschlechter vegetativer wie animalischer Art. In diesen heißen Landstrichen am Nile, am Indus, am Ganges, am Kiang-Ho bedeckt sich jährlich nach dem Verlaufe der Regenzeit das Feld mit einer schimmelartigen Kruste salziger Ausschwitzungen, welche die Alten den „indischen Schnee" nannten — es ist wesentlich Salpeter. Und in eben den Landen, welche als natürliche Heimat dieses Stoffes erscheinen, der die Seele aller Feuerwerkskörper ist, hat denn auch die Pyrotechnik ihren Anfang genommen.

Jahrhunderte lang hat man mit explosiblen Mischungen von Salpeter, Schwefel und Kohle oder kohlenstoffhaltigen, leicht brennbaren Materialien gespielt; andere Jahrhunderte lang verwerthete man sie bereits im Kriege, aber ohne die ballistischen Kräfte zu kennen, welche die bei der Explosion entwickelten Gase besitzen, und als man diese endlich erkannt hatte, bedurfte es wieder langer Zeit, bevor man die Elastizität der gespannten Sehne oder der

gedrehten Stränge durch die Elastizität der Gase ersetzte und eigentliche Feuerwaffen im modernen Sinne schuf.

Anfangs unterschied man kaum die explosiblen Mischungen von einfachen Brandsätzen, und daher spielt im fernsten Alterthume die Hauptrolle unter den von der Pyrotechnik benutzten Stoffen die Naphtha, ein dem Petroleum gleichendes Erdöl, welches zumal im Kaukasus und in der Umgegend Babylon's häufig vorkam und von dort besonders westwärts versendet wurde. Alte Schriftsteller bezeichnen diese Naphtha als „flüssiges Feuer", weil sie, auf den Boden gegossen und angezündet, lebhaft brennt, wie sie denn auch, einer Flamme zugeführt, diese mächtig auflodern läßt. Außer der Naphtha erfuhr namentlich ein Erdpech, Maltha, mannichfache Verwendung.*) Als dann die Eigenschaften des Schwefels und endlich die des Salpeters bekannt wurden, setzte man beide Stoffe zunächst immer den Erdölen zu, denn diese schienen doch die recht eigentlichen Feuerträger zu sein; und so mischte oder schmolz man Brandmassen zusammen, welche sich unter dichtem Qualme entzündeten und endlich mit hervorbrechenden Flammen explodirten. Daß Explosion auch ohne Anwendung von Holzkohle stattfinden konnte, erklärt sich hinlänglich durch die Anwesenheit anderer leicht verkohlender organischer Substanzen.

Aus allen Nachrichten, welche von diesen Dingen überliefert sind, erhellt, daß die Kenntniß derselben in engen Kreisen, namentlich in den Priesterschaften, geheim gehalten und benutzt wurde, um der Menge handgreiflich zu imponiren.

Jene Gelehrigkeit der Opferflammen, die, je nach dem Willen der Götter oder dem Interesse ihrer Priester, bald hochaufloderten, bald verglommen, hell emporflammten oder im Rauche erstickten — jenes ewige, unauslöschliche Feuer, das auf den Altären des Vischnu, wie auf denen der Astarte oder der iranischen Feueranbeter glühte — jene flammenden Schriftzüge, welche in den Heiligthümern Chaldäa's und Aegypten's oder bei dem Bakchanale Belsazar's plötzlich an den Mauern erschienen — das Nessusgewand und die tödtliche

---

*) Bei dem Bau von Babylon und Ninive wurde ein Asphaltmörtel benutzt, dessen Asphalt durch Verdunstung von Erdöl aus den Quellen am Is (einem Nebenflusse des Euphrat) gewonnen wurde. Diese Quellen, welche die Aufmerksamkeit Alexander's d. Gr., Trajan's und Julian's auf sich zogen, fließen noch heute. In Aegypten wurde ein aus Erdöl bereiteter Asphalt zum Einbalsamiren benutzt. Herodot spricht von Erdölquellen auf Zakynthos, die einen Theil Griechenland's mit Petroleum versorgten, und Plutarch erwähnt eines brennenden Sees in der Nähe von Ekbatana. Die von brennbaren Gasen begleiteten Quellen von Baku waren und sind noch jetzt den Anhängern Zoroaster's Gegenstand religiöser Verehrung, wie denn überhaupt der Feuerkultus und die von ihm ausgegangene Uebertragung ewiger Altarfeuer und ewiger Lampen eng mit den Naphthaquellen zusammenhängt.

Krone der Kreüsa*) — jenes Gewittergewölk mit Donner und Blitz, das bei den Mysterien der Isis wie bei denen von Delphi und Eleusis vor der Majestät der nahen Gottheit zittern ließ — alles das sind offenbar Anwendungen der Pyrotechnik im Dienste des Kultus und der Priesterschaft.

Dieser ursprünglich sakralen Bestimmung der Feuerwerkerei, deren Rezepte in der Cella des Tempels verborgen wurden, entspricht es vollkommen, daß gerade in den theokratischen Despotieen, also unzweifelhaft unter Leitung der Priester, zuerst die Pyrotechnik im Dienste der Kriegspolitik benutzt worden ist. Darauf deuten uralte Mythen hin. Denn wenn erzählt wird, daß Bakchos und Herakles an den Grenzen Indien's mit furchtbaren Donnerschlägen empfangen und zur Umkehr veranlaßt worden seien, weil sie meinten, von einem Gotte bekämpft zu werden, der stärker wäre als Zeus, so stellt sich dieser Zug der Mythe dem Wesen nach gewiß als dasselbe dar, wie die Mittheilung des Apollonios von Tyana, daß die Brahmanen Blitz und Donner gegen ihre Feinde geschleudert hätten, oder wie jener Bericht des Curtius, daß der Inderkönig Porus das Heer des großen Alexander mit Flammengeschossen bekämpft habe, oder endlich wie die Angabe Plutarch's, daß die Bewohner von Samosata, einer Euphratstadt, sich gegen Lucullus vertheidigten, indem sie brennendes Erdpech auf die Stürmenden gossen. Abgesehen von Indien scheint China in militärischer Verwerthung der Feuerwerkerei vorangegangen zu sein. Die Annalen des himmlischen Reiches sollen beweisen, daß man dort schon 1000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung explosive Mischungen, bei denen Salpeter die Hauptrolle spielte, im Kriege anwandte, und daß damals die chinesischen Heere bereits von „Blitzwagen" begleitet waren — sicherlich fahrbaren Wurfmaschinen, welche Feuerbälle und Feuertöpfe schleuderten, wie denn ähnliche Dinge auch mit dem Bogen oder der Handschleuder bewegt werden konnten. Vom Osten schritt die Kriegsfeuerwerkerei nach Westen fort. Schon zur Zeit der Republik wenden die Römer nicht selten Kriegsfeuer an; sie schleudern brennende Substanzen in die belagerten Städte, um auf diese Weise Feuersbrünste zu entzünden.

Seit die thaumaturgischen Tendenzen der Priester sich mit den praktischen Absichten der Krieger verschwistert hatten, und die Pyrotechnik somit aus einem Tempelgeheimnisse zu einem Staatsgeheimnisse geworden war, wendete man der weiteren Ausbildung dieser schwarzen Kunst gesteigerte Aufmerksamkeit zu und ist vermuthlich schon früh dahin gekommen, sogar einige pyrophore Mischungen herzustellen, welche sich „von selbst", d. h. bei der Berührung mit der

*) Nach Plinius soll die Krone, welche die von Jason verstoßene Medea ihrer Nebenbuhlerin Kreüsa schenkte, mit Naphtha getränkt gewesen sein, sodaß sie sich an der Flamme des Altars entzündete und dadurch den Tod der Kreüsa herbeiführte.

Luft oder dem Wasser, entzündeten.*) Minder gefährliche Gemenge waren bald in allgemeinem Gebrauche. Man hat in den Schweizer Pfahlbauten Brandkugeln gefunden, deren Zusammensetzung derjenigen des Schießpulvers verwandt sein soll.**) Aeneas, der zur Zeit Philipp's von Makedonien lebte, gibt die Zusammensetzung eines Brandsatzes. Er sagt:

„Um einen Brandsatz herzustellen, der sich durch nichts löschen läßt, nehme man Pech, Schwefel, Werg, Weihrauchkörner und Abfälle jenes harzigen Holzes, mit denen Fackeln präparirt werden; man mache Bälle daraus, zünde sie an und schleudere sie gegen diejenigen Gegenstände, die man einäschern will."

Diese Mischung ist eine der ältesten und harmlosesten derjenigen Kompositionen, welche in der Folge unter dem Namen des Griechischen Feuers so berühmt geworden sind und so großen Schrecken verbreitet haben.***) Ein Brief des Kaisers Konstantin Porphyrogenetos läßt vermuthen, daß im 4. Jahrhundert v. Chr. das eigentliche griechische Feuer bereits bekannt war. In diesem, aus dem Jahre 949 stammenden Briefe schreibt der Kaiser nämlich seinem Sohne Romanus:

„Man muß des griechischen Feuers wegen eifrig Sorge tragen und alle diejenigen zurückweisen, welche das Geheimniß seiner Zusammensetzung kennen lernen wollen; denn es ist von einem Engel dem ersten Könige der Christen, Konstantin (323—337), anvertraut, mit dem ausdrücklichen Befehle, es nirgends anders als in der Stadt der Christen (d. h. in Konstantinopel) zu verfertigen. Der große König schwur auf dem Altare der Kirche Gottes: Derjenige, welcher es wagen würde, das Geheimniß der Zusammensetzung und Bereitung des griechischen Feuers einem Fremden mitzutheilen, gleichviel ob König, Erzbischof oder sonst welchen Standes, solle den Namen eines Christen verlieren, unwürdig und unfähig sein, im Staate irgend ein Amt zu bekleiden, auf ewig verflucht und aus der Gemeinschaft aller Bürger ausgestoßen werden."

Angesichts dieser anscheinend echten Briefstelle wie der vorhin gemachten Angaben, wird die gewöhnliche Annahme, daß das griechische Feuer um das Jahr 668 von Kallinikos, einem Architekten aus Heliopolis, erfunden oder von den Arabern übernommen worden sei, unwahrscheinlich.†) Sicherlich handelte

---

*) Die Wirkung von dergleichen Materien mochte auf den Eigenschaften des ungelöschten Kalkes oder denen des Schwefelkaliums beruhen, das man durch Verkalkung einer Mischung von Alaun und Schwefelmehl oder durch Einwirkung von Schwefelsäure auf Terpentinöl gewann.

**) Clauß, Die Kgl. Gewehrgalerie zu Dresden. Dresden, 1873.

***) Der Name „Griechisches Feuer" (ignis graecus, feu grégois) ist abendländisch und stammt aus der Zeit der Kreuzzüge. Die Griechen selbst nannten es *πῦρ μηδικόν* oder *πῦρ θαλλάσσιον*, auch *ὑγρόν*.

†) Wie weit pyrotechnische Kenntnisse bereits im 6. Jahrhundert selbst in private Kreise eingedrungen waren, zeigt die Erzählung des Agathias, daß ein gewisser Anthemios

es sich nur um eine Erneuerung gewisser in Vergessenheit gerathener Rezepte, vielleicht auch um eine Verbesserung.*) Allerdings stammen aber die ersten Nachrichten über die Anwendung solcher explodirenden Gemenge seitens der Romaeer wirklich aus der Zeit Konstantin's IV. Pogonatus.

Damals (671—678) überwinterten die Araber in Smyrna und Kyzikos mit ihrer Flotte und belagerten in jedem Sommer Konstantinopel. Stets aber wurden sie durch jenes griechische Feuer abgeschlagen, weil dies ihre Schiffe verbrannte und ihnen viele Leute tödtete.**) — Auch zu Anfang der Regierung Leo's III. des Isauriers (717) belagerten die Araber wieder Konstantinopel 13 Monate lang zu Wasser und zu Lande; aber es gelang, ihre Flotte durch das griechische Feuer zu vernichten, und in die Reihen des stürmenden Landheeres ließ Leo kleine Rohre schleudern, welche ebenfalls mit solchem Feuer gefüllt waren und gute Dienste leisteten, wenngleich sie zuweilen schon in den Händen derer, die sie werfen sollten, explodirten.

Mischungs-Vorschriften aus der älteren Zeit sind leider nicht erhalten, weil eben die Pyrotechnik Staatsgeheimniß war. Die frühesten Angaben stammen erst aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.

Nach M. Graecus stellte man das griechische Feuer folgendermaßen her: „Man nehme gleiche Theile Schwefels, Weinsteines, Leimes, Pechs, geschmolzenen Salpeters und Gummis, mische sie innig, erhitze das Gemenge bis zum Kochen, tauche alsdann Werg, Wolle oder dgl. hinein und zünde es an.“ — Valturius gibt eine andere Zusammensetzung: „Nimm pulverisirte Holzkohle, Salpeter, Schwefel, Pech, brennendes Wasser, Myrrhe, Kampfer. Mische diese Bestandtheile innig und bestreue mit dem Gemenge Werg oder sonst leicht brennbare Substanzen und zünde dann die Masse an. — Das „brennende Wasser“ bereitet man, indem man 2 Unzen pulverisirten Schwefels, 2 Unzen Weinstein aus weißem Weine und 2 Unzen Kochsalz in einem Quart dicken dunklen alten Weines destillirt. Das Resultat ist die aqua ardens, die man in wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt.“ ***)

---

seines Nachbarn Haus in Brand gesteckt habe, indem er „Blitz und Donner“, also ein explodirendes Gemenge hineinwarf. Derselbe Anthemios soll auch die Erschütterungen des Bodens bei Erdbeben nachzuahmen, d. h. also explodirende Minen anzuwenden verstanden haben.

*) Es sind drei Arten von Feuer, welche Kallinikos mittheilte: Eine auf dem Wasser brennende Naphtha, eine harzige Mischung für Brandpfeile und ein Explosivpräparat. Von diesen Dingen kann nur das dritte durch seine Zusammensetzung möglicherweise neu gewesen sein.

**) Die 30000 Mann, welche der Khalif Moawijah während des siebenjährigen Belagerungskrieges vor Byzanz eingebüßt, hat er natürlich nur zum allergeringsten Theile durch das griechische Feuer verloren. Den Erfolg in der Seeschlacht bei Kyzikos, welchen man der neuen Waffe vorzugsweise zuzuschreiben pflegt, erfochten die Griechen wahrscheinlich in der Weise, daß sie die feindlichen Fahrzeuge mit Brandpfeilen überschütteten und mit den an Bord befindlichen Onagren und Ballisten Feuertöpfe und Feuerballen hinüberschleuderten, in die entfachte Brunst aber mit Pumpen Naphthastrahlen spritzten.

***) Auf ähnliche Weise wurde nach M. Graecus der Terpentinspiritus dargestellt, der ebenfalls als eine aqua ardens bezeichnet wird, und es läßt sich vermuthen, daß alle

Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß das griechische Feuer auch im Wasser gebrannt und sich von gewöhnlichem Feuer dadurch unterschieden habe, daß es, ja nachdem man es geschleudert, nicht nur aufwärts, sondern auch horizontal, ja selbst abwärts geflammt habe.*) Die Byzantiner gebrauchten das griechische Feuer vorzugsweise im Seekriege. Kaiser Leo der Philosoph (900 n. Chr.) gibt daher auch die genaueren Daten über die Anwendung dieses Streitmittels in demjenigen Kapitel seiner „Taktika", welches von den Kämpfen zu Wasser handelt.

„Setzt auf das Gallion ein erzbekleidetes Rohr (σίφων), um Feuer auf den Feind zu schleudern. Ueber dem Siphon errichtet eine gezimmerte Plattform mit Brustwehr, von der aus Krieger den Feind beschießen. Auf großen Dromonen (Kriegsschiffen) erbaut auch hölzerne Thürme auf der Mitte des Verdecks, von wo aus schwere Steine und spitze Eisenkolben auf das Deck der Gegner geschleudert werden, um dies zu zerstören, und von wo aus man auch Feuer schießen kann. . . Ein anderes Kampfmittel ist dasjenige Feuer, welches unter Donner und Rauch aus den Siphones entsendet wird, um die Schiffe des Feindes zu verbrennen. Der Mann, welcher das Rohr bedient, heißt Siphonator. . . . Vor Allem gilt es, Gefäße herzustellen, welche, in des Gegners Fahrzeug hinübergeschleudert, zerbrechen und ihren Feuer verbreitenden Inhalt ausschütten. Man bediene sich auch der kleinen Handrohre, welche von Unserer Regierung hergestellt und mit Kunstfeuer gefüllt werden. Sie schleudert man dem Gegner in's Gesicht. Endlich wirft man mit großen Geschützen flüssiges brennendes Pech und andere Materien."

Man hat viel darüber gestritten, ob das erzbekleidete Rohr selbst den Feuerwerkskörper enthielt, oder ob es nur ein durch die Blechhülle gegen zufällige Beschädigungen geschützter Schlauch war, durch welchen „flüssiges Feuer" hindurchgepumpt wurde. Denn unter σίφων verstanden die Alten nicht nur jede

---

scharfen und brennbaren Destillate, gleichwie der Alkohol, als brennende Wasser bezeichnet wurden. In einigen Rezepten des Marchus Gr. spielt auch das alkitran, d. h. flüssiges Pech, eine Hauptrolle. Hierbei fällt die arabische Bezeichnung der Materie auf; überhaupt braucht Marchus mehrfach arabische Ausdrücke, so daß man die Gesammtheit seiner Kenntnisse auf arabische Quellen zurückführen und den Autor selbst demgemäß in's 13. Jahrhundert verweisen will. Indessen konnten für die aus dem Orient stammenden Dinge wie Erdpech, persische Lilien (zambak) u. s. w. sehr wohl arabisch-persische Wörter gebraucht werden, ohne daß deshalb die griechisch-römische Wissenschaft von der arabischen abhängig gewesen wäre.

*) Heutzutage werden unter dem Namen des Griechischen Feuers manche derjenigen Brandsätze verstanden, welche im Wesentlichen aus „Grauem Satz" unter Beigabe von Kolophonium, Pech, Theer, Steinöl oder Terpentinöl bestehen, mit langandauernder heißer Flamme verbrennen und vorzüglich zum Anzünden von Holzwerk verwendet werden. Einige dieser Zündmassen, welche metall. Kalium, Natrium oder Phosphorkalium enthalten, sind dem alten griechischen Feuer auch darin ähnlich, daß sie durch Berührung mit Wasser entzündet werden und sowohl auf als unter dem Wasser weiterbrennen.

Röhre, sondern insbesondere auch den Heber, das Druckwerk, die Pumpe und Spritze.*) Wahrscheinlich handelt es sich aber um die Anwendung beider Formen: einmal um Spritzenschläuche, durch welche flüssiges Feuer auf das feindliche Schiff gepumpt wurde, und zweitens um Feuerrohre, welche mit langsam brennendem Ausstoßsatze gefüllt waren und einen Feuerstrom sprühten. Die Erfindung solcher Satzröhren war nämlich damals längst gemacht, und sie ist von ganz besonderer Wichtigkeit, weil von ihr die nächste bedeutende Entwickelung der Pyrotechnik ausgegangen ist.

Die vielfache Anfertigung von Feuerwerkskörpern, bei denen pulverartige Massen in Gefäße mit engen Oeffnungen eingeschlossen wurden, hatte ja natürlich wiederholt unbeabsichtigte Explosionen zur Folge. Denkende Techniker mußten dadurch zu Versuchen veranlaßt werden, welchen Einfluß die Gestalt der Umhüllung und die Dichtigkeit der Füllung auf den Verlauf der Explosion hätten. Man füllte Röhren (Bambusrohr, Papyrustüten, Lederschläuche) mit explosiblem Satze, stieß diesen fest und bemerkte nun, daß nach der Entzündung die Flamme, anstatt auf einmal gewaltsam hervorzubrechen, nach und nach zischend und brausend verbrannte, indem dabei das Rohr die Neigung zeigte, sich in dem der Richtung der sprühenden Flamme entgegengesetzten Sinne zu bewegen. Rohre solcher Art werden diejenigen gewesen sein, welche Leo von den auf den Gallionen aufgestellten Siphones ausdrücklich unterscheidet, indem er sagt, daß sie unter Donner und Rauch Feuer entsendet hätten. Rohre solcher Art werden jene kupfernen und eisernen Tuben gewesen sein, von denen Anna Komnena berichtet, daß sie bemalt und vergoldet wurden, und daß ihre Mündungen die Rachen von Löwen und anderen wilden Thieren nachahmten, so daß es geschienen habe, als ob diese Rachen das Feuer spieen. Gleichartig, nur von geringeren Dimensionen, erscheinen auch die Feuerlanzen, welche sowohl arabische Manuskripte wie das Werk des Marianus Jakobus darstellen, und welche auf demselben Prinzipe beruhen; endlich gewisse feuerspeiende Belagerungsmaschinen, welche in der Gestalt von Thieren, namentlich in derjenigen riesiger Mäuse, zum Einäschern von Palissadirungen und Bohlenwerken verwendet wurden.

Inzwischen empfand man die Schwierigkeit, den in den Rohren festgestampften Satz an der glatten Außenfläche zu entzünden. Man kam auf den Gedanken, die explosible Masse zu durchbohren und einen Zündfaden einzuführen. Mit Ueberraschung sah nun der Feuerwerker das sprühende Rohr

*) Vgl. Pape's Wörterbuch. Die Einrichtung von Feuerspritzen ist im ganzen Orient uralt. Es lag sehr nahe, dasselbe Instrument, welches mit Wasser gefüllt das Feuer löschte, im Kriege dazu anzuwenden, „Oel in's Feuer zu gießen“, d. h. Naphtha, aqua ardens u. dgl. auf den Feind zu spritzen.

einer Schlange, einem Drachen (serpent) gleich sich auf dem Boden hin- und herbewegen. Indem die Feuerwerksmasse durchbohrt und somit die Ausdehnung ihrer Verbrennungsoberfläche vergrößert worden, hatte der Meister unwillkürlich dem Feuerrohre eine „Seele“ gegeben; Entwickelung und Spannung der Gase waren groß genug geworden, um das Gewicht der Vorrichtung und die Reibung am Boden zu überwinden: er hatte die erste Rakete hergestellt! Diese primitive, rudimentäre Rakete, die noch heute unter dem Namen des Schwärmers (serpenteau) bekannt ist, gewährte den Magiern, den Brahmanen, den ägyptischen wie den griechischen Hierophanten das Mittel, nach Gefallen das Feuer des Himmels für ihre Zwecke in Bewegung zu setzen. Die Priesterschaft verstand die mise en scène. Von einem, profanen Augen unsichtbaren, Faden gelenkt, fuhr das Feuer auf die Bitte des celebrirenden Priesters zum Holzstoße des Altars nieder; seinem Fluche gehorsam, folgte es dem aus dem Heiligthume verstoßenen Verbrecher zischend nach, oder es erschütterte das Gemüth der durch Hunger, Schrecken und Narkotika wohl vorbereiteten Neophyten der Mysterien von Samothrake und Eleusis. Jenes Bündel von Blitzen, das, von einer Papyrushülle oder einem kurzen Rohre zusammengefaßt, so viele antike Bildwerke in der Faust des Juppiter tonans oder in den Krallen seines Adlers zeigen — was ist es anders als die Nachbildung dieser Rakete! War es doch ebenso natürlich, den Donnerer mit dieser Waffe darzustellen, wie die Athene Promachos mit dem Speere auszurüsten. Gleich all' den anderen pyrotechnischen Erfindungen konnte aber auch die der Rakete nicht Eigenthum der Priester bleiben, und bald begegnet man ihr wirklich in den Händen der Fürsten und Krieger. Kaiser Caligula rühmte sich, Dio Cassius zufolge, dem Juppiter Trotz bieten zu können, indem er den Blitzstrahl des Himmels mit Blitzen beantwortete, welche er gegen die Wolken schleuderte: es waren Raketen, die einige Jahrhunderte später, nämlich zu Julian's Zeiten, bereits als eigentliche Waffe erscheinen. Raketen sind wohl auch die Handrohre, welche Kaiser Leo VI. in seinen „Taktika“ empfiehlt, um sie dem Feinde in's Gesicht zu schleudern, und durch Marchus Graecus erfahren wir sogar das Rezept, nach dem der Satz dieses „fliegenden Feuers“ gemischt wurde. Es lautet:

„Ignis volans. Accipe libram unam sulphuris, libras duas carbonum salicis, libras sex salis petrosi, quae tria subtilissime terantur in lapide marmoreo; postea aliquid posterius ad libitum in tunica de papyro volanti, vel tonitrum faciente ponatur.“

Dies aus Schwefel, Kohle und Salpeter zusammengesetzte Kriegsfeuer ist nun unzweifelhaft Schießpulver. Die verordnete Mischung entspricht der von 67 Theilen Salpeter, 22 Kohle und 11 Schwefel, welche, wenn sie rein

und gut verbunden werden, ein Pulver ergeben, das zwischen Sprengpulver und Geschützpulver die Mitte hält; es ist offenbar dasselbe Pulver, welches noch bis vor kurzem allgemein für Feldsignalraketen angewendet wurde. In dieser Hinsicht standen also die Feuerwerker der Zeit des Caligula wohl schon auf derselben Höhe wie Congrève, dessen „Geheimniß" zu Anfang des 19. Jahrhunderts so angestaunt wurde! Aus dem Rezepte des Marchus Graecus geht auch hervor, daß man bereits den Vorzug der aus leichtem Holze gewonnenen Kohle erkannt hatte; denn er empfiehlt ausdrücklich Weidenkohle. Ferner zeigt sich, daß man es verstand, mit ein und derselben Mischung sowohl die Triebkraft als die Detonation hervorzubringen, indem man für den ersteren Zweck die ganze Cartouche, für den andern Zweck aber nur die Hälfte derselben mit Satz anfüllte. Was dem Pulver des Marchus Graecus noch fehlt, das ist die Reinheit der Stoffe und die Innigkeit der Mischung, namentlich aber die Körnung, die lange auf sich warten ließ und die doch allein die Sicherheit eines regelmäßigen dynamischen Effektes verbürgt. Wie wenig aber diese Körnung auch in späterer Zeit als ein wesentliches Moment der Erfindung betrachtet wurde, geht daraus hervor, daß auch das gekörnte Pulver eben pulvis genannt ward, obgleich es doch gar kein „Staub" mehr war.

Nebem dem wirklichen Pulver und den von ihm bewegten Raketen spielt das alte griechische Feuer seine frühere Rolle, zum Theil sogar in den ursprünglichsten Mischungen, fort. Ein Beweis dafür sind z. B. die Angaben der Anna Komnena über den unterirdischen Kampf zwischen den Normannen Bohemund's und den belagerten Byzantinern in Durazzo (Dyrrhachium) im Jahre 1106. Die Romaeer bedienten sich hier einer Mischung von Pech, Pflanzensäften und Schwefel, um den Feind in den Minengängen zu bekämpfen. Es lag nun nahe, die Triebkraft des Pulvers und die Zündkraft irgend eines Brandsatzes in einem und demselben Feuerwerkskörper zu kombiniren, und so erscheinen denn in der That Cartouchen, die abwechselnd mit Ausstoßladungen von Pulver und mit griechischem Feuer gefüllt sind, welches letztere also stoßweise, je nachdem die Rakete abbrannte, sich über den getroffenen Platz ergoß. Dieser Feuerwerkskörper, der schon Rohre von großer Solidität erforderte, scheint viel gebraucht worden zu sein, und der Schritt, statt des Brandsatzes einen festen Körper durch die Ausstoßladung fortschleudern zu lassen, lag nahe und wurde in der That bald, und zwar, soweit unsere Kenntniß von den Dingen reicht, im Oriente gethan.

Der Entwickelung der Feuerwerkerei bei Griechen und Römern geht nämlich die bei den Arabern in der Hauptsache parallel. Wenn freilich die Sage den Kallinikos die Erfindung des griechischen Feuers von den Arabern bekommen läßt, so hat sie gewiß unrecht; denn andernfalls wäre es doch sehr

befremdlich, daß die Sarazenen sich dieses Kriegsmittels nicht selbst vor Konstantinopel und bei Kyzikos bedienten; und eben so unrecht wird eine andere Angabe haben, welche das Geheimniß des griechischen Feuers endlich an die Araber verrathen läßt, die nun, wesentlich auf dieses Streitmittel gestützt, den Byzantinern unermeßlichen Schaden thun. Aber jene Sagen sind doch insofern merkwürdig, als sie eben den Orient als die Quelle bezeichnen, von der aus die Kenntniß der Pyrotechnik einst in's Abendland gedrungen, und als sie im Oriente die folgenreichste Durcharbeitung und Weiterentwickelung der gewonnenen Erkenntniß suchen. Die arabischen Sarazenen sind jedoch vermuthlich ebensowohl Empfangende und Genießende gewesen wie Griechen und Römer; Erfinder und Bildner waren wohl die Babylonier, Inder, Chinesen.*)

Das Streben der Araber, sich militärisch zu unterrichten, war sehr groß. Sie übersetzten griechische Kriegsschriftsteller in ihre Sprache, und bald entwickelte sich eine eigene sarazenische Militärliteratur. Ein arabischer Autor, der in der Mitte des 10. Jahrhunderts schrieb, erwähnt ein „Buch über das Feuer, die Naphtha und den Gebrauch, den man im Kriege davon macht". Dies Buch selbst ist leider verloren; aber ein 300 Jahre jüngeres arabisches Manuskript der Leydener Bibliothek, als dessen Verfasser ganz naiv Alexander der Große genannt ist, scheint den wesentlichen Inhalt jenes alten Buches aufbewahrt zu haben.**) Es lehrt in den zwei Kapiteln, welche von der Pyrotechnik handeln, die Präparation der Naphtha, die Anfertigung von Feuerwerkskörpern zu Glimpf und Schimpf, die Kunst, brennbare Stoffe fortzuschleudern und sie so einzuhüllen, daß die Verbrennung gesichert bleibt. Dabei ist es höchst bemerkenswerth, daß in diesem ältesten arabischen Feuerwerksbuche des Salpeters noch gar nicht gedacht wird.

Die verschiedenen Arten von Naphtha und Petroleum sowie Schwefel erscheinen als Hauptingredienzien der Brandmischungen, und hierzu kommen Theer, Harze, Oele, Pflanzensäfte, Metalle und Fette verschiedenster Thiere: das des Seehundes, des Haushundes, des Bären, des Wolfes u. s. w.

Erst im 13. Jahrhundert scheint der Salpeter den Arabern bekannt zu werden. Der älteste arabische Schriftsteller, welcher ihn erwähnt, ist ein Arzt,

---

*) In den von den Pekinger Jesuiten veröffentlichten Mémoires sur la Chine II p. 492 heißt es: „L'an 969 de Jésus-Christ, seconde année du règne de Tai-Tsou, fondateur de la dynastie des Song, on présenta à ce prince une composition, qui allumait les flèches et les portait fort loin." Dies ist offenbar Pulver, welches eine Rakete treibt. — Die Türken nehmen merkwürdiger Weise an, daß das Pulver i. J. 660 erfunden sei (in dem 1826 zu Konstantinopel erschienenen Asihafer).

**) Das Manuskript führt den Titel: „Abhandlung über Kriegslisten, über Einnahme der Städte, Vertheidigung der Pässe u. s. w."

der ihn bârud nennt. Bald aber werden die pyrotechnischen Eigenschaften des neuen chinesischen Medikamentes bekannt. Der „Traktat vom Reiterkampfe und den Kriegsmaschinen", den Nedjm-Eddin-Hassan-Alrammah um das Jahr 1290 und zwar „nach Anleitung seines Vaters, seines Großvaters und anderer berühmter Meister" schrieb, enthält eine vollständige Abhandlung über Feuerwerkerei, in welcher der Salpeter bereits die Hauptrolle spielt. So setzt der Autor z. B. ein Feuer, welches er „Jasminblüthe" nennt, aus 10 Theilen Salpeter, 2 Theilen Schwefel, 3 Theilen Kohle und 5 Theilen Eisenfeilspänen zusammen. Als Kriegsmittel empfiehlt Hassan-Alrammah in erster Reihe Glasbälle, die mit explosiblen Kompositionen gefüllt und mit einem ekrikh genannten Zünder versehen sind. Die kleinste Form solcher Bälle kommt unter dem Namen der „Kichererbsen" vor; die größte stellte man statt aus Glas auch wohl aus Baumrinde oder Papyrus her; sie hießen khesmanat. Neben diesen Wurfgeschossen, welche durchaus den von Leo VI. empfohlenen Feuerbällen zu entsprechen scheinen, bedienten sich die Araber wie die Griechen der Feuerlanzen, und zwar befestigten sie an der Spitze der Lanze kleine Glasgefäße mit pyrophoren Mischungen, die oft wie eine Blüthenkrone angeordnet wurden. Dies sind die sogenannten „Blumenlanzen". Aehnlich statteten sie Armbrustpfeile und Wurfspieße aus, wobei zuweilen mehrere Pfeile oder Spieße durch Querhölzer verbunden wurden. Nicht selten kommen sogar Spieße vor, die fast ihrer ganzen Länge nach mit Explosionshülsen besetzt sind. Auch Streitkolben wurden mit explosiblen Substanzen gefüllt, und sehr häufig hängen die zerbrechlichen Gefäße, welche den Brandsatz bergen, sogar an einer Kette gleich der Stachelkugel eines Morgensternes. Ein solches Instrument heißt borthab. Alle diese Instrumente sind also lediglich Aptirungen schon vorhandener Waffen zur Feuerwerkerei. Hassan-Alrammah spricht aber auch schon von einer eigentlichen Feuerwaffe, nämlich von dem „Madfaa", einem gestielten hölzernen Handmörser.*) Es ist dies wohl die älteste Nachricht von der Benutzung der Triebkraft des Pulvers zur Forttreibung eines Projektils. Das Schießpulver, welches in den Madfaa eingeführt werden soll, beschreibt der arabische Autor folgendermaßen:

„Nimm 10 Drachmen Salpeter, 2 Drachmen Kohle, 1½ Drachmen Schwefel. Diese mache zu feinem Pulver und fülle damit ein Drittel des Madfaa; mehr nimm nicht, weil er sonst zerspringen könnte. Dazu lasse einen zweiten Madfaa nach der Mündungsweite des ersten drechseln und treibe ihn mit kräftigem Stoße hinein, lege entweder einen Bolzen oder eine Kugel (bondok) darauf und zünde das Brand-

*) Madfaa (medfaa) heißt so viel wie propulsorium, projectorium. In späterer Zeit bedeutet es „Kanone".

zeug an. Das Maß des zweiten Madfaa muß bis zu dem Loche reichen (d. h. der durch die Mündung getriebene Holzpfropf muß bis unter das Zündloch reichen); geht er tiefer herab, so wäre das ein Fehler. Der Schütze nehme sich wohl in Acht!"

Den Zeichnungen nach ist die Seele des Madfaa in der Regel ebenso breit als tief.

Während alle die bisher aufgeführten Feuerwerkskörper und auch der Madfaa als Handwaffen gebraucht wurden, waren bombenartige Geschosse bestimmt, bei Belagerungen mit Wurfmaschinen über die Mauern geschleudert zu werden. Diese Geschosse erscheinen als eiserne Kesselgefäße verschiedenster Gestalt mit Oeffnungen, welche die Flammen hervorschlagen ließen.*) Bei dem sogenannten „Feuer-Ei" war ein Gefäß dieser Art, jedoch in leichterer Hülle, mit zwei Raketen in Verbindung gebracht, welche das Ei bewegten, sodaß es keiner Wurfmaschine bedurfte. Ein Manuskript der Petersburger Bibliothek, welches aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt, und dessen Verfasser wahrscheinlich Schems-Eddin-Mohammed ist, bringt mehrere Feuerwaffen entschieden modernen Prinzipes: Zunächst den schon bekannten hölzernen Madfaa, dann aber auch eine Handschußwaffe, von der es heißt: „Beschreibung einer Lanze, aus der du, wenn du angesichts des Feindes bist, einen Pfeil hervorgehen lassen kannst, der sich sogleich in seine Brust heften wird." Es scheint dies eine Nachahmung der chinesischen Waffe zu sein, welche im 13. Jahrhundert unter dem Namen „To-lo-tsiang" vorkommt und als ein mit Pulver und Schrot geladenes Bambusrohr geschildert wird.**) Schems-Eddin-Mohammed beschreibt die Anfertigung eines solchen Feuerrohres. Er empfiehlt, eine dicke Lanze ihrer Länge nach in einer Weite von etwa 4 Fingern auszuhöhlen und einen kleinen eisernen Madfaa hineinzuthun. Dieser und ebenso die Lanze müssen an einer Seite durchbohrt sein, und hier seien Madfaa und Rohr durch einen seidenen Faden zusammenzubinden, der den Madfaa in der Lanze zurückhalte, während der Pfeil hinausgeschleudert werde. Schon aus

---

*) Ganz ähnlich erscheint das chinesische „ho-pao" (Schleuderfeuer), von dem der Jesuit Gaubil berichtet. Es wurde zuerst 1232 bei der Belagerung von Kai-foung-fu angewendet. Die geworfenen Geschosse hatten die Gestalt von Schröpfköpfen und sie explodirten mit einem Knalle, den man 10 Meilen weit hörte.

**) Es heißt nämlich in der Geschichte der Dynastie Sung: „Im ersten Jahre der Periode Kai-Khing (1259 n. Chr.) stellte man die „tho-lo-tsiang" genannte Waffe her, d. h. die Lanze des ungestümen Feuers. Dabei ward in ein langes Bambusrohr eine Handvoll Körner eingeführt; dann wurde Feuer daran gelegt, eine heftige Flamme brach hervor, und zuletzt wurden die Körner mit einem Geräusche wie das eines Pao's hinausgestoßen und verbreiteten sich auf eine Enfernung von ungefähr 150 Schritt." (Recueil des 24 historiens de la Chine 127, 14.) „Pao" ist eine Maschine, mit welcher Steine geschleudert wurden.

diesem Umstande, daß der Zusammenhang von Pulverkammer und Rohr buchstäblich „an einem seidenen Faden hängt", geht hervor, daß es sich nur um eine äußerst geringe Anfangsgeschwindigkeit des Projektils und nur um eine ganz kurze Schußweite gehandelt haben kann; andernfalls wäre der Faden unfehlbar zerrissen. Uebrigens wurden nicht nur Pfeile, sondern auch Kugeln (bondoks)*) aus solchen Rohren geschossen. Neben den neuen Schußwaffen zeigt das Petersburger Manuskript auch all' die alten Feuerwaffen in vollem Gebrauche: Feuerlanzen, Feuertöpfe, Madfaa's und Feuerkolben. Ferner berichtet es von einer seltsamen Methode, ganze Reiter mit Feuer zu umgeben und dadurch feindliche Reiterei zu erschrecken und in die Flucht zu jagen — eine Erfindung, die von den Orientalen, wie alles Vorzügliche, Alexander dem Großen zugeschrieben wird. Der Reiter soll sich zu diesem Zwecke mit einem leinenen Burnus bekleiden, der durch und durch mit Rüböl getränkt und mit Wergbüscheln besetzt ist, und das Pferd ebenso einkleiden. Den Kopf soll er mit einem eisernen Helme bedecken, auf dem ein rothes Feuer lodert, das sich von Asphaltfils nährt; die Hände und das Gesicht sollen mit Talkstein eingerieben werden. Dann werden die Wergbüschel angezündet und brennen wie Dochte. Auf solche Weise, wird versichert, hätten sich die Aegypter der tatarischen Reiterheere entledigt. Ein arabisches Manuskript der Pariser Bibliothek erläutert das Verfahren noch dahin, daß unter dem Obergewand ein unverbrennlich gemachtes Filzkleid zu tragen sei, welches man mit Weinessig, Blutstein, Fischleim und Sandarachharz präparire. Die aufgenähten Wergbüschel sollen mit Naphtha getränkt sein. „Reiter, die so ausgerüstet sind," sagt das Manuskript, „flößen den Feinden Gottes Schrecken ein, besonders bei der Nacht; denn die präparirten Reiter gewähren einen ganz fürchterlichen Anblick, zumal wenn sie in geschlossener Masse anrücken." Freilich sei es nothwendig, die Pferde an diese Ausstattung zu gewöhnen, weil sie sonst den Dienst versagen. Zu diesem Zwecke verstopfe man ihnen die Ohren mit Baumwolle und lasse dann erst kleine Madfaa auf dem Rücken der Thiere detoniren, lasse ferner Raketen an ihrem Kopfe vorbeisausen, entferne dabei die Baumwolle erst aus dem einen, dann aus dem andern Ohre u. s. w. Vor jedem Reiter müsse aber ein Fußgänger mit Feuerkolben einhergehen. So begleitet sollten die Feuerreiter dem Heere vorausziehen und unter keinen Umständen weichen; denn sonst würden sie die ganze Truppenmasse in die schlimmste Verwirrung bringen. Sie hätten aber auch niemand zu fürchten; kein Mensch würde es wagen, sie mit dem Säbel oder der Lanze anzugreifen. Alle die Materialien, welche man

*) Das arabische Wort „bondok" bedeutete ursprünglich Haselnuß; seit dem 10. Jahrhundert bezeichnete es die mit der Armbrust geschossene Kugel; heutzutage ist es ein Ausdruck für Handfeuerwaffe überhaupt.

gegen die Feinde der Religion gebrauche, hätten die Könige in ihren Arsenalen sorgfältig aufzustapeln; wer das bisher versäumt habe, sei mit Unkenntniß entschuldigt; es sei aber sehr wichtig!

Schon die abassidischen Khalifen hatten ein eigenes Korps der Naffalŷn (Naphthafeuerwerker), dessen Mitglieder angeblich mit feuerfesten Gewändern bekleidet waren, die ihnen gestatteten, durch brennende Trümmer u. dergl. vorzudringen.

Dies sind die wichtigsten Angaben, welche sich über die alte Pyrotechnik erhalten haben. Ihnen mögen sich einige historische Daten über den Gebrauch von Feuerwaffen vom 10. Jahrhundert bis gegen Ende der Kreuzzüge anreihen.

941 verbrennen die Griechen einen Theil der Flotte des russischen Czaren Igor mit Feuer, das aus Rohren ausgestoßen wird, und das die Moskowiter dem Blitze vergleichen.

1073 greift König Salomon von Ungarn Belgrad mit Feuerrohren an.

1085 haben die Tunisier auf ihren Schiffen Maschinen, mit denen sie unter Donnergeräusch Feuer schleudern.

1147 verwenden die Araber Feuerrohre gegen Lissabon.

1148 benutzt Plantagenet bei der Belagerung von Montreuil-Bellay griechisches Feuer.

1193 wendet Philipp August's Ingenieur Gaubert griechisches Feuer an, um die englischen Schiffe auf der Rhede von Dieppe zu bekämpfen.

1203 verbrennt Gaubert die Palissadirung von les Andelys mit Feuerwerkskörpern.

1227 wird in einer die Gerechtsame des Hotel-Dieu zu Paris bestimmenden Ordonnanz la recherche du salpêtre erwähnt.

1232 bekämpfen sich Tataren und Chinesen mit Feuerrohren.

1238 beschießt Jakob I. von Aragon Valencia mit brandstiftenden Geschossen.

1247 vertheidigt sich Sevilla außer mit den gewöhnlichen Kriegsmaschinen auch noch mit Donnermaschinen, deren Projektile die Rüstungen von Mann und Roß durchdringen.

1249 haben die Aegypter Geschosse, welche Skorpione genannt werden und aus einer mit Nitrinpulver gefüllten, festgeschnürten Cartouche bestehen; sie steigen empor, brausen, leuchten und brennen.

1290 belagern die Aegypter Ptolemais mit 300 Maschinen, welche griechisches Feuer werfen.

Daß die Orientalen und insbesondere die Aegypter so Hervorragendes in der Pyrotechnik leisteten, hat seinen Hauptgrund wohl darin, daß sich in Alexandrien, trotz der Zerstörung der weltberühmten Bibliothek, ein wissenschaftliches Leben erhalten hatte, wie es, Konstantinopel ausgenommen, sonst völlig ohne Gleichen war. Und doch — wie kindlich erscheinen uns die chemischen Vorstellungen der gelehrten Araber! Ihre Theorie von der Pulverwir-

kung lief darauf hinaus, daß sie dieselbe dem Antagonismus zwischen der inneren Hitze des Schwefels und der inneren Kälte des Salpeters zuschrieben. Hatte man aber einen Salpeter in Verdacht, zu kalt, d. h. gar zu unrein zu sein, so galt es, ihn zu erwärmen. Anfangs versuchte man das durch Zusätze, insbesondere von Zinnober, der, seiner rothen Farbe wegen, als sehr „heiß“ erschien, oder durch Beimischung von menschlichem Urin und zwar solchem von Weintrinkern. Der Harn der Wassertrinker und der Biertrinker galt als zu kalt. Allmählich aber kam man auf den Gedanken, den Salpeter zu raffiniren, indem man zwei als wesentlich heiß geltende Substanzen: ungelöschten Kalk und Holzasche, zu Hilfe nahm. Mit ihnen behandelte man die wässerige Lösung des Salpeters, und so gelang es am Ende, ihn von einem Theile der diesen Stoff gewöhnlich begleitenden fremden Salze zu befreien. Gleichzeitig studirte Roger Bacon die Eigenschaften des Salpeters und kam dahin, ihn durch vollständige Lösung in Wasser und durch Krystallisation zu raffiniren. Nunmehr erwies die Pulvermischung sich weit wirksamer als bisher und zugleich als sehr viel besser geeignet, eine gewisse Zeit lang trocken aufbewahrt zu werden; denn sie zog die Feuchtigkeit der Luft nicht mehr in so hohem Grade an wie früher. Da sich nun die Triebkraft des Pulvers bedeutend gesteigert zeigte, so kam einerseits die Rakete immer mehr in Aufnahme und wurde bald durch Einführung des Raketenstabes verbessert; andererseits wendete man den Feuerrohren, welche Pfeile und Bondoks schossen, erhöhte Aufmerksamkeit zu. Und während die Rakete im Abendlande bald in Vergessenheit gerieth, dermaßen, daß ihre Wiedereinführung zu Anfang unseres Jahrhunderts unmittelbar der feindlichen Berührung englischer Truppen mit den Streitkräften eines indischen Fürsten, Tippu Sahib, zu danken ist,*) so beschäftigte man sich im Occident, und zwar anscheinend besonders in Italien, mit jenen Feuerrohren, und fast sollte man glauben, daß von ihnen aus nur noch ein einziger Schritt gewesen sei zur Arkebuse oder zur Kanone. Indessen: noch war das Pulver nicht gekörnt; noch galt es, ein zur Konstruktion von Feuerwaffen gut geeignetes Metall auszuwählen; es galt, solide Geschosse herzustellen, Erfahrungen zu machen über Gewicht und Gestalt der Ladung, über Schäftung und Laffetirung; es galt, die nothwendige Uebereinstimmung herbeizuführen zwischen den einzelnen Theilen der Maschine und ihrem Endzweck, und endlich blieb es auch dieser Erfindung nicht erspart, jene tausendfältigen widerstrebenden Mächte bekämpfen zu müssen, die bald passiv, bald aktiv als Routine, Gleichgiltigkeit, Handwerksneid, Vor-

---

*) Bei der Belagerung von Seringapatam. Congrève brachte die Raketen dann nach Europa und wendete sie 1806 gegen die Flotille von Boulogne, 1807 beim Bombardement von Kopenhagen an.

urtheil und Ungeduld jeder Neuerung den Weg versperren. Mit großem Rechte sagt Napoleon III. in seinen Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie: „Les inventions trop au-dessus de leurs époques restent inutiles jusques au moment où le niveau des connaissances générales est parvenu à les atteindre.“

Berlin. Max Jähns.

Der neue Magnetismus-Schwindel.

Vor kurzem wurden die größeren Städte Deutschland's von einem spekulativen Dänen besucht — mit Namen Hansen und seines Zeichens „Magnetiseur“ —, um von neuem auf die Größe ihres Fluidums für magnetische und mystische Schwindeleien untersucht zu werden und das Kleeblatt der Wunder wieder vollzumachen. Marienerscheinungen, spiritistische Geisterthaten und die Kraft des thierischen Magnetismus, die alten guten Freunde, die sich schon zur Zeit der Hochfluth der Wunder, zu Anfang der fünfziger Jahre, einträchtiglich zusammenfanden oder einander ablösten, sie sind auch jetzt wieder zusammen erschienen. Glücklicherweise haben sie die gesunde Vernunft des Publikums diesmal nicht so zu betäuben vermocht wie das erste Mal. Damals gab es kaum ein Dorf, das nicht seinen wahrsagenden Dreifuß oder seinen verrückten Tisch gehabt hätte. So weit wird es diesmal nicht kommen. Auch der Marpinger Prozeß, so Skandalöses er zu Tage gefördert hat, reicht lange nicht an den Königsberger Spiritisten-Prozeß heran, der den Abschluß der vorigen Wunderperiode bildete. Aber kommen wir zu unserm Helden.

Wie nach der gegenwärtigen Sitte alle großen Künstler und Virtuosen ihren Ruhmeslauf durch Deutschland in der Reichshauptstadt beginnen, so versuchte auch unser Prestidigitateur sein Glück zuerst in Berlin. Aber die Berliner haben für die Wunder wenig Sinn; Hansen fiel durch. Seine Vorstellungen wurden nur benutzt, um schnöde Redensarten an den Mann zu bringen, und was Berlin nur immer an moquanten Witzen augenblicklich auf dem Markte hatte, wurde herbeigeholt, den Wunderbaren zu foppen. Redensarten wie „fauler Kopp“ schwirrten fluidumgleich durch die Luft und ließen das Hansen'sche Fluidum nicht zur Entwickelung gelangen. Vollends mißlich lief die Vorstellung ab, zu welcher Aerzte und Vertreter der Presse eingeladen waren. Diese Gattung von Berlinern schien ganz und gar keine Fluidummheit zu besitzen.

Manchem Vorgänger Hansen's war es übrigens vor zwanzig und mehr Jahren in Berlin nicht besser ergangen. So stellte sich damals ein Franzose dort ein, um sein Fluidum leuchten und Geschäfte machen zu lassen. Als Medium diente ihm seine Frau. Um sich einzuführen, lud er Aerzte und Vertreter der Zeitungen zu einer Probevorlesung ein, und hier verdarb ihm die Tücke eines Arztes sofort das ganze Geschäft. Die Dame wurde in gewohnter Weise von den Händen des Magnetiseurs bestrichen und verfiel programmmäßig in einen tiefen Schlaf. Sie wurde mit Nadeln gestochen und ertrug es ohne Zucken. Dann befahl ihr der Wundermann, aufzustehen und ihm zu folgen. Sie gehorchte mechanisch und ging in scheinbar sonnambulen Zustande. Wenige Schritte hatte sie gemacht, als ein Herr in der ersten Reihe ihr auf französisch zurief: „Madame, fallen Sie nicht, es kommt eine Stufe." Das Medium macht halt, öffnet die Augen und sieht nach den Füßen. Gleich darauf nimmt sie ihren sonnambulen Zustand wieder an, aber — zu spät. Die Zuschauer brachen in ein schallendes Gelächter aus. Die Prozedur war zu Ende. Der Prestidigitateur nahm seine Frau am Arme und verließ mit wüthenden Blicken den Saal. In Berlin war seine Rolle ausgespielt.

Nicht ganz so trostlos erging es Hansen, aber doch trostlos genug; denn ohne langen Aufenthalt wandte er der ungläubigen Stadt den Rücken und setzte seine Wanderung fort, um in Kleinparis sein Heil zu versuchen. Und siehe da: dort ging es ihm schon besser. Ueber eine Woche lang sammelten sich alle Abende Schau- und Wunderlustige um den „Magnetiseur".

Von Leipzig ging die Reise nach Elbflorenz. Hier fand die geheimnißvolle Kraft des Zauberers volle Anerkennung, hier feierte er Triumphe. Ganz Dresden war verzückt. Ueberall bildeten die Wunder des Meisters das stehende Tagesgespräch, und am Abend war der „Viktoriasalon" zu klein, um alle die Bezauberten zu fassen. Das hatten mit ihrer Reklame die „Dresdner Zeitung" und die „Dresdner Nachrichten" gethan und die — Empfänglichkeit des Publikums. „Die phänomenalen Leistungen dieses zweiten Mesmer haben unsere Stadt in eine fieberhafte Aufregung versetzt," schrieb die Dresdner Zeitung. „Wir haben es keineswegs mit spiritistischem Humbug, Tischrücken und dergleichen zu thun, da sich alles vor unseren Augen vollzieht, und jede Täuschung vollständig ausgeschlossen sein muß; nein, hier gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß dem Menschen geheime Kräfte innewohnen, die, wenn er sie zu wecken versteht, auf andere menschliche Wesen mit unheimlicher Macht einwirken." Noch ärger hatten sich die „Nachrichten" magnetisch an der Nase herumführen lassen. Der Zauberer war in die Redaktion gekommen und hatte sich erboten, auf der Stelle eine Probe seiner Leistungen abzulegen. Redakteur, Setzer und Postbote bildeten sofort eine improvisirte Sitzung, und alles gelang

auf's vollständigste. Keiner von ihnen konnte mit dem Meister im Einverständniß gewesen sein, keiner von ihnen hatte ihn je vorher gesehen; Alles ging ehrlich zu, und doch verspürten die Herren „die Gewalt des undefinirbaren Fluidums", was die „Nachrichten" am folgenden Tage „im Dienste der Wahrheit offen erklärten". Der Eine konnte die geschlossenen Augen nicht wieder öffnen, der Andere den Mund nicht, der Dritte kannte seinen Namen nicht mehr, ein Vierter verfiel in eine völlige Todtenstarre, bis ihn die gewaltige Hand Hansen's vom Schlummer wieder erweckte.

Die Experimente, die Hansen vor seinen Zuschauern machte, waren überall dieselben. Auf sein Ersuchen begab sich eine Anzahl Herren aus dem Kreise der Zuschauer auf die Bühne und betrachtete auf's inbrünstigste mehrere Minuten lang einen Glasknopf, den der Meister einem Jeden zu diesem Zwecke überreicht hatte. War diese Betrachtung zu Ende, welche Hansen die „Vorbereitung" nannte, welche aber in Wahrheit das eigentliche Experiment bildet, so wurden alle geprüft, ob der Zauber an einem von ihnen gelinge, ob einer, nachdem er mit den Händen des Meisters bestrichen worden, sich zu einem der Experimente tauglich erweise. Diese Empfänglichen werden dann zu weiteren Experimenten auserlesen, und an ihnen treten dann allerdings für die oberflächliche Beobachtung höchst merkwürdige Erscheinungen zu Tage. Willenlos folgen sie dem Zauberer, wenn nur ein Finger von ihnen in seine offene Hand gelegt ist. Beine und Arme werden ihnen steif, so daß sie wie ein Stück Holz behandelt werden können. Ihr Gedächtniß ist für bestimmte Dinge, namentlich für die allerbekanntesten wie für ihre eigenen Namen, verloren. Die Einen bilden sich dies, die Anderen jenes ein, wozu der Künstler nur die Idee angibt. Er überreicht den Empfänglichen Stöcke und bittet sie davonzureiten, und siehe da: der eine bildet sich ein, sein Stuhl sei ein Pferd, er schlägt mit dem Stocke darauf los und versucht davonzutraben. Einem anderen Empfänglichen gibt er den Auftrag, das Zimmer zu reinigen, und wirklich: der Betreffende macht sich an die Arbeit, und in dem Glauben, ein Dienstmädchen zu sein, beginnt er seinen Auftrag auszuführen. Wird er wieder entbannt, so ist auch sofort die Erinnerung an seine Dienstbarkeit geschwunden. „Sie brennen," ruft der Meister einem dritten Empfänglichen zu, „werfen Sie sich hier in's Wasser." Dabei zeigt er auf's grüne Podium. Mit angstvoller Miene stürzt der Angerufene auf's grüne Tuch und badet sich in den erträumten Fluthen.

Kein Wunder, daß solche Wunder auf ein sensationsbedürftiges Publikum wirken und ihm für alles andere das Gedächtniß rauben. Der Enthusiasmus für den „Magnetiseur" ergriff in der sächsischen Hauptstadt alle Kreise, und es gelang ihm sogar, vor einer auserwählten Versammlung von Aerzten und hohen Beamten seine Experimente vorführen zu dürfen. Im Saale des Landes-

Medizinalkollegiums wurde diese Sitzung abgehalten. Aber sie sollte den Experimenten des „Magnetiseurs“ den Zauber des Geheimnißvollen nehmen und dem Drama ein heiteres Ende machen. An die fünfzig Herren mußten in dieser Versammlung auf ihre Empfänglichkeit hin geprüft werden, aber nur ein paar besaßen nach der Meinung Hansen's ein wenig Sinn für sein Fluidum. Doch auch mit diesen Wenigen wollten die Experimente nicht recht gelingen; wie sehr der Meister auch ihre Köpfe magnetisch bearbeitete, ihre Namen wollten sie schlechterdings nicht vergessen. Und um das Unglück des „Magnetiseurs“, dem vor Erregung schon die hellen Schweißtropfen von der Stirne rannen, vollzumachen, trat noch der Professor vom Polytechnikum Dr. Fritz Schulze auf und erzählte, daß die von Herrn Hansen bisher gemachten Experimente einfach auf Hypnotismus beruhten, daß sie gar keine besondere magnetische Kraft beim Experimentator voraussetzten, sondern von Jedermann ausgeführt werden könnten. Durch die ausführliche und überzeugende Erörterung Schulze's aus der Rolle gebracht, gab Hansen zu, daß bei seinen Experimenten allerdings Hypnotismus mitwirke, leugnete aber, daß dieselben einzig und allein darauf zurückzuführen seien.

Schon 1846 hat der Engländer Braid, ein Arzt in Manchester, die Entdeckung gemacht, daß alle diejenigen Erscheinungen, welche eben als die Wirkung des magnetischen Fluidums unsers Helden angeführt wurden, und nicht diese allein, sondern auch noch viele andere, auf eine höchst einfache Weise von Jedermann hervorgerufen werden können, und hat zugleich die natürliche Erklärung für dieselben gegeben in seinem Buche: „Der Einfluß des Geistes auf den Körper“. Daß es Personen gibt, welche mit offenem Auge in einen traumartigen Zustand gerathen und dann Dinge sehen, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, ist allbekannt; ebenso, daß bei anderen im Schlafe die Thätigkeit der Reflexnerven erwacht, während das übrige Nervensystem weiterschläft, sie dann von ihrem Lager sich erheben und allerlei mechanische Arbeiten verrichten, die ihnen im höchsten Grade zu Gewohnheitsarbeiten geworden sind. Braid fand nun, daß es auch Personen gibt, in denen sich dieser Traumzustand künstlich erzeugen läßt, und daß diese künstlich eingeschläferten Personen noch mehr der äußeren Beeinflussung unterworfen werden können, als Personen im natürlichen Traumzustande. Um diesen Zustand herbeizuführen, genügt es, daß man ihnen einen beliebigen Gegenstand einige Minuten lang nahe vor die Augen hält. Indem Braid an solche eingeschläferte Personen sogenannte „leitende“ Fragen richtete, konnte er ihrem Gedankenlaufe jede Richtung geben, welche er wünschte. Er konnte sie dahin bringen, sich jede Art von Empfindung einzubilden, die des Stechens, Kriechens, Laufens u. s. w., welches sie dann auf sein Befragen ausführlich beschrieben. Er konnte bewirken, daß sie

von Magneten oder Krystallen wider ihren Willen angezogen oder abgestoßen wurden, je nachdem er es anordnete, und die Anziehung ging auch ohne Magnete vor sich, wenn die betäubten Personen blos in der Meinung waren, Braid nehme mit ihnen wirklich die Handlungen vor, von denen er zu ihnen redete. Braid erklärte diese Erscheinungen, die er mit dem Namen Hypnotismus oder Betäubungsschlaf belegte, vollständig aus psychologischen Gründen, und die naturwissenschaftliche Forschung hat nicht nöthig gehabt, sich nach neuen Erklärungen dafür umzusehen.

Wenn man mit aller Kraft seine Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand lenkt, so treten eine ganze Reihe geistiger Prozesse völlig in den Hintergrund, sie schlafen ein. Die äußeren Sinnesorgane werden in einen Zustand der Unempfindlichkeit versetzt. Die Person weiß nicht mehr, was mit ihr vorgenommen wird, sie gehorcht willenlos. Allerdings sind nicht alle Menschen gleich empfänglich für solche Betäubung. Gedankenarme und schwächliche Menschen sind es am leichtesten. Auch dies hat Braid bereits festgestellt, und die neuesten Experimente in Dresden und anderwärts haben es bestätigt.

In die Reihe der Braid'schen Experimente gehört eine Verrichtung von ehrwürdigem Alter, durch welche sich die indischen Büßer, die sogenannten Yogi, seit Jahrtausenden mit nie fehlendem Erfolg in jenen Zustand der Betäubung versetzen, bei welchem sie in die Anschauung ihrer Gottheit zu versinken glauben. Sie blicken mit schielendem Auge ohne Unterbrechung auf die Spitze ihrer Nase, und es währt nicht lange, so gerathen sie in die ersehnte Verzückung. Ganz dasselbe Mittel wenden die Zauberpriester eines Naturvolkes, der Schamanen, an, wenn sie sich in einen weissagerischen Betäubungszustand versetzen wollen. Wie geistesabwesend gelehrte Männer durch die Konzentration ihrer Gedanken werden können, ist hinlänglich aus mancher heiteren Universitätsanekdote bekannt, nicht minder bekannt das alte und bewährte Schlafmittel, langsam von eins bis hundert zu zählen.

Als bald nach Braid's Entdeckung in den fünfziger Jahren Amerikaner in Europa zugereist kamen, welche sich für Professoren einer geheimnißvollen Naturkraft ausgaben, welche sie Elektro-Biologie nannten, und behaupteten, daß sie vermöge der ihnen innewohnenden Kraft im Stande seien, die Muskelkraft zu lähmen, das Gedächtniß auszulöschen, die Sinne zu täuschen, den Willen zu unterjochen, die Einbildung zu lenken, als sie diese Behauptungen zum Theil durch die That bewiesen und durch den Hokuspokus des Geheimnißvollen, mit dem sie ihre Experimente schwindelhafter Weise umgaben, die Welt auf den Kopf zu stellen drohten, da begab sich Braid zu jenen Wunderprofessoren nach London und bewies ihnen, daß ihre angeblichen Wunder Jedermann verrichten könne, daß es nicht ihrer Kupfer- und Zinkstücke bedürfe zur Uebertragung der

magnetischen Kraft, daß überhaupt der Magnetismus an der ganzen Erscheinung durchaus unschuldig sei. Die Kunde davon verbreitete sich in ganz London, und bald wurde es Modesache, dergleichen Experimente auszuführen; sie dienten zur gesellschaftlichen Belustigung, geriethen aber, wie jede Mode, bald wieder in Vergessenheit. In Deutschland sind die Experimente sehr oft von dem verstorbenen Professor der Physiologie in Leipzig, von Czermak, wiederholt worden. Im größeren Publikum aber sind sie so wenig mehr bekannt, daß leider Dinge vorkommen können, wie wir sie eben wieder erlebt haben. Daß Experimentatoren herumreisen und diese Erscheinungen vorführen, wird niemand tadeln, im Gegentheil, das Publikum sieht bei denen, die große Uebung in solchen Experimenten haben, eine feinere Ausführung als bei solchen, die sie nur selten machen. Diese „Magnetiseure" aber verlegen die Ursache der Erscheinung in eine geheimnißvolle, nur ihnen eigenthümliche Kraft, weil sie recht gut wissen, daß sie dadurch die Neugierde der Menge weit stärker herbeilocken, als wenn sie einfach belehren würden. Darin aber steckt das Schwindelhafte und Volksverführerische solcher Schaustellungen.

Dresden, Mai 1879.

Politische Briefe.

XI.

Der Wechsel im Reichstagspräsidium.

Am 17. Mai brachte Herr v. Forckenbeck bei dem Bankett des Städtetages einen Toast aus in Erwiederung auf einen solchen, welcher dem deutschen Reichstage und seinem Präsidenten gegolten hatte. Man hat auf diesem Städtetage recht viel auf deutsches Bürgerthum getoastet. Der Vorsteher der Stadtverordneten von Berlin hatte angefangen, der Reichsbote „unser Braun" war mit dem Hoch auf den Städtetag gefolgt, Herrn v. Forckenbeck's Toast hatte dasselbe Ziel. Aber die Herren sprachen keineswegs tautologisch. Erst kam das freie Bürgerthum, dann kam das Bürgerthum als große liberale Partei, welche auch die Bauern ein-, aber die Latifundienbesitzer ausschließt, die ihre schwielige Hand blos als Redefigur ausnutzen. Herr v. Forckenbeck erklomm den Höhepunkt, indem er das freie, thatkräftige Bürgerthum leben ließ. Es wurde auf das Bürgerthum immer noch weiter getoastet und immer mit wirksamen Varia-

tionen, aber Herr v. Forckenbeck wurde nicht übertroffen. Er hatte gedankt, daß man den Reichstag leben lasse, dessen Majorität vermuthlich in den Zollfragen gegen die Resolutionen entscheiden würde, welche der Städtetag gegen die Regierung gefaßt: aber der Redner erklärte, hier seines Theils nicht als Präsident des Reichstages zu sprechen, der (der Präsident) sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einer sehr schwierigen und außergewöhnlichen Lage befinde, sondern als liberaler Mann und als Oberbürgermeister von Berlin. Als solcher glaube er sagen zu müssen: „Es ist Zeit, daß das deutsche Bürgerthum gegenüber anderen Bestrebungen, die sich jetzt mit allen Kräften regen, sich zusammenfasse und sein volles Gewicht in die Wagschale der Entscheidung lege. Schon lange habe er vorausgeahnt, daß einmal die Zeit kommen werde, wo sich aus dem Bürgerthum eine große liberale Partei entwickeln werde; er habe dabei immer geglaubt, daß die liberale Partei nicht blos die Städte, sondern getreu ihren Traditionen und ihrem Gerechtigkeitsgefühl alle Stände und namentlich auch das flache Land umfassen werde. Täusche er sich nicht, so sei die Zeit nahe, in der eine liberale Partei, als Kern in sich fassend das deutsche Bürgerthum, Einfluß gewinnen werde auf die weitere Entwickelung des deutschen Reiches. Dazu gehöre aber, daß wir uns rühren auf verfassungsmäßigem Boden, daß wir innerhalb dieser Grenzen aber alle Kräfte, die uns zu Gebote stehen, eifrig gebrauchen.“

Wir haben diese Rede im wortgetreuen Anschluß an den Bericht der National-Zeitung vom 18. Mai gegeben. In der Wortfassung anderer Zeitungsberichte war der Zwiespalt des Präsidenten des Reichstages mit der Majorität des letzteren noch stärker hervorgehoben. Kein Wunder daher, daß diese Zeitungen sich der Vermuthung nicht enthielten, Herr v. Forckenbeck stehe auf dem Punkte, das Präsidium niederzulegen. Am Montag wurde indeß diese Absicht nach allen Windrichtungen hin dementirt. Am Dienstag Morgen erklärte die National-Zeitung, es seien über die Tischrede, welche Herr v. Forckenbeck bei dem Bankett des Städtetages gehalten, theilweise höchst übertriebene Versionen in Umlauf gesetzt worden. Was der Redner über die Nothwendigkeit der Bildung einer umfassenden liberalen Partei gesagt, habe er beinahe mit den gleichen Worten in einer ihrer Zeit viel besprochenen Tischrede zu Breslau gesagt. Es werde diese Erinnerung zur besseren Würdigung der Kombinationen dienen, welche an den letzten Trinkspruch des Reichstagspräsidenten, wie es scheine, in übereilter Weise geknüpft worden.

Die gemeinten Kombinationen konnten doch nur die vermuthete Niederlegung des Präsidiums bedeuten. Aber wenige Stunden, nachdem die National-Zeitung diese Vermuthung übereilt genannt, empfing der Reichstag die Niederlegung des Herrn v. Forckenbeck. Aus diesem Sachverhalt scheint mit Evidenz

hervorzugehen, daß Herr v. Forckenbeck am Montag noch nicht an die Niederlegung dachte, sonst hätte er die National-Zeitung und zahlreiche befreundete Korrespondenten nicht dahin informiren können, vor dieser Voraussetzung zu warnen. Noch weniger hat er also die Tischrede in der Absicht gehalten, den Rücktritt vom Präsidium mit derselben einzuleiten. Diesem schwer anfechtbaren Sachverhalt gegenüber wird man sich eines befremdenden Eindruckes nicht erwehren können.

Die Präsidentenstellung im Parlamente wird anders bei uns aufgefaßt als in England. Seltsam, daß wir, ewig bemüht, den englischen Parlamentarismus, der so vieles hat, was unübertragbar, und so vieles, was nicht im geringsten nachahmenswerth ist, in allen Stücken nachzuahmen, uns von dem einzigen guten Beispiele emanzipiren, das er uns geben könnte. Der Sprecher des Unterhauses, gleichviel durch welche Partei in's Haus gesendet, ist von dem Tage, wo ihn das Haus zum Amte des Sprechers berufen, nur noch bemüht, der Diener des ganzen Hauses zu sein wie zu scheinen. Der Sprecher vermeidet daher jede Gelegenheit, als Parteimann aufzutreten, der er in seinem Amte nicht mehr ist noch sein darf. Persönlichkeiten, welche sich zu Parteiführern eignen, oder welche sich das Talent zum großen Redner zutrauen, gibt keine Partei zum Sprecheramte her, so wenig als solche Persönlichkeiten ihrerseits das Verlangen nach diesem Amte tragen. Es bedarf keines Wortes, daß diese Einrichtung die allein richtige und die selbstverständliche ist. Was haben wir in Deutschland dafür angenommen? Auch vom deutschen Präsidenten verlangt man die Unparteilichkeit, erwartet man, daß er der Diener des ganzen Hauses sei. Man glaubt, daß dieser Forderung Genüge geleistet werde, wenn der Präsident dem Namen nach aus der Fraktion austritt, der er etwa angehört hat. Aber ganz abweichend von der englischen Auffassung verlangt man vom Präsidenten, daß er das Vertrauen des Hauses nicht nur für die Geschäftsführung genieße, sondern daß er zugleich der Repräsentant der politischen Gesinnung der Majorität sei. Und was der englischen Auffassung noch fremder wäre, man legt bei der Wahl den höchsten Werth darauf, welcher Fraktion der Präsident angehört, und jede Fraktion präsentirt zur Wahl ihre bedeutendsten Mitglieder, die es sind nicht etwa durch technisch präsidiale Befähigung, sondern vor allem durch die Wirksamkeit in der Parteileitung. So wird denn die angebliche Resignation des Präsidenten auf den Fraktionszusammenhang ein leeres Symbol, er bleibt der Führer seiner Fraktion, deren Vorsitz zwar von einem Stellvertreter eingenommen, aber dem eigentlichen Inhaber vorbehalten wird.

Es bedarf wiederum keines Wortes, das diese Sitte eine zweckwidrige, geradezu eine Absurdität ist. Wie ist sie entstanden? muß man fragen. Die

Antwort lautet: aus den Nachwirkungen des Universitätslebens. Wer erinnert sich nicht der Streitigkeiten bei den studentischen Fackelzügen, welches Korps voranschreiten, in welcher Folge die Marschälle gereiht werden, wer bei dem allgemeinen Kommers den Präses stellen soll. Unsere parlamentarischen Fraktionen bilden sich nach den Erinnerungen der Studentenkorps. Sie streiten, wie diese um den Vortritt bei Fackelzug und Kommers, um den Vorsitz im Parlamente. Die Sitte ist so abgeschmackt, wie es gar nicht zu sagen ist, aber sie besteht einstweilen; messen wir an ihr den jüngsten parlamentarischen Vorfall.

Wenn Herr v. Forckenbeck sich als Repräsentanten der Majorität betrachtete, so durfte er nicht bei einem politischen Bankette sich gegen diese Majorität erklären. Allein er mußte schon seit der Wahl des jetzigen Reichstages wissen, daß er nicht mehr der Repräsentant der politischen Majorität war. Wenn er dennoch das Präsidium annahm, so konnte man dahinter nur den lobenswerthen Gedanken suchen, die deutsche Präsidentenstellung in die allein richtige Bahn des englischen Sprecheramtes zu leiten. Die Grenzen dieses Amtes mußte Herr v. Forckenbeck jedenfalls so lange innehalten, als er Präsident war. Drängte es ihn wieder nach dem Parteileben, so mußte er erklären, er glaube seiner Pflicht jetzt besser als thätiges Parteiglied zu entsprechen und mußte diesen Glauben zum Grunde seines Rücktrittes vom Präsidentenstuhl machen, bevor er irgend einen politischen Akt außerhalb des Parlamentes unternahm. Daß er den politischen Akt als ein scharfer Parteimann noch als Präsident außerhalb des Parlamentes unternahm und daß er dann, was erklärlich, nicht nur den Sonntag, sondern auch noch den Montag vergehen ließ, bevor er seine Resignation einreichte, daß er, wie es scheint, am Montag noch zweifelte, ob er sie einzureichen habe — dafür haben wir keine Erklärung.

Mit Herrn v. Forckenbeck war der Vizepräsident, Herr v. Stauffenberg, was das politische Verhältniß zur Majorität betrifft, in gleicher Lage. Nachdem Herr v. Forckenbeck seinen Rücktritt durch den politischen Gegensatz zur Majorität begründet, mußte Herr v. Stauffenberg ihm folgen. Da er krank war, konnte er die Krankheit zum Motiv wählen.

Diese beiden Rücktritte haben die Folge gehabt, die sie nach der deutschen Sitte haben mußten. Die beiden stärksten Korps haben ihre Senioren auf die Präsidentensitze gebracht. Da das eine Korps, dessen Repräsentant den Vizepräsidentensitz erhalten hat, bis dahin in eine Art parlamentarischen Verruf gethan war, weil es, das Korps Germania, parlamentarisch Zentrum genannt, gewisse Staatsgesetze für sein Gewissen nicht bindend erklärt hatte, so ist die neue Präsidentenwahl von manchen Seiten als ein befremdliches, den Komment umstürzendes Ereigniß charakterisirt worden. Wir sehen im Gegentheil in dem Umstande, daß eine ungleichartige Majorität genöthigt war, die Präsi=

denten zu berufen, die Nothwendigkeit des Ueberganges zur richtigen Auffassung der Präsidentenstellung. Weil die jetzigen Präsidenten nicht die Repräsentanten einer politischen Majorität sind, die zur Zeit gar nicht besteht, so können sie nur Halt gewinnen, wenn sie sich als Diener des Hauses betrachten, damit aber jeder öffentlichen Parteithätigkeit entsagen. Dazu sind beide wohl geeignet, weil sie in ihren Parteien eine nach außen hervortretende Rolle nicht gehabt haben.

Literatur.

Die Gewerbegesetzgebung des Deutschen Reiches, im Lichte ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie der neueren gewerbepolitischen Bestrebungen von Jul. Schulze. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879.

Diese Broschüre bildet ein Heft der von Dr. Mühlhäusser und Professor Geffken in Straßburg herausgegebenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (à Band von 6 Heften 5 Mark), ist aber auch einzeln zu haben. Der Verfasser ist Sekretär der Hamburger Gewerbekammer, und so verdient die Schrift schon in sofern Beachtung, als aus ihr am besten die Stellung dieser Körperschaft zur Umgestaltung des Kleingewerbes zu erkennen ist. In unserer kürzlich gegebenen Uebersicht über die neuesten Bestrebungen in der Organisation des Kleingewerbes haben wir diese Stellung der Hamburger Gewerbekammer bereits gezeichnet und brauchen hier nur zu erwähnen, daß von derselben vom Staate erst neue Rechte für die Innungen gewünscht werden, ehe man an eine ausgedehnte Gründung derselben herantritt. Ob das nöthig ist, kann unseres Erachtens erst die Praxis zeigen; denn die neuesten Vorgänge in Osnabrück scheinen eine Organisation auf dem Boden der bestehenden Gewerbeordnung und der Gewerbefreiheit recht wohl möglich zu machen. Daß unser Volk nach korperativen Gestaltungen lechzt, wie Herr Schulze meint, will uns durchaus nicht einleuchten. Was die Gewerbetreibenden bis jetzt nach dieser Richtung gethan haben, ist doch recht wenig. Die ganze Bewegung ist lau und flau, nur das Osnabrücker Gewerbe und Miquél entwickeln eine Thätigkeit, welche Respekt fordert und unsere Hoffnungen für die Zukunft des Kleingewerbes neu belebt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Das Veto des Präsidenten Hayes.

Wir deuteten schon in einer früheren Nummer d. Bl. darauf hin, daß in der am 18. März d. J. zusammengetretenen Extra-Session des Kongresses zwischen der Regierung und der Bundesgesetzgebung der Vereinigten Staaten leicht ein Konflikt entstehen könnte, der dazu angethan sei, auf die Fortentwickelung der politischen Verhältnisse in der nordamerikanischen Union einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Was wir damals als wahrscheinlich hinstellten, ist mittlerweile zur Thatsache geworden.

Die erwähnte Extra-Sitzung des Kongresses war nöthig geworden, weil durch die Umtriebe der demokratischen Partei, welche gegenwärtig in beiden Kongreßhäusern, im Senat und im Repräsentantenhause, die Majorität hat, die sogenannte Appropriations-Bill, welche der Unionsregierung die zur Fortführung der Regierungsgeschäfte erforderlichen Gelder bewilligt, im vorhergehenden (45.) Kongresse nicht zur Annahme gelangt war. Es war daher eine der ersten und dringendsten Aufgaben jener Extra-Sitzung, das Armeebudget, welches einen Hauptttheil der Appropriations-Bill ausmacht, zu berathen und zu genehmigen; dasselbe geschah denn auch zunächst in der Repräsentantenkammer und am 25. April d. J. im Senate, jedoch mit einer von den Demokraten angehängten, mit dem Armeebudget in keinerlei Verbindung stehenden Klausel, durch welche diejenigen bundesgesetzlichen Bestimmungen, welche sich auf nationale Wahlen beziehen, aufgehoben und außer Kraft gesetzt werden sollten. Diese vom Kongreß wegen der von den Demokraten verübten Wahlbetrügereien vor mehreren Jahren beschlossenen und vom damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten sanktionirten Bundeswahlgesetze waren nämlich der demokratischen Partei, obschon sie dieselben bei den im Süden der Union vorgenommenen letzten Kongreßwahlen vielfach, speziell den Negern gegenüber, verletzt hatte, doch so lästig geworden, daß sie dieselben um jeden Preis abschaffen wollte, um bei den nächsten Kongreßwahlen und der nächsten Präsidentenwahl noch bequemer und in größerem Maßstabe, als es bisher geschehen, z. B. auch

im Staate New-York, Wahlfälschungen vornehmen zu können. So geschah es denn, daß die Mitglieder und Führer der demokratischen Partei im Kongreß, unterstützt von der ihnen ergebenen Presse, offen erklärten, sie würden der Bundesregierung auf keinen Fall die zur Fortführung der Regierungsgeschäfte nöthigen Geldmittel eher bewilligen, als bis die verhaßten Bundeswahlgesetze aufgehoben (repealed) worden seien. Diese nahezu revolutionären Drohungen vermochten jedoch den Präsidenten Hayes nicht einzuschüchtern. Derselbe sandte vielmehr am 29. April d. J. die mit der verhängnißvollen Klausel versehene Armeebill ohne seine Signatur wieder an das Repräsentantenhaus zurück, und zwar mit einem Begleitschreiben, in welchem er das von ihm gegen die Bill eingelegte Veto ausführlich begründete. Diese Begründung ist aber so interessant und für konstitutionelle Streitfragen aller Länder so wichtig, daß ein näheres Eingehen auf dieselbe aus mehr als einem Grunde gerechtfertigt erscheint.

Der Präsident weist zunächst nach, weshalb der sechste Abschnitt der in Rede stehenden Bill, welcher die Aufhebung der zu Recht bestehenden nationalen Wahlgesetze bezweckt, nicht zu billigen sei; alsdann aber macht er auf die Konsequenzen aufmerksam, die daraus folgen würden, wenn die gesetzgebende Gewalt, namentlich das Repräsentantenhaus, aus Parteirücksichten die exekutive Gewalt zu Maßregeln zwänge, die ihrer besseren Einsicht widersprächen und nicht im Interesse des Gemeinwohles lägen.

Präsident Hayes erklärt im Anfang seiner Veto-Botschaft, daß er die vom Kongreß angenommene Armeebill, welche alle für die Erhaltung der Bundestruppen von der Regierung verlangten Geldmittel für das mit dem 30. Juni 1880 endende Fiskaljahr bewilligt, gern unterzeichnet haben würde, wenn nicht durch den beigefügten sechsten Abschnitt jener Bill die bestehenden nationalen Wahlgesetze wesentlich abgeändert würden. Er zitirt alsdann das hierauf bezügliche, am 25. Februar 1865 von beiden Kongreßhäusern angenommene und vom Präsidenten Lincoln unterzeichnete Wahlgesetz, welches auch im Jahre 1874 in die „Revidirten Statuten" der Vereinigten Staaten (Sektion 2002 und 5528) aufgenommen wurde und folgendermaßen lautet:

„Sektion 2002. Kein Land- oder Seeoffizier und keine andere im Zivil- oder Militärdienste der Vereinigten Staaten stehende Person darf an einem Platze, wo in einem Unionsstaate eine allgemeine oder eine besondere Wahl (a general or special election) vorgenommen wird, Soldaten oder bewaffnete Leute bringen und sie dort unter Befehl behalten, außer so weit dies nöthig ist, um bewaffneten Feinden der Vereinigten Staaten entgegenzutreten oder Ruhe und Ordnung an den Stimmplätzen aufrecht zu erhalten." Die Sektion 5528 belegt ein Zuwiderhandeln gegen diese gesetzliche Bestimmung mit einer

Geldstrafe von nicht weniger als 5000 Dollars oder einer harten Gefängnißstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren.

Die demokratische Majorität des Kongresses hatte nun in dem der Armeebill angehängten sechsten Abschnitt die bedeutungsvollen Schlußworte der 2002. Sektion: „oder Ruhe und Ordnung an den Stimmplätzen aufrecht zu erhalten" weggelassen, was nach der richtigen Ansicht des Präsidenten Hayes nur eine doppelte Bedeutung und Wirkung haben konnte und sollte: einmal, daß der Regierung der Vereinigten Staaten nicht das Recht zustehe, die Militärmacht der Union bei Kongreßwahlen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu verwenden, und zweitens, daß sie nicht befugt sein solle, durch Zivilbeamte nationale Wahlen vor Gewaltthat und Betrug zu schützen. Demgegenüber führte aber der Präsident mit Bezugnahme auf weitere, die Verwendung des Bundesmilitärs bei nationalen Wahlen betreffende Gesetzesbestimmungen aus, daß eine gesetzwidrige Einmischung von Soldaten in Wahlen nicht wohl zu befürchten sei, und daß auch in der That seit langer Zeit keinerlei Beschwerde über eine solche Einmischung erhoben worden sei. Er könne daher mit Zuversicht behaupten, daß keine Nothwendigkeit für die Annahme des sechsten Abschnittes der ihm vorgelegten Armeebill existire, daß die in Kraft bestehenden Gesetze vielmehr vollkommen genügten, um ein unbefugtes Einmischen des Militärs in nationale Wahlen zu verhüten.

Allein die von den Demokraten proponirte Gesetzesabänderung, so argumentirte Herr Hayes weiter, sei nicht nur „nicht nothwendig" (unnecessary), sondern sogar ungerecht und schädlich, „weil sie der Zivilgewalt der Vereinigten Staaten alle Macht entziehe, den Frieden bei Kongreßwahlen zu erhalten". Kongreßwahlen aber seien überall und in hohem Grade von politischer Bedeutung und von der größten Wichtigkeit für die ganze Nation. Jeder Unionsstaat und jede politische Partei hätten ein Anrecht auf den Theil der Macht, der ihnen durch das gesetzliche und konstitutionelle Stimmrecht übertragen werde. Es sei das Recht eines jeden Bürgers, der die vom Gesetze verlangten Qualifikationen besitze, seine Stimme, ohne Einschüchterungen ausgesetzt zu sein, an der Wahlurne abzugeben und sie ehrlich gezählt zu sehen. So lange die Ausübung dieser Macht und der Genuß dieses Rechtes gemeinsam und gleichmäßig sei, werde thatsächlich und formell eine Unterwerfung unter das Resultat der Abstimmung stattfinden, und die einzelnen Zweige der Regierung würden die wahre Kraft des auf solche Weise zum Ausdruck gelangten Volkswillens empfinden. Das 15. Amendement zur Bundesverfassung bestimme, daß jedem Bürger sein Stimmrecht gewahrt werde, und zwar ohne Beanstandung oder Beschränkung durch die Vereinigten Staaten oder einen einzelnen Unionsstaat auf Grund der Race, der Farbe oder des früheren Sklavenverhältnisses. Der

Kongreß habe die Macht, diese Bestimmung durch geeignete Gesetze in Vollzug zu setzen. Das Oberbundesgericht habe den Inhalt dieses Amendements für vollkommen konstitutionell erklärt. Nationale Gesetze seien nothwendig zur Beschützung freier und ehrlicher Wahlen, wie die Erfahrung gelehrt habe, nicht nur um den früheren Sklaven im Süden ihr Stimmrecht zu sichern, sondern auch um betrügerische Stimmabgabe in den großen Städten des Nordens (New-York) zu verhüten. Aus diesem Grunde habe denn auch die Bundesgesetzgebung hierauf bezügliche Gesetze erlassen; die Bundesmarschälle und deren Gehilfen seien berechtigt und verpflichtet, die Wahlurne reinzuhalten und dazu die nöthige Macht (a posse comitatus) aufzubieten. Ein gewaltthätiges Hindern dieser Beamten in der Ausübung ihrer Pflichten sei mit strengen Strafen belegt. Der Zweck und die Wirkung des sechsten Abschnittes der Armeebill gehe aber dahin, sämmtliche Zivilbeamten der Vereinigten Staaten daran zu hindern, mit Kraft und Energie die Reinheit der nationalen Wahlen zu schützen. Wenn dieser Abschnitt wirklich Gesetzeskraft erlange, so würde die Bundesregierung machtlos sein, unverfälschte Wahlen zu sichern. Den einzelnen Unionsstaaten stehe das Recht zu, mit Militär- und Zivilgewalt bei Staatswahlen, wenn es nöthig sei, einzuschreiten, aber den Vereinigten Staaten wolle man jetzt die nöthige Militär- und Zivilgewalt entziehen, um ihrerseits die Nationalwahlen unverfälscht zu erhalten. Darum sei es ihm unmöglich, die ihm übersandte Armeebill zu unterzeichnen.

Schließlich tadelte Präsident Hayes noch die Art und Weise, wie ihm der Vorschlag zur Abänderung der nationalen Wahlgesetze zur Unterschrift unterbreitet worden sei, die sogenannte „Gesetzgebung durch Anhängung von Klauseln" (legislation by riders). Er konnte allerdings nicht leugnen, daß es schon vierzig Jahre nach Annahme der Bundeskonstitution Sitte geworden sei, dem Armeebudget Maßregeln und Gesetzesvorschläge anzuhängen, die mit jenem in gar keinem innern Zusammenhange ständen. Alle Parteien hätten sich diese Sitte (common practice) zu Nutze gemacht. Andererseits aber sei es eine unleugbare Thatsache, daß durch diese Art von Gesetzgebung viele Mißbräuche entstanden und viel öffentliches Geld verschwendet worden. Daher sei die allgemeine Stimme des Landes dagegen, und die jüngeren Unionsstaaten hätten in ihre Verfassungen ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen, daß kein Gesetzesvorschlag disparate Dinge enthalten dürfe; diese Rückkehr zur alten Praxis sei in Wahrheit eine werthvolle Reform. Als eine Rechtfertigung der Gesetzgebung durch Anhängung von Klauseln könne vielleicht angeführt werden, daß diese Gesetzgebungsweise eine sehr bequeme sei, denn man könne so die Annahme von Maßregeln, die beiden Kongreßhäusern willkommen sei, erleichtern. Aber im vorliegenden Falle fände dies keine Anwendung; der ganze Hergang

der Sache stehe damit in Widerspruch. Und nun schildert der Präsident, gestützt auf unleugbare Thatsachen, wie das in seiner Mehrheit demokratisch gesinnte Repräsentantenhaus des 45. Kongresses die Abänderung der Bundeswahlgesetze unter allen Umständen durchzusetzen bemüht gewesen sei. Man habe sehr wohl gewußt, daß der damals in der Mehrheit aus Republikanern bestehende Senat niemals einer, jene Abänderung bezweckenden selbständigen Bill beigestimmt haben würde, und sei doch oder vielmehr gerade deshalb zu dem Entschlusse gekommen, die aus Parteirücksichten so heiß ersehnte Abänderungsbill der Armeebill als Klausel anzuhängen; zugleich habe man gedroht, daß, falls der Senat diese Klausel nicht annähme, das Repräsentantenhaus das Armeebudget nicht bewilligen würde. Diese Drohung sei denn auch in Erfüllung gegangen, und so sei die gegenwärtige Extra-Sitzung des 46. Kongresses nothwendig geworden. Beide Häuser dieses Kongresses seien in der Mehrheit demokratisch und hätten sofort die alte Klausel-Gesetzgebung wieder in Angriff genommen. Diese Gesetzgebungsart, an sich schon verwerflich, beruhe im vorliegenden Falle aber auf dem durch und durch falschen Prinzip, daß dem Repräsentantenhause allein das Recht zustehe, zuerst Geldbewilligungen enthaltende Gesetzesvorschläge in Anregung zu bringen, und daß jenes Haus deshalb auch berechtigt sei, die zur Fortführung der Regierungsgeschäfte nothwendigen Geldmittel zu verweigern, wenn nicht der Senat und der Präsident dem vom Repräsentantenhause vorgeschlagenen Gesetzgebungsmodus beistimmten.

„Die Aufstellung dieses Prinzips," sagt Hayes, „involvirt eine radikale, gefährliche und unkonstitutionelle Aenderung unserer Verfassung. Die Bundesverfassung und die auf ihr ruhenden Gesetze weisen den verschiedenen Zweigen der Regierung und der Bundesarmee ihre Stellung an. Die Rechte und Pflichten der Regierung und der Armee sind genau definirt, und ihre Erhaltung hat das Gesetz sorgfältig vorgesehen. Die für sie jetzt nothwendigen Geldmittel sind vom Volke beschafft, sie liegen im Staatsschatze zur Auszahlung bereit, sobald die Geldbewilligungs- oder Appropriations-Bill angenommen ist. Diese Bill mag nun angenommen werden oder nicht — die Einforderung der Steuern wird weiter vor sich gehen, und das Geld wird sich im Staatsschatze anhäufen. Es lag nicht in der Absicht der Gründer unserer Verfassung, einem einzelnen Theile der Regierung die Gewalt zu verleihen, die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen dieser Schatz für die Zwecke, für welche er angesammelt wurde, Verwendung finden soll. Eine solche Absicht müßte, wenn sie bestanden hätte, doch irgendwo in der Verfassung ihren klaren Ausdruck gefunden haben. Dies ist aber nicht der Fall. Daß die Mehrheit des Senates jetzt die Ansprüche des Repräsentantenhauses unterstützt, erhöht nur den Ernst der Lage, ändert aber die eigentliche Streitfrage durchaus nicht. Sollte die neue Lehre zum

leitenden Grundsatze erhoben werden, dann kann sie nur zu einer unwiderstehlichen und despotischen Gewalt des Repräsentantenhauses führen. Die bloße Majorität dieses Hauses würde die Regierung ausmachen. Die Exekutive würde nicht mehr das sein, was die Gründer der Bundesverfassung wollten, daß sie sein sollte: ein gleichberechtigter und unabhängiger Zweig der Regierung (an equal and independent branch of the Government). Es ist offenbar die konstitutionelle Pflicht des Präsidenten, sein diskretionäres Urtheil allen ihm vorgelegten Gesetzesvorschlägen gegenüber anzuwenden, ohne Druck und Zwang seitens eines andern Zweiges der Regierung. Die Behauptung, daß die einfache Mehrheit eines Hauses oder beider Häuser des Kongresses die Billigung einer Gesetzesvorlage erzwingen dürfe durch die Androhung der Verweigerung der nöthigen Geldmittel, ist gleichbedeutend mit einer Ableugnung des der Exekutive durch die zweite Abtheilung des siebenten Artikels der Bundesverfassung klar und deutlich gewährleisteten Antheiles an der Gesetzgebung. Eine solche Behauptung streicht aus der Konstitution die allerdings bedingte negative Gewalt (das Veto) des Präsidenten aus. Man hat gesagt, dies müsse geschehen, weil es die besondere Funktion des Repräsentantenhauses sei, den Volkswillen zum Ausdrucke zu bringen. Allein es hat kein einzelner Zweig und kein einzelner Theil der Regierung die ausschließliche Autorität, im Namen des amerikanischen Volkes zu sprechen. Die bestimmteste und feierlichste Erklärung des Volkswillens ist in der Konstitution des amerikanischen Volkes enthalten. Durch diese Konstitution ist eine Regierung angeordnet und eingesetzt, deren Gewalten zwischen koordinirten Zweigen gleich vertheilt sind, die, soweit es mit einem harmonischen Zusammenwirken möglich und verträglich ist, von einander unabhängig sind. Das Volk dieses Landes wünscht nicht, daß die Oberhoheit (the supremacy) der Konstitution durch die Allgewalt (omnipotence) eines einzelnen Regierungszweiges aufgehoben werde. Wollte man diese Bill wirklich zum Gesetze machen, so würde man einen Präzedenzfall schaffen, der die gleichvertheilte Unabhängigkeit der einzelnen Zweige unseres Regierungssystems zerstören müßte. Die Tendenz dieser Bill geht ja offenbar dahin, nicht nur den Bundessenat, sondern auch die Exekutive und die richterliche Gewalt unter die zwingende Botmäßigkeit (the coercive dictation) des Repräsentantenhauses zu stellen. Das Repräsentantenhaus des Kongresses würde fortan der einzige Richter über etwaige Mißstände in unserm staatlichen Leben sein und allein für Abhilfe zu sorgen haben. Jetzt betrifft der angebliche Mißstand ein Kongreßgesetz, welches zum Schutze der nationalen Wahlen erlassen wurde. Wenn aber der vorliegende Gesetzesvorschlag Gesetzeskraft erhielte, so würde das Repräsentantenhaus auch über jeden andern Kongreßakt die letzte Entscheidung beanspruchen, z. B. über einen vom Prä-

sidenten unter dem Beirath und mit Zustimmung des Senates abgeschlossenen Vertrag, über Ernennungen oder Anstellungen in Aemtern, über die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes u. s. w. Immer würde das letzte Mittel zur Abstellung angeblicher Mißstände die Verweigerung von Geldbewilligungen sein. In der festen Ueberzeugung also, daß die in Rede stehende Bill eine gefährliche Verletzung des Sinnes und Geistes unserer Verfassung enthält, sehe ich mich gezwungen, dieselbe dem Hause, in welchem sie entstand, ohne meine Billigung zurückzuschicken. Das Recht der Verneinung, mit welchem die Verfassung den Präsidenten ausstattet, legt mir eine Pflicht auf, deren Erfüllung ich nicht verweigern darf. Indem ich unerschütterlich und gewissenhaft darauf beharre, alles zu thun, um die verfassungsmäßigen Rechte und die Unabhängigkeit nicht nur der Exekutive, sondern jedes andern Zweiges der Regierung, die durch die vorliegende Bill gefährdet werden, ungeschmälert zu erhalten, wünsche ich mit allem Ernste dem Repräsentantenhause die Rückkehr zu den weisen und wohlthätigen Gebräuchen der früheren Tage unserer Republik anzurathen, zu jenen Gebräuchen, denen gemäß von den Geldbewilligungs-Bills jede nicht dazu gehörige Gesetzgebung ferngehalten wurde. Wenn Sie dies thun, werden Sie eine wichtige Reform in der Methode der Kongreßgesetzgebung einführen. Ihr Handeln wird dann in Uebereinstimmung stehen mit den Fundamental-Grundsätzen der Verfassung und mit den patriotischen Gefühlen nationaler Zusammengehörigkeit, die deren festeste Stütze sind, und Sie werden dem Lande das Vertrauen und das Gefühl der Sicherheit und Ruhe wiedergeben, das so wesentlich ist zum Glück und zur Wohlfahrt aller unserer Mitbürger."

Wir haben den Schluß der Veto-Botschaft des Präsidenten Hayes wortgetreu in der Uebersetzung wiedergegeben, weil darin das gegenseitige Verhältniß der gesetzgebenden, richterlichen und exekutiven Gewalt, wie solches durch die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten bestimmt ist, kurz und prägnant geschildert und die hohe Bedeutung des Veto-Rechts klar dargethan ist. Es handelt sich im vorliegenden Falle nicht um eine in dem gewöhnlichen Leben eines amerikanischen Präsidenten vorkommende Amtspflicht, welcher derselbe einfach nach dem Gesetze Genüge zu leisten hat, sondern wir haben es hier mit einem politischen Akte zu thun, an den sich, wie die bessern amerikanischen Blätter zugestehen, möglicherweise die folgenschwersten Resultate knüpfen, und der an Bedeutung an die ersten Zeiten der Lincoln'schen Administration erinnert, wo nicht der Buchstabe des Gesetzes allein, sondern die gesammten Verhältnisse des Landes, der böse Wille der Gegner und die Rücksicht auf das allgemeine Wohl den Ausschlag geben mußten. Dadurch ist denn auch die Stellung des Präsidenten Hayes zu einer sehr schwierigen gemacht worden, und es bringt ihm um so mehr Ehre, daß er sich von patriotischem Gefühle leiten ließ und

entschlossen den Handschuh aufnahm, der ihm von den Repräsentanten der früheren Rebellenstaaten und deren Bundesgenossen in verblendetem Uebermuthe vor die Füße geworfen wurde. Hayes ist kein Säbelraßler, er hat gewiß nicht das Zeug zu einem Diktator, er ist ein einfacher Mann des Volkes, für dessen Wohl sein Herz schlägt, und dem sein Streben gilt. Wie er im Sezessionskriege als General in verschiedenen Schlachten den Rebellen gegenüber seine Pflicht that, so tritt er jetzt muthvoll den revolutionären Umtrieben der im Kongreß sitzenden Ex-Rebellen und ihrer demokratischen Gesinnungsgenossen entgegen. Er wünscht ebenso wenig, wie irgend ein anderer Patriot, die Republik der Vereinigten Staaten zu schädigen, indem er die nationalen Wahlen durch die Bayonette von Bundessoldaten entscheiden läßt; aber er will auch in keiner Weise, so weit seine Macht reicht, es zulassen, daß in den Südstaaten bewaffnete Banden im Interesse der demokratischen Partei die Gegner von der Wahlurne wegtreiben und das freie Stimmrecht mit Füßen treten. Er hat, als er das Präsidentenamt übernahm, geschworen, die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten zu bewahren, zu beschützen und zu vertheidigen, und diesen Schwur will er halten, allen demokratischen Intriguen zum Trotz. Er weiß, welche Zwecke die Demokraten verfolgen. Er weiß, daß sie mit Absicht und Vorbedacht die Extra-Sitzung des Kongresses erzwangen, weil sie in dieser in beiden Zweigen der Bundeslegislatur die Mehrheit haben und diese nur durch Betrug und Gewaltthaten an der Wahlurne gewonnene Mehrheit dazu benutzen wollen, die Herrschaft an sich zu reißen und sich den Sieg in der im Jahre 1880 stattfindenden Präsidentenwahl zu sichern, wenn sie dabei auch den klaren Sinn der Bundesverfassung verletzen müssen. Handelte es sich um einen bloßen Parteikampf zwischen Republikanern und Demokraten, dann hätte der Präsident ruhig zuschauen können. Er ist der Präsident des ganzen Landes und darf als solcher seine Pflichten nicht nach Parteiverhältnissen bemessen. Wenn aber die Parteiverhältnisse so liegen, daß die eine Partei die Schützerin der Verfassung, der Union, der Gesetze und zugleich des materiellen Wohles des Landes ist, während die andere die Revolution, den Ungehorsam, den Verrath und den Schaden des Landes vertritt, dann kann der Präsident nicht umsichtig und energisch genug handeln, dann darf er sich nicht durch Phrasen von Freiheit, Staatenrechten u. s. w. blenden lassen, dann muß er Verfassung und Union nach seinem Amtseide bewahren und seine Entscheidungen den wirklichen Verhältnissen und nicht verkehrten Gebräuchen anpassen. Der Süden der Union ist den Demokraten bei nationalen Wahlen gegenwärtig so ziemlich sicher, aber noch nicht genügend; nun soll die Hilfe des Abschaums in den großen Städten des Nordens, namentlich in New-York, herbeigezogen werden, und damit dies möglich werde, verlangten sie, daß der Präsident die ihm von den Landes-

gesetzen gegebene und von der Bundesverfassung zur Pflicht gemachte Befugniß in Bezug auf den Schutz des freien Wahlrechts aus der Hand gebe. Daher die der Armeebill angehängte Klausel. Das Veto des Präsidenten hat die Pläne der Demokraten einstweilen durchkreuzt, auf die Gefahr hin, daß die zur Fortführung der Regierungsgeschäfte nöthigen Gelder nicht bewilligt werden. Die hieraus entspringenden Folgen sind nur temporäre Unbequemlichkeiten, ein Eingehen auf die Pläne der Demokraten aber wäre gleichbedeutend gewesen mit einem Aufgeben der Machtstellung der exekutiven Gewalt und einem Ausliefern der ganzen Regierung an eine gewaltthätige, herrsch- und beutesüchtige Partei. Das hat Präsident Hayes wohl erkannt und danach sein Verhalten eingerichtet.

Als die mit dem Veto belegte Armeebill im Repräsentantenhause am 1. Mai zur Abstimmung kam, stimmten 120 Abgeordnete dafür und 110 dagegen; damit war dieselbe, weil sich keine Zweidrittelmajorität dafür erklärt hatte, gefallen. Die Demokraten haben sich aber bei dieser Niederlage nicht beruhigt. Sie hielten sofort verschiedene geheime Partei- oder Caucus-Versammlungen ab, deren Resultat dahin ging, daß der sechste Abschnitt der mit dem Veto belegten Armeebill etwas modifizirt als selbständiger Antrag eingebracht, die Beschlußfassung über die Armeebill und das Budget überhaupt aber einstweilen noch vertagt werden sollte. So geschah es denn, daß am 5. Mai in beiden Kongreßhäusern eine selbständige Bill eingereicht wurde, die den Gebrauch von Bundessoldaten bei nationalen Wahlen nur gegen „bewaffnete Feinde der Vereinigten Staaten" erlaubt, ihre Anwendung aber zur „Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung an den Stimmplätzen" mit Stillschweigen übergeht. Es liegt auf der flachen Hand, daß die Demokraten von ihrem ursprünglichen Plane noch nicht abgegangen sind, daß sie sich weigern, das Budget zu bewilligen, wenn nicht der Präsident das ihm gesetzlich zustehende Recht, die Freiheit und Reinheit der nationalen Wahlen nöthigenfalls mit Waffengewalt zu schützen, aufgibt. Die Gouverneure der Einzelstaaten der Union sollen, nach der Ansicht der Demokraten, das Recht haben, bei Bundeswahlen Truppen aufzubieten; dem Oberhaupte der Nation, dem Präsidenten, aber soll dies Recht nicht zustehen. Wie amerikanische Zeitungen melden, werden die republikanischen Mitglieder des Kongresses einstimmig gegen die neue Bill der Demokraten auftreten; was aber das Ende dieses Kampfes sein wird, bleibt abzuwarten. In gewissen Punkten wird Hayes vielleicht nachgeben, in der Hauptsache schwerlich.

Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

III.

„Niemand," schreibt Bodmer aus Zürich an Gleim im Februar 1759, „kann den Geist und die Thaten des Königs gehörig entdecken, als der ihm ähnlich denkt, und in einer kleinern Sphäre ähnlich handelt. Nichts ist weniger allgemein als diese königliche Denkart in einem Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden, wie nothwendig geschehn mußte, nachdem die Weibspersonen in den Umgang der Mannsleute alltäglich zugelassen, und ihnen eine solche Macht zu reden und zu thun gegeben worden. Dieselbe schwere Weichlichkeit, welche die artige Welt hindert, sich in der Höhe zu gefallen, in welche Klopstock die Poesie erhoben hat, ist es, welche Friedrich mit so dummem Erstaunen nachsieht, und so ungereimt seinen Fall fürchtet."

Hirzel schreibt aus Zürich am 14. März 1759: „Ich verspüre es täglich, wie die Heldentugenden Ihres Königs auch in Gemüthern, die unfruchtbarer als eine sibirische Steppe schienen, fruchtbar an edlen Empfindungen werden. Man darf Wahrheiten predigen, die man vorher als donquixote'sche Phantasien verlacht hätte; die erhabensten Figuren der Poeten werden dem ungelehrten Pöbel verständlich, wenn sie dieselben in Handlungen ihres Helden ausgedrückt sehn.... Die ganze protestantische Schweiz ist preußischer als Brandenburg selbst. Wenn die Macht der Schweizer so groß wäre als ihr Eifer für die Wohlfahrt des Königs, so müßten schon alle seine Feinde gedemüthigt sein. Es giebt Leute hier, die vor Verdruß krank werden, wenn die Sachen für den König nicht so gehn wie sie wünschten."

Aus solchen Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller versteht man Goethe's großes Wort: „Der erste wahre, höhere und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Literatur."

Freilich hatte jeder deutsche Schriftsteller einen Moment, wo er dem König grollte und sich hart genug aussprach; aber immer kehrten die Gedanken, wie durch ein magisches Band gezogen, zu dem Räthsel dieses großen Menschenlebens zurück. Durch das Bild dieses Gewaltigen wurde ihre eigene Seele er-

weitert, sie gewannen für Ideal und Wirklichkeit ganz andere Maße, ganz andere Perspektiven.

In Zeiten, die das Staatsgefühl verloren haben, thut das Persönliche Alles. Der ehrbare Rath Goethe in Frankfurt freute sich herzlich, wenn die Reichsarmee vor dem preußischen Helden sich in eine Reißausarmee verwandelte; wenn der Reichsfiskal, der ihn durch die Acht den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes preisgeben wollte, die Treppe hinuntergeworfen wurde.

„Man kann Friedrich, diesem unzubeschreibenden Geist, Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen. Er ist der König unter den Helden, er hat Verstand für mehr als eine Erde, er dreht sich wie die Sonne in seiner eignen Axe und glänzt in seinem eignen Licht, er hat ihre Hitze und ihre Flecken. Er hat das Maß eines großen Geistes, Jahrhunderte nach uns werden seine Natur noch mit Sorgfalt erforschen. Vielleicht findet sich ein Newton unter den Politikern, der seinen innern Gehalt ebenso genau zu bestimmen weiß, als dieser Confident des Schöpfers die Welten abgewogen hat. Ich habe ihn nie ohne hohe und hinreißende Empfindungen gesehn, seine Thaten sind mein Gedankenfest, ich schleiche ihm oft nach, um seine geheimen Wege zu errathen. Der Adler schwingt sich aber in Höhen, die minderm Gefieder unsichtbar bleiben. Ich stehe von weitem und betrachte seine Größe: sie ruht mit uns auf einer Erde; er stehe oder falle, er braucht den Raum von Kolossen. Ich weiß mir keinen vornehmern Menschen zu denken: nur Schade für uns, daß er nicht eine Welt für sich alleine hat!"

Die Stelle steht in der Schrift „Der Herr und der Diener", die K. Fr. Moser, damals 36jährig, in Hanau 1759 herausgab, angeregt von der Prinzeß Karoline von Hessen-Darmstadt, einer der bedeutendsten Frauen der Zeit, mit der er seit Jahren in Verbindung stand. Das Buch ist das Programm für ein künftiges Ministerium; es sind kluge Regeln darin, z. B. daß ein Minister Feuer und Aktivität haben, aber nicht zu geistreich sein müsse. Die Hauptsache ist der rücksichtslos freimüthige, ja leidenschaftliche Ton gegen die Höfe und das Hofgesinde.

„Die Aussicht der mehrsten unsrer jetzigen Landesregierungen ist nichts weniger als trefflich; fast schäme ich mich aber, ein Deutscher zu sein, wenn ich beherzige, was viele unsrer künftigen Erbfürsten erst für Leute sein werden!" ... „Die meisten dieser Herrn lernen die Hofstudien, Sprachen, Musik, Reiten, Tanzen, Fechten und Schäkern, sonst nichts. Mit dieser Vorbereitung rücken sie endlich in die Regierung ein, nicht als in ein Amt, dessen Pflichten sie gründlich erlernt hätten, sondern mit der Freude eines Sohns, der seinem Vater schon längst ein seliges Ende gewünscht, und sich nun im Besitz eines Vermögens sieht, mit dem er schalten und walten kann wie er will." ... „Das despotische

Wesen vieler unsrer deutschen Herrn, die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die Uebertretungen heiliger Versprechen, die Unwissenheit in ihren eigentlichen Pflichten haben wir meist der militärischen Regierungsart zu danken. Die Pünktlichkeit des Dienstes, den man im Kriegsstand von den Subalternen fordern kann und muß, macht Regenten, die also gebildet zur Regierung kommen, spröde, hart und unleidlich, um unter ihnen in Sachen zu arbeiten, wobei es auf reife Ueberlegung ankommt. Da im Krieg Gewalt vor Recht geht, und auch ein rechtschaffner General Vieles thun muß, das er für seine Person lieber ungethan ließe, so legt sich eine gewisse Härte auf das Gemüth, welche einen Herrn nicht leicht wieder verläßt.“ ... „Man sagt, ein Regent sei Niemand als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig. Es war das sonst die Sprache großer Monarchen, sie wird aber, im Vertrauen auf die deutsche Freiheit, auch an unsern kleinen Höfen Mode. Ein Herr, welcher zu dem traurigen Mittel schreitet, Gott zum Richter zwischen sich und die Unterthanen zu stellen, sagt damit in der That nichts anders als: Ich verlange von euch weder Vertrauen noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen: ihr habt nur eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, verklagt mich bei Gott! Habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine an; übergebt sie Gott, welcher der alleinige Richter meiner Handlungen ist. — Er ist es auch!! Und dieser allmächtige Richter aller Herrn wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regenten mit Ketten ewiger Finsterniß wird binden lassen!“

Moser hatte sich der pietistischen Richtung seines Vaters angeschlossen, die er aber als geistreicher Mann behandelte; er hatte Sinn für alle neuen Erscheinungen von Bedeutung: er ist der Freund des Fräulein v. Klettenberg, der „Philo“ in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“. Später versuchte er sich auch als Dichter und schrieb einen „Daniel in der Löwengrube“ in Klopstock'schem Stil.

Für das Willkürregiment der Höfe hatte er ein Beispiel an seinem eignen Vater. Dieser hatte sich anfangs mit dem Herzog von Württemberg Karl Eugen recht gut gestellt, allein die wüsten Eingriffe desselben in alle Gerechtsame trieben ihn in die Opposition. Bei einem schnöden Ansinnen des Ministers Montmorin erklärte der alte Moser, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren als Unrecht thun; dafür ließ ihn der Herzog am 12. Juli 1759 nach dem Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil sechs Jahre in schwerer, einsamer Haft blieb. Der kaiserliche Hof ließ ihn im Stich, erst ein Jahr nach dem Frieden erinnerte man sich seiner.

Der Herzog ließ dem Gefangenen die Freiheit anbieten, wenn er eine Akte unterzeichnen wollte, in der er sich als Verbrecher bekannte und um Gnade

bat. Moser war Mann genug, dies Ansinnen entschieden zurückzuweisen. Darauf erfolgte eine Resolution des Reichshofraths, ihn sofort freizulassen, und endlich 25. Sept. 1764 die Freilassung.

Wunderbarer Weise hatte die schwere Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; auch sein rastloser Thätigkeitstrieb hatte sich Befriedigung zu verschaffen gewußt. Man hatte ihm alles Schreibmaterial entzogen, aber er kratzte mit einer Lichtscheere in die weiße Wand ein, und mit derselben Lichtscheere in den Rücken des Papieres seiner Bibel und seines Gesangbuchs. Und was kratzte er auf diese Weise zusammen! Ueber 1000 geistliche Lieder, später in 114 Bogen gedruckt! 34 Werke vermischten Inhalts, z. B. „Grundsätze des Besteuerungsrechts derer Reichsstände", „Eines alten Mannes muntere Stunden während seines Festungsarrests", „Politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern", „Reisebeschreibung in's Land der Altgebräuchler" u. s. w.

Von dem, was man sich gewöhnlich unter einem Pietisten vorstellt, hatte der alte Moser gar nichts. Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und festem, klarem Auge, in allen Geschäften des praktischen Lebens bewandert und von einer Rührigkeit, die keinen Augenblick Muße erträgt; der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihilfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nimmt und auf demselben der Gesellschaft Kaffee präsentirt; ein streitfertiger alter Herr, der in einer Periode allgemeiner Hundedemuth keinen Anstand nimmt, gegen Groß und Klein laut und vernehmlich zu reden.

Am 12. August 1759 war die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf; die ganze Armee schien vernichtet. „Mon malheur est," schreibt Friedrich an seinen Minister Finkenstein, „de vivre encore. Je ne suis plus maître de mes gens. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même; je n'ai plus de ressources, et, à ne point mentir, je crois tout perdu." Und an seinen Bruder Prinz Heinrich: „Représentez-vous, dans cette cruelle crise, tout ce que souffre mon esprit, et vous jugerez facilement que le tourment des damnés n'en approche pas." Doch schon vier Tage darauf: „Le moment tout paraissait désespéré: ce n'est pas que le danger ne soit encore très-grand: mais comptez que tant que j'aurai les yeux ouverts, je soutiendrai l'état comme c'est mon devoir!"

In dieser Situation denkt ihn sich Adolf Menzel in einer seiner Zeichnungen: er steht am Rande eines Abgrundes, halb zu Tode gehetzt, erwartet aber mit gezücktem Schwerte, festen Blickes die anstürmenden Feinde.

Am 25. August schreibt Winckelmann aus Rom: „Ich nehme mehr Antheil an dem Unglück meines Vaterlands, als Sie glauben. Einen großen Mann, ja den größten Mann unglücklich zu sehn, muß den mehrsten Menschen Mitleid erregen, geschweige denen, die ihm als geborne Unterthanen gleichsam eigen sind.

Ich sehe den unvermeidlichen völligen Ruin dieses armen Landes vor Augen." Winckelmann mußte sich, grade wie Lessing, zuweilen zusammennehmen, um nicht vor seinen Umgebungen zu sehr den Preußen herauszukehren.

Friedrich's Beispiel hatte gewirkt: durch ganz Europa war die Signatur der Zeit der aufgeklärte Despotismus. Am 3. September 1759, an demselben Tage, wo in Rom das Verbot der Encyklopädie ausgesprochen wurde, vertrieb Pombal, ein bis zur Gewaltthätigkeit energischer Minister, die Jesuiten aus Portugal und gab dadurch das Signal zu einer allgemeinen Verfolgung; Winckelmann meinte, die Pfaffenherrschaft nahe sich ihrem Ende. Vorläufig aber herrschten unter dem neuen Papst die Jesuiten unbedingt: „Der Papst," schreibt Friedrich an d'Alembert, „kommt mir vor wie ein alter Seiltänzer, qui voulant refaire les tours de sa jeunesse se casse le cou." Auch gegen Preußen wurde noch immer gewühlt, obgleich unter dem geheimen Widerspruch der Vernünftigen; „benedetto il Re di Prussia!" sagte Kardinal Albani zu Winckelmann, als er von einem neuen Sieg des Königs hörte; „er ist zu unbesonnen in seinen Reden", setzt Winckelmann hinzu.

Bei diesem geistvollen, reichen und wohlgesinnten Kardinal hatte Winckelmann jetzt eine Zuflucht gefunden, die alle seine Ansprüche befriedigte. In der kostbarsten Villa, in herrlicher Landschaft, umgeben von den auserlesensten Schätzen der Kunst, in einer reichen Bibliothek, konnte er ganz seinen Liebhabereien nachgehen: freilich nahm ihn der Kardinal sehr in Anspruch und ließ ihn Tag und Nacht nicht von seiner Seite; aber er ging mit ihm um wie mit einem völlig vertrauten. Die Kardinäle, die im öffentlichen Leben stets eine Rolle spielen müssen, legten im gewöhnlichen ihre Würde bequem bei Seite.

In der Schlacht bei Kunersdorf war Kleist schwer verwundet worden; er starb in Frankfurt 44jährig am 24. August. Lessing war tief ergriffen. „Meine Traurigkeit ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Warum ging er nicht? Er hat sterben wollen! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll!"

„Si vous me revoyez jamais," schreibt Friedrich an d'Argens, „vous me trouverez bien vieilli: mes cheveux grisonnent, les dents me tombent, et sans doute que dans peu je radoterai." In all' dem Unglück läßt er sich „Charles XII.", Vertôt und andere Schriften kommen und macht Verse. An Voltaire schreibt er: „Je suis vieux, cassé, grison, ridé. Si cela dure, il ne restera de moi-même que la manie de faire des vers."... „Pour me distraire de ces images tristes et lugubres, j'étudie ou je fais de mauvais vers. Cette application me rend heureux pendant qu'elle dure; elle me

fait illusion sur ma situation présente, et me procure ce que les médecins appellent de lucides intervalles; mais aussitôt que le charme est dissipé, je retombe dans mes sombres rêveries."

Eine neue Armee ging am 20. November bei Maxen verloren; Sachsen fiel in die Hände der Feinde. „Depuis quatre ans," schreibt Friedrich 28. Nov., „je fais mon purgatoire; s'il y a une autre vie, il faudra que le Père éternel me tienne compte de ce que j'ai souffert dans celle-ci." „Je suis plus las et plus dégoûté de la vie que jamais . . . Voilà tout ce qu'un pauvre lion fatigué, harassé, égratigné, mordu, boiteux et fêlé, vous peut dire." Am 6. März 1760: „Le Juif errant n'a pas mené une vie si errante que la mienne. On devient à la fin comme ces comédiens de campagne qui n'ont ni feu ni lieu; et nous courons le monde, répresenter nos sanglantes tragédies où il plaît à nos ennemis d'en fournir le théâtre." Und am 10. Juni 1760 an d'Argens. „Nos affaires prennent un tour abominable; il faut mal gré bon gré se jeter dans les grandes aventures et jouer quitte ou double. Des remèdes désespérés sont les seuls aux maux de pareille nature. Je suis entraîné par le torrent des événements hors des routes de la prudence ordinaire. Selon la façon de raisonner des hommes, je ne puis me sauver à moins d'un miracle."

Das Bombardement Dresden's, am 10 Juli, brachte über die Stadt unermeßliches Elend — Rabener verlor dabei seine ganze Habe und seine Manuskripte —, dem König keine Hilfe. Auch der Sieg bei Liegnitz, am 15. August, fruchtete wenig. „La crise change de forme, mais rien ne nous amène au dénouement." Selbst die Hauptstadt sollte das Elend des Kriegs erfahren; am 8. Oktober drangen die Russen und Oesterreicher in Berlin ein und plünderten. Drei Wochen später schreibt Friedrich an d'Argens: „Jamais ma main ne signera une paix humiliante! Je finirai sans doute cette campagne, résolu à tout oser et à tenter les choses les plus désespérées pour réussir ou pour trouver une fin glorieuse . . . Ce n'est point un acte de faiblesse de terminer des jours malheureux . . . La perspective qui me reste est une vieillesse infirme et douloureuse, des chagrins, des regrets, des ignominies et des outrages à souffrir."

Mit Voltaire war der König wieder in lebhaftem Briefwechsel. „J'aime vos vers," hatte ihm Voltaire geschrieben, „votre prose, votre esprit, votre philosophie hardie et ferme. Je n'ai pu vivre sans vous, ni avec vous. Je ne parle point au roi, au héros: je parle à celui qui m'a enchanté, que j'ai aimé, et contre qui je suis toujours fâché." Friedrich antwortete ihm, er verzeihe ihm alle seine Streiche: „si vous n'aviez point de défauts, vous rabaisseriez trop l'espèce humaine, et l'univers aurait raison d'être jaloux."

Am 31. Oktober schreibt er ihm aus Leipzig: „Tout homme a une bête féroce en soi; peu savent l'enchaîner, la plupart lui lâchent le frein lorsque la terreur des lois ne les retient pas. — Vous me trouverez peut-être trop misanthrope. Je suis malade, je souffre ... Vous êtes heureux de vous borner à cultiver votre jardin, il n'est pas donné a tout le monde d'en faire autant. Il faut que le rossignol chante, que le dauphin nage, et que je fasse la guerre."

Der blutige Sieg über die Oesterreicher bei Torgau, am 3. November, schaffte dem König einige Luft, doch täuschte er sich nicht über seine Lage. „Ma situation," berichtet er, „peut jeter un certain éclat de loin; mais si vous en approchiez, vous ne trouveriez qu' une grosse et épaisse fumée." Und an seinen stets mißvergnügten Bruder Heinrich: „Il ne faut pas qu'on exige de moi des miracles, car je vous déclare net que je n'en sais point faire."

Prinz Heinrich hatte während seines längeren Aufenthalts in Leipzig dem guten Gellert viel Aufmerksamkeit erwiesen; am 14. December 1760 ließ ihn auch der König kommen; nur ungern folgte der kränkliche Mann.

„Warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" fragte der König. — „Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an einem August gefehlt." — „Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" — „Ich kümmere mich mehr um die alte als um die neue Geschichte." — „Ist Er gar nicht von Sachsen weggekommen? Er sollte reisen!" — „Dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen." — „Ja daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind jetzt wohl böse Zeiten?" — „Ja wohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten" — — „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? es sind ja drei gegen Einen!" —

Schließlich mußte Gellert eine seiner Fabeln deklamiren; er wählte den „klugen Maler aus Athen". „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands!" äußerte der König bei Tisch.

Vielleicht hätte Gellert weniger Beifall gefunden, wenn er dem König eine andre seiner Fabeln deklamirt hätte: „Der Held und der Reitknecht." Die beiden sterben zusammen in der Klause eines frommen Eremiten. Der Reitknecht ist überzeugt, sein Herr müsse in den Himmel kommen, und zählt als Grund alle seine Heldenthaten auf. „Warum habt ihr denn alles dies gethan?" fragt der Eremit den Helden. „Warum? Zu meines Namens Ehren, um meine Länder zu vermehren, um, was ich bin, ein Held zu sein!" — „Oh!" fiel der Eremit ihm ein, „deswegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen? Ich bitt' euch,

laßt's euch nicht verdrießen, ich sag' es euch auf mein Gewissen: der Reitknecht als ein schlechter Mann hat wirklich mehr als ihr gethan!"

Vielleicht hätte der Held gezürnt. Indeß wer weiß? Es kamen ihm zuweilen ähnliche Gedanken. Schreibt er doch am 6. März 1760: „Quand on anime les hommes, quand on les met en fureur, ils cessent d'être hommes et deviennent des bêtes farouches. La guerre perd les mœurs, et ramène l'homme à un état sauvage en lâchant le frein à ses passions brutales.. Cette guerre ne le cède en rien à celle de trente ans... Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire les chefs-d'œuvre de l'industrie et du temps, et de laisser une mémoire odieuse de nos ravages et des calamités qu'ils ont causées!" Aber was helfen solche Betrachtungen! „Il faut que le rossignol chante, et que je fasse la guerre!"

Ein eignes Zusammentreffen: der stille, kränkliche Erbauungsschriftsteller, der ohne Aufhören über das Elend dieser Welt ächzt, und der verwundete Löwe, vor dessen seltenem Gebrüll die Welt erbebt.

Gellert's Moral ist die eines Eremiten; sie warnt vor allen Leidenschaften, weil jede Leidenschaft in Ungelegenheit bringt; sie ist die Moral der Entsagung, die Moral eines engbrüstigen spießbürgerlichen Hypochonders; es fehlt ihr, was bei aller Sittlichkeit die Hauptsache ist, die Kraft.

Wir nehmen hier Abschied von dem wohlgesinnten Manne, der noch neun Jahre lebte, aber nichts mehr hervorbrachte. Nur sein Ruf war noch im beständigen Wachsen. Sechs Jahre nach jener Unterredung schreibt Abbt: „Gellert's Fabeln haben dem Nationalgeschmack eine ganz neue Richtung gegeben, denn jede Landpredigerstochter kennt sie auswendig, und auf die kommt es an, nicht auf die Gelehrten oder Vornehmen, die eigentlich keinem Lande angehören."

In derselben Zeit hörte der junge Goethe seine Vorlesungen über Stil und Moral. Gellert ermahnte in weinerlich wohlwollendem Ton die jungen Leute, der Tugend treu zu bleiben, auf ihre Handschrift zu achten und Verse möglichst zu vermeiden. Die Studenten schwärmten für ihn; die alten müden Generale, die er in Karlsbad traf, sagten ihm Schmeicheleien; verschiedene Komtessen und Baronessen korrespondirten mit ihm; eine Prinzessin ging bei hellem lichten Tage an seinem Arm über den Markt — es that seinem Herzen doch wohl! — ja er durfte dem neuen Kurfürsten von Sachsen einen Vortrag über die Menschenwürde halten!

Leipzig fühlte sich damals noch immer als Kleinparis: der junge Süddeutsche mußte hier lernen, sich der reinen deutschen Mundart zu befleißigen und sich modisch zu frisiren; er erfuhr, daß Friedrich ein schlechter General sei.

Neben Gellert spielten Weiße, Hiller, Oeser und verschiedene Jüngere eine ansehnliche Rolle, aber die Leipziger Literatur stand nicht mehr im Vordertreffen, sie kultivirte mit besonderer Vorliebe Kindergeschichten und Operetten. Man zuckte über die „Provinzen" die Achsel, die sich gegen die reine Bildung aufgelehnt; aber diese Provinzen, Preußen voran, führten einmal das große Wort.

Jud Süß.

Mit dem folgenden Geschichtsbilde befinden wir uns in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit, wo der Absolutismus nach der Auffassung Ludwig's XIV. mit Ausnahme England's allenthalben in Europa seine höchste Ausbildung erreicht und mit Ausnahme Preußen's seine nachtheiligsten Folgen entwickelt hatte, der Zeit ferner, wo die Jesuiten vom langen und kurzen Rock auf dem Gipfel ihrer Macht standen und auch an einer Anzahl von protestantischen Höfen in einer für die betreffenden Länder verhängnißvollen Weise am Regimente theilnahmen, der Zeit der Abenteurer und Glücksritter endlich, die bald in der Eigenschaft von Goldköchen, bald als Finanzkünstler, bald in anderer Gestalt bei ehrgeizigen oder verschwenderischen und deshalb geldbedürftigen Fürsten gern gesehene Gäste waren, rasch emporstiegen und zuletzt meistens ebenso rasch gestürzt wurden.

Beinahe allenthalben, namentlich aber in den kleineren deutschen Ländern, lastete der Druck der Fürstengewalt schwer auf dem Volke. Die alten ständischen Verfassungen wurden kaum noch geachtet und hie und da geradezu gebrochen. Mit immer neuen Finanzmanövern, mit Erhöhung der hergebrachten und Einführung von anderen Steuern, mit bisher unbekannten Stempelabgaben, Ausprägen geringwerthigen Geldes, Aemterverkauf, Monopolen füllten gewissenlose Minister die öffentlichen Kassen, die dennoch immer bald wieder leer waren und so ihren Verpflichtungen gegen die Beamten und die Staatsgläubiger nur sehr ungenügend nachkommen konnten. Die meisten Stellen wurden durch Geldzahlungen erworben. Die Minister und deren Günstlinge bereicherten sich in unanständigster Weise, die Fürsten verschwendeten die Landeseinkünfte mit einem unerhörten Luxus, mit Soldatenspielerei oder durch Kriege, die lediglich aus Ehrgeiz unternommen wurden. Wir erinnern an August den Starken, an den Grafen Brühl und an das Auftreten des Herzogs Ernst August von

Weimar*) gegenüber seinen Landständen. An den verschiedensten Stellen, im Norden wie im Süden, sannen die Herrschenden auf Erweiterung der Grenzen ihres Gebietes. Ludwig XIV. und Karl XII. waren ihr Leben lang mit Eroberungsplänen beschäftigt, Oesterreich gewann Serbien, Venedig Landstriche in Griechenland, am Potsdamer Hofe bereitete man die Kriege vor, die den Hohenzollern Schlesien verschafften.

Daneben hatte der Jesuitismus mit seinem Bestreben, das dem Papstthum durch die Reformation entrissene Terrain wieder zu erobern, an verschiedenen Orten Erfolge erzielt, und an anderen war er mit Eifer und Geschick bemüht, solche vorzubereiten. Eine Menge freiwilliger Rücktritte zum römisch-katholischen Glauben war auf die vom Orden geleitete gewaltsame und zum Theil sogar blutige Reaktion gegen die böhmischen, österreichischen und polnischen Ketzer im siebzehnten Jahrhundert gefolgt. In der Pfalz war die herrschende Linie wieder der alten Kirche beigetreten, in Kursachsen hatte August der Starke um die polnische Krone zu erlangen, das Gleiche gethan, in Hessen-Kassel war den Jesuiten die Konvertirung des Erbprinzen Friedrich gelungen. Was man davon erwartete, zeigten die Maßregeln, die der Vater dieses Prinzen in Gemeinschaft mit den Ständen des Landes ergriff. Er verbot ihm, als Landgraf die öffentliche Uebung der katholischen Religion zu gestatten und Katholiken als Beamte anzustellen, er entzog ihm die Erziehung seiner Söhne, und er nöthigte ihn, durch eine Urkunde den Ständen alles, was ihm vorgeschrieben worden, feierlich zuzusichern. Andernfalls würde ohne Zweifel auch hier nicht ausgeblieben sein, was in dieser Zeit unter ähnlichen Verhältnissen anderwärts geschah. Zwei Fürsten von Hohenlohe z. B. tyrannisirten ihre protestantischen Unterthanen so lange, bis Drohungen Preußen's und Hannover's mit der Absendung von Exekutionstruppen sie davon abzulassen zwangen. In Salzburg vertrieb der fanatische Erzbischof dreißigtausend fleißige und ruhige Unterthanen, weil sie Protestanten waren und bleiben wollten. In der Pfalz beförderte die von Jesuiten beeinflußte Regierung den Verfall der Universität Heidelberg, suchte durch schlechte Besetzung der Pfarrstellen das evangelische Volk allmählich zu verderben und wurde nur durch den König von Preußen abgehalten, ihm die Kirche zu nehmen und sie den Katholiken zu überweisen. Der Nachfolger des Kurfürsten, unter dem dies geschah, Karl Theodor, ließ sich von seinem Erzieher und späterem Minister eine Instruktion geben, wie man behutsam und in aller Stille die Zahl und den Einfluß der vielen Protestanten im Lande vermindern könne, „bis die Umstände es möglich machten, weiter zu gehen". Unter anderm wurde darin gerathen, so viel als thunlich katholische

*) Grenzboten, Jahrgang 1877, Nr. 16.

Beamte bis zum Dorfschulzen herab anzustellen, eine Konvertitenkasse zu errichten und sorgfältig die Zwietracht zwischen den Lutheranern und Reformirten zu schüren. Eine gewaltsame Zurückführung des Volkes zum katholischen Glauben endlich wurde in dieser Zeit von dem Herzog von Württemberg und seinen jesuitischen Rathgebern in Verbindung mit einer Abschaffung der Verfassung geplant, und hiervon sowie von dem jüdischen Abenteurer, der zu diesem Staatsstreiche das Geld zu beschaffen hatte, wollen wir nun erzählen.

Württemberg besaß seit zwei Jahrhunderten eine Verfassung, welche die Gewalt seiner Fürsten außerordentlich beschränkte. Nach dem Testamente Eberhard's im Barte und dem Tübinger Vertrage von 1514 mußte der Herzog, bevor man ihm die Erbhuldigung leistete, die Landesverfassung beschwören, und seine Unterthanen waren ihm nur verfassungsmäßigen Gehorsam schuldig. Der Württemberger konnte nur durch seinen natürlichen Richter verhaftet und gestraft werden. Jeder hatte das Recht, Waffen zu tragen, zum Kriegsdienste aber konnte nur mit Bewilligung der Stände ausgehoben werden. Alles Eigenthum war unverletzlich. Man zahlte nur solche Abgaben, welche die Volksvertretung gutgeheißen hatte. Die Gemeindeordnung war nach dem Grundsatze vollkommener Selbstverwaltung eingerichtet. Monopole waren ungesetzlich.

Hüter dieser Landesfreiheiten waren die Stände, deren Versammlung sich aus 14 Prälaten und 70 Abgeordneten von Städten und Aemtern zusammensetzte. Ritter saßen damals nicht darin. Die Stände hatten sehr wichtige Rechte. Sie konnten jede Vorlage des Herzogs berathen, annehmen oder ablehnen, gegen einzelne Personen und Maßregeln der Regierung, sowie gegen deren ganzes System Vorstellungen machen und den Fürsten auf die Bedingungen hinweisen, unter welchen allein ihm Gehorsam gelobt worden. Sie hatten das Recht des verfassungsmäßigen Widerstandes und der Steuerverweigerung. Sie konnten die Gesetzvorschläge der herzoglichen Regierung umwandeln oder ganz neue Vorlagen nach ihrem Sinne verlangen. Ohne sie zu befragen durfte der Herzog nichts vom Kammergut oder Staatsgebiet veräußern oder vertauschen. Einen Angriffskrieg durfte er nur dann ohne ihre Zustimmung führen, wenn er ihn mit geworbenen Freiwilligen und mit eigenen Mitteln unternehmen wollte.

Die Landesversammlung trat selten zusammen. Da sie aber die Aufgabe hatte, über die Regierung eine beständige Aufsicht zu führen, so waren zwei Ausschüsse, ein engerer und ein weiterer, bestellt, von denen jener, aus zwei Mitgliedern der Prälatenbank und sechs Abgeordneten der Städte und Aemter bestehend, immer beisammen blieb und sich beim Abgange eines seiner Mitglieder selbst ergänzte. Der weitere Ausschuß wurde nur dann einberufen, wenn es über besonders wichtige Fragen Beschluß zu fassen galt.

Kein deutsches Land hatte eine so freie Verfassung. Dennoch bewahrte sie Württemberg nicht vor arger Mißregierung. Die Vortheile, die sie gewährte, kamen zum großen Theil einer kleinen Minderheit zu gute, indem alle einflußreichen und einträglichen Beamtenstellen herkömmlich als erblicher Besitz einer Anzahl „guter Familien“ angesehen und behandelt wurden, die auch im engeren Ausschusse die Hauptrolle spielten. Sodann aber thaten die Fürsten der Zeit, von der wir reden, trotz der Verfassung in vielen Dingen, was ihnen beliebte, da sie unter jenen Beamten bereitwillige Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne fanden. Das schändliche Regiment der Grävenitz, welches volle zwanzig Jahre währte und das Land mit Schulden überhäufte, ist zu bekannt, um hier mehr als der Erwähnung zu bedürfen.

Am 31. Oktober 1733 war der Herzog Eberhard Ludwig, unter dem die Grävenitz geherrscht hatte, gestorben, und mit dem Einzuge des neuen Herzogs, der am 16. Dezember erfolgte, schienen bessere Zeiten zu kommen. Karl Alexander, bisher kaiserlicher Feldmarschall und Statthalter in Serbien, war nicht blos ein berühmter Kriegsheld, der u. a. beim Sturme auf Belgrad durch persönliche Tapferkeit den Sieg über die Türken entschieden hatte, sondern stand auch in dem Rufe eines überaus leutseligen Herrn.*) Er äußerte im Hinblick auf die Thatsache, daß sein Vorgänger die Regierung seiner Favoritin und deren Kreaturen überlassen hatte, bei seinem Empfange durch die Stuttgarter Bürgerschaft: „Ich will selbst regieren, ich will alle Unordnungen bessern und mein Volk hören und ihm helfen.“ Er verkündete in einer Ansprache, die drei Sonntage hintereinander von den Kanzeln verlesen und gedruckt an das Rathhaus jeder Gemeinde angeschlagen wurde, vielverheißende Grundsätze und Absichten. Liebe und Gerechtigkeit, so hieß es da, seien die Grundsäulen des Staates. In allen Stücken solle ferner nach alter Treue und Redlichkeit gehandelt werden. Nach eines Jeden persönlichem Verdienste werde er seine Gnade abmessen, das Böse bestrafen und das Gute belohnen. Wer in einer fürstlichen Kanzlei einer Untreue sich schuldig mache, Geschenke gebe oder nehme, die Gerechtigkeit aus Geiz oder anderen Leidenschaften beeinträchtige und unschuldige Leute durch Verfolgung oder Verleumdung kränke, wer in Verwaltungs-, Finanz-, Justiz- oder Gnadensachen eines vorsätzlichen Unrechts überführt werde, der werde ohne Ansehen der Person an Ehre und Gut, nach Umständen an Leib und Leben gestraft werden. Seit zwanzig Jahren seien „entsetzlich große Schindereien und Abpressungen“ bei Besetzung geist-

---

*) Wir folgen von hier an mit einigen Abweichungen im Urtheil über den Hauptgegenstand der Darstellung M. Zimmermann's aktenmäßig bearbeiteter Schrift: „Josef Süß Oppenheimer“. Stuttgart, Rieger.

licher, bürgerlicher und Kriegsdienste durch Minister, Räthe, Amtleute, Bürgermeister und Schultheißen, ja sogar durch Sekretäre, Garderobebediente und Lakaien ausgeübt worden. Er fordere alle, welche in geistlichen, bürgerlichen und militärischen Diensten ständen, ernstlich auf, wenn Einer in den letzten zwanzig Jahren, um zu seinem Dienste zu kommen, Geld, Gold oder Silber, Gemälde, Naturalien oder andere Geschenke habe geben müssen, umständlich zu Papiere zu bringen, was und wem er es gegeben habe, und dieses Papier binnen acht Tagen verschlossen ihm, dem Herzog, zu eigenen Händen kommen zu lassen und bei schwerer Ahndung nichts zu verschweigen, aber auch keinen unschuldig anzugeben.

Danach verfuhr der Herzog, und er kam hinter viele „Geheimnisse der Bosheit, viel Heillosigkeit und auch nicht wenige silberne Esel“, wie die untüchtigen Beamten genannt wurden, die ihre Stellen gekauft hatten. Den Beschwerden wurde abgeholfen, so weit es möglich war. Die Leute, welche der Grävenitz bei Aussaugung des Landes geholfen, wurden zur Untersuchung gezogen und, falls sie sich nicht selbst aus dem Staube machten, aus den Grenzen verwiesen oder auf die Festung geschickt. Die bösen Gewissen in Uniform zitterten, das Volk blickte zu seinem Fürsten mit Ehrfurcht und Liebe auf, unter den Bauern hieß es: „Der treibt's unsern Treibern wieder ein.“

Diese glückliche Verhältniß währte geraume Zeit fort, und wer nicht hinter den Vorhang sehen konnte, war zufrieden. Da rief den Herzog als Reichsfeldmarschall der wieder ausgebrochene Krieg mit den Franzosen von dieser ersprießlichen Thätigkeit hinweg, und er hatte wenig Zeit mehr, den Dingen und Menschen im Lande auf den Grund zu sehen. Unglücklicherweise traute er selbst denjenigen von den alten Räthen nicht, die es wohlmeinten, und grollte dem landschaftlichen Ausschusse, der ihm vor seinem Regierungsantritte verschiedene Kränkungen zugefügt hatte und jetzt seinen Lieblingsplänen entgegentrat.

Als der Herzog noch als kaiserlicher General in Ungarn weilte, war er, der nicht hauszuhalten verstand, in Geldverlegenheit gerathen. Er hatte sich an den Ausschuß um Vorausbezahlung seiner Apanage gewendet und war, obwohl dieser die reichsten Mittel in der Hand und das verfassungsmäßige Recht hatte, die Bitte zu gewähren, in unhöflicher Form abschläglich beschieden worden. Zornig hatte er diese Antwort mit dem Ausrufe: „Gemeines Volk!“ auf den Tisch geworfen. Um diese Zeit hatten sich die Jesuiten an ihn gemacht, und es war ihnen allmählich gelungen, ihn zum Uebertritte zum katholischen Glauben geneigt zu machen. Er folgte indeß dabei nicht seiner Ueberzeugung, sondern wurde katholisch, um die reiche Prinzessin von Thurn und Taxis heirathen zu können und sich am Wiener Hofe mehr Gönner zu erwerben, als

er besaß. Nachdem der Erbprinz Eberhard Ludwig's unheilbar zu siechen begonnen, setzte sich der Prinz Karl Alexander wieder mit Württemberg in Verbindung und bildete sich mit Hilfe des Regierungs- und Hofrathes Neuffer, der großen Einfluß auf die Ausschüsse der Landschaft hatte, dort eine Partei, um nach dem Tode des Erbprinzen als Thronfolger auftreten zu können, zu welchem Zwecke er brieflich für den Fall, daß er zur Regierung käme, Achtung der Religion und der Freiheiten des Landes gelobte. Nun war aber Württemberg damals stockprotestantisch, ein katholischer Fürst und ein Despot galten in der Vorstellung des Volkes als ein und dasselbe, und die Gebildeteren wußten, daß die damaligen politischen Grundsätze Oesterreich's und aller katholischen Mächte zu den ständischen Vertretungen nicht stimmten, vielmehr zur Lähmung und Beseitigung derselben führen mußten. Die „guten Familien" in Württemberg endlich, deren Mitglieder die besten Stellen im Lande innehatten oder nach ihnen strebten, fürchteten von Karl Alexander, der in Serbien gezeigt hatte, daß er Beschränkung seines Willens nicht litt, Verlust ihres Einflusses und Schädigung ihrer Interessen. So setzten sie sich mit dem jüngeren Bruder Karl Alexander's, dem willensschwachen und den Staatsgeschäften fremden Prinzen Heinrich Friedrich, in's Einvernehmen, um diesem den Thron zuzuwenden. Karl Alexander erfuhr davon — vermuthlich durch Neuffer —, schrieb an ihn und bewog ihn, die Unterhandlungen mit den Herren von der Landschaft und den Räthen, die den Plan erdacht, abzubrechen, und so war letzterer gescheitert. Der Herzog aber trug den Urhebern dieser Kabale ihr damaliges Verfahren allezeit nach, und wenn er Neuffer und den Präsidenten des Geheimraths v. Forstner, welche die Säulen seiner Partei gewesen, eine Zeit lang werthhielt und bevorzugte, so war er doch auch gegen sie nicht ohne Groll und Mißtrauen, indem er glaubte, dieselben hätten ihm bei Unterschrift der Huldigungsreversalien, die nichts besagten, als daß der Herzog die Freiheiten und die Religion des Landes aufrechterhalten wolle, einen Bogen untergeschoben und ihn also mehr unterschreiben lassen, als er nöthig gehabt. Dieser Argwohn war unbegründet, aber erklärlich. Der Herzog hatte seit seinem elften Jahre lediglich das Kriegshandwerk betrieben, und zwar außer Landes. Er kannte die Verfassung nicht, er kam mit Plänen, die in dieser auf Hindernisse stoßen mußten, und die Berührung, in die er mit den Wächtern der Landesfreiheiten bald nach seinem Regierungsantritt gerieth, enttäuschte ihn bezüglich der Vorstellungen, die er sich von der herzoglichen Gewalt gebildet hatte. Karl Alexander war in erster Linie eben Kriegsmann und als solcher an unbedingten Gehorsam gewöhnt und auf Eroberungen bedacht. Als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrechen wollte, hoffte er die Grafschaft Mömpelgard, die seinem Hause einst gehört, wieder zu gewinnen und Anderes jen-

seits des Rheines dazu, und wahrscheinlich waren ihm vom Wiener Hofe statt der Gelder für die Hilfstruppen, die er dem Kaiser zuführte, die Anwartschaft auf solche Eroberungen und zugleich die Einverleibung der in Württemberg liegenden oder daran grenzenden Reichsstädte Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmünd und Weil zugesagt.

Anfangs stieß der Herzog mit den Maßregeln, die er zur Vorbereitung dieser geheimgehaltenen Pläne vorschlug, bei den Ständen auf keinen Widerstand; denn es handelte sich ja um einen Vertheidigungskrieg. Aber das Volk jammerte und fluchte, als man eine große Anzahl von jungen Leuten aufgriff und in die Montur steckte, und als man den Bauern die besten Pferde ohne Bezahlung wegnahm, um sie zum Kriegsdienste zu verwenden. Die Steuerrückstände wurden streng eingefordert, und ein Erlaß verkündete die Todesstrafe für jeden Widerstand, ja für jede „Unmuthsäußerung". Die Liebe zum Herzoge erstarb in weiten Kreisen, und es belebte sie nicht wieder, daß er sich in diesem Kriege Verdienste um Land und Volk erwarb.

Karl Alexander wollte aber nicht blos erobern, er wollte die Verfassung auch umstürzen, um den Jesuiten sein Wort halten zu können, das Versprechen nämlich, zunächst den katholischen Glauben zu gleicher Berechtigung im Lande mit dem evangelischen zu erheben und dann das Volk, wie es einige Jahrzehnte vorher im Neuburgischen geschehen, katholisch zu machen; ein Vorhaben, wozu er eines starken stehenden Heeres bedurfte. Zur Vorbereitung dieses Staatsstreichs dienten ihm der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg Friedrich Karl v. Schönborn, ein hervorragendes Mitglied des Jesuitenordens, der ihm mit seinen Soldaten an die Hand zu gehen versprach, ferner Franz Josef v. Remchingen, ein kaiserlicher General, der, nachdem er in die Dienste des Herzogs getreten, Präsident des Kriegsraths und Höchstkommandirender in Württemberg wurde und in dieser Eigenschaft alle Offiziers- und Unteroffiziersstellen mit Katholiken besetzte, endlich Josef Süß Oppenheimer, der die Herbeischaffung der zur Ausführung des Planes erforderlichen Geldmittel übernahm.

Süß gehörte dem Volke an, das sich von Josef's aegyptischen Getreidewucher-Operationen bis auf unsere Gründerzeit immer vortrefflich auf die finanzielle Ausbeutung derer, unter denen es lebte, verstanden hat. Er war 1692 zu Heidelberg geboren und der Sohn des Rabbi Isaschar Süßkind Oppenheimer und der schönen, aber leichtfertigen Michaele Selmele, deren Vater ebenfalls Rabbi und als Vorbeter unter seinen Leuten berühmt war. Frühzeitig trennte sich Süß von seinen Eltern und ging in die weite Welt, um mit seinen Gaben ein vornehmer Mann zu werden. Er war ein schmucker und gescheidter junger Mensch, der in seinem Aeußern und in seiner Haltung

wenig vom Juden verrieth und nur durch die Dreistigkeit, mit der er sich an hochgestellte Leute machte, an seine Herkunft erinnerte. Gewandt, mehrerer Sprachen kundig, in der Mathematik wohl zu Hause, aufgeweckt, verstand er es bald, sich beliebt zu machen. Im Besitz einiger Mittel besah er sich nach dem Tode seines Vaters zunächst Frankfurt, dann war er längere Zeit in Amsterdam und hierauf in Wien, wo er in den Bankiersfamilien der Oppenheimer weitläufige Verwandte hatte, und wo er mit den ihm angeborenen Talenten vermuthlich bald zu Reichthum und Ansehen gelangt sein würde, wenn ihn sein Hang zu Lüderlichkeiten und losen Streichen nicht von da weggetrieben hätte. Als es mit seinen Geldmitteln zu Ende ging, ernährte er sich eine Zeit lang in Bayern als Barbiergesell. Dann soll er Student in Tübingen gewesen sein. Daß er bei diesen Fahrten nicht blos Abenteuer und Vergnügungen gesucht, sondern sich auch allerlei Kenntnisse verschafft, erwies sich später. Münzwesen, Pachtungen, Lieferungen, Geldgeschäfte hatte er gründlich kennen gelernt. Dennoch wollte es ihm geraume Zeit nicht glücken, sich hervorzuthun, reich zu werden und eine Rolle zu spielen. Nachdem er mit seinen Ideen am Taxis'schen Hofe zu Frankfurt keine Verwendung gefunden und dann in Mannheim das Geschäft eines Winkelkonsulenten betrieben, machte er zuerst mit der kurpfälzischen Regierung eine einträgliche Finanzoperation, indem er ihr das Stempeln des Papiers vorschlug, die Lieferung des Stempelpapiers gegen ein schönes Pachtgeld übernahm und diese dann um die Summe von 12000 Gulden an einen Andern abtrat, um mit dem Gelde die Darmstädter Münze zu pachten. Alle westdeutschen Höfe hatten sich damals auf das Ausprägen aller Sorten schlechter Scheidemünze gelegt; Baden-Durlach, Ansbach, Waldeck, Fulda, Hechingen, besonders aber Kurpfalz und Darmstadt arbeiteten in dieser Richtung mit aller Kraft, und Deutschland wurde schnell reich an geringwerthigem Gelde und arm an Gold und Silber. Süß hatte sich eine vollkommene Kenntniß aller Geheimnisse und Vortheile dieser Manöver erworben. Er verstand nicht nur das Münzwesen selbst, sondern auch den Einkauf von Edelmetallen auf dem rechten Markte und was sonst Profit abwarf. Sein Talent hatte zum zweiten Male Land gefunden, als er mit den Darmstädtern abschloß. Bald gab er auch diesen Vertrag gegen einen Gewinn von 9000 Gulden in der Hauptsache auf und behielt für sich nur das Ausmünzen von Kreuzern. Obgleich er dabei mehr Stücke per Mark, als bedungen waren, ausprägte, wurde er, da ein Dekret des Landgrafen ihm diesen Profit gestattete, als er wegzog, in Gnaden entlassen.

Von jetzt an hielt er sich eine Zeit lang vorzüglich in Mannheim und Frankfurt auf, wo er sich durch Lieferungen und andere Geschäfte mit fürstlichen und gräflichen Häusern ein ansehnliches Vermögen und die Titel eines

kurpfälzischen Oberhof- und Kriegsfaktors und eines Hof- und Kammeragenten des Kurfürsten von Köln erwarb. Er besaß ein schönes Haus zu Mannheim und eins in Frankfurt, erhebliche Aktivkapitalien in Gold, reichlichen Kredit und führte eine kostspielige Haushaltung, um sein Geschäft mit Glanz zu vertreten; denn, wie er später sagte, „seine Profession war, große Herren zu traktiren und mit ihnen umzugehen".

Im Sommer 1732 wurde er, von seinem Glaubensgenossen Isaak Landauer empfohlen, in Wildbad mit dem Prinzen Karl Alexander von Württemberg bekannt. Rasch wußte er sich bei demselben angenehm zu machen, indem er einerseits der Geldnoth des Fürsten abzuhelfen versprach, andererseits an seinen Aberglauben anknüpfte. Er erbot sich nicht nur, ihm die Einkünfte, die er als kaiserlicher Feldmarschall wie als württembergischer Prinz zu beziehen hatte, vorzuschießen, sondern ihm als Verwalter dieser Gelder bedeutend mehr daraus zu zahlen, als sie ihm bisher eingetragen hatten. Karl Alexander glaubte an geheimnißvolle Mächte, die das Loos des Menschen bestimmten, und namentlich an Sterne, die das Schicksal derselben regierten. An dieser Seite faßte der jüdische Geschäftsmann den Prinzen, indem er ihm sagte, er habe einige Kabbalisten über seine Zukunft befragt und dabei erfahren, daß er noch unfehlbar regierender Herr in Württemberg werden würde, wobei er durchblicken ließ, daß es ihm ein schönes Stück Geld gekostet, dies herauszubringen. Dieser Eifer, die gewinnenden Manieren des Juden, seine Bereitwilligkeit zu Darlehen nahmen den Prinzen für ihn ein, er wurde zu dessen Kriegsfaktor und Schatullenverwalter und zum Agenten der Gemahlin desselben ernannt und stand bei dessen Rückkehr nach Belgrad schon so hoch in Gnaden bei ihm, daß er erwarten konnte, auch in Zukunft mit ihm gute Beziehungen zu behalten.

Diese Hoffnung erfüllte sich, als Karl Alexander den Thron bestieg, und Süß sich beeilte, ihm aufzuwarten und Glück zu wünschen; denn zu den Plänen, mit welchen der neue Herzog sich trug, eignete sich als Gehilfe niemand besser als dieser anschlägige, nie um Rath verlegene und vollkommen gewissenlose Kopf. Süß siedelte nach Stuttgart über und wurde, ohne eigentlich ein Amt zu übernehmen, der vertraute Rathgeber des Herzogs in Finanzsachen. Ob er in das Komplot, Württemberg katholisch zu machen, eingeweiht war, ist aktenmäßig nicht festzustellen. Jedenfalls war ihm, der auf seine eigene Religion nichts gab, der Schweinefleisch und Austern, sowie alles andere „Trefe" aß, wenn es nur schmeckte, und sich offen zu atheistischen Grundsätzen bekannte, für seine Person gleichgiltig, welche Konfession in Württemberg herrschte, und sicher war er mit seinem Herzen nur insofern bei der Sache, als es sich um seinen Ehrgeiz und seinen Geldbeutel handelte.

Für's erste bemühte sich Süß, dem Herzog durch verschiedene Finanz-

operationen neue Einkommenquellen zu erschließen. Dann, als einige der alten Räthe auf das Schädliche und Landesverderbliche dieser Projekte aufmerksam machten, ging er daran, diese Beamten durch Verleumdungen zu stürzen und deren Stellen mit ihm ergebenen Menschen zu besetzen, was ihm beim Herzog nur zu rasch gelang. Das größte Hinderniß für seine Absichten war die Landschaft, welche die ihm und seinem fürstlichen Gebieter im Frieden nöthige Militärmacht nicht bewilligen wollte. Er schlug daher vor, nicht einen ordentlichen Landtag in das Ständehaus zu Stuttgart zu berufen, sondern im Ludwigsburger Schlosse, unter den Augen des Herzogs selbst, einen Rumpflandtag zu versammeln, der aus den obenerwähnten Ausschüssen und denjenigen Abgeordneten bestehen sollte, welche nicht zu der Opposition gegen die Vermehrung des Militärs gehört hatten. Die Aemter, aus denen man Abgeordnete einberufen wollte, wurden durch herzogliche Kommissarien mit Begleitung von Soldaten gewalthaberisch bewogen, denselben Aufträge und Vollmachten zu ertheilen, die dem Willen des Herzogs entsprachen, und so kam es am 31. Mai 1736 zu der Bewilligung von 13000 Mann zu Fuß und zu Pferde und zur Genehmigung einer doppelten Jahressteuer, sowie des Dreißigsten von allen Früchten, „so lange die bedenklichen Zeiten dauern und das Land es vermag". Das gemeine Volk wurde durch die bei dem Mangel an Kasernen bei Bürgern und Bauern einquartierten Soldaten, deren Offiziere fast ausnahmelos Nichtwürttemberger und Katholiken waren, leicht eingeschreckt; hatten sich doch die gebildeten und rechtskundigen Männer des Landtags so in Angst jagen lassen, daß sie vergessen hatten, im Landtagsabschiede bestimmen zu lassen, wer darüber zu entscheiden habe, wie lange das Land diese ungeheuren Lasten zu tragen vermöge.

Nach Ersetzung der alten redlichen Räthe des Herzogs durch Kreaturen des Juden setzte dieser ohne Mühe Alles durch, was er projektirte. Nicht er selbst war Minister, sondern sein Regiment ruhte auf dem unbedingten Vertrauen, das der Herzog in seine Rathschläge setzte, und auf der Willfährigkeit der neuen Räthe, seine Manöver auszuführen. Diese Leute, unter denen der gewissenlose Expeditionsrath Hallwachs, der Hofkanzler Scheffer, der Geheimrath Pfau und die Räthe Lauz, Bühler, Metz, Thill und Lampprechts die Hauptrolle spielten, waren dem Günstling Karl Alexander's knechtisch ergeben und fürchteten ihn mehr als den Herzog. Er aber behandelte sie mit dem größten Uebermuth und drohte beim leisesten Widerspruch mit Kassation, Landesverweisung, Festungshaft, Auspeitschen, ja mit Köpfen und Hängen. Aus dem Landschaftsausschusse berichtete ihm der Prälat Weißensee alle Geheimnisse, indem er sich des Nachts zu ihm schlich. Den Herzog schloß er möglichst ab; alles, was von ihm oder zu ihm ging, mußte durch seine Hände laufen. Paßte

ihm ein herzogliches Dekret nicht, so ließ er es durch die ihm allezeit gehorsamen Räthe kassiren oder umändern.

Seit 1734 hatte Süß die Münze gepachtet, und obwohl das von ihm geprägte Geld nicht das schlechteste war, warf ihm das Geschäft schon während des Krieges und nach demselben, wo er einen neuen Pacht abschloß, der günstiger war, erkleckliche Summen ab, sodaß ihm der Herzog einmal sagte: „Du Spitzbub hast mehr Profit an meiner Münze als ich selbst.“

Schlimmer war die Ausbeutung einer herzoglichen Verordnung, die gleich nach dem Regierungsantritte Karl Alexander's ergangen war und „Landeskommissionen“ zur Säuberung des Beamtenstandes von den unter dem Grävenitz'schen Regimente in denselben eingeführten schlechten Elementen eingesetzt hatte. Diese Kommissionen, welche die massenhaft eingelaufenen Klagen und Beschwerden zu prüfen und die Schuldigen zur Bestrafung zu ziehen hatten, besetzte Süß mit seinen Leuten, und „wenn es dann zum Vergleichen oder Geldgeben gekommen war, hatten die Parteien sich an ihn selbst zu adressiren“. Denn auf Gelderpressung und Beutelschneiderei lief Alles hinaus. Die Untersuchenden nahmen dabei an, daß jeder Beamte schuldig, und daß er nur mit Geld zu bestrafen sei. Wirklich nachlässige oder untreue Leute aber wurden nicht nach ihrem Vergehen, sondern nach ihrem Vermögen gebüßt; der reiche Vogt Zeller von Balingen z. B. mußte „vor Pardoniren“ 20000 Gulden entrichten. Die pflichttreu befundenen Beamten drangsalirte und bedrohte man so lange, bis sie sich, um nur die Kommission los zu werden, in der Regel entschlossen, die ihnen zugemuthete Geldsumme zu bezahlen.

Von den Beamten kam man bald auf vermögende Privatleute, die, durch besondere Agenten aufgespürt, sich über die Wege verantworten mußten, auf denen sie sich ihren Reichthum erworben. Viele kauften sich mit Geld von solcher Untersuchung los, andere wurden ohne Beweis, blos „weil sie Vermögen hatten“, zur Zahlung hoher Summen verurtheilt; der Kammerrath Wolff z. B. zu 13000, der Schultheiß Binder zu 3000 Gulden angehalten. Das Geld floß nur zum Theil in die herzogliche Kasse, da Süß gewisse Prozente daran zugesichert waren, und seine Helfershelfer sich selbstverständlich auch nicht vergaßen.

Wieder ein anderes, von Süß zwar nicht erfundenes, aber vervollkommnetes Mittel zur Füllung der Kasse des Herzogs war der schon unter dem Vorgänger Karl Alexander's üblich gewesene Aemter- und Stellenhandel, der mit der Schöpfung neuer Aemter und Titel einträglicher gemacht und auf die Gemeindebediensteten ausgedehnt wurde, obwohl nach den Landesfreiheiten das Ernennungsrecht den Gemeinden zustand. Jedes Amt, auch das kleinste, wurde im Wege der Versteigerung dem Meistbietenden übertragen. Zwar sollten

Scheffer, Hallwachs u. a. nach einem herzoglichen Reskript „die Tüchtigkeit der Subjekte untersuchen", aber bei dem weiten Gewissen und der stets offnen Hand dieser Menschen war dies nur ein weiteres Mittel zur Bereicherung derselben.

In Verbindung hiermit wurde 1736 ein „Gratialamt" eingerichtet, indem Süß dem Herzog eingeredet hatte, die, welche eine Stelle erhalten, gäben gern noch etwas in die herzogliche Schatulle. Das betreffende Dekret gab als Grund für die neue Schöpfung an, auf solche Weise würden „die Delikte leichter entdeckt werden". Die eingehenden Gelder wollte man zu Gnadengeschenken für Wittwen und Waisen verwenden. Indeß haben diese nie einen Kreuzer davon gesehen, der Herzog aber bekam davon auch nur sehr wenig; denn Süß rechnete mit diesem über die von ihm eingenommenen Summen meist in Pretiosen und Juwelen ab, die der Herzog sehr liebte und zu kennen glaubte, und soll ihn dabei „formidable defraudiret und übernommen haben". Als man dies Karl Alexander vorstellte und verlangte, er solle den betrügerischen Juden fassen lassen, erwiederte er: „Ich brauche den Coujonen noch." Im Gratialamte saßen Süß und Scheffer als die Chefs, Hallwachs und Bühler nebst den Landeskommissarien waren die vornehmsten Zutreiber. Wer die ihm zugemutheten Gratialgelder nicht entrichten wollte, bekam die betreffende Stelle nicht oder wurde seines Amtes entlassen. Auch die, welche um eine Dispensation oder um ein Patent einkamen, mußten ihr Theil an die Gratialkasse entrichten.

Neben dem Gratialamt wurde ein Fiskalamt geschaffen, welches das Justizwesen ausbeutete. Das Recht wurde käuflich. Wer kein Geld geben konnte oder wollte, verlor seine Sache, wie gerecht sie auch war. Alle Verbrechen konnten mit Geld gesühnt werden. Im ganzen Amte wurde unter den Angestellten und den Wohlhabenden herumspionirt, ob ihnen nicht mit dem Fiskalamte beizukommen sei. Bereits entschiedene Prozesse wurden wieder aufgenommen und Prozesse gegen längst verstorbene eingeleitet, wenn sie Vermögen hinterlassen hatten. Die Triebfeder dieser Schändlichkeiten, mit denen dem Lande (wir reden hier nur vom Gratial- und Fiskalamte) 650000 Gulden abgepreßt worden sein sollen, war Süß; aber freilich, der Herzog unterschrieb Alles, und die auf die Verfassung vereidigten Räthe desselben führten die Sache aus.

Immer zahlreicher wurden die Methoden, mit denen man den Besitz des Landes finanziell ausbeutete. Das Vermögen der frommen Stiftungen wurde in eine sogenannte Vorrathskasse zusammengeschafft, wodurch zwei Millionen Gulden in Süß'sche Verwaltung kamen. Diese Gelder wurden mit nur drei Prozent verzinst, und bei der Zinszahlung machte man überdies Abzüge. Auf

Inventuren, Testamentseröffnungen und Vermögenstheilungen wurden hohe Sporteln, auf das Salz und auf das Kaminfegen eine nicht unbedeutende Steuer gelegt. Desgleichen auf das Recht, ein Kaffeehaus zu halten, auf den Verkauf von Spielkarten und Spezereien, das Vermiethen von Portechaisen, den Handel mit Tabak und Leder, den Verschleiß des Kalenders, das Ausschenken von Getränken; die letztgenannte Steuer hatte sogar rückwirkende Kraft, sodaß die Wirthe das, was sie in den letzten drei Jahren verschenkt hatten, nachträglich versteuern mußten. Um die Mitte des Jahres 1736 wurde eine „Familien- und Vermögenssteuer" ausgeschrieben, die alle Landeseinwohner und alles Einheimischen und Fremden gehörende Vermögen in Württemberg umfaßte. Die den Städten und Aemtern zustehenden, zur Erhaltung der Verkehrsstraßen nöthigen Wege- und Brückengelder wurden theilweise zur Kammer eingezogen, und dem Kirchengut, den Stadt- und Amtschreibern ein hoher „Kammerbeitrag" angesonnen. Darauf wurde das Stempelpapier, trotzdem daß es von der Landschaft inzwischen abgekauft worden, zuerst für Gratial-, dann für Justizsachen, zuletzt sogar für Handelsbücher wieder eingeführt. Bei Auszahlung der Besoldungen mußten die Betreffenden sich stets einen Abzug von 5 Prozent gefallen lassen. Auch durch den sogenannten „Fleckenhandel", den Süß dem Herzoge vorgeschlagen, flossen nicht unbedeutende Summen in die fürstlichen Kassen. Dieser bestand darin, daß man die bisherigen Aemter zergliederte und so eintheilte, daß einzelne Gemeinden einem Amtssitze zugewiesen wurden, der viel weiter als der frühere von ihnen entfernt war, und daß man den vorherigen Zustand gegen Erlegung einer hohen Geldsumme wieder herstellte.

Für die herzogliche Kasse waren diese Plusmachereien sehr einträglich, aber auch Süß strich viel Geld dabei ein. Er wußte aber als betriebsamer und vielseitiger Geschäftsmann auch sonst seine Stellung auszunutzen. Fehlte es, wie gewöhnlich, bei Auszahlung der Beamtengehalte in den Kassen an Geld, so schoß er gegen einen Abzug, den „Judengroschen", durch den er den zwanzigsten Theil der Besoldungen einstrich, das Nöthige vor, wobei ihm seine Glaubensgenossen, deren er eine große Menge gegen die Gesetze in's Land gezogen hatte, zur Hand gingen. Nebenher trieb er einen einträglichen Handel mit Juwelen, Gold und Silber, arabischen Pferden und fremden Weinen, für deren Einfuhr der Herzog ihm Zoll- und Accisefreiheit gewährt hatte. Ferner betheiligte er sich an Pachtungen, die einen erklecklichen Nutzen versprachen, und dabei geschah es, daß Unterthanen ihm Frohndienste leisten mußten. Auf Befehl des Herzogs veranstaltete er Lotterieen, wofür er eine Abgabe von 3000 Gulden zahlen mußte, den viel bedeutenderen Reinertrag aber für sich behalten

durfte. Bei den großen Faschingsbelustigungen in Stuttgart und Ludwigsburg verlieh er Maskenanzüge und stellte Glückshäfen und Spieltische auf.

Süß brauchte aber auch viel, und einen großen Theil dessen, was er verdiente oder erpreßte, verschwendete er alsbald. Er hielt sich eine Art Hofstaat, zu dem die Räthe des Landes, aus Furcht vor ihm auch manche von den besseren, mit ihren Frauen und Töchtern ihr Kontingent stellten. Seine Einrichtung war fürstlich, seine Tafel besser als die des Herzogs. Er gab Bälle, die mit verschwenderischer Pracht ausgestattet waren. Selbstverständlich hatte die „hebräische Excellenz" auch ihre Maitresse, daneben wußte er sich aber auch, wie später die Untersuchung erwies, durch reiche Geschenke eine große Anzahl vornehmer Frauen und Mädchen zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit ohne viele Mühe geneigt zu machen; denn er war nicht blos ein reicher, sondern auch ein ungewöhnlich schöner Mann, den der hirschbraune, mit Goldtressen besetzte Klapprock, die scharlachrothe Weste, über die eine schwere goldene Uhrkette herabhing, die breitgestreiften seidenen Beinkleider und die Schuhe mit dicken goldenen Schnallen, die er trug, nach damaligen Begriffen sehr gut kleideten. Alles beugte sich vor ihm, nur die, welche nichts zu hoffen und nichts zu verlieren hatten, spotteten und fluchten, wenn er sich öffentlich zeigte. Aber wenn ihm auch alles gelungen war, eins gelang ihm nicht: er versuchte zwei Mal, sich in den Adelsstand erheben zu lassen, und das zweite Mal unterstützte der Herzog sein dahingehendes Gesuch in Wien; aber obwohl Süß tausend Dukaten für Erfüllung seines Verlangens bot, ging das kaiserliche Kabinet nicht darauf ein.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Das sollte auch dieser jüdische Blutegel am Leibe Württemberg's erfahren. Die Ränke zwar, die man am Hofe gegen ihn spann, und die ihn bewogen, um seine Entlassung zu bitten, führten zu nichts. Der Herzog ging auf den Antrag, die Rechnungen seines Finanziers einer Untersuchung zu unterwerfen, wohl ein, stellte ihm aber zugleich ein Absolutorium aus, nach welchem er für alle seine Handlungen, auch die zukünftigen, von jeder Verantwortlichkeit frei sein sollte; aber er ließ ihn auch nicht abziehen, obwohl ihm Süß, dem allmählich doch bange geworden, zuerst 20000, dann 50000 Gulden für die Erlaubniß bot, und obwohl er die Rechnungen in der Ordnung fand. Karl Alexander wartete indeß nur auf eine Gelegenheit, dem Schwamme alles wieder abzupressen, was er eingesogen hatte. Süß wußte, daß er zu mehreren Offizieren geäußert, er wolle „den Juden beim Kopfe nehmen und auf eine Festung setzen", und daß er zu Scheffer gesagt, er „brauche den Juden jetzt noch, wolle ihn aber bald so fassen, daß sich Jedermann darüber verwundern solle". Inzwischen ließ er sich von

Süß zu einer Reise in's Ausland ein Anlehen von 40000 Gulden holen. Dafür, daß Jener nicht heimlich entwischte, war gesorgt.

Der Herzog wollte verreisen, angeblich um die Reichsfestungen Kehl und Philippsburg zu inspiziren und dann einen Arzt in Danzig zu besuchen, der ihm von einem Fußübel helfen sollte; in Wahrheit aber, um nicht zugegen zu sein und unschuldig zu erscheinen, wenn der mittlerweile zur Reife gediehene Plan des Umsturzes der Verfassung und der Einführung des katholischen Glaubens in einem Staatsstreiche explodirte.

Die Landschaft hatte endlich den Muth gefunden, gegen die Süß'schen Finanzverordnungen und die zahlreichen anderen Verletzungen der Landesfreiheiten der letzten Jahre zu protestiren. Der Herzog war über den Ton, in dem dies geschehen, außer sich gerathen. Die Jesuiten, Süß und Remchingen benutzten diese Stimmung, um ihn zur Entscheidung zu treiben. Sie spiegelten ihm sogar vor, man trachte ihm nach dem Leben, redeten ihm von allerlei Zettelungen und Verschwörungen unter den Landständen und erreichten so ihren Zweck bei ihm. Die Mittel waren bereit: Süß hatte Geld geschafft, Remchingen beim Militär gethan, was möglich war. Zunächst wurde in der Schloßkirche zu Ludwigsburg der katholische Gottesdienst eingeführt, und die Kosten wurden zur Hälfte aus dem evangelischen Kirchenvermögen bestritten. Bei den Truppen begannen Feldpatres die Messe zu lesen. Dann antwortete der Herzog den Ständen auf Grund eines Rechtsgutachtens, das ihm der Geheimrath Fichtel, ein Vertreter der Würzburger Jesuiten, verfaßt, und welches den Gedanken ausführte, die Landstände hätten bei Veräußerung von Landesgebiet allerdings entscheidende, sonst aber nur berathende Stimmen, in einem Reskript vom 11. Februar 1737: „daß bei den zwischen Herr und Landschaft errichteten alten Verträgen wohl zu beachten, in was für Zeiten solche gemacht worden, und daß mit dem, was vor Jahren gut gewesen, bei jetzigen Zeiten nimmer hinauszulangen." Dem landschaftlichen Ausschusse sollte nach Süß'schem Vorschlag ein herzoglicher Geheimrath beigegeben werden, damit er die Opposition beobachten und man die Böswilligen auf die Festung setzen könne. Das Land sollte in zwölf militärische Obervogteien getheilt werden, die Obervögte sollten Offiziere sein, jeder derselben sollte ein Regiment Soldaten zu seiner Verfügung haben, das Land sollte also bis auf weiteres eine rein militärische Verwaltung bekommen.

So geheim die Umsturzpartei diese Pläne auch hielt, so drangen doch Gerüchte in's Volk. Die Stuttgarter Zünfte bewaffneten sich im Stillen „zur Erhaltung des evangelischen Glaubens", denn man hatte Wind davon bekommen, daß von Würzburg her fremde Truppen im Anmarsche seien, um das Land katholisiren zu helfen. Es waren die Soldaten des Fürstbischofs v. Schönborn.

Die Landschaft war überdies von dem Herannahen des Staatsstreichs durch den vertrauten Kammerdiener des Herzogs, Neuffer, vollkommen unterrichtet. Sie wußte, daß die Vorhut der Bischöflichen bereits in Mergentheim stand, daß man Vorräthe für sie bereit hielt, und daß man die Entwaffnung des gesammten Landes vorhatte, daß Ludwigsburg voll herzoglicher Soldaten war, und daß man die Söhne des Herzogs fortgeschickt hatte.

Jetzt verließ auch Karl Alexander am 12. März 1737 Stuttgart und begab sich zunächst nach Ludwigsburg, um von da seine Reise in's Ausland anzutreten. Kaum war er in Ludwigsburg eingetroffen, so holte ihn eine Abordnung der Landschaft ein. Er stritt sich mit ihr und entließ sie sehr ungnädig. Am Abend erschien eine zweite Deputation, als er sich schon in sein Schlafgemach zurückgezogen und, wie er es gewohnt war, eine Dosis Aphrodisiakum genommen hatte, und es kam zu einem äußerst heftigen Auftritte. Horcher hörten Fußgestampf und die Ausrufe „Ketzer, Mörder, Hochverräther", dann waren die Herren wieder gegangen und unten rasch von dannen gefahren. Nach einer Weile aber ruft der Herzog aus dem Fenster um Hilfe; denn niemand ist zur Hand, die Dienerschaft ist zu dem Balle gegangen, der in einem anderen Flügel des Schlosses stattfindet. Neuffer kommt und läßt ihm zur Ader. Da springt der Herzog plötzlich mit den Worten: „Herr Jesus, wie wird mir, ich muß sterben!" vom Stuhle auf, um sofort wieder zurückzusinken. Er hatte aufgehört zu leben.

„Die von dem Kammerdiener Neuffer diesmal verdoppelte Dosis Aphrodisiakum und der Aerger mit der Deputation", sagte das Gerücht; „der Teufel hat ihm das Genick gebrochen", meinte der Volksglaube, und der todte Herzog hatte mit seinem aufgeschwollenen, blauschwarzen Gesicht, seinen stier hervortretenden Augen und den krampfhaft geballten Händen, von denen die eine am Halse lag, danach ausgesehen. „Ein Stickfluß", lautete das Visum repertum der Leibärzte.

Mit dem Staatsstreiche, der am nächsten Tage stattfinden sollte, wurde es nun nichts. An seine Stelle trat das Strafgericht, nachdem der Herzog Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt auf Ersuchen der Landschaft und des Geheimrathes die Regentschaft übernommen. Die bisherigen Räthe Karl Alexander's wurden verhaftet, darunter auch Süß, der nach langer Haft und einer Untersuchung, die wir hier nicht verfolgen können, bei der es aber nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen zu sein scheint, zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Vergebens hatte er sich darauf berufen, daß er kein eigentlicher Beamter gewesen, und daß der Herzog alle seine Maßregeln gutgeheißen. Das Verfahren gegen ihn war nicht ganz ordnungsmäßig, das Urtheil aber war gerecht, und es war nur das Eine zu bedauern, daß

Remchingen und die anderen Bösewichter gelinder behandelt wurden. Am 4. Februar 1738 hing man den Delinquenten in seinem rothen Galakleide an einen eisernen Galgen, der früher zur Hinrichtung von betrügerischen Goldköchen gedient hatte. Die Verfassung war diesmal gerettet, aber später kamen andere Fürsten, die sich ebensowenig an sie kehrten als Karl Alexander, wenn auch der evangelische Glaube fortan unangetastet blieb. ⊙

Bevölkerungs-Verdoppelung und Uebervölkerung.

Noch vor wenigen Jahren konnte man die Behauptung hören und lesen, daß die auffallende Abnahme der Bevölkerung Frankreich's ein Beweis dafür sei, daß dieses Land ebenso wie einige andere Staaten der romanischen Rasse in sein Greisenalter eingetreten sei, daß es unproduktiv geworden und Gefahr laufe, sich abzuwirthschaften, während die von Jahr zu Jahr zunehmende Seelenzahl der Staaten des deutschen Reiches darauf hinweise, daß unsere Nation in voller Jugendblüthe stehe und eine erfreuliche Lebenskraft verrathe. Mancher rechnete in seiner Begeisterung für die Kriegsthaten der letzten Jahre schon aus, wie viel Hunderttausende von Soldaten einem Zukunftsfeldherrn in etwa vierzig oder fünfzig Jahren zu Gebote stehen würden, und gelangte zu dem Schlusse, daß unsere militärische Macht dann erst recht unüberwindlich sein werde. Und wie haben die Anschauungen hierüber binnen wenigen Jahren sich geändert! Heute, wo der wirthschaftliche Nothstand immer drückender wird, preist man Frankreich wegen seiner nahezu stabilen Bevölkerungsverhältnisse glücklich, während man sich im Hinblick auf die mehr und mehr steigende Volkszahl des Vaterlandes ängstlicher Besorgnisse nicht erwehren kann. Hat sich doch gezeigt, daß seit der letzten statistischen Erhebung der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen auf 650000 gestiegen ist, und damit die Befürchtung sich verknüpft, Deutschland möchte immer mehr die Fähigkeit verlieren, seine Bevölkerung in angemessener Weise zu erhalten, die Armuth immer größere Dimensionen annehmen. Welche Erscheinungen diese aber im Gefolge zu haben pflegt, weiß jeder. Wenn man mit Rücksicht auf die ebengenannte Zahl sogar zu dem Schlusse hat gelangen wollen, daß Deutschland nur noch dreißig Jahre zu seiner Bevölkerungs-Verdoppelung bedürfe, und wenn dies wirklich zu befürchten wäre, dann möchten wir bei unseren heutigen Verhältnissen unseren Nachkommen zurufen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“

Glücklicherweise ist es unzweifelhaft, daß jene Zahl viel zu niedrig gegriffen ist, andererseits aber kann nicht geleugnet werden, daß die Gefahr der Uebervölkerung nicht blos Deutschland, sondern ganz Europa bedroht. So ist es wohl der Mühe werth, diesen Gegenstand an der Hand statistischer Erhebungen, soweit es augenblicklich möglich ist, zu verfolgen. Leider sind wir, wenn auch bei den meisten europäischen Staaten innerhalb bestimmter Zeiträume genaue Zählungen vorgenommen zu werden pflegen, sodaß die Zunahme sich leicht berechnen läßt, für einige Staaten doch ohne genügende Unterlage und müssen daher, da wir möglichst vorsichtig zu Werke gehen möchten, von diesen absehen.

Hinsichtlich derjenigen Staaten, deren Zahlen für mehrere statistische Perioden zum Vergleich benutzt werden konnten, ergibt sich das wichtige Resultat, daß alle innerhalb der letzten 10 bis 15 Jahre ihre Seelenzahl vermehrten. Die einzige Ausnahme davon machte Frankreich in den Jahren 1866 bis 1872, wo seine Bevölkerungsmenge eine Einbuße von 366 925 Seelen erlitt, was einem jährlichen Durchschnittssatz von 0,169 Proz. entspricht. Doch auch diese Verminderung war nur eine vorübergehende, denn schon die Erhebungen der nächsten vier Jahre wiesen einen verhältnißmäßig nicht unerheblichen Zuwachs auf. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß jene Stockung in der Bevölkerungsbewegung ihren Grund in den schweren Niederlagen des letzten Krieges hatte.

Im Nachfolgenden lassen wir auf Grundlage derjenigen Zahlen, die Kolb in seinem vortrefflichen statistischen Handbuche*) aufführt, die Bevölkerungs-Zunahme der einzelnen Staaten Revue passiren. Für die Richtigkeit der gemachten Aufstellungen fällt uns natürlich nur insofern eine Verantwortung zu, als wir aus Kolb's Zahlen den jährlichen Durchschnitt berechnet haben. Da stellt sich denn das Verhältniß so, daß

Portugal	innerhalb	der Jahre	1864—77	um	0,25	Proz.
die Schweiz	„	„	1870—76	„	0,55	„
Frankreich	„	„	1872—76	„	0,59	„
Griechenland	„	„	1864—74	„	0,71	„
Rumänien	„	„	1859—74	„	0,71	„
Spanien	„	„	1860—70	„	0,72	„
Norwegen	„	„	1865—75	„	0,75	„
Italien	„	„	1871—76	„	0,79	„
das deutsche Reich	„	„	1867—75	„	0,83	„
Oesterreich-Ungarn	„	„	1869—76	„	0,90	„

*) G. Fr. Kolb, Handbuch der vergleichenden Statistik. 8. Auflage, Leipzig, Arthur Felix. 1879.

Holland	innerhalb der Jahre	1869—77	um	0,907 Proz.
Großbritannien	„ „	1861—71	„	0,96 „
Belgien	„ „	1866—76	„	1,05 „
Schweden	„ „	1870—76	„	1,05 „
Dänemark	„ „	1870—78	„	1,08 „

zunahm. Bei dieser Aufstellung wurde von Staaten wie Lichtenstein, Andorra, S. Marino abgesehen, weil sie zu klein sind; von Rußland aber, der Türkei, Montenegro und Serbien mußte Abstand genommen werden, weil Zahlen zu Vergleichszwecken entweder gar nicht zu Gebote stehen, oder die vorhandenen nur auf unzuverlässigen Schätzungen beruhen.

Zieht man nun den Durchschnitt aus der jährlichen Vermehrung der obigen 15 Staaten, so ergibt sich ein jährlicher Durchschnittssatz von 0,79 Proz. Italien würde also gerade die durchschnittliche Vermehrung Europa's besitzen, während Deutschland mit seinen 0,83 Proz. den Durchschnitt ein wenig überragt, von sechs Staaten dagegen übertroffen wird.

Zunächst dürfen wir uns also dem beruhigenden Gedanken hingeben, daß die Bevölkerungs-Vermehrung des deutschen Reiches eine unverhältnißmäßig große nicht genannt werden kann. Was diejenigen Staaten betrifft, die unter dem Durchschnitt stehen, so gehören dazu die meisten romanischen, das abgeblühte Portugal, das Jahrzehnte lang von Parteikämpfen zerrissene Spanien und das in seinen inneren Verhältnissen wenig gefestigte Rumänien, das ebenso wie Griechenland noch die Nachwehen der türkischen Herrschaft zu tragen hat. Der Schweiz und Norwegen setzen die Bodenverhältnisse einen mächtigen Widerstand entgegen; in dem von der Natur so gut bedachten Frankreich bleibt die schwache Zunahme immerhin auffallend, ebenso auffallend der Umstand, daß Schweden und Dänemark den stärksten Zuwachs der Bevölkerung aufweisen.

Die Einwohnerzahl von ganz Europa schätzt nun Kolb auf 312,800 000 Seelen, von denen auf die von uns zum Vergleich herangezogenen Staaten 227,037 000 kommen würden. Setzen wir nun voraus, daß auch für die folgenden Jahre der durchschnittliche Zuwachs 0,79 Proz. betragen wird — was jedenfalls nicht zu hochgegriffen ist — so würden alljährlich 1,783 610 Menschen mehr zu verzeichnen sein, eine Anzahl, mit der jedes Jahr ein Staat von der Größe Schweden's, Portugal's, Griechenland's oder Serbien's bevölkert werden könnte. Nehmen wir aber an, daß die Prozentsätze der nicht mit besprochenen Staaten den Durchschnittssatz auf 0,70 Proz. herabdrücken, so würde ganz Europa jährlich ein Mehr von etwa 2,189 600 Menschen aufweisen, was etwa der Bevölkerung eines Landes wie Dänemark gleichkäme.

In welcher Zeit nun, fragen wir weiter, wird sich die Bevölkerung jener 15 Staaten verdoppelt haben? Mit Festhaltung der jährlichen Zunahme von

0,79 Proz. oder 1,783610 Seelen dürfte nach einfacher Zinsrechnung das Ereigniß in etwa 120 bis 125 Jahren eingetreten sein, so daß demnach das Jahr 2000 für diese Staaten etwa mit 450,000000, für ganz Europa aber mit mindestens 600,000000 beginnen würde.

Aber es erscheint doch zweifelhaft, ob diese Berechnung das Richtige trifft. Mit der Bevölkerungszunahme verhält es sich im Prinzip gerade so wie mit einem auf Zinseszins angelegten Kapitale, das zu seiner Verdoppelung eines etwa um den vierten Theil kürzeren Zeitraumes bedarf als eine nur zu einfachem Zins untergebrachte Summe. Demnach kann man mit Zuhilfenahme der Zinsesrechnung allein die Verdoppelung der Bevölkerung nicht richtig berechnen, denn während die Zinsen eines Kapitales gleich im nächsten Jahre den bestimmten Ertrag abwerfen, muß der Mensch bis zur Fähigkeit eigener Fortpflanzung erst eine Reihe von Jahren zurücklegen.

Unter solchen Umständen müßten wir es aufgeben, zur Verdoppelungszahl zu gelangen, wenn nicht glücklicher Weise ein Staat schon seit mehr als einem Jahrhunderte sorgfältige Erhebungen über seine Bevölkerungszahl von Zeit zu Zeit angestellt hätte. Dies ist Schweden. Schon seit dem Jahre 1751 ist in Schweden meist alle 10 Jahre die jedesmalige Seelenzahl ermittelt und aufgeschrieben worden, wenn auch ein besonderes statistisches Zentralbüreau erst seit dem Jahre 1858 besteht. Dieser glückliche Umstand ermöglicht es, an der Hand unzweifelhafter Thatsachen die Frage zu behandeln, und die Ergebnisse auf die übrigen Länder anzuwenden dürfte wohl nicht allzu gewagt sein. Schweden besaß im Jahre 1751 eine Seelenzahl von 1,785727, die bis zum Jahre 1870 auf 4,168525 gestiegen war. Die Differenz betrug demnach in 120 Jahren 2,382798. Das Jahr 1850 schloß mit einer Bevölkerungsziffer von 3,482541, sodaß an der Verdoppelung nur noch 88193 Seelen fehlten; da nun im Jahre 1860 schon eine Gesammtsumme von 3,859728 verzeichnet war, so war die Verdoppelung bereits im Jahre 1853 eingetreten, d. h. innerhalb eines Zeitraumes von 102 Jahren erfolgt. Nach gewöhnlicher Zinsrechnung würde dies einen jährlichen Durchschnittssatz der Vermehrung von etwa 0,98 ergeben, der die betreffende Zahl von Großbritannien (0,96 Proz.) nur um ein geringes übersteigt, sich von der Deutschland's (0,83) aber doch noch wesentlich unterscheidet. Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei Schweden, um den betreffenden Verhältnissen noch etwas genauer nachzuspüren. Die angestellte Durchschnittsberechnung ergibt nämlich das weitere Resultat, daß Schweden

innerhalb	der Jahre	1751—71	jährlich	um	0,71	Proz.
"	"	1771—90	"	"	0,30	"
"	"	1790—1800	"	"	0,87	"
"	"	1800—10	"	"	0,13	"
"	"	1810—20	"	"	0,87	"
"	"	1820—30	"	"	1,17	"
"	"	1830—40	"	"	0,90	"
"	"	1840—50	"	"	1,15	"
"	"	1850—60	"	"	1,08	"
"	"	1860—70	"	"	0,80	"

zunahm. Diese Zahlenreihe zeigt zwischen der höchsten Ziffer von 1,17 Proz. und den niedrigsten von 0,13 Proz. und 0,30 Proz. eine bedeutende Differenz, sowie daß die Zunahme überhaupt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen gewesen ist. Der Grund für die niedrige Zahl von 1771 bis 90 ist nachweisbar; eine Hungersnoth im Jahre 1773

drückte die Bevölkerung um ein Beträchtliches herab. Die niedrigste Ziffer von 1800—10 wird ebenfalls in den damaligen Zeitverhältnissen ihre Erklärung finden. Indessen da Ereignisse wie Hungersnoth, Krieg, Krankheiten ꝛc. jedes Land betroffen haben und noch betreffen können — wir erinnern an Frankreich —, und da durch sie erfahrungsgemäß wenn nicht eine Verminderung, so doch wenigstens eine langsamere Vermehrung verursacht wird, so dürfen wir daraus weiter folgern, daß in dem Jahrhundert von 1751—1850 die jährliche Zunahme etwa 0,75 Proz. betrug, während sie durch Hinzunahme der nächsten zwanzig Jahre auf 0,78 Proz. gehoben wird, ein Ansatz, der den 0,79 Prozenten unserer 15 Staaten sehr nahe kommt.

Nach dem Prinzip der Zinseszinsrechnung würde sich nun für den Fall, daß der Zinsfuß 0,75 beträgt, ein Kapital in 92,71 Jahren oder sagen wir in rund 93 Jahren verdoppeln; an Schweden's Beispiel aber sahen wir, daß die thatsächliche Verdoppelung erst in 102 Jahren erfolgte, was einem abgekürzten Verhältniß von 9:10 entspricht. Dürfen wir dieses Resultat auf das deutsche Reich übertragen, so würde nach Zinseszinsrechnung mit Zugrundelegung eines Zinsfußes von 0,83 Proz. die Verdoppelung in 84 Jahren erfolgen, in Wirklichkeit aber erst — mit Hinzuziehung des obigen Verhältnisses — in 94 Jahren. Europa endlich würde nach mathematischer Berechnung in 89 Jahren oder in praktischer Entwickelung in 99 Jahren, rund in einem Jahrhundert, seine Einwohnerzahl auf das Doppelte bringen.

Gestützt auf diese Berechnungen könnte man ermitteln, wann die Uebervölkerung in einem Lande eintreten wird, d. h. derjenige Zustand, in welchem die Bewohner des Landes in demselben weder hinreichende Beschäftigung noch genügende Ernährung finden. Diese Untersuchung, die volkswirthschaftlich gewiß nicht blos interessant, sondern auch höchst wünschenswerth wäre, setzt freilich voraus, daß man wüßte, wie viel Einwohner ein Land in normalen Zeiten und bei richtiger Ausnutzung aller dem Lande zu Gebote stehenden Hilfsmittel ernähren und beschäftigen kann. Hierüber existiren aber unseres Wissens vorläufig noch keine hinreichend verbürgten Zahlen, und so müssen wir darauf verzichten, festzustellen, ob dieser Zustand für Deutschland bereits eingetreten ist oder wann er etwa kommen wird.

Soviel kann man auch ohne Zahlenbeweis behaupten, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Uebervölkerung im obigen Sinne Deutschland bereits bedroht. Freilich eine eigenthümliche Ironie des Schicksales, daß gerade in den Zeiten, wo die größten Anstrengungen zur Herbeiführung einer gesunden Lebensweise und zur Verlängerung der Lebensdauer gemacht werden, man zu dem betrübenden Schlusse kommen muß, daß es eigentlich zu viel Menschen gibt.

Nachschrift zum ersten Artikel.

Die von der demokratischen Partei am 5. Mai d. J. in beiden Kongreßhäusern eingereichte und wenige Tage später auch von der Majorität angenommene Bill, welche den Gebrauch von Bundessoldaten bei nationalen Wahlen zwar gegen „bewaffnete Feinde der Vereinigten Staaten", aber nicht „zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung an den Stimmplätzen" erlaubt, ist nach den neuesten Nachrichten aus Amerika, wie wir von vornherein vermutheten, in der That am 12. Mai d. J. vom Präsidenten Hayes ebenfalls

mit dem Veto belegt worden. Der Präsident erklärte, indem er auf seine frühere Veto-Botschaft hinwies, daß jede Art von Einmischung des Militärs oder bewaffneter Mannschaften, sei es der Bundesarmee oder der Staatenmiliz oder sonstiger übelwollender Personen (evil-disposed persons), gegen den Geist der Verfassung der Vereinigten Staaten sei, mit der einzigen Ausnahme, daß die Anwendung von Militär, gleichgiltig ob Bundestruppen oder Staatsmiliz, nothwendig sei zum Schutze der Verfassung und der Gesetze der Union. Aber die Demokraten beruhigten sich auch bei diesem zweiten Veto nicht. Sie brachten nämlich die sogenannte „Legislative-Appropriations-Bill“ ein, wodurch der Bundesregierung Mittel für die Ausgaben, welche die Bundesgesetzgebung erfordert, gewährt werden, fügten aber dieser Bill wiederum eine Klausel bei, durch welche die bestehenden Bundeswahlgesetze abgeändert werden sollten. Selbstverständlich belegte Präsident Hayes am 29. Mai d. J. auch diese Bill mit seinem Veto, und es gelang den Demokraten nicht, die nach dem Veto zur Annahme der Bill nothwendige Zweidrittelmajorität aufzutreiben.

Man darf gespannt sein auf den weiteren Fortgang und das endliche Resultat dieses zwischen der Regierung und der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten obwaltenden Konfliktes; es müßten jedoch alle Anzeichen trügen, wenn nicht die herrsch- und beutesüchtigen Demokraten den Kürzeren ziehen sollten. Ein Unterliegen in dem gegenwärtigen Kampfe wird aber sicherlich nicht ohne Rückwirkung auf die im Jahre 1880 vorzunehmende Präsidentenwahl sein.

Literatur.

Geschichte Baiern's von S. Riezler. Erster Band. Gotha, Perthes, 1879.

Den trefflichen Publikationen, durch welche unter W. Giesebrecht's Redaktion die Heeren- und Uckert'sche Geschichte der europäischen Staaten fortgesetzt und zu frischem Leben erweckt worden ist, reiht sich nunmehr auch die Geschichte Baiern's an, zu deren Bearbeitung kaum irgendwer so berufen war wie der Verfasser. Freilich ist es nicht eine Geschichte des gegenwärtigen Königreiches Baiern in dem Sinne, daß darin die Vergangenheit der dreiundachtzig politischen Einzelwesen und Gebietstheile, aus welchen dasselbe zu Anfang unseres Jahrhunderts zusammengeschweißt worden ist, erzählt wird, sondern eine Geschichte des bairischen Stammes, der, wennschon nicht in seiner Integrität erhalten, doch von den drei oberdeutschen Stämmen der einzige ist, der noch heute einem Staate den Namen gibt und eine so stark ausgeprägte Individualität besitzt, daß auch das neue deutsche Reich nicht umhin gekonnt hat, derselben Rechnung zu tragen. Es gehört zu den eigenthümlichsten und entscheidendsten Momenten in der Entwickelung des deutschen Volkes, daß von zweien seiner Hauptstämme im Ober- wie im Niederlande, den Baiern und den Sachsen, die östlichen Theile in den Marken, vielfach mit slavischen Elementen durchsetzt, sich nicht blos zu einem neuen Stammescharakter, sondern auch zu einer politischen Bedeutung ausgebildet haben, durch welche der Hauptstamm überflügelt und in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Auch für das Baierland haben die prähistorischen Forschungen der jüngsten Zeit, die Entdeckungen in den Höhlen des Jura, in den Pfahlbauten der oberbairischen Seen, die Gräberfunde am Hallstadter See und anderwärts die Kunde von der Existenz seiner Bewohner bis zu einer Vergangenheit hinauf-

gerückt, von der man früher keine Ahnung hatte. Daneben hat die Sprach-, speziell die Namenforschung unwiderleglich dargethan, daß der Stamm der Baiern, der zuerst im 6. Jahrhundert unter dem Namen Baiuvarier, d. i. Bewohner des Landes Baia, Böhmen's, vorkommt, ein rein deutscher und nicht, wie behauptet worden ist, ein keltischer ist, entstanden aus einer Vereinigung von Markomannen mit anderen nahe verwandten und benachbarten Suevenstämmen, insbesondere den Quaden; mit dem Schwäbischen zusammen bildet das Bairische den oberdeutschen Dialekt. Die historische Periode des Landes beginnt mit der Eroberung durch die Römer, der Einrichtung der zwei Provinzen Raetia und Noricum, als römische Straßen das Land durchzogen und römische Städte mit einander verbanden, bis die Völkerwanderung den größten Theil dieser Kultur zerstörte und das romanische Alpenland germanisirte. Mit der Ausdehnung der fränkisch-karolingischen Herrschaft über das obere Donaugebiet treten dann die Baiern in den großen germanischen Staatsverband, um sich in diesem zu einem der kräftigsten Glieder des Reiches zu entwickeln. Diesen Verlauf unter den karolingischen, sächsischen, salischen und staufischen Kaisern bis zu der großen Felonie Heinrich's des Löwen stellt der Verfasser in diesem Bande anschaulich und erschöpfend dar.

Die eigentlichen Glanzpartieen des Buches jedoch sind die Abschnitte, welche die Kulturzustände gewisser Perioden zusammenfassend schildern. Nicht ohne eine Art stolzer Genugthuung wird in ihnen der Leser die Resultate unzähliger mühsamer, zum Theil scheinbar recht unbedeutender, erst durch den Zusammenhang mit anderen in ihrem Werthe erkennbarer Detailuntersuchungen auffinden und damit zugleich eine Hauptsignatur unserer modernen Geschichtsschreibung erkennen, die — während die Gelehrsamkeit früherer Zeiten sich mit einer Art von Leidenschaft in Spezialitäten hineinwühlte, sich darin vergrub und verlor — überall das Einzelne auf das Ganze zu beziehen und harmonisch zum lebensvollen Bilde zu gestalten strebt.

Etwas Aehnliches läßt sich an der deutschen Spezialgeschichte in ihrem Verhältnisse zur Reichsgeschichte wahrnehmen. Wenn ehedem jene ein in sich Abgeschlossenes, für sich selbst Bestehendes zu sein sich begnügte, ihr Horizont mit den geographischen Grenzen ihres Gebietes zusammenfiel, hat sie gegenwärtig gelernt, das einzelne Glied zwar auch in seinen Besonderheiten, aber doch immer auch in seinen Beziehungen zu dem Gesammtkörper zu betrachten, und erst dadurch ist sie wahrhaft fruchtbar geworden. Diesen Standpunkt nimmt auch Riezler ein; das Verhältniß des bairischen Stammes zum deutschen Volke, des bairischen Herzogthums zum deutschen Reiche ist es, was er vorzugsweise zur Darstellung bringt, und wenn er hierbei die allerdings kaum genau zu bestimmende Grenze zwischen Spezial- und Reichsgeschichte nicht allzu ängstlich innehält, manches aus letzterer beibringt, dessen streng genommen die erstere entrathen könnte, so wiegt dieser Vorwurf nicht gerade schwer. Wir Deutschen huldigen einmal nicht in demselben Maße wie die Engländer der Meinung, daß ein dickes Buch ein dickes Uebel sei. Um die ganze Geschichte Baiern's bis auf die Gegenwart in der nämlichen Ausführlichkeit herabzuführen, werden jedenfalls noch drei gleichstarke Bände erforderlich sein. — Uebrigens freuen wir uns, daß der Verfasser mit der Wiederherstellung der einzig richtigen Schreibart „Baiern“ das durch eine Schrulle König Ludwig's I. eingeführte und noch jetzt in offizieller Geltung stehende „Bayern“ über Bord geworfen hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der jüngste Kampf der Siebenbürger Sachsen um ihr Recht.

Der österreichische Ausgleich von 1867, welcher die weiten Länder der Stephanskrone als wesentlich selbständigen und einheitlichen Staat neben die deutsch-slavischen Erblande des Hauses Habsburg stellte, hat, wie die Deutschen Oesterreich's schmerzlich empfinden, zu einer thatsächlichen Vorherrschaft der Magyaren im Kaiserstaate überhaupt geführt. Schon kann man diesseits der Leitha der bitteren Bemerkung begegnen, der passendste Name für die Donaumonarchie sei nicht „Oesterreich-Ungarn", sondern „Ungarn und die übrigen Länder", oder gar „Ungarn und seine Nebenlande".

Mag nun diese magyarische Vorherrschaft begründet sein wie sie immer wolle, mag die feste Geschlossenheit des magyarischen Volksthums auf der einen, die Zerfahrenheit der vielgetheilten Deutsch-Oesterreicher, die obendrein in einem zeitweise schweren Kampfe mit den neben und unter ihnen wohnenden Slaven begriffen sind, auf der andern Seite diesen Zustand hinlänglich erklären, Niemand, der unbefangen diesen Dingen gegenübersteht, wird verkennen, daß er ein der alten Bedeutung des deutsch-österreichischen Volkselementes widersprechender und vielfach geradezu schädlicher ist. Sollte wirklich dieser stolze, reiche, patriotische Adel der deutschen Erblande, der einst voranstand in allen Werken der Kultur und auch in der neuesten Zeit glänzende Proben seines politischen Verständnisses gegeben hat, auf die Dauer zurücktreten hinter der Aristokratie Ungarn's, die doch in keinem Stücke ihn übertrifft? Sollte dieser rasch aufgeblühte Bürgerstand Oesterreich's sich an politischer Einsicht und Thatkraft beschämen lassen von einem Volke, das fast Alles, was es auf dem Felde der Kultur geleistet, fremdem Einflusse verdankt und ein einheimisches Bürgerthum noch kaum entwickelt hat? Hat doch unleugbar die magyarische Hegemonie, der ganze hochgesteigerte Chauvinismus dieses Volkes dem Fortschritte der großen historischen Aufgabe Oesterreich's, deutsche Gesittung und als ihre

Trägerin deutsche Sprache nach Südosten zu tragen, einen sperrenden Damm entgegengestellt. So lange in der rücksichtslosen Weise wie seit 1867 das Magyarenthum sich und seine isolirte Sprache, die niemals eine Kultursprache werden kann, allen nicht magyarischen Elementen gegenüber durchzusetzen bestrebt ist — soeben ist es im Werke, in allen Volksschulen das Magyarische als obligaten Unterrichtsgegenstand einzuführen —, so lange ist der Kultureinfluß Oesterreich's im Südosten gelähmt; denn nur die deutsche Gesittung ist es, die, selbst wenn sie darauf verzichtet, ihre Sprache aufzudringen, den verwilderten, aber bildsamen Völkern an der unteren Donau und jenseits der Save einen Fortschritt vermitteln kann, während die magyarische Herrschaft ihnen niemals etwas anderes bringen würde, als das Pascha-Regiment ihrer Obergespane.

Aber nicht allein, daß diese Zustände dem Vorschreiten der überlegenen deutschen Kultur entgegentreten, sie drohen auch die alten Pflanzstätten dieser Kultur innerhalb Ungarn's selbst zu zerstören. Die deutschen Stadtgemeinden Ungarn's, von fremdem Volksthum umgeben, ohne nationales Selbstbewußtsein, ohne die lebhafte Verbindung mit dem deutschen Kernlande, die einst sie kräftigte, gleichen versinkenden Inseln, an denen die Wogen höher und höher schlagen. Nur eine dieser alten Gründungen unseres Volkes steht noch trotzig aufrecht: die ehrwürdige Genossenschaft der siebenbürger Sachsen. Ungleich freilich, fast aussichtslos erscheint der Kampf, den diese 200000 Menschen seit einem Jahrzehnt mit zäher Tapferkeit führen; denn gegen sie richtet sich gleichzeitig der magyarische Chauvinismus und das einen Charakterzug der neueren Zeit bildende Streben geschlossener Staaten, die Sonderrechte der Theile einzuschränken. Aber indem dies Streben hier nicht nur gegen eine unhaltbar gewordene Sonderstellung sich wandte, sondern gegen Rechte, welche der Einheit des ungarischen Staates ungefährlich waren, ist es mit einem anderen tiefberechtigten Zuge unserer Zeit, dem großen Gedanken der Selbstverwaltung, in unversöhnlichen Konflikt gerathen. Und wenn wir in Deutschland unseren Volksgenossen fern im Karpathenlande schon um deßwillen unsere Sympathieen entgegenbringen werden, weil sie eben Landsleute sind, so wird überhaupt jeder, der das gute Recht freier Männer im Kampfe sieht mit büreaukratischer Willkür wie hier, seine Theilnahme den Hartbedrängten nicht versagen.

Die siebenbürger Sachsen haben bis 1868, bis zur Union Siebenbürgen's mit Ungarn, in allem Wesentlichen ihre historisch gewordene Selbstverwaltung behauptet. Auf einem Raume von 148 Quadratmeilen angesiedelt, der freilich in die beiden ungleich großen Landschaften um Hermannstadt und um Kronstadt im Süden, und in das entlegene Nößnerland um Bistritz im Nordosten Siebenbürgen's zerfiel (zusammen, weil von den ungarischen Königen den deutschen Ansiedlern verliehen, der „Königsboden“, „fundus regius“ genannt), bildeten

sie seit 1446 eine einheitliche Genossenschaft, die universitas saxonica, die seit 1485 auch ihren gemeinschaftlichen Landtag beschickte, und standen, in sieben und zwei „Stühle“ oder „Gerichte“, außerdem in zwei „Bezirke“ (um Kronstadt und Bistritz) gegliedert, unter einem zuerst von der Krone ernannten, seit 1464 von der Nation auf Lebenszeit erwählten Grafen (comes), der im ganzen Gebiete als oberster Richter fungirte, während ein Zentralamt als Organ der „Universität“ die politische und finanzielle Verwaltung leitete. So stellten die Sachsen neben den beiden anderen ständischen Nationen Siebenbürgen's, den Ungarn und Szeklern, allerdings einen Staat im Staate dar, der durch einen engeren Bund mit jenen beiden Nationen das Großfürstenthum Siebenbürgen konstituirte, durch einen weiteren mit dem Königreich Ungarn selbst zusammenhing. Aber dieser staatenbündische Charakter ist allen mittelalterlichen politischen Organismen eigen und hat sich in der habsburgischen Monarchie länger als anderswo behauptet, nur daß allerorten sonst der Adel mit dem hohen Klerus als Träger der landschaftlichen Selbständigkeit erscheint, während bei den siebenbürger Sachsen die freien Städte und Landgemeinden diese Stellung einnahmen. Dem sehr langsamen Uebergange Oesterreich's von landschaftlich-ständischen zu zentralistisch-monarchischen Ordnungen entspricht es nun durchaus, wenn auch die sächsische Universität ihre Sonderstellung ungeschmälert so lange aufrecht erhielt, wenn Leopold I. bei der Huldigung Siebenbürgen's 1691 sie bestätigte, wenn wiederum 100 Jahre später unter Beseitigung der hastigen Reformen Josef's II. Kaiser Leopold II. dasselbe that, wenn endlich selbst der siebenbürgische Landtag von 1848, als er die Union mit Ungarn beschloß, die Rechte der Sachsen wahrte, und wenn dann auch nachher noch die österreichische Regierung in dem Streben, den Magyaren ein Gegengewicht zu geben, sie schützte, ja daran dachte, das sächsische Territorium als ein selbständiges Kronland direkt unter die Wiener Regierung zu stellen, wie das mit der serbischen Wojwodina (Banat) thatsächlich geschah. Jedenfalls bildete damals das Land der Sachsen eines der blühendsten und bestverwalteten Territorien im ganzen Umfange des Kaiserstaates, hervorragend zugleich durch emsige Pflege aller geistigen Bildung und durch den lebendigen Zusammenhang, den der weitverschlagene Stamm mit dem Kulturleben der fernen Heimat zu behaupten wußte. Inwieweit freilich die abgeschlossene Sonderstellung dem Zuge nach schärferer Zusammenfassung aller rein staatlichen Gewalt werde widerstehen können, blieb eine offene Frage.

Sie schien sich zunächst zu Gunsten der Sachsen lösen zu sollen. Denn auch das Unionsgesetz von 1868, welches Siebenbürgen mit Ungarn zu einem Ganzen vereinigte, garantirte in den bindendsten Ausdrücken die Rechte der Sachsen. Das ungarische Ministerium wurde beauftragt, zur Sicherstellung

der Selbstverwaltungsrechte der Stühle, Distrikte und Städte des Königsbodens, der Organisirung ihrer Vertretungskörper und der Feststellung des Wirkungskreises der sächsischen Nationsuniversität „mit Anhörung der Betreffenden einen solchen Gesetzentwurf vorzulegen, der sowohl die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte als auch die Rechtsgleichheit aller dieses Territorium bewohnenden Staatsbürger gehörig zu berücksichtigen und in Einklang zu bringen hat.“ „Die sächsische Nationsuniversität wird auch weiterhin in ihrem Wirkungskreise belassen“, naturgemäß unter Oberaufsicht der Regierung. Nur die gerichtlichen Befugnisse sollten wie überall in Ungarn an die königlichen Gerichtshöfe übergehen. Ohne Frage verpflichtete dies Gesetz die ungarische Regierung, die Integrität des Königsbodens, ohne welche er überhaupt zu existiren aufhörte, auch fernerhin unangetastet zu lassen und der Universität die bisher von ihr ausgeübten Verwaltungs-Kompetenzen — mit alleiniger Ausnahme der gerichtlichen — nicht zu entziehen. Bindender, unzweideutiger konnte sie sich nicht dazu verpflichten.

Doch das versprochene Gesetz ließ auf sich warten. Nur eine Aenderung erfolgte: im Februar 1868 wurde der bisherige Graf der sächsischen Nation plötzlich pensionirt und durch einen Regierungsbeamten ersetzt; das altehrwürdige Amt selbst blieb bestehen. Aber noch 1870 erneuerte die Regierung gelegentlich der Regelung der Komitats-Verwaltung das Versprechen eines besonderen Gesetzes.

Wenige Jahre später belehrte der Entwurf, den der Minister des Inneren Graf Szapáry dem ungarischen Reichstage vorlegte, wie das magyarische Regiment die Verpflichtung des Jahres 1868 zu erfüllen gedenke. Der Entwurf zerriß die Einheit des sächsischen Territoriums und verkoppelte die aufgelösten Theile mit magyarischen und romänischen Bezirken zu neuen Komitaten. Als die Nationsuniversität, wie sie mußte, auf Grund des Gesetzes von 1868 gegen ein solches Vorgehen Protest erhob (19. Dezember 1873), vernichtete eine einfache Ministerial-Verordnung (27. Januar 1874) ihr noch in voller Geltung stehendes, weil niemals gesetzlich aufgehobenes Recht, über allgemeine Angelegenheiten sich vernehmen zu lassen, und sie wurde geschlossen. Eine Interpellation der sächsischen Abgeordneten in Pest, eine Petition der bedeutendsten sächsischen Städte und der Kreisversammlungen um Versetzung des Ministers in den Anklagezustand verhallten natürlich ungehört. Ja auf die erstere erklärte der Minister unter dem Beifalle der magyarischen Mehrheit rund heraus: er werde nicht dulden, daß den Sachsen eine eigene Organisation und ein eigenes Territorium sowie der Gebrauch einer andern amtlichen als der magyarischen Sprache gestattet werde (23. Februar). Daß dem gewisse Versprechungen

zuwiderliefen, dessen schienen weder Graf Szapáry noch die Abgeordneten sich weiter zu erinnern.

Seitdem wußten die Sachsen, wessen sie sich zu versehen hätten. Sie wußten auch, daß in den Zielen der magyarischen Chauvinisten, denen jede andere Rücksicht verschwindet, sobald es sich darum handelt, dem Streben nach der Alleinherrschaft des Magyarenthums Befriedigung zu verschaffen, sich nichts ändern werde, wenn auch mit Koloman Tisza die „demokratische“ Linke an's Ruder kam (1875). Die schlimmsten Befürchtungen erschienen berechtigt mit der Vorlegung des 12. Gesetzartikels über den Königsboden (fundus regius), ferner über die Regelung der sächsischen Universität (universitas) und über das Vermögen der Universität sowie der sogenannten sieben Richter, der im März 1876 im ungarischen Abgeordnetenhause zur Verhandlung gelangte. Die Anführung der wichtigsten Paragraphen im Wortlaute ist hier unumgänglich.

§. 1. „Bei der Regelung der Munizipalgebiete, über welche ein besonderes Gesetz verfügen wird, fällt der Königsboden und seine benachbarten Gebiete unter dieselben Rücksichten. Nach der Gebietsregulirung hören hinsichtlich des Königsbodens die bisher bestandenen Verschiedenheiten im Kreise der Verwaltung auf.“ — §. 2. „Das sächsische Gespans- (Komes-) Amt erlischt, und dieser Titel geht auf den Obergespan des Hermannstädter Komitats, als den Vorsitzer der Generalversammlung der sächsischen Universität über.“ — §. 3. „Der Wirkungskreis der sächsischen Universität, als einer ausschließlichen Kulturbehörde, wird hinsichtlich der Verfügung über das Universitätsvermögen, hinsichtlich der Bewerkstelligung des widmungsmäßigen Gebrauchs der unter ihrer Verwaltung stehenden Stiftungen und hinsichtlich der Kontrole über jene, auch weiter aufrecht erhalten.“ — §. 5. „Das hinsichtlich des Vermögens der sächsischen Universität bestehende Eigenthumsrecht wird durch gegenwärtiges Gesetz unberührt gelassen. Ueber bezüglich dieses Eigenthumsrechtes etwa auftauchende Fragen entscheidet richterliches Urtheil.“ — §. 6. „Die der freien Verfügung unterstehenden Einkünfte des Vermögens der sächsischen Universität sind zu Gunsten der gesammten, das Eigenthum besitzenden Bewohnerschaft ohne Religions- und Sprachverschiedenheit zu verwenden.“ — §. 7. „Ueber das Vermögen der sächsischen Universität verfügt im Sinne und innerhalb der Schranken der Stiftungen und mit Aufrechterhaltung des Aufsichtsrechts der Regierung die Generalversammlung der sächsischen Universität.“

Diese „Generalversammlung“, welche an die Stelle des alten Landtags trat, soll aus 20 von den Reichstagswählern erwählten Abgeordneten (9 der Städte, 11 der Landgemeinden) bestehen und jährlich einmal in Hermannstadt unter dem Vorsitze des Hermannstädter Obergespans, der den Titel comes zu führen hat, zusammentreten, kann aber auch außerordentlicher Weise durch die

Regierung oder auf Antrag der Mehrheit vom Obergespan berufen werden. Ihre Kompetenz ergibt sich aus §§. 5—7, ihre Beschlüsse unterliegen der Genehmigung des Ministers des Innern, beziehendlich des Kultusministers. Der Obergespan hat das Recht, „wenn die Generalversammlung nach seiner Ansicht ihren Wirkungskreis überschritten hat, oder wenn er die Ordnung aufrecht zu erhalten nicht im Stande ist, die Sitzung zu suspendiren und im Falle der Wiederholung dieselbe auf 14 Tage zu vertagen" (§. 14). „Die Geschäfte der Universität verwaltet in Gemäßheit der Beschlüsse der Generalversammlung das Zentralamt der Universität. Das Oberhaupt dieses Amtes ist der Vorsitzer der Universitäts-Generalversammlung (d. h. der Komes-Obergespan), seine Beamten der Sekretär und der Kassirer der Universität. Im Zentralamt vertritt den Vorsitzer im Falle seiner Verhinderung der Sekretär der Universität. Den Status der übrigen Beamten des Zentralamts, ferner das Gehalt sämmtlicher Beamten des Zentralamtes, die Modalität ihrer Erwählung und die Dauer ihrer Amtirung bestimmt die Universitäts-Generalversammlung mit Genehmigung des Ministers" (§. 16). Die letzten Paragraphen betreffen insbesondere die Verwaltung des Vermögens der sogenannten sieben Richter, d. h. der sieben alten Stuhlbezirke des Hermannstädter Gaues, welche ganz nach Analogie der Verwaltung des Gesammtvermögens geordnet wird.

Daß dies Gesetz nicht die „Sicherstellung" der Rechte der Sachsen enthielt, daß es die Universität nicht in ihrem Wirkungskreise beließ, wie im Jahre 1868 versprochen worden war, bedarf keines Beweises. Aber alle Gründe, welche die sächsischen Abgeordneten in den überaus bewegten Debatten des Pester Unterhauses vom 22. bis 24. März gegen den Entwurf in's Feld führten, vermochten nicht das Geschick zu ändern; er wurde fast ohne jede Umgestaltung erst vom Unterhause, dann auch vom Oberhause angenommen und am 2. April bereits vom König sanktionirt.

Dieser Akt vernichtete die Kompetenz der sächsischen Nationsuniversität zum guten Theile, hob das Amt des freigewählten Sachsengrafen auf und stellte die Bewohner des Königsbodens unter jene ungarische Komitatsverwaltung, die unter dem Scheine der Selbstverwaltung die „Munizipien" (Komitate) der schrankenlosen Macht der Zentralregierung unterwarf, während zugleich die neue Eintheilung des Landes die Territorien der Sachsen mit magyarischen und romänischen Landestheilen zu neuen Komitaten verband. Fortan blieb der Universität nur das Recht, ihr Vermögen selbständig, unter Aufsicht der Regierung zu verwalten, gewiß immerhin noch ein hochbedeutsames Recht, denn dies Vermögen, ein Ergebniß rastloser Kulturarbeit, ist sehr beträchtlich. Es besteht großentheils aus sehr ausgedehnten Waldungen, deren Bewirthschaftung und Beaufsichtigung ein zahlreiches Personal mit dem Zentralsitze

in Talmatsch erfordert, und wurde schon bisher fast ausschließlich zur Förderung kultureller Zwecke verwendet, zum Unterhalte, beziehendlich zur Unterstützung der blühenden Gymnasien des kleinen Landes, auch der beiden romänischen zu Kronstadt und Broos, der Gewerbeschulen, der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Mediasch, der Ackerbauschulen in Kronstadt und Bistritz. Die Gesammtsumme der für das Verwaltungspersonal ausgeworfenen Besoldungen belief sich nach dem Anschlage von 1877 auf nahezu 10000 Gulden. Indem die sächsische Universität das Eigenthum und demgemäß auch das Verfügungsrecht dieses Vermögens behielt, trat sie etwa in die Stellung jener territorialen Landstände in Deutschland zurück, welche an die aufsteigende Monarchie früher oder später ihre alten Rechte der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung verloren, aber ihr nicht selten beträchtliches Vermögen und seine Verwaltung auch unter den neuen Verhältnissen behaupteten. Wären nur die siebenbürger Sachsen nun wenigstens nach so schmerzlichen Verlusten in ihrem Rechte unangefochten geblieben! Doch auch diese wohlbegründete Hoffnung wurde betrogen.

Am 19. März 1877 trat, zum ersten Male auf Grund des Gesetzes von 1876, die Generalversammlung der Universität zu Hermannstadt in den Berathungsräumen des Nationalhauses zusammen. Ihre Aufgabe war vor allem, gemäß §. 9 jenes Gesetzes die Berathungsstatuten der Generalversammlung, die Organisation des Zentralamtes und die Geschäftsordnung desselben festzustellen. Sie wurde im Laufe der nächsten Monate gelöst. Die Geschäftsordnung der Generalversammlung nahm die einschlagenden Bestimmungen des Gesetzes theils einfach auf, theils führte sie dieselben nach dem Muster allgemein giltiger Verhandlungsformen weiter aus. Als ein im Gesetz zwar nicht vorgesehenes, aber auch nicht verbotenes Institut fügte sie einen fünfgliedrigen, der Generalversammlung rechenschaftspflichtigen Ausschuß ein, der in der Zeit zwischen den einzelnen Sitzungsperioden die wichtigeren Vorlagen für das Plenum vorbereiten und zugleich für die Beamten des Zentralamtes der Universität als Disziplinarbehörde erster Instanz fungiren sollte. Zu seinen Sitzungen stand bei wichtigeren Angelegenheiten auch dem Obergespan der Zutritt offen. Die Bestimmungen über die Organisation des Zentralamtes gliederten dasselbe in das Universitätsamt, die Kassen- und die Forstverwaltung, machten die Wahl der fast durchgängig auf Lebenszeit anzustellenden Beamten von der Generalversammlung abhängig, während die Ernennung der niederen Bediensteten dem Universitätsamte überlassen blieb, und bestimmten endlich die Gehalts- und Pensionsbezüge der Beamten und ihrer Hinterbliebenen. Als besonders wichtig erscheinen sodann die Statuten über die Geschäftsbehandlung des Zentralamtes. Hatte §. 16 des Gesetzes v. J. 1876 sich über die Stellung des Obergespans zu

demselben nur in sehr allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken ausgesprochen, so suchten die Statuten im Sinne möglichster Unabhängigkeit der Universitätsverwaltung von dem Regierungsbeamten diese Stellung scharf zu umgrenzen, indem sie ihm, der ja kein Beamter der Universität, sondern der Regierung ist, auf das Recht der Aufsicht über die Geschäftsführung des Zentralamtes und der Einsichtnahme in alle Akte derselben beschränkten, ihm aber jedes Verfügungsrecht, überhaupt jede wirkliche Theilnahme an der Verwaltung abschnitten, dagegen den „Universitätsnotär (=sekretär)“ als den „ersten Beamten der sächsischen Universität“, als den eigentlichen Chef der ganzen Administration hinstellten, demgemäß seine Unterschrift für jeden Akt derselben vorschrieben und ihm die Aufsicht über das gesammte Beamten- und Dienstpersonal der Universität übertrugen. Weiter wurden die Funktionen der einzelnen Beamten bestimmt, die Modalitäten des etwa gegen sie einzuleitenden Disziplinarverfahrens und die Strafen festgesetzt.

Wenn so die Sachsen versuchten, auf Grund eines ihnen durchaus ungünstigen Gesetzes die Unabhängigkeit ihrer Vermögensverwaltung soweit als irgend möglich zu sichern, so wird ihnen das Niemand verargen. Doch der Versuch mißlang. Eine Verordnung Tisza's, dessen Bestätigung verfassungsmäßig die Entwürfe unterlagen, stellte sich in schroffsten Widerspruch mit den Anschauungen der Universität; er begnügte sich nicht etwa damit, eine ganze Reihe von Bestimmungen der Statuten zu verwerfen, sondern er gab positive Vorschriften, denen gemäß die Generalversammlung ihre Entwürfe umzuarbeiten habe. Die Versammlung sollte beschlußfähig sein ohne jede Rücksicht auf die Zahl der Anwesenden, sodaß eventuell eine kleine Minorität giltige Beschlüsse fassen könnte, im Widerspruch mit jeder parlamentarischen Ordnung. Dissentirende Mitglieder sollten das Recht haben, ihre Meinung nicht nur zu Protokoll zu geben, sondern Berufung an das Ministerium einzulegen. Mit anderen Worten: die Regierung beanspruchte das Recht, eventuell die Meinung der Minderheit als einen giltigen Beschluß der Generalversammlung anzuerkennen. Die Errichtung eines ständigen Ausschusses wurde als überflüssig und im Gesetz nicht vorgesehen verworfen. Nahm aber schon mit dem allen der Minister sich das Recht heraus, die Majorität vorkommenden Falls einfach zu neutralisiren und so das Verfügungsrecht der Generalversammlung lahmzulegen, so zerstörten die nächsten Forderungen die Selbständigkeit der Verwaltung des Zentralamtes von Grund aus. Alle die Funktionen, welche der sächsische Entwurf dem Universitätsnotär zugewiesen, sollten dem Obergespan zukommen; demnach hätte er allein alle Akte der Verwaltung zu zeichnen, Zahlungen aus der Kasse auf Grund des Voranschlags anzuweisen, ja in dringenden Fällen selbst über den Voranschlag hinaus unter Vorbehalt späterer Genehmigung.

Ihm waren der Universitätssekretär und alle anderen Beamten untergeordnet und verantwortlich, daher er denn auch allein die Vorschläge zu Gehaltserhöhungen zu machen und eventuell die Disziplinaruntersuchung anzuordnen und zu führen hatte. Und da er nun solchergestalt thatsächlich der Nachfolger des sächsischen Komes wurde, so ordnete zum Schluß der Minister auch noch die Einräumung einer Amtswohnung im Nationalhause und die Zahlung eines jährlichen Gehaltes von 2000 Gulden aus der Universitätskasse an, erlaubte sich also einen ganz direkten Eingriff in das feierlich garantirte Recht der Sachsen, über ihr Vermögen frei zu verfügen.

Ein solches Gebahren rief denn in der That den heftigsten Widerspruch in der Generalversammlung hervor, die am 27. August 1877 zum zweiten Male zusammengetreten war. Eine Kommission von sieben Mitgliedern wurde mit der Umarbeitung der Entwürfe, zugleich aber auch mit der Abfassung einer Eingabe an den Minister beauftragt, welche den sächsischen Standpunkt zu wahren hatte. Sie änderte wirklich eine Reihe von Punkten ab, hielt aber fest an den Bestimmungen über die Beschlußfähigkeit der Generalversammlung, verwarf das Berufungsrecht der Minorität, trat auch entschieden für die Beibehaltung des Ausschusses ein, gegen den aus dem Gesetze nichts sich anführen lasse, und der sich aus praktischen Gründen empfehle, überdies nur einer langen und bewährten Uebung entspreche. Auf's entschiedenste wandte sich die Vorstellung sodann gegen die ministeriellen Forderungen bezüglich der Stellung des Obergespans; da er nicht Beamter der Universität, ihr also nicht rechenschaftspflichtig sei, so könne er wohl im Namen der Regierung die Oberaufsicht führen, nun und nimmermehr aber gebühre ihm die Leitung der gesammten Verwaltung und also auch weder die freie Wohnung im Nationalhause noch ein Gehalt aus der Universitätskasse. Indem die Kommission so in allen wesentlichen Punkten die ursprünglichen Entwürfe als mit dem Gesetze übereinstimmend aufrecht erhielt, bequemte sie sich freiwillig dazu, nach dem Muster der ungarischen Komitatsverfassung die Amtsdauer der Beamten auf sechs Jahre zu beschränken und die übrigen sie betreffenden Bestimmungen demgemäß abzuändern.

Doch diese Arbeit der Siebenerkommission gelangte nicht einmal zur Berathung im Plenum der Generalversammlung. Derselbe Friedrich Wächter, der sich in den entscheidenden Debatten des Pester Abgeordnetenhauses über das Gesetz von 1876 den nicht beneidenswerthen Ruhm erworben hatte, als Referent die Regierungsvorlage gegen seine Landsleute zu vertheidigen, und nun zum Schaden der Sachsen als Obergespan des Hermannstädter Komitats an die Spitze der Universität gestellt war, betonte zunächst, daß der Entwurf der Kommission auch solche Paragraphen der Statuten, gegen die der Minister

keine Einwendungen erhoben, einer Umgestaltung unterzogen habe, und forderte deshalb die Versammlung auf, in die Berathung über diese Punkte nicht einzutreten. Als aber die überwiegende Mehrheit dies als eine Beeinträchtigung ihres Berathungsrechtes zurückwies, vertagte der Obergespan die Generalversammlung auf 14 Tage, mit der Erklärung, sie habe ihre Befugniß überschritten (18. September), sandte aber wenigstens die umgearbeiteten Statuten sammt der Vorstellung der Kommission dem Minister ein.

Der Erfolg war vorauszusehen. In seinem Erlaß vom 5. Oktober bezeichnete Tisza die Eingabe als eine „in mehrfacher Hinsicht strenge zu rügende und zu unstatthaften Ausbrüchen führende Auslassung“ und hielt im Uebrigen seine früheren Forderungen im vollsten Umfange aufrecht, auch die Anordnung über die Entschädigung des Obergespans. Ja er versuchte die Stellung desselben als Chef der Universitätsverwaltung zu rechtfertigen mit der wunderbaren Motivirung, das Gesetz von 1876 hebe nur das sächsische Komitatamt, nicht aber auch die Stelle des sächsischen Komes auf, welche mit der Stelle des Hermannstädter Obergespans verbunden wäre. Als ob nicht §. 2 dieses Gesetzes in den unzweideutigsten Worten die Abschaffung des sächsischen Komesamtes ausgesprochen und lediglich den Titel belassen hätte, „aus historischer Pietät“, wie es in den Motiven der Regierung hieß, und wie es der Minister selbst in der Spezialdebatte über das Gesetz betont hatte!*) Endlich verwarf die Verordnung noch die neuen Bestimmungen über die Anstellung und die Amtsdauer der Beamten, indem sie auf den anfänglichen Entwurf zurückging. Zum Schluß forderte der Minister die sächsische Nationsuniversität ernstlich auf, „wegen Geltendmachung der in Frage stehenden Organisationsentwürfe gemäß den gemachten Bemerkungen Anstalt zu treffen und über deren Vollzug unverzüglich Bericht zu erstatten“ (5. Oktober).

Hielt aber der Minister an seinen Anschauungen fest, so setzten ihm die Sachsen, weit entfernt, sich zu fügen, auch jetzt noch zähesten Widerstand entgegen. Als am 16. Oktober zum dritten Male nach der Vertagung die Generalversammlung eröffnet worden war, beauftragte sie wiederum die Siebenerkommission mit dem Entwurfe einer neuen Erklärung. Sie führte aus: gemäß dem Gesetze gebühre der Regierung der Universität gegenüber durchaus nur das Oberaufsichtsrecht; dies aber schließe zwar die Befugniß zu einem Veto gegen Beschlüsse derselben in sich, jedoch nicht das Recht zu

---

*) Damals äußerte Herr Tisza wörtlich: „Das, was mit den unbedingt nöthigen Verwaltungsrücksichten nicht vereinbarlich ist, das Amt des sächsischen Gespans (soll heißen: Grafen), darüber ist ausgesprochen, daß es aufgehoben wird; dagegen sehe ich nicht ein, warum wir auch einen Titel aufheben sollten, an welchen sich geschichtliche Reminiszenzen knüpfen, die jedoch auch künftighin nur Reminiszenzen sein werden.“

positiven Verfügungen, wie der Minister es auszuüben versuche. Der Obergespan ferner könne niemals als Vertreter des Nationsgrafen betrachtet werden, da dies Amt durch das Gesetz aufgehoben sei, er selbst aber als Regierungsbeamter nicht von der Universität zur Verantwortung gezogen werden könne. Ebendeshalb sei dieselbe nicht in der Lage, ihm eine Amtswohnung und Gehalt aus ihren Mitteln zu gewähren. Die Universität müsse aber die „Aufforderung" des Ministers wie die von ihm in Anspruch genommene Stellung des Obergespans um so mehr zurückweisen, als beides das feierlich gewährleistete, von ihm ganz persönlich vertretene Eigenthumsrecht, das naturgemäß das freie Verfügungsrecht in sich schließe, faktisch vernichte und somit dem Geist und Wortlaut des Gesetzes schnurstracks zuwiderlaufe. Aus demselben Grunde müsse das Recht jedes einzelnen Mitgliedes der Generalversammlung, gegen die Beschlüsse der Majorität Berufung an die Regierung einzulegen, verworfen werden; überdies widerspreche es jedem Rechtsgrundsatze über die Verwaltung korporativen Eigenthums. Aus allen diesen Gründen sei die Universität außer Stand gesetzt, auf die Berathung der Statuten im Sinne der ministeriellen „Aufforderung" einzugehen, müsse vielmehr die Bitte stellen, zuvor „die unbeschränkte Berathung und Beschlußfassung über die Organisationsstatute zu gestatten."

Als diese mannhafte Erklärung am 21. Oktober von der Kommission zur Berathung im Plenum gestellt wurde, wagte der vorsitzende Obergespan, der Sachse Friedrich Wächter, einen einfachen Gewaltstreich. Die Kommission, äußerte er, habe der ausdrücklich ertheilten Weisung des Ministers nicht entsprochen, und er sehe sich deshalb verpflichtet, zu erklären, daß er eine Verhandlung über den Bericht nicht zulassen könne. Die Universität habe keinen Spielraum in ihren diesbezüglichen Berathungen und Beschlüssen; ihre Aufgabe sei vielmehr nur die, die Statuten nach den Weisungen des Ministers einzurichten. Er werde demnach nöthigenfalls die Statute auch von einer Minorität feststellen lassen, um der klaren Weisung des Ministers nachzukommen. Umsonst bemüht man sich, für diese „nie erhörte Verkehrung der parlamentarischen Berathungsformen" selbst in den einmal geltenden gesetzlichen Bestimmungen irgend welchen Anhalt zu finden. Wo war darin der sächsischen Universität die freie Diskussion verwehrt? Wo bewilligt das Gesetz dem Minister etwas anderes als die „Genehmigung" beziehendlich Verwerfung der Beschlüsse? Woher nimmt weiter der Obergespan die Rechtfertigung dafür, eventuell Minoritätsbeschlüsse als Beschlüsse der Generalversammlung zu behandeln? Etwa aus der Aufforderung seines Chefs, in den Statuten jedem Mitgliede die Berufung gegen einen Mehrheitsbeschluß zu garantiren? Seit

wann hat diese ministerielle Ansicht gesetzliche Bestimmung? Doch wozu diese Fragen! Hoc volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas!

Die Sachsen blieben sich selber treu. Als der Vorsitzende die Frage stellte, welche Mitglieder gesonnen seien, die Statute genau nach der Weisung des Ministers abzuändern, verweigerte die Mehrheit (zwölf) die Antwort, weil die Frage an sich unzulässig sei; nur die beiden romänischen Abgeordneten Tincu und Pacurariu erklärten ihren Entschluß, der Aufforderung des Ministers nachzukommen, und der eine von ihnen stellte den entsprechenden Antrag auf Abänderung der Statuten. Naturgemäß verwarf ihn die gesetzestreue Majorität. Da führte der Obergespan seine Drohung aus. Er erklärte: da aus der Abstimmung erhelle, daß die Majorität bei der Ablehnung der Verhandlung nach der ministeriellen Weisung beharre, so fordere er nunmehr diejenigen, welche in die Verhandlung eintreten zu wollen erklärten, auf, die Organisationsentwürfe, selbstverständlich unter Beobachtung der ministeriellen Verfügungen, bald fertig zu machen und ihm vorzulegen, damit dieselben in einer Sitzung der Generalversammlung zum Vortrag gebracht würden.

Dieser lohnenden Aufgabe unterzogen sich bereitwilligst die beiden Romänen, während die Mehrheit ihre Sondermeinung zu Protokoll gab; am 25. Oktober legten sie ihr Elaborat vor, das mit wenigen Abänderungen den ministeriellen Weisungen entsprach. Eben deshalb lehnte die Mehrheit jede Berathung darüber ab, der Obergespan aber brachte die Entwürfe als „Minoritätsantrag“ zur Kenntniß seiner Exzellenz.

Nun erinnerte sich allerdings die Generalversammlung, daß es in Ungarn noch eine Autorität selbst über dem allmächtigen Minister gebe: den König. Aber einen Antrag des Abgeordneten Bedeus, eine Deputation an den Minister und nöthigenfalls an des Kaisers und des Königs Majestät zu senden, ließ Herr Wächter gar nicht zur Verhandlung zu und zwar mit der sinnigen Motivirung, daß die Aufgabe dieser außerordentlichen Versammlung erfüllt sei.

Von dem Minister freilich erwarteten die Schwergekränkten selbst nichts mehr. Sie thaten recht daran. Denn sein Erlaß vom 19. November, den die Universität, zum vierten Male innerhalb weniger Monate versammelt, am 12. Dezember vernahm, ging mit der oppositionellen Mehrheit scharf in's Gericht, warf ihr vor, von dem Wege der Gesetzlichkeit abgewichen zu sein, entwickelte die Auffassung, daß aus dem Rechte der Regierung, die Beschlüsse der Universität zu genehmigen, auch das Recht fließe, die Genehmigung an Bedingungen zu knüpfen, und motivirte die Anerkennung der von der Minderheit festgesetzten Statuten folgendermaßen: „Dadurch, daß die in meinen Verordnungen bezeichneten Aenderungen in den Organisations-Statuten nicht durch die Majorität, sondern durch die Minorität der Generalversammlung ausge-

führt worden, wird die Gesetzlichkeit jener Aenderungen auch nicht im mindesten geschwächt; denn indem die Majorität durch ihr erwähntes widersetzliches Verhalten die Ausübung des ihr durch das Gesetz gewährten Rechtes freiwillig abgelehnt hat, hat sie selbst auf diese Weise das gesetzliche Vertretungsrecht der Generalversammlung der Minorität überlassen, und war daher auf diese Weise die Minorität im Namen der Generalversammlung berufen, die fraglichen Organisationsentwürfe innerhalb der Schranken meiner Bemerkungen und im Geiste derselben zu verhandeln, und sie hat in Folge dessen die Organisirungs-Vorschläge, von ihrem gesetzlichen Rechte Gebrauch machend, in der durch den Vorsitzer der Generalversammlung mir gleichzeitig unterbreiteten Gestalt festzustellen." Dabei sollten auch einige Ausstellungen des Ministers an dem eingereichten Entwurf beseitigt werden.

Gehorsam führte die romänische Minorität — zwei von vierzehn! — auch diesen Auftrag aus, ohne daß die sächsische Majorität sich daran betheiligte. Auch wurde der so „verbesserte" Entwurf gar nicht zur Abstimmung gebracht, weil nach der eigenartigen Rechtsanschauung des Ministers und des Obergespans die Mehrheit durch ihre Weigerung, den von ihr als unberechtigt aufgefaßten Geboten der Behörden sich zu unterwerfen, ihr Recht zur Mitberathung „freiwillig abgelehnt" hatte, sondern einfach verlesen und sodann das ganze Werk durch ministeriellen Erlaß vom 13. Januar 1878 bestätigt oder vielmehr der widerstrebenden Generalversammlung aufgezwungen.

In diesem Sinne faßte auch die sächsische Mehrheit den ganzen Vorgang auf. In einer zu Protokoll gegebenen Erklärung führte sie aus: Die Organisations-Statute seien auf ungesetzlichem Wege durch eine dem Sinne und Wortlaute des Gesetzes von 1876 zuwiderlaufende Oktroyirung des Ministeriums zu Stande gekommen, daher selbst ungesetzlich, überdies materiell mit jenem Gesetz nicht im Einklang. Wenn nun auch nach Lage der Dinge der Versuch, der Rechtsüberzeugung der Universität Eingang zu verschaffen, als fruchtlos angesehen werden müsse, so können doch, fährt die Erklärung fort, ihre Mitglieder „der Pflicht der ferneren Mitwirkung an der Vermögens-Verwaltung sich nicht entschlagen und werden daher in der Ausübung dieser Pflicht verharren, wobei sie erklären:

1.) daß sie daß Zustandekommen der bestätigten Statute als einen im Gesetze begründeten Akt nicht anerkennen können;

2.) sich gleichzeitig dagegen verwahren, daß aus ihrer ferneren Mitwirkung an der Vermögens-Verwaltung eine Folgerung auf die Gesetzlichkeit und Rechtsbeständigkeit der betreffenden Organisations-Statute zulässig sei."

Getreu dieser Anschauung erschienen die sächsischen Mitglieder auch in der ordentlichen Generalversammlung, die am 27. Dezember zusammentrat, um das

Budget für 1878 festzustellen. Aber hier wartete ihrer eine neue Ueberraschung. Ein Erlaß Tisza's vom 22. Dezember trug der Universität „zur Wissenschaft und Darnachrichtung" auf, in den Voranschlag für 1877 nachträglich noch 2000 Gulden als Gehalt für den Komes-Obergespan einzustellen! Er verlieh also einer Bestimmung, die er selber erst am 13. Januar 1878 gegen den Willen des Eigenthümers getroffen oder, wie die ungarische Logik es auffaßte, „bestätigt" und jedenfalls erst im Laufe des Jahres 1877 gefordert hatte, rückwirkende Kraft auf eben dieses Jahr. Selbstverständlich weigerte die Generalversammlung mit allen gegen zwei (romänische) Stimmen sich rund heraus, dieser unerhörten Forderung nachzukommen (25. Januar). Da aber inzwischen der Obergespan als Komes der Sachsen sich eigenmächtig eine Amtswohnung im Nationalhause zu Hermannstadt bewilligt, ja sogar nicht Anstand genommen hatte, ohne Erlaubniß der Eigenthümerin, der Universität, den Berathungssaal und andere Räumlichkeiten des Hauses zu Zwecken der Komitatsverwaltung zu verwenden, so stellte am 26. Januar die Finanzkommission die Anträge, sich gegen die „eigenmächtige Okkupation" und die „gegen ihren Willen fortgesetzte Benützung dieser Wohnung zu verwahren und sodann den Gebrauch des Gebäudes zu den der Universität fremden Zwecken zu untersagen."

Also einfach ihr Hausrecht gegen die Eindringlinge wollte die sächsische Universität behaupten. Der Komes-Obergespan Friedrich Wächter war anderer Ansicht. Er wandte zwar nichts ein gegen die Berathung und Annahme des ersten Antrags, als aber der zweite zur Vorlesung kam, knüpfte er daran folgende „merkwürdige Aeußerungen": „Ich lasse mir nichts untersagen; ich bin nur Sr. Maj. dem Könige und dem Minister verantwortlich. Die Universität würde zufolge dieses Antrages ihren Wirkungskreis überschreiten. Ich habe als Amtschef (nämlich des Universitätsamts) die Verwendung dieser Lokalitäten zu bestimmen. Ich verbiete daher die Berathung und Beschlußfassung über diesen Kommissionsantrag. Was ich thue, werde ich zu verantworten wissen. Ich werde zeigen, daß ich der Selbstüberhebung, welche sich die Nationsuniversität mir gegenüber anmaßt, und den fortwährenden Flegeleien ihrer Vorgesetzten Schranken zu setzen weiß."

Fürwahr, ebenso logisch als parlamentarisch! Herr Wächter beliebte ganz zu vergessen, daß, wenn ein Fremder sich erdreisten wollte, über die Räume eines Privathauses ohne oder gar gegen den Willen des rechtmäßigen Besitzers in seinem Interesse zu verfügen, dieser Besitzer ihn von Rechtswegen aus dem Hause werfen würde, und daß alsdann eine Berufung des Hinausgeworfenen an die Regierung oder sonst welche Autorität nur dazu führen müßte, den Akt der Selbsthilfe des Eigenthümers anzuerkennen als sein gutes Recht. Das würde wenigstens anderwärts geschehen.

Blicken wir noch einmal zurück. Das Gesetz von 1868 garantirt der sächsischen Nationsuniversität die Fortdauer ihrer alten Selbstverwaltung (mit Ausnahme der gerichtlichen Befugnisse), die ohne die Aufrechterhaltung der Integrität des sächsischen Territoriums nicht denkbar ist.

1874 vernichtete eine einfache Verordnung das noch in voller Geltung stehende Recht der Universität, sich über „allgemeine Angelegenheiten" (nämlich solche, die sie auf's tiefste berühren) vernehmen zu lassen, und schließt gleichzeitig ihre Sitzungen.

Das Gesetz vom 2. April 1876 hebt die acht Jahre zuvor garantirte Selbstverwaltung auf, indem zugleich die Integrität des Königsbodens durch die Neubildung der Komitate zerstört wird, läßt aber der umgestalteten Universität das volle Eigenthums- und Verfügungsrecht über ihr Vermögen unter Oberaufsicht der Regierung und so, daß der Hermannstädter Obergespan als „Oberhaupt" des Universitätsamtes und Vorsitzender der Generalversammlung fungiren soll.

Als aber 1877 die Generalversammlung auf Grund des Gesetzes von 1876 ihre Statuten entwirft und darin zwar sich die Selbständigkeit in ihrer Vermögens-Verwaltung möglichst wahrt, aber auch dem Oberaufsichtsrecht der Regierung weitgehende Rechnung trägt, versagt Minister Tisza nicht nur seine Genehmigung, sondern fordert, zum Theil auf Grund ganz vager Vorschriften des Gesetzes, die Aufnahme einer ganzen Reihe tiefeinschneidender Bestimmungen, welche das freie Verfügungsrecht thatsächlich vernichten, während doch jede Interpretation eines Gesetzes, die gegen seinen Geist und seinen Zweck verstößt, in sich selbst hinfällig ist.

Ein Protest der Mehrheit der Universität bleibt fruchtlos; ja als sie sich weigert, die Statuten auf Grund der ministeriellen Verfügungen zu ändern, behandelt dies der Vorsitzende als einen Verzicht auf ihr Berathungsrecht und läßt die Statuten von einer Minderheit von zwei Abgeordneten in dem gewünschten Sinne feststellen. Der Minister aber bestätigt diese Entwürfe als beschlossen durch die Generalversammlung. Noch mehr. Er fordert die Einstellung eines verweigerten Postens in den Etat für das abgelaufene Jahr, und der Obergespan okkupirt nicht nur eine Amtswohnung im Nationalhause, sondern verwendet dessen Räume zu Komitatszwecken und verbietet dem Mandatar des Eigenthümers, der Generalversammlung, die Wahrung seines Hausrechts.

Traurig genug, wenn die ungarische Freiheit solche Blüthen zeitigt, wenn sie für die nichtmagyarische Mehrheit im Reiche der Stephanskrone nur die Willkür des herrschenden Stammes bedeutet! Traurig vor allem für die Magyaren selber, deren Fähigkeit, einen großen buntzusammengesetzten Staat zu regieren, niemals in bedenklicherem Lichte erschien als in diesen Verhandlungen.

Wie anders sind in analogen Fällen deutsche Regierungen verfahren! Als die sächsische Verfassung vom 4. September 1831 mit den auf ihr beruhenden Organisationsgesetzen das gesammte bis dahin sehr verschiedenartig verwaltete Gebiet des Königreichs unter ein Grundgesetz stellte und den einheitlichen Landtag schuf, da blieb laut förmlichen Vertrags (9. Dezember 1834) der Oberlausitz sächsischen Antheils ihr altständisch gegliederter Sonderlandtag mit dem freien Verfügungsrechte über das beträchtliche landständische Vermögen unter eigener Verwaltung vollkommen ungeschmälert, und niemals hat die königlich sächsische Regierung ihr Oberaufsichtsrecht zu Eingriffen in das Recht der Stände gemißbraucht. Ebenso ließ Preußen in dem 1815 erworbenen Antheil an der Oberlausitz und in der Niederlausitz die alten Stände bestehen, obwohl jener mit der Provinz Schlesien, diese mit Brandenburg vereinigt wurde, und so in jeder dieser Provinzen nach der Provinzialstände-Verfassung von 1824 mehrere altständische Vertretungen nebeneinander bestanden. Und bekanntlich hat seitdem die preußische Regierung, weit davon entfernt, die Selbstverwaltungsrechte ihrer Provinzen einzuschränken, vielmehr den provinzialen Körperschaften große Kapitalien aus den französischen Kriegsgeldern überwiesen, so gut wie die sächsische dies den neugeschaffenen Bezirks-Vertretungen gegenüber that. Als ferner im Jahre 1876 das Herzogthum Lauenburg dem preußischen Staate förmlich einverleibt wurde, da verblieb kraft des zwischen beiden Kontrahenten abgeschlossenen Vertrages dem kleinen Ländchen von 20 Quadratmeilen und 49000 Einwohnern sein Landes-Kommunalverband als besonderer kreisständischer Verband mit dem Rechte einer Korporation und in seiner bisherigen Zusammensetzung, sogar mit dem Rechte seiner Ritter- und Landschaft, bei Gesetzen, welche den Kreis allein betreffen, ein Gutachten abzugeben und Petitionen und Beschwerden an die Staatsregierung zu richten. Dieselbe preußische Regierung hat in den 1866 durch Eroberung (!) gewonnenen Provinzen nicht nur die alte mit der altpreußischen gar nicht übereinstimmende Eintheilung zum großen Theile beibehalten (in Hannover die Landdrosteien, in Nassau die Amtsbezirke, obwohl dies mit dem wiederum verschieden organisirten ehemaligen Kurhessen zu einer Provinz verbunden ist), sondern auch in Hessen-Nassau die beiden alten Landtage als „Kommunal-Landtage“ belassen und dem hessischen Lande Eigenthum und Verfügungsrecht über den großen kurhessischen Staatsschatz niemals bestritten.

Deutsche Regierungen haben es also mit der Wahrung der Staatseinheit und ihrer Autorität für vollkommen verträglich erachtet, sehr verschiedenartige Verwaltungsformen nebeneinander bestehen zu lassen, altständische Körperschaften zu erhalten, ihnen ein weitgehendes Verfügungsrecht über ihr Eigenthum zu gewährleisten. Selbst auf dem Boden eroberter Landschaften ist dies geschehen,

geschehen in der Ueberzeugung, daß ein starker Staat lokale Eigenthümlichkeiten dieser Art ohne Schaden ertragen könne. Und wann fiele es einer deutschen Regierung ein, etwa einer städtischen Gemeinde gegenüber dem mit der Oberaufsicht über dieselbe betrauten Regierungsbeamten die Verwaltung der Stadt selbst und die freie Verfügung über deren Eigenthum zu übertragen, außer im äußersten Nothfall? So aber ist das Ministerium Tisza mit der sächsischen Nations-Universität verfahren! Und doch war das sächsische Territorium kein erobertes Land, doch waren ihm seine Rechte wiederholt feierlich gewährleistet, doch verlangten die Sachsen selbst auf dieser Grundlage nichts weiter für sich, als was jedem ungarischen Komitat an Selbstverwaltungsrechten zuerkannt worden war!

Selbst nach diesen niederdrückenden Erfahrungen ist den Sachsen der Muth nicht gebrochen, denn er beruht auf dem Bewußtsein ihres guten Rechts. Ihre Abgeordneten konnten deshalb den Rechenschaftsbericht über die Verhandlungen von 1877 und 1878*) vollberechtigt mit dem Satze schließen: „Das Urtheil über unser Verhalten stellen wir mit ruhigem Gewissen unseren Wählern anheim.“ Wir sind deshalb überzeugt, daß die Magyaren auch in Zukunft jene Erfahrung an den Sachsen machen werden, welche Graf Egmont dem Herzog Alba bei seinen niederländischen Landsleuten warnend voraussagt: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“

Dresden. Otto Kaemmel.

Sozialpolitisches aus dem hellenischen Alterthum.

I.

Wenn man sich anschickt, über eine so viel und heiß umstrittene Frage zu reden, wie es der Sozialismus ist, so bedarf es, obwohl im Folgenden nur ein historischer Beitrag dazu geliefert werden soll, vor allem einer Verständigung über den Begriff desselben. Es ist bekannt, daß über ihn seine Vertreter selbst nicht einig sind, und daß es so viele Definitionen desselben als Richtungen und Parteischattirungen gibt. Dies gibt uns ein Recht, den Umfang des Begriffes für unsern Zweck nach eignem Ermessen zu bestimmen. Im Interesse der Ausführlichkeit und Deutlichkeit unserer Darstellung geben wir ihm die

*) Rechenschaftsbericht der sächsischen Universitäts-Abgeordneten 1878. Hermannstadt, Druck von Josef Drotleff & Comp. 1878.

möglichst weite Ausdehnung und nennen — natürlich nur in Bezug auf unsere spezielle Aufgabe — Sozialismus alle Bestrebungen, die auf eine Heranziehung einer immer größeren Zahl von Bürgern zur Theilnahme an der Staatssouveränetät und auf eine Unterwerfung auch der rein gesellschaftlichen Elemente, wie der Sitte, der Erziehung, der Arbeit, des Erwerbs, der Familie, unter diese Souveränetät gerichtet sind. Der Sozialismus ist offenbar nichts als eine erhöhte Potenz der Demokratie. Jede demokratische Bewegung enthält sozialistische Faktoren. Selbstverständlich werden wir über die bekannten Hauptentwickelungsstufen der Demokratie im alten Hellas schnell hinweggehen und nur bei Elementen und Zügen von entschiednerem und dem modernen Begriffe sich annäherndem sozialistischen Gepräge verweilen. Wir werden dabei sowohl auf die zur That gewordenen als auf die Theorie gebliebenen Bestrebungen eingehen, beides aber rein geschichtlich und ohne weitere Kritik zu entwickeln suchen.

In den staatlichen Zuständen des ältesten Griechenland, wie wir es uns aus den Ueberlieferungen der homerischen Gedichte rekonstruiren müssen, herrschte die patriarchalisch-königliche und die aristokratische Regierungsweise vor, die als von den Göttern eingesetzt und nach dem Muster der olympischen Herrschaft geordnet galt. Der König allein oder mit dem Rathe der Alten und Edlen faßt Beschlüsse und trifft Anordnungen; das Volk wird in Krieg und Frieden nur berufen, die Anordnungen zu vernehmen. Dagegen genießt der Einzelne im eigenen Volke volle persönliche Freiheit, ist auf seinem Grund und Boden unumschränkter Herr und leistet Gehorsam, Kriegsfolge, Abgaben nur in Uebereinstimmung mit der Sitte und mit dem Willen der Gesammtheit. Noch gibt es keine Gesetzgebung; es herrscht die bei den verschiedenen Stämmen und Volksgemeinden natürlich verschiedene Tradition und Sitte im Privat- wie im öffentlichen Leben. Der Sitte und dem Herkommen wagen auch die Mächtigen nicht leicht zu widerstehen; dem Willen der Gesammtheit beugen sich auch die Edeln und die Herrscher.

Somit zeigt sich schon in der ältesten Zeit die entschiedene Tendenz zur republikanischen Staatsform, welche in der historischen Zeit als der fundamentale Charakterzug aller hellenischen Stämme erscheint. Die Monarchie hat bei den Hellenen nur als ein kurzes Uebergangsstadium und später in der Periode des Verfalles auftreten können. Die wesentlichsten Partieen der hellenischen Geschichte spielen sich in den Freistaaten ab; die welthistorische Bedeutung des Griechenthums ist auf republikanischem Boden erwachsen.

Das alte Hellas ist das Land, in welchem auf der weitesten Skala Staatstheorieen ersonnen und Experimente mit den verschiedensten Verfassungsformen angestellt worden sind. Aristoteles hatte in seinem leider verlorenen Werke

„Die Verfassungen“ über hundertundfünfzig Staatsverfassungen beschrieben, von denen bei weitem die meisten in hellenischen Staatsgemeinden in Wirksamkeit waren oder gewesen waren. Daß die Mehrzahl der letzteren auf republikanischer Basis beruhten, wird nicht nur durch die uns genauer bekannten Verfassungen, sondern auch durch die in Aristoteles' „Politik“ uns erhaltene Theorie des hellenischen Staates im Allgemeinen bestätigt, welche offenbar aus der umfassenden Betrachtung des Bestehenden geflossen und als die Quintessenz der wesentlichsten und am weitesten verbreiteten Staatsmaximen anzusehen ist.

Die Theorie nun zeigt uns den hellenischen Staat als eine eminent soziale und humanitäre Anstalt. Wird von vielen Neueren als Zweck des Staates der Rechtsschutz seiner Angehörigen hingestellt, so nimmt sich die moderne Ansicht gegenüber der des Aristoteles geradezu kleinlich aus. Für ihn besteht der Staatszweck darin, daß er den Bürgern die Möglichkeit liefere, „gut zu leben“, d. h. „glücklich und würdig zu leben“; unter Glück aber versteht er „das tugendgemäße Wollen und Handeln“. Da hierzu Freiheit des Handelns unerläßlich ist, so ergibt es sich von selbst, daß in seinem Staate keine andere Herrschaft als die von möglichst guten, auf dasselbe Ziel gerichteten Gesetzen zulässig ist, und daß der Einzelne nicht nur seinen Willen mit dem der Gesammtheit in Einklang zu setzen, sondern auch sich selbst wesentlich als ein Werkzeug des Ganzen zu betrachten hat. Die Gesammtheit kann nur „gut leben“, wenn der Einzelne gut lebt; der Einzelne kann nur glücklich sein, wenn das Ganze glücklich ist; der Einzelne aber als Theil muß sich dem Wohle des Ganzen unterordnen und im Kollisionsfalle jenem das eigne Wohl opfern.

Dies etwa kann man, um anderes hier zu übergehen, als die Grundprinzipien des hellenischen Staates im Allgemeinen ansehen. Man sieht aber, wie viel Keime sozialistischer Entwickelung darin liegen, und diese Entwickelung ließ denn auch in den einzelnen Staaten nicht lange auf sich warten.

Da das Wohl der Gesammtheit der beherrschende Gesichtspunkt war, so mußte die Gesetzgebung jenes zur Richtschnur nehmen und die Freiheit des Einzelnen soweit beschränken, als sie mit dem Hauptzweck unvereinbar schien. Der ackerbauende und viehzuchttreibende Theil der Bevölkerung galt den Alten als das Herz und der Kern des Staates. Die Handwerker und Kaufleute erschienen ihm gegenüber als untergeordnet. Dagegen war die bewaffnete Macht von großer Wichtigkeit. Da die Menschen von der Natur mit ganz abweichenden Anlagen und Fähigkeiten begabt sind, und der Einzelne nicht Umsicht, Selbstkenntniß und Selbstverleugnung genug besitzt, um sich an den Platz zu stellen, an dem er dem Ganzen am nützlichsten sein kann, so weist nach Möglichkeit der Staat ihm seine Aufgaben an. Die Gesetzgebung sorgte für das Ansehen und die Erhaltung des ackerbauenden Standes, der in vielen

Staaten als der vornehmste galt und Vorrechte genoß. Den Handwerkern wurden vielfach nur geschmälerte oder gar keine staatsbürgerlichen Rechte zugestanden. Waffen zu tragen war zugleich Pflicht und Recht nur der Vollbürger. Von einer Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen, wie sie das moderne Ideal ist, war bekanntlich in Griechenland nirgends die Rede. Selbst die ausgesprochenste Demokratie konnte sich nicht ohne einen Sklavenstand behelfen, und auch die freie Bevölkerung zerfiel meistens in die mit ungleichen Rechten ausgestatteten Voll-, Halb- und Nichtbürger. Nur die Ersten pflegten zur Theilnahme an der Regierung, den Aemtern, Gerichten und Volksversammlungen berechtigt zu sein. Die Zweiten besaßen mit jenen das Recht des Grundbesitzes, des selbständigen Gerichtsstandes und der Epigamie, was den Letzten fehlte.

Bei der Betrachtung der speziellen Verfassungen soll noch gezeigt werden, welcherlei sozialistisch zu nennende Elemente sich in den politischen Ordnungen vorfinden. Hier mag zuvörderst des zweiten Hauptmomentes gedacht werden: der allgemein anerkannten Kompetenz des Staates auch auf den nichtpolitischen Lebensgebieten. Der Gedanke der heutigen Sozialisten, das Gesammtleben der Bürger unter die Aufsicht des Staates zu stellen, ist in mehr oder minder weitem Umfange schon in den alten Kulturstaaten realisirt gewesen, um dann von der unter Beihilfe des Christenthums fortschreitenden Entwickelung der persönlichen Freiheit überwunden zu werden. Der hellenische Staat gab Vorschriften über die körperliche Ausbildung, die Lebensweise, die Diät, die Wohnung, Kleidung und die Sitten seiner Bürger, beaufsichtigte deren sittliches und religiöses Verhalten, ja sogar ihre künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit und scheute sich nicht, gegen philosophische Lehrmeinungen einzuschreiten, sobald sie den Staatszweck zu gefährden schienen, eine Maxime, welche die modernen Sozialisten sicherlich in ihrem Staate wieder zur Geltung bringen würden, so sehr sie auch deren Anwendung gegen sich selbst bekämpfen.

Das im Beginne der historischen Zeit, d. h. in den ersten Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung, noch überwiegend herrschende Königthum ging naturgemäß zunächst in die Oligarchie über. Aus ihr gingen vielfach Tyrannenherrschaften hervor, und erst nach deren gewaltsamer Beseitigung kam die Demokratie auf, welche dann die weitest verbreitete Staatsform wurde. Die Einrichtungen der oligarchischen Staaten gingen in erster Linie darauf aus, die Herrschaft der bevorrechteten Klassen zu stärken und zu erhalten. Diesem Zwecke diente die Fernhaltung der Minderberechtigten von den Aemtern und dem Waffendienste, die strenge militärische Erziehung der Vollbürger in Kreta und Sparta, die Sittenpolizei in diesen und anderen Staaten, die Gesetze über Unveräußerlichkeit der Grundstücke und Untheilbarkeit derselben, über das

Konubium unter den verschiedenen Ständen und über die Erbverhältnisse. So durften in Elis die Güter nur bis zu einem bestimmten Bruchtheil ihres Werthes mit Schulden belastet werden. Philolaos gab in Theben besondere Gesetze über die Adoption, und Pheidon versuchte in Korinth dafür Sorge zu tragen, daß die Güter nicht vermindert und die Bürgerzahl nicht vermehrt würde — gewiß von seinem Standpunkte aus eine wahrhaft sozialistische Bestrebung, wenngleich nur auf das Wohlergehen einer kleinen Zahl der Staatsangehörigen gerichtet, die aber streng genommen allein die Bürgerschaft ausmachten.

Eine Demokratie im modernen Sinne und speziell eine solche, wie sie der Sozialismus als nothwendige Voraussetzung ansieht, hat es in Griechenland nie gegeben. Alle, auch die fortgeschrittensten hellenischen Demokratieen müssen unsern Sozial-Republikanern noch als ganz unbefriedigende und unerträgliche Oligarchieen erscheinen, weil in allen ein bedeutender Theil der Bevölkerung der politischen, rechtlichen und sozialen Gleichstellung ermangelte. Dessenungeachtet kann man ganz extrem-sozialistische Elemente in ihnen finden, die aber natürlich nur für den Kreis der wirklichen Bürger oder für ihr Wohl berechnet waren, da die Uebrigen eben gar nicht in Betracht kamen. Für diese Art des Sozialismus war eine wahre sozialdemokratische Regierungsform so wenig Voraussetzung, daß wir ihn sogar in den oligarchischen Staaten in höherem Grade entwickelt finden, und mehrere der entschiedenen Demokratie sogar feindliche Gesetzgeber und Staats-Theoretiker ihm in ausgedehntem Maße huldigen.

Sehr frühzeitig sind in Griechenland politische Denker aufgetreten, welche sich mit Reformen des staatlichen sowie des sozialen Lebens beschäftigt und Staatstheorieen aufgestellt, zum Theil auch praktisch durchgeführt haben. Unsere Kenntniß davon ist leider eine sehr fragmentarische. Der Theosoph Epimenides von Kreta, der als Greis 596 nach Athen berufen wurde, begnügte sich nicht, dort den Kultus zu reorganisiren, sondern suchte auch staatliche Reformen herbeizuführen und das sittliche Verhalten zu regeln; ebenso scheint er in Sparta auf die Ordnung der staatlichen Verhältnisse von Einfluß gewesen zu sein. Aehnlich haben Chilon in Sparta, Bias in Priene, Kleobulos in Lindos, Lykurg und Solon gewirkt. Einer der bedeutendsten theoretischen Reformatoren war im 6. Jahrhundert Pythagoras, der in Kroton jenen Bund stiftete, welcher nicht blos als eine philosophisch-religiöse Sekte zu betrachten ist, sondern auch politische Reformtendenzen verfolgte und sich in politischen Klubs fortpflanzte. Auch Empedokles, Parmenides und Zenon sowie der Sophist Protagoras haben sich mit Verfassungsreformen beschäftigt. Phaleas von Chalkedon stellte den Entwurf eines Idealstaates auf, in welchem zum ersten Male die kühne Forderung der Besitzgleichheit auftrat, welche er u. a. dadurch erhalten wissen

wollte, daß bei Verheirathungen die Reichen Aussteuer geben, aber nicht erhalten, die Armen erhalten, aber nicht geben sollten. Hippodamos, ein Baumeister von Milet, der um 450 nach Athen kam und für seine Straßenanlagen im Peiräeus das Bürgerrecht erhielt, war, wie Aristoteles sagt, der erste Nicht-Staatsmann, der es unternahm, etwas über die beste Verfassung zu sagen. Das herrschende Prinzip in seinem Staatsaufbau, den er streng symmetrisch wie eine Stadt oder ein Haus eingerichtet wissen wollte, war die Dreitheilung. Er gab ein Schema an, nach welchem nicht blos die äußere Einrichtung der Stadt, sondern auch die Gliederung der Stände, die Zahl der Bürger, die Art ihrer Beschäftigung u. s. w. streng zu regeln war — also die Idealkaserne des sozialdemokratischen Zukunftsstaates. In Thurioi, wohin er sich etwa 440 begab, stand er in Verbindung mit den Sophisten und Pythagoreern; an den Einfluß der letzteren erinnert seine aristokratische Staatsgliederung und die geforderte Gütergemeinschaft. Auch Lysander hinterließ eine Schrift, welche, durch Kleon von Halikarnaß angefertigt, seine Ansichten über die in Sparta nothwendige Verfassungsänderung darlegte. Die Spartaner trugen Bedenken, sie bekannt werden zu lassen, und wir wissen daher nur, daß er eine einheitliche Staatsgewalt dadurch herstellen wollte, daß die Königswürde durch Volkswahl auf den tüchtigsten Mann übertragen würde.

Am fruchtbarsten an politischen Reformideen und an idealen Staatskonstruktionen war die Zeit der Sophisten; in ihr finden wir auch die meisten Neigungen und Forderungen sozialistischen Gepräges, zum großen Theil Utopieen, die niemals realisirt worden sind.

Seitdem die Sophisten die Normen für Recht und Wahrheit nicht mehr in der Realität und Empirie, sondern im Geiste des Individuums zu suchen gelehrt hatten, und nur Jeder sein persönliches Urtheil über Staat, Gesellschaft und Wissenschaft als gleichberechtigt mit jedem andern ansah, mußte in demselben Maße, wie die Achtung vor dem Bestehenden schwand, das Bestreben sich entwickeln, die dem Individuum zusagenden Ordnungen an dessen Stelle zu setzen. Dies Bestreben charakterisirt die sozialpolitischen Theoreme der Sophisten. Ohne daß sie, wie die früher genannten Philosophen, in eigener politischer Thätigkeit die nöthige Erfahrung gesammelt hatten, konstruirten sie sich einen „besten Staat“ aus der Idee und traten mit fertigen Theoremen vor ihre Schüler, mit der Prätension, sie durch dieselben zur staatlichen Praxis tüchtig zu machen. Es war das erste Mal, daß man das Bestehende in Staat und Sitte kurzweg verwarf und von Grund aus umwälzen wollte. Die früheren Staatsphilosophen hatten, erfahrener und bedächtiger, die durch Jahrhunderte lange Entwickelung bestimmten Grundlagen des Baues unangetastet gelassen und nur unter Respektirung des bestehenden Organismus hie und da

die reformirende Hand angelegt. Jetzt erscholl von den Kathedern der Sophisten der Ruf, daß der ganze Bau ein Werk des Unverstandes und des übeln Willens sei und deshalb einem neuen Platz machen müsse. Die Forderung positiver Vorschläge für eine Neugestaltung würde sie freilich in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn nicht eben das sophistische Grundprinzip über Alles hinweggeholfen hätte. „Wie einem Jeden ein Jegliches scheint, so ist es", würden sie geantwortet haben; „richtet euren Staat ein, wie ihr wollt, er wird immer nur für den gut sein, dem er gut scheint". Wie schon bemerkt, soll der älteste der Sophisten, Protagoras, für die athenische Kolonie Thurioi die Gesetze ausgearbeitet haben. Gorgias erklärte es für naturwidrig, daß die Differenz der Staaten und ihrer Gesetze die Menschen trenne und entfremde, die doch von Natur alle verwandt seien; er ist also als der erste Internationalist anzusehen. Auch erschien ihm die Verschiedenheit und Wandelbarkeit der Gesetze als ein starkes Argument gegen ihre Hochschätzung.

Sokrates ist ein Anhänger der Sophisten „in der Tendenz einer Verselbständigung des Einzelnen und in dem gemeinsamen Gegensatze gegen eine unmittelbare, reflexionslose Hingebung an die Sitte, das Gesetz und den Glauben seines Volkes und Staates"; aber er unterscheidet sich, was seine Ankläger und Richter außer Acht gelassen haben, von den Sophisten entschieden dadurch, daß er eine ewige und objektive Wahrheit anerkannte und die Moral neu und tiefer zu begründen suchte, indem er sie mit der Vernunft in Einklang setzte. Die Einheit zwischen vernünftiger Einsicht und sittlicher Thätigkeit zu erweisen, machte er sich zur Lebensaufgabe. Das Gute war ihm mit dem Schönen und Nützlichen identisch; das Glück sah er lediglich im tugendgemäßen Handeln. Daher legte er der Staatsform keinen bedeutenden Werth bei und hielt sich, wenngleich er seine Bürgerpflichten auf's gewissenhafteste erfüllte, von politischer Thätigkeit fern. Sein politischer Grundgedanke war der, daß dem Einsichtigen die Herrschaft gebühre, weshalb er die Ernennung der Beamten durch Loos und allgemeine Volkswahl tadelte.

Auch Sokrates' größter Schüler, Platon, stand auf dem Boden der Unabhängigkeit von herkömmlichen Satzungen und der Souveränetät des menschlichen Geistes. Er, dem es beschieden war, die sämmtlichen vorangegangenen Richtungen der philosophischen Entwickelung zusammenzufassen und zum Abschluß zu bringen, machte sein philosophisches Denken von aller und jeder Beeinflussung seitens der Außenwelt und der gegebenen Verhältnisse frei, erhob sich über die Schranken von Raum und Zeit und konstruirte sich ebensowohl die Ethik als die Logik und Physik rein und ausschließlich nach der Idee. Nicht mit Unrecht wird unter allen von Platon behandelten Disziplinen seine Ideenlehre

als der Kernpunkt und der charakteristischste Theil seiner Philosophie betrachtet. Von der Idee ging Alles bei ihm aus.

Dies erklärt auch sein politisches System. Im Einklange mit der Existenz-Priorität, die er den Ideen zuschrieb, nahm er an, daß die Idee des Staates vor dem Staate existirt habe, und zwar in vollster Harmonie mit der ganzen übrigen Ideenwelt. Ein guter Staat muß in möglichstem Einklange mit der Idee stehen, der er seine Genesis verdankt, und von der er ein sichtbares Abbild sein soll. Diesen Einklang entdeckte Platon in keinem der bestehenden Staatswesen; im Gegentheil schienen ihm alle nur Zerrbilder zu sein, in denen ein Weiser nicht die geringste Befriedigung finden könne. Alle geltenden Verfassungen schienen ihm so verwerflich und verbesserungsunfähig, daß er glaubte, sich von jeder Theilnahme am politischen Leben fern halten zu müssen, und nur in einer vollständigen Neuordnung ein Heil sah. Er selbst stellte den bis in's kleinste durchgeführten Entwurf eines Idealstaates auf, der niemals realisirt worden ist, aber trotzdem eins der interessantesten Vermächtnisse des Alterthums bildet, und dies nicht nur, weil er uns die Ansicht eines der Weisesten über den Staat und die Staaten vor Augen stellt, sondern auch weil er zeigt, wie leicht in einem derartigen theoretischen Entwurf die erstaunlichsten Utopieen neben praktisch bewährten, der Wirklichkeit entlehnten, sowie erst nach langer Zeit zur Reife gedeihenden und in's Leben tretenden Elementen Platz finden. Im Großen und Ganzen wird Jeder den platonischen Staat als utopisch erkennen. Dies hindert nicht, daß viele seiner Ideen in der Folge — namentlich in der katholischen Hierarchie — zur Ausführung gekommen sind, und ebensowenig, daß viele thatsächlich bestehende Einrichtungen verschiedener griechischer Staaten in ihm Platz gefunden haben.

Der platonische Idealstaat hat außer mit der katholischen Hierarchie keine Analogie mit irgend einer geschichtlichen Verfassungsform, sodaß man ihn unmöglich unter eine der bekannten Kategorieen bringen kann. Müßte man ihm eine generelle Bezeichnung geben, so wäre vielleicht die einer „aristokratischen Sozial-Republik“ die geeignetste. Was an sozialistischen Elementen in den griechischen Verfassungen seiner Zeit vorhanden war, hat Platon zum größten Theil in seinen Entwurf aufgenommen, und man hat an ihm eine bequeme Uebersicht derartiger Verfassungsnormen.

Verfassungsbestimmungen, die wir als sozialistische bezeichnen können, sind in den hellenischen Staaten keineswegs erst mit dem Emporkommen der Demokratie aufgetreten. Der radikalste sozialistische Grundsatz ist der, daß das Interesse der Staatsgemeinde selbst dem allerersten der Natur- und Menschenrechte, dem Rechte auf Existenz, vorangesetzt wird. Dieser Grundsatz hat von Alters her in Griechenland ganz allgemein gegolten. Die Kinderaussetzung ist,

wenn auch nicht immer ohne Einschränkung geübt, doch stets als berechtigt angesehen worden. Das Kind, von welchem für die Familie und die Gemeinde kein Nutzen oder gar ein Nachtheil zu erwarten war, hatte kein Recht auf das Leben; es konnte unbedenklich der Vernichtung preisgegeben werden.

Eins der wichtigsten Interessen des Staates ist die Erhaltung einer tüchtigen Bevölkerung. Deshalb war es allgemein anerkannt, daß auch die Eheschließung und Kindererzeugung und -Erziehung unter die Aufsicht des Staates fallen müsse, und nur in dem Grade und der Art der Kontrole finden sich Verschiedenheiten; Sparta war der Staat, welcher dieser Frage, soviel wir wissen, die meiste Sorgfalt zuwendete. Der spartanische Bürger war verpflichtet, zu heirathen, wenn er im Besitze eines Hausstandes war, und die Vernachlässigung dieser Pflicht wurde mit Entziehung von Ehrenrechten bestraft. Damit nicht genug, schritt der Staat auch gegen zu späte und gegen unpassende Ehen ein und verlangte die Erfüllung des Zweckes der Ehe. Kinderlose Ehen mußten getrennt werden. Der König Anaxandridas sollte sein kinderlose Frau verstoßen und mußte, als er sich dazu nicht verstehen wollte, im öffentlichen Interesse eine zweite dazunehmen. Der König Aristodemos wurde von den Ephoren getadelt, weil er eine Frau von kleiner Statur geheirathet hatte, von der zu befürchten stand, daß ihre Nachkommen mit körperlichen Mängeln behaftet sein könnten, was sich bei der Geburt des Agesilaos in gewissem Sinne bestätigte. Im ersten messenischen Kriege wurden, weil bei dem großen Verluste an Männern viele Häuser einzugehen drohten, den kinderlosen Wittwen und unverheiratheten Töchtern Heloten beigesellt, aus welchen Verbindungen die Parthenier hervorgingen. Platon treibt das Prinzip auf die Spitze. Für ihn ist der Staat eine große Zuchtanstalt, in welcher nur der allgemeine Nutzen für die eheliche Vereinigung maßgebend ist. Unter den Männern vom 30. bis zum 55. Lebensjahre und den Weibern vom 20. bis 40. Lebensjahre wird nur den schönen und kräftigen die Vereinigung miteinander gestattet. Unschöne und schwächliche Männer dürfen nur mit ebensolchen Weibern verkehren. Nur gesunde und wohlgebildete Kinder werden aufgezogen; die von schlechten Eltern oder mit Fehlern geborenen werden ausgesetzt. Letztere Bestimmung war direkt der spartanischen Sitte entnommen, nach welcher eine aus den Aeltesten der Phyle bestehende Kommission darüber entschied, ob ein Neugebornes aufzuziehen oder am Taygetos auszusetzen sei. In den kretischen Staaten müssen analoge Bestimmungen über die Verbindung der Geschlechter und die Erziehung des bürgerlichen Nachwuchses geherrscht haben. In Athen brachte es die größere individuelle Freiheit gegenüber der staatlichen Bevormundung mit sich, daß die Aufziehung oder Aussetzung der Kinder wenigstens in das Belieben der Eltern gestellt ward, und die wachsende Humanität machte die Aussetzung immer seltener.

In Lakedämon bekundet sich weiter das sozialistische Prinzip in der ganzen Einrichtung der Jugenderziehung. Nur bis zum siebenten Jahre wurde der Knabe dem elterlichen Hause und den weiblichen Händen überlassen, aber auch dies nicht ohne daß der Staat ein Auge darauf hatte, daß die Erziehung eine zweckmäßige sei. Mit dem siebenten Jahre aber wurde der Knabe dem Hause entnommen und mit seinem Eintritt in eine der Knaben-Abtheilungen unter die direkte Erziehung und Beaufsichtigung des Staates gestellt. Von den staatlichen Oberen wurde ihm nun auf's genaueste seine Diät und Lebensweise vorgeschrieben, seine Spiele und Beschäftigungen geleitet, seine körperliche und geistige Entwickelung dirigirt. Denn der Spartaner sollte nicht sich oder seiner Familie, sondern dem Gemeinwesen angehören, und die Pflichten gegen dieses waren die höchsten, welche er kannte. Daher auch das enge familienhafte Verhältniß nicht blos der Männer unter sich, sondern auch zwischen ihnen einerseits und der Gesammtheit der Knaben andrerseits, welches die Annehmlichkeiten der Familie in einer dem Interesse des Staates entsprechenden Weise ersetzen sollte. In Sparta wie in Kreta wurden die Knaben zu den Männerwahlen und -Versammlungen mitgenommen, und die Männer bethätigten großes Interesse an den Spielen und Uebungen jener. Jeder Erwachsene sollte von der Jugend als ein Vater betrachtet und geehrt werden und hatte das Recht, zu ermahnen, zu tadeln und zu strafen. Bei Platon ist dieses Verhältniß, gestützt auf die Weibergemeinschaft, in der absolutesten Weise durchgeführt. Die Kinder dürfen ihre Eltern gar nicht kennen, und ebenso umgekehrt. Jeder Knabe soll in allen Männern seine Väter, in allen Altersgenossen seine Brüder sehen und sich des entsprechenden Benehmens befleißigen; auch sollen die Namen „Vater", „Mutter," „Bruder," „Sohn" ohne Unterschied von Allen gebraucht werden. In dem engen familienhaften Verkehr und dem vorbildlichen Verhältniß, das die ganze männliche Bevölkerung verband, sah man in den dorischen Staaten das beste Mittel, den Gemeinsinn lebendig zu erhalten und die Bürgertugenden fortzupflanzen. Denselben Sinn haben auch — wenigstens in der Zeit der guten Zucht und Sitte — die durchaus nicht auffälligen engen Freundschaftsbündnisse und zärtlichen Verhältnisse zwischen Personen desselben Geschlechtes gehabt. Sie waren der Ausdruck reiner Freundschaft, bei den Joniern oft verbunden mit Schönheits-Begeisterung, und nur selten und spät haben sie sich der allbekannten häßlichen Ausschreitungen schuldig gemacht. Daß derartige Ausschreitungen der Vernachlässigung des Familienlebens und dem einseitigen staatlichen Männerkultus mit zur Last fallen, ist nicht zu leugnen.

Die dorische Knabenerziehung ging einzig darauf aus, gehorsame Bürger und tüchtige Krieger heranzuziehen, und dies ist in Sparta durch die lykurgische Gesetzgebung vollständig erreicht worden. Dagegen blieb die geistige

Bildung sehr eng begrenzt, und die Künste, die bei den Joniern so ausgedehnte Pflege fanden, wurden offiziell fast perhorreszirt. Nur die Musik war wegen ihres sittigenden Einflusses unter die vorschriftsmäßigen Unterrichtsgegenstände aufgenommen, wurde aber deshalb auch in ihrer Entwickelung sorgsam beaufsichtigt und verdächtige Neuerungen schroff abgewiesen. Daher konnte die Wirksamkeit eines Terpander, Thaletas und Tyrtäos in Sparta eine entschieden offizielle sein und die Ephoren sich für verpflichtet halten, dem Phrynis und Timotheos die siebente Saite von der Lyra abschneiden zu lassen. In derselben Weise will Platon die Musik wegen ihrer pädagogischen und moralischen Bedeutung zu einem obligatorischen Unterrichtsgegenstande gemacht und unter strenge staatliche Aufsicht gestellt wissen, während er mit den Spartanern alle übrigen Künste gering achtet, was jedoch der allgemeinen hellenischen Anschauung keineswegs entsprach. Wenn in Athen das Gesetz den Unterricht in der Musik und Gymnastik vorschrieb, so ist unter der ersteren bekanntlich Alles, was damals zur geistigen Ausbildung gehörte, mit begriffen: Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik, Literatur und Tonkunst. Aber auch die Tanz-, Dicht- und Schauspielkunst, sowie die bildenden Künste fanden in vielen Staaten öffentliche Unterstützung, weil man wohl begriff, daß sie alle zur Förderung der Bildung und zur Erholung und Erhebung der Seele geeignet seien. Dem gebildeten Hellenen galt die Kunst nicht als ein untergeordneter äußerer Schmuck des Lebens, noch weniger als ein bedenklicher Luxus, sondern als ein unentbehrliches Lebenselement und als nothwendig im Staatsorganismus. Die Athener, welche so reichlich die Künstler unterstützten und auf die Kunstwerke ihrer Stadt stolz waren, theilten durchaus nicht den Puritanismus der Spartaner und des Platon, welcher mit merklicher Geringschätzung von einer Stadt spricht, die „angefüllt ist mit einer Schaar, welche nicht mehr des Bedürfnisses wegen da ist, wie sämmtliche Jäger und Schauspieler und die zahlreichen Bildner und Maler und musischen Künstler, die Dichter und deren Diener, die Rhapsoden, Vortragenden, Tänzer“ u. s. w.

Nicht das Wissen, sondern das Können galt den Alten als erstrebenswerth, und auch das Können nur in seiner Verwerthbarkeit für die bürgerlichen Aufgaben. Aus diesem Grunde wurden von den Wissenschaften nur die gepflegt, welche auf den Staatszweck Bezug hatten, von den Künsten nur die geachtet, welche einen bildenden Werth hatten, und aus demselben Grunde nahm überall die Gymnastik eine so hohe Stelle ein; denn nur auf der Basis der körperlichen Tüchtigkeit konnten alle andern Bürgertugenden zu voller Geltung kommen. Daher in Sparta die Ausfüllung des ganzen männlichen Lebens mit gymnastischen und Waffenübungen, in Kreta die strenge körperliche Zucht, welche Platon „mehr die eines Heerlagers als einer Stadt“ nennt, und selbst in Athen

eine ausgedehnte staatliche Pflege der Gymnastik, auf der Anschauung beruhend, daß die leibliche Vollkommenheit und harmonische Ausbildung ebenso nothwendig sei als die geistige.

Der gymnastischen Erziehung wurde bei den Doriern auch das weibliche Geschlecht unterworfen. In Sparta und vermuthlich auch in Kreta ordnete das Gesetz für die Mädchen körperliche Uebungen an. Sie wurden auf öffentlichen Uebungsplätzen im Laufen, Springen und Speerwerfen geübt, trugen dabei eine sehr leichte und unvollkommene Bekleidung und wurden dadurch so sehr der Prüderie entwöhnt oder vielmehr vor ihr geschützt, daß sie unbedenklich den Uebungen und Wettkämpfen der unbekleideten Jünglinge zuschauen konnten. Die lakedämonischen Mädchen und Frauen litten dabei an ihrer Sittlichkeit keinen Schaden; wohl aber wurden sie die schönsten und kräftigsten von allen Helleninnen und sind als solche auch von denjenigen Landsleuten, die nicht dem gleichen Erziehungsprinzip huldigten, willig anerkannt worden. Daß der spartanische Staat den Frauen als den Müttern der kommenden Bürgergeneration besondere Aufmerksamkeit zuwendete und Pflichten auferlegte, ist schon berührt worden. Doch ist keine Gesetzgebung darin nur annähernd so weit gegangen als der Entwurf Platon's, der wegen der frappanten sozialistischen Anklänge hier eine etwas ausführlichere Betrachtung verdient.

Platon sieht in den Weibern nicht blos die Mütter und ersten Ernährer und Erzieher der zukünftigen Staatsbürger, sondern auch vollberechtigte Bürger, die deshalb auf dieselbe Art der Ausbildung wie die Männer Anspruch haben. Daher trägt er kein Bedenken, das weibliche Geschlecht in einem Maße, welches nach seinem eigenen Geständniß anfangs lächerlich erscheinen muß, also jedenfalls weit über die hellenische Sitte hinausging, zu männlicher Thätigkeit heranzuziehen. Sie sollen entblößt auf den Uebungsplätzen erscheinen und alle gymnastischen Exerzitien durchmachen, sollen den Waffendienst leisten zu Fuß und zu Roß und sollen gemeinsame Mahle und Wohnungen ungetrennt von den Männern haben. Es war die „Emanzipation" des weiblichen Geschlechts in einer Ausdehnung, wie sie von keinem Zweiten ernstlich gefordert worden ist. Mit der griechischen Sitte stand sie in solchem Widerspruch, daß der Philosoph sich bewogen fühlte, sie eingehender als seine übrigen Forderungen durch psychologische und politische Gründe zu rechtfertigen.

Thatsache ist, daß der griechische Staat bis auf Platon nichts mit der Frau anzufangen wußte. Als Individuum paßte sie in kein Staatswesen recht hinein, und an die Familie als ein selbständiges, dem Staats-Organismus fest eingefügtes Glied dachte man noch nicht. Im Gegentheil hatte der Staat die Familie immer als eine Art Nebenbuhler, ihre Ansprüche als den seinigen feindlich betrachtet und deshalb ihren Einfluß nur immer zu beschränken und

zurückzudrängen gesucht. Weil man für das Staatsleben den Mann brauchte, die Frau aber nicht brauchen konnte, so wurde damit das natürliche Verhältniß der Geschlechter zerrissen und die naturgemäße Entwickelung der Familie unterbunden. An dem gewaltigen Schaden der Rivalität zwischen häuslichem und staatlichem Leben krankten alle hellenischen Gemeinwesen. Zu seiner Beseitigung gab es nur zwei Wege: Entweder mußte man die Familie als organisches Glied im Staate anerkennen oder sie gänzlich in ihm aufgehen lassen. Dem ersteren Zustande näherten sich — natürlich vor Aristoteles nur sehr unvollkommen — die meisten nichtdorischen Staaten; den letzteren erstrebte man in Sparta und Kreta, und ihn zeigt Platon's Entwurf in extremster Konsequenz. Aristoteles erst erkannte das Weib als eine seelisch ebenbürtige, aber in der Familie ihren vollen Wirkungskreis findende Gefährtin des Mannes, die Familie als eine sittliche und naturnothwendige Institution an und legte damit den Grund zu einer naturgemäßen Auffassung der Ehe. Platon glaubte das Ideal zu erreichen, indem er Mann und Weib als völlig gleichberechtigt und gleichverpflichtet hinstellte, die Ehe aufhob und die Familie im Staate aufgehen ließ.

Der Grundsatz, von welchem Platon ausgeht, ist der, daß zwischen beiden Geschlechtern keine Wesensverschiedenheit, sondern in allen körperlichen und Geisteskräften nur ein Gradunterschied bestehe. Abgesehen also von den entgegengesetzten natürlichen Funktionen, welche den beiden Geschlechtern auferlegt sind, sind die Frauen zu allen Geschäften von Natur ebenso brauchbar und berechtigt wie die Männer; nur können sie nicht ganz so viel leisten.

Wie man sieht, theilt Platon keineswegs die bei allen Griechen — am wenigsten allerdings bei seinem Hauptvorbilde, den Spartanern — herrschende Geringschätzung des weiblichen Geschlechts. Er leugnet auf's entschiedenste, daß die Weiber Wesen untergeordneter Art, an Kräften und Fähigkeit dem Manne weit nachstehend, der Theilnahme an höheren Interessen und Thätigkeiten unfähig seien, und will sie deshalb zu allen bürgerlichen Geschäften ohne Ausnahme herangezogen wissen. „Es sollen sich," sagt er, „die Frauen unserer Hüter (des Kriegerstandes) entkleiden, da sie die Tüchtigkeit statt der Gewänder anziehen werden, und sollen Theil nehmen am Kriege und der übrigen Hut der Stadt und nichts anderes thun." Wenn er dies ausdrücklich für realisirbar erklärt, so hat er ohne Zweifel wiederum die spartanischen Einrichtungen vor Augen, welche bis zu einem gewissen Punkte jenem Prinzipe huldigten. Seit alter Zeit genossen die Frauen in Sparta höhere Achtung und nahmen eine einflußreichere Stellung ein als im übrigen Hellas. Von ihrer Erziehung war schon die Rede. Sie wurden aber auch gewöhnt, an öffentlichen Interessen Antheil zu nehmen und an Patriotismus den Männern nicht nachzustehen.

Wir hören, daß Lob oder Tadel der zuschauenden Jungfrauen den Jünglingen auf den Uebungsplätzen nicht gleichgiltig gewesen ist, und daß selbst in Staatsangelegenheiten die Stimmen der Frauen nicht ohne Einfluß waren. Die Heerverfassung und das Lagerleben in Sparta hob thatsächlich die Familie, das häusliche Leben, die elterliche Erziehung und damit das natürliche Thätigkeitsgebiet des Weibes auf, oder schränkte es wenigstens wesentlich ein. Platon schrieb die Vorzüge des spartanischen Gemeindelebens dieser Einschränkung zu und glaubte sie auf den Gipfel zu bringen, wenn er das Familienleben gänzlich beseitigte und der Frau die ganze Sphäre des Staatslebens öffnete. Die Aufhebung der Ehe mußte nothwendig zur Weiber- und Kindergemeinschaft führen, und Platon scheute sich nicht, diese Konsequenz zu ziehen und seinen Staat auf unbegrenzte kommunistische Prinzipien zu gründen. Er weiß sehr wohl, daß er sich in diesem Punkte am weitesten von der griechischen Sitte entfernt, und daß er der am schwersten zu vertheidigende ist. Denn wenn auch die Hellenen nie die hohe ethische Bedeutung der Familie vollständig erkannt haben, so galten ihnen doch die Gatten-, Eltern- und Kindesliebe als menschliche und edle Empfindungen. Aber er glaubt, indem er die Ehe auflöst, ihre edlen Beziehungen von dem Einzelnen auf das Ganze zu übertragen, die enge Familie zu erweitern und alle ihre Vorzüge dem Staate dienstbar zu machen, während er in Wahrheit die edelsten Gefühle erstickt und die natürlichsten Bande auseinanderreißt.

Neapel. Richard Schöner.

Witte's Dante-Forschungen.

Karl Witte, neben Wegele der hervorragendste Kenner Dante's in Deutschland, hat den zuerst vor zehn Jahren von ihm veröffentlichten Dante-Studien vor kurzem eine zweite Sammlung folgen lassen, welche durch die Güte der Verlagshandlung uns zur Besprechung vorliegt.*) Der größere Theil der nun in diesen beiden Bänden gesammelten Aufsätze wendet sich freilich an den engeren Kreis der spezifischen Dante-Forscher und wird dort gewiß mit großem Danke

*) Karl Witte, Dante-Forschungen. Altes und Neues. Erster Band. Halle, 1869. Neue Ausgabe. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1877. Zweiter Band. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879.

aufgenommen sein und noch aufgenommen werden.*) Haben doch alle irgendwie beachtenswerthen Erscheinungen auf dem betreffenden Gebiete vom zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts an bis in die Gegenwart herein hier eine sorgfältige und eindringende Besprechung gefunden. Ueber den Gesammtinhalt dieser Studien hier Bericht zu erstatten, kann daher nicht die Aufgabe dieser Blätter sein. Wir halten uns an diejenigen Untersuchungen, die entweder direkt an ein größeres Publikum gerichtet sind, oder wenigstens für ein solches von Interesse sein können. Und daß wir uns dabei begnügen, wiederzugeben, was wir gelernt haben, und darauf verzichten, dem Altmeister des Dante-Studiums gegenüber etwa eine kritische Stellung einzunehmen, wird man einem bloßen Bewunderer und Verehrer des großen Dichters, der keinen Anspruch darauf erheben kann, sich zu den kompetenten Kennern zu rechnen, nicht verargen.

Unter den Aufsätzen, die hier in Betracht kommen, haben wir zwei Gruppen zu unterscheiden. Die einen sind geschichtlicher Natur und beziehen sich theils auf die Zeitverhältnisse, theils auf die Lebensumstände des Dichters; die anderen sind der Erläuterung seiner Dichtungen, besonders der göttlichen Komödie, gewidmet. Was die ersteren betrifft, so sind es drei Abhandlungen, die zunächst unsere Aufmerksamkeit erregen: „Dante's Familienname", „Dante's Geburtstag", „Dante's Gebeine in Ravenna".

Den Familiennamen Dante's ist Witte geneigt auf „Aldighieri" als die ursprüngliche Form zurückzuführen und diese als der germanischen Sprache angehörig zu bezeichnen, in Uebereinstimmung mit H. Leo, Diez, Zacher, Pott. Die Bedeutung dieses althochdeutsch „Alt-Ger" zu schreibenden Namens würde dann entweder mit „Altspeer" wiederzugeben, oder, wie H. Leo will, durch „Glanz des Zeitalters" zu erklären sein, wobei „Alt" als Zeitalter und „Ger" als Geschoß im Sinne von Strahl zu verstehen wäre.

Das Geburtsjahr Dante's steht fest, es ist das Jahr 1265; ebenso das Himmelszeichen, unter dem er geboren wurde, nach seinem eignen Zeugniß das der Zwillinge. In dieses Zeichen trat die Sonne im genannten Jahre am 18. Mai und verließ es am 17. Juni. Der von den Italienern gefeierte 14. Mai kann also auf keinen Fall der Geburtstag des Dichters gewesen sein. Daß derselbe aber in den Mai fiel, soll nach Boccaccio's Bericht der Dichter selbst erklärt haben. Um das richtige Datum des Tages zu finden, erinnert Witte daran, daß Dante in der göttlichen Komödie einer Lucia, deren Getreuer er sei, als himmlischen Helferin Erwähnung thut. Wie kam er dazu? In Florenz existirte der Lokalkultus einer seliggesprochenen Lucia Ubaldini, und der ihrem Andenken

---

*) Daß Witte seine Leser in erster Linie unter den „Dantisten" im engeren Sinne gesucht hat, dafür spricht schon der Umstand, daß er kein Bedenken getragen hat, in italienischer und lateinischer Sprache verfaßte Abhandlungen in seine Sammlung mit aufzunehmen.

geweihte Tag ist der 30. Mai. Es lag nahe, daß Dante, wenn er an diesem Tag geboren war, in jener Lucia eine Fürsprecherin voraussetzen konnte.

In Ravenna starb der Dichter. Seine Leiche wurde bei der Franziskanerkirche in einem steinernen Sarkophage beigesetzt. Seit dem Jahre 1321, seinem Todesjahre, ist an diese Grabstätte mehrfach gerührt worden; 1483 wurde sie mit Basreliefs geschmückt; 1692, als das Gewölbe der Kapelle mit Einsturz drohte, und das Denkmal selbst Schaden zu leiden anfing, unternahm der päpstliche Kardinallegat Domenico Corsi eine umfassende Reparatur, wobei das Gebäude mit einem eisernen Gitter umgeben wurde. In diesem Unternehmen sahen aber die Franziskaner einen Eingriff in ihre Rechte und wollten die Arbeiter vertreiben, sodaß die städtische Behörde sie durch Polizeimannschaft schützen mußte. 1780 wurde die Kapelle in einen eleganten kleinen Tempel verwandelt, eine Gestalt, in der sie noch jetzt besteht.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, der Sarkophag sei leer, und die Notiz des Geschichtschreibers Camillo Spreti, daß man gefunden habe, was erforderlich sei, um die Wahrheit zu offenbaren, war natürlich wenig geeignet, dies Gerücht zum Schweigen zu bringen. Im Jubeljahr 1865 beabsichtigten die Ravennaten, einige bauliche Reparaturen an der vermeintlichen Grabstätte Dante's und in der nächsten Umgebung derselben vorzunehmen. Hierbei wurde nach Oeffnung einer vermauerten Thür eine hölzerne Kiste gefunden, welche menschliche Gebeine enthielt. Auf der inneren Seite des Deckels der Kiste war mit Tinte geschrieben: Dantis ossa. Denuper revisa die 3ª Junii 1677; auf der Außenseite des Seitenbrettes von derselben Hand: Dantis ossa a me Frē Antonio Santi hic posita. Anno 1677. die 18ª Octobris. Vermuthlich soll das erste Datum den Tag des Einsammelns und Bergens der Ueberreste des Dichters, das andere den des Einmauerns der Kiste angeben. Bei der Eröffnung des Sarkophages fanden sich nur drei Knöchelchen, die an den übrigen Resten fehlten. Die Echtheit derselben ist also keinem Zweifel unterworfen.

Was mag wohl die Veranlassung gewesen sein, die Gebeine Dante's aus der ursprünglichen Grabstätte zu entfernen? Witte sucht eine solche darin zu finden, daß die Gerechtsame des Klosters nur so geschützt werden konnten. War doch ein entronnener Gefangener, der verfolgt das Gitter der Grabkapelle Dante's, im Vertrauen auf das Asylrecht der Kirche, ergriffen hatte, von den Häschern gewaltsam fortgerissen worden, und die dieses Vorgehen billigende Staatsbehörde hatte sich darauf berufen, daß jene Grabkapelle, weil sie die Gebeine eines Ketzers berge, ihre geistlichen Vorrechte eingebüßt habe. Darauf antworteten die Mönche, daß Dante's Ueberreste sich weder in der Kapelle noch im Mausoleum befänden, und eine in der Kapelle vorhandene Inschrift dies

ausdrücklich bezeuge. Dies war im Jahre 1694. Derartigen Verlegenheiten mögen sich die Mönche haben entziehen wollen und deshalb die Gebeine aus dem Sarkophag entfernt und in jener dann so sorgfältig verborgenen Kiste beigesetzt haben. Der Pietät des Frater Antonio Santi aber, der seit 1672 Kanzler, von 1700—1703, in welchem Jahre er starb, Guardian des Klosters war, verdanken wir es, daß die Gebeine des großen häretischen Dichters wieder erkannt werden konnten.

Eine Ueberleitung zu den dem Verständniß der Dichtungen Dante's gewidmeten Aufsätzen bietet uns der Vortrag aus dem Jahre 1861: „Dante und die italienischen Fragen." Die Italiener sind geneigt, die Freiheitsideen, deren Macht das einige Königreich Italien sein Dasein dankt, auf die entzündende Kraft von Dante's Dichterwort zurückzuführen. Und in der That ist es richtig, daß eine große Zahl von Männern, die für die Befreiung Italien's mit Wort und Werk gekämpft haben, zu den begeistertsten Verehrern Dante's gehören. Giuseppe Mazzini hat eine neue Ausgabe der Arbeit Ugo Foscolo's über die Commedia, die Prophezeiung von Italien's Zukunft, wie er sie nannte, veranstaltet. Gabriel Rossetti, ein durch die Ereignisse von 1820 aus Neapel vertriebener Carbonaro, hat dreißig Jahre seines Exils darauf verwandt, um Dante als den Geheimschreiber einer dem Carbonarismus ähnlichen politischen Sekte darzustellen. Und Niccolò Tommaséa, mit Manin ein und ein halbes Jahr Regent Venedig's, ist zugleich ein trefflicher Erklärer der göttlichen Komödie. Dieser Zusammenhang zwischen der Liebe zu Italien und der Liebe zu Dante darf uns auch nicht überraschen. Dante's Dichtungen athmen eine glühende Liebe zu Italien. Nichtsdestoweniger ist sein politisches Ideal ein wesentlich anderes als die gegenwärtig realisirte Gestaltung der italienischen Verhältnisse und mußte es nach damaliger Lage der Dinge sein. Nicht sowohl ein einziger Staat als ein Staatenbund, in dem die mannigfaltigen Organismen, die Italien damals in sich schloß, die aristokratischen Republiken wie Venedig, die demokratischen wie Florenz, die feudalgegliederten Regierungen wie Neapel, und die Dynastenherrschaften in norditalienischen Städten, friedlich geeint seien, und über dem der Kaiser in oberster Machtvollkommenheit walte — das war der Inhalt seiner Sehnsucht und seines Strebens. Nur in einem Punkte kann sich das gegenwärtige Italien ganz auf Dante berufen: auch er ist entschiedener Gegner der weltlichen Macht des Papstthums, in der er die Quellen der Entartung desselben erkennt. Dagegen hat er die geistliche Autorität des Papstthums nicht nur nicht angetastet, sondern sie sogar der des Kaisers übergeordnet. „Der Kaiser," erklärt er in der Monarchia, „begegne dem Nachfolger Petri mit der Ehrerbietung, deren ein erstgeborener Sohn sich gegen seinen Vater befleißigen soll, damit er, erleuchtet von der Gnade des väterlichen Segens, um so kräftigere Tugendstrahlen über die Welt verbreite."

Wenden wir uns zu den Aufsätzen, welche dem Verständniß der Dichtungen Dante's unmittelbar gewidmet sind, so fesselt uns vor allem der Artikel „Ueber Dante", welcher den ersten Band der Witte'schen Forschungen beginnt. Wir begegnen hier der Ausführung des dem Verfasser eigenthümlichen Gedankens, daß die drei Dichtungen Dante's, die Vita Nuova, das Convivio Amoroso und die Divina Commedia eine sich zu einem Ganzen zusammenschließende Trilogie bilden, welche dem inneren Entwickelungsgange Dante's entspreche. In der Vita nuova feiere der Dichter die Geliebte seiner Jugend, Beatrice, diese erscheine ihm als Offenbarung göttlicher Herrlichkeit, und so verschmelze seine Liebe zu ihr, in der Sphäre begehrungsloser Idealität verharrend, un-

mittelbar mit dem Aufblick zu Gott, verkläre sich zu lauterer Frömmigkeit. Aber kaum zum Mannesalter herangereift, verliert der Dichter Beatrice, der Tod entreißt ihm die vierundzwanzigjährige, mit einem andern Manne, wie es scheint, wider ihren Willen, unglücklich vermählte. Unter diesem schweren Geschick bricht Dante's Glaube, Dante's Ergebung zusammen. Auf den Wegen der Religion findet er keinen Trost, er sucht ihn nun in den Armen der Philosophie. Er schildert sie als ein holdes Mädchen, als eine Donna gentile, in deren Blicken er einen Abglanz von Beatrice's Liebe und den Ausdruck himmlischen Erbarmens zu erkennen glaubt. Es ist wohl wahrscheinlich — auch Witte, wenigstens im zweiten Bande, weist es nicht zurück —, daß auch hier die Liebe zu einem irdischen Weibe und die Liebe zur Philosophie sich vereinigten. Aber auch auf dem Gebiete der Philosophie entzieht sich ihm der Friede, sein Suchen ist vergeblich, sein Streben fruchtlos. Diese Periode seiner Entwickelung schildert das Convivio Amoroso. Da erweckt die Gnade Gottes den Strahl der Religion von neuem in seiner Brust, er wendet sich von dem Uebermuth der Philosophie, die das Unerforschliche erforschen will, zum Glauben und zur Liebe, zur verklärten Beatrice zurück. Aber diese Rückkehr schließt doch eine Veränderung in sich, sein Glaube ist nicht mehr der unbewußt naive der Jugend, er ist wissenschaftlich gestählt, und die zum Himmel erhobene Beatrice ist ihm zum strahlenden Symbol der Königin der Wissenschaften, der erleuchteten und lichtspendenden Theologie, geworden. Dies abschließende, vollendende Stadium in Dante's Entwickelung repräsentirt die Göttliche Komödie. Was der Dichter innerlich erlebt, hat aber eine allgemeine Bedeutung, es ist der Weg, den alle Christen, bis auf wenig Auserwählte, gehen müssen, um zum Heil zu gelangen. Und so steht der Dichter zugleich als das ganze gefallene und zur Erlösung berufene Menschengeschlecht da, auf dem tausend verschiedene Sünden lasten, dem aber der Heiland auch tausend Arme reicht, um es vom Abgrunde an seine Brust zu reißen. Die Hölle ist das Symbol der fortgesetzten, unbereuten Sünde, die Strafe ist die That selber; das Fegefeuer stellt die fortgesetzte Reue dar, ihre Strafen sind Bußübungen, welche die Sünder von der Sünde entwöhnen sollen, nicht von der zürnenden Gerechtigkeit, sondern von der heilenden Liebe Gottes auferlegt. Das Paradies endlich zeigt den Zustand der Seelen, in welchem sie, gereinigt von der Sünde, die volle, wenn auch abgestufte Gemeinschaft mit Gott genießen.

An den Ideenkreis dieses Aufsatzes schließt sich die Abhandlung des zweiten Bandes „Dante's Sündensystem in Hölle und Fegefeuer" an. Wir heben namentlich zwei Abschnitte daraus hervor, welche die allgemeinen Prinzipien enthalten, und verzichten darauf, die übrigen, auf einzelne Momente gerichteten Untersuchungen in's Auge zu fassen. „Dante's Grundprinzip für Strafe" ist das Thema des einen Abschnittes. Strafen im engeren Sinne werden nur über die Bewohner der Hölle verhängt, sie gehen von der Gerechtigkeit aus und haben keinen andern Zweck als die Vergeltung böser Thaten. Bestraft wird aber nur die That, nicht der sündhafte Antrieb, aus dem sie hervorging, wie denn auch die Höllenstrafen in der rastlosen Fortdauer der zur Qual gewordenen sündhaften Thätigkeit bestehen. Die Gesinnung, in der die sündhafte That verübt ward, kommt nur in Betracht, um die Verantwortlichkeit des Thäters oder die besondere Art des Verbrechens zu bestimmen. Dagegen sind — wie in dem zweiten Abschnitt „Dante's Grundprinzip für Buße" ausgeführt wird — die Schmerzen des Purgatoriums nicht Strafen im engeren Sinne, sondern Züchtigungen, und die ihnen unterworfnen wissen, daß sie nur zu ihrem Heil

gezüchtigt werden, und empfinden daher den Schmerz als Wohlthat. Die Wirksamkeit dieser Bußen wird unterstützt durch Zeichnungen in der Felswand oder auf dem Boden, durch Zurufe, durch unwillkürlich auftauchende Phantasiegebilde, die bald von der abzubüßenden Sünde zu lassen, bald der ihr gegenüberstehenden Tugend sich zuzuwenden mahnen. Es ist daher hier nicht allein, ja überhaupt nicht in erster Linie darauf abgesehen, böse Thaten durch gerechte Strafen zu sühnen, als vielmehr böse Neigungen zu überwinden, die Gesinnung zu läutern. Welche Sünde führt nun aber in die Hölle, und von welcher Sünde kann das Fegefeuer reinigen? Darüber entscheidet nicht die objektive Erscheinung der Sünde, sondern die subjektive Beziehung des Sünders zu ihr. Der unbußfertige Sünder ist der Hölle verfallen, für den reuigen Sünder ist die Reinigungsstätte des Purgatoriums geöffnet.

Wir stehen am Schlusse unserer Berichterstattung. Nicht als ob außer den genannten Aufsätzen nicht auch noch mancher andere für einen größeren Leserkreis anziehend sein könnte. Namentlich gern würden wir noch zwei weitere Abhandlungen: „Dante's Weltgebäude“ und „Die Thierwelt in der göttlichen Komödie“ in den Kreis unserer Besprechung gezogen haben, wenn es dazu nicht eingehenderer Erörterungen bedürfte.

Wir scheiden von Witte's Dante-Forschungen mit aufrichtigem Dank für die reiche Belehrung, die sie uns gewährt, zugleich mit Dank für den künstlerischen Genuß, den die beigefügten Stiche Julius Thäter's, Dante's Bildnisse nach Giotto und nach Masaccio (?), uns bereitet haben. Willkommen ist auch der im zweiten Bande gegebene Plan von Florenz gegen Ende des 13. Jahrhunderts.

Ein Besuch im Jildis-Kiosk.

Der in den letzten Jahren vielgenannte Jildis-Kiosk oder Stern-Pavillon, die Residenz des jetzt regierenden Sultans Abd ül Hamid, gehört nicht zu den in neuerer Zeit entstandenen großen, im modernen Stile und aus kostbarem Steinmaterial aufgeführten Palästen, die, hart am Ufer der Meerenge gelegen, ihre glänzenden marmornen Façaden in den Fluthen des Bosporus spiegeln. Alle jene Bauten, das Palais von Dolma Bagdsche, das von Tschiraghan und von Beylerbey, mit ihren weit am Gestade sich hinziehenden Dependenzen, auch verschiedene Jalis oder Uferhäuser im oberen Bereich der Seestraße, sie stehen heute einsam da, ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen und halb verlassen.

Im Tschiraghan-Palais wird zwar noch einer der Nebenflügel nach wie vor vom Exsultan Murad bewohnt. Allein der unglückliche Fürst befindet sich dort unter strenger Bewachung, und Schildwachen stehen vor allen Ausgängen, nicht als Ehrenposten, sondern um den Eintritt zu wehren, der nur der Dienerschaft und wenigen anderen Personen gestattet ist. Auf diesem mit unermeßlichen Kosten auf einem ungünstigen Baugrunde in der mittleren Periode der Regierungszeit des Sultan Abd ül Assis errichteten Residenzschlosse liegt noch der Schatten des traurigen und nicht ganz aufgeklärten Ereignisses vom 20. Mai vergangenen Jahres, des wahnwitzigen Versuchs Ali Suavi Effendi's,

den für regierungsunfähig erklärten ehemaligen Herrscher auf den Thron zurückzuführen. Kaum anders sieht es in und um Dolma Bagdsche aus. Die noch aus den Zeiten Sultan Abd ül Medschid's, des Erbauers dieses ausgedehntesten, wenn auch von Tschiraghan in Hinsicht auf Stil und einheitlichen Plan der Ausführung übertroffenen Palastes, herstammende prächtige doppelte Linden-Allee, welche sich auf der der Hauptfaçade abgewendeten Seite als Einfassung einer breiten Chaussee hinzieht, steht eben jetzt in herrlichster Blüthe. Allein es ist öde geworden auf der früher so belebten Straße, trotz der sie begleitenden Pferde-Eisenbahn; nur dann und wann fährt eine Equipage oder kommen einige Reiter an der hohen Palais-Pforte vorüber, zu deren Seite rechts und links die Schildwachen unbeweglich, nach türkischem Brauch, gleich Statuen aus Erz dastehen. Noch verlassener dürfte heute das Palais von Beylerbey sein. Vor allem dieser Prachtbau hat bessere und interessantere Tage gesehen als die gegenwärtigen. Vom 24. bis zum 29. Oktober 1869 beherbergte er einen erlauchten Gast des damaligen Sultans, den heutigen deutschen Kronprinzen und sein Gefolge. Auch andere Fürstlichkeiten haben unmittelbar nach ihm dort logirt. Der jetzt regierende Padischah indeß hat nie dort gehaust, und das namentlich für den Sommeraufenthalt der Sultans-Familie bestimmte Schloß auf dem asiatischen Ufer der Meerenge wird, so lange Abd ül Hamid die Zügel des Regimentes führt, vermuthlich nach wie vor unbenutzt und verödet bleiben.

Die Gründe, welche Abd ül Hamid bestimmt haben, sich auf Jildis-Kiosk zu beschränken, sind vielfach der Mißdeutung ausgesetzt gewesen. Namentlich ist fälschlich behauptet worden, daß sie mit den im Gegensatz zu früher jetzt beschränkteren Mitteln des kaiserlichen Haushaltes in engster Verbindung ständen. Leute, welche die einschlagenden Verhältnisse genau kennen, stellen solchen Zusammenhang auf's allerentschiedenste in Abrede. Der Sultan, versichern sie, würde, auch wenn er in Dolma Bagdsche oder Tschiraghan residirte, nicht mehr brauchen. Innerhalb der Hauptposten des Budgets für seinen Haushalt kämen die größeren Ausgaben, welche ausgedehntere Räume erheischen würden, wenig in Anschlag. Auf der Kontrole ruhe im Gegentheil das eigentliche Hauptgewicht; dieselbe hänge aber von ganz anderen Umständen ab, als von der Wahl des Residenzschlosses. Was für die Wahl des Jildis-Kiosk entscheidend gewesen, ist der Umstand, daß sich Abd ül Hamid daselbst persönlich am gesichertsten glaubt. Auf das ängstliche Gemüth des heutigen Beherrschers der Osmanen haben die seinem Regierungsantritt vorausgegangenen Ereignisse, die Thronentsetzung seines Oheims Abd ül Assis, dessen Ermordung unmittelbar darauf, sodann die erzwungene Abdankung seines Bruders Murad, und noch vor Jahresfrist der eben erwähnte Versuch Ali Suavi Effendi's, diesen zur höchsten Gewalt zurückzuführen, mithin Abd ül Hamid zu beseitigen, den tiefsten Eindruck gemacht. Er denkt, so scheint es, unaufhörlich an die Möglichkeit, daß das letztere Schicksal ihm nächstens doch noch bereitet werden könne, und an die Nothwendigkeit, sich einem plötzlichen Ueberfall durch die Flucht zu entziehen. Für die Ausführung der letzteren aber erscheinen ihm die großen und prunkvollen Schlösser hart am Strande des Bosporus, mit diesem letzteren selber in Front und einer breiten, nicht zu übersehenden Chaussee im Rücken, übel gelegen. Aehnlich wie sein unglücklicher Oheim fürchtet er dort durch See- und Landtruppen der Verschwörer umstellt und mit den ihm getreuen Wachen eingeschlossen zu werden. Im Vergleich dazu erschien ihm der Jildis-Kiosk, in Anbetracht seiner Lage, namentlich rücksichtlich des sich unmittelbar daran

anschließenden Gartens, außerordentliche Vortheile darzubieten. Von der weitschauenden Höhe, deren Gipfel die heutige Residenz des Padischah einnimmt, senken sich mehrere, leicht von ihr aus zu erreichende Thäler hinab. Die Umgegend ist nicht kahl, sondern buschig; einzelne Gehöfte, Privatgärten, Weinberge umringen den Kiosk, von welchem aus, abgesehen von einer ziemlich verwahrlosten Chaussee, eine Anzahl schmälere Wege und Fußpfade nach verschiedenen Richtungen hin führen.

Was den äußeren Eindruck betrifft, den das Palais macht, so ist es am allerwenigsten der des Sitzes eines über mehrere Völker gebietenden orientalischen Herrschers. Schon von ferne allerdings ist der Bau bemerklich, auf seiner dominirenden Höhe überschaut er weithin die Gegend; allein die Formen, in denen er sich von allen Seiten her präsentirt, sind die einfachsten, die man sich denken kann: glatte Frontmauern von graubläulicher Farbe, von vielen Fenstern durchbrochen und ohne irgend welchen Schmuck; das Dach flach und mit Ziegeln eingedeckt; ringsherum eine unregelmäßig geführte und weiß angestrichene Mauer von wechselnder Höhe. Zur Zeit, als die Ausbauten von Beschik Tasch, der benachbarten Vorstadt, sich noch nicht bis nahe an den Jildis-Kiosk selber erstreckten, mag es hier noch um Vieles ländlicher ausgesehen haben. Aber auch die damalige Lage der Residenz und ihr äußerliches Arrangement dürfte dem wesentlichen Charakter einer Villa, wie man sie wohl genannt hat, nicht entsprochen haben. Im Widerspruch damit steht schon die kahle und unschöne Mauer, welche das Ganze umfaßt, die Abtrennung des Hauptbaues vom Garten und endlich, nach außen hin, die Nichtberücksichtigung aller aesthetischen Anforderungen.

Der Jildis-Kiosk ist während der Regierungszeit des Sultans Mahmud II. entstanden. Man findet ihn bereits auf dem vortrefflichen Plane Konstantinopel's und seiner näheren Umgebungen eingetragen, den man Moltke zu danken hat, und der in den Jahren 1836—37 entstanden ist. Allerdings hat das Palais seitdem mehrere Aenderungen in seinem Innern erfahren, auch einzelne Anbauten sind hinzugefügt worden. Seine Grundform ist die des Kreuzes, eine im Orient, auch unter den Muselmans, für Kioske beliebte. Da es indeß, nach türkischer Ansicht, anstößig sein würde, die Bezeichnung des christlichen Glaubenssymbols auf die Residenz des Beherrschers der Osmanen zu übertragen, so ist der Name Jildis d. h. Stern dafür gewählt worden. Was die Schreibung Kiosk betrifft, so entspricht dieselbe nicht der türkischen Aussprache, welche vielmehr Köschk lautet. Man versteht darunter ein Lusthaus, welches, frei gelegen, den Ausblick nach möglichst vielen Seiten erlaubt und deswegen viele Ecken, im Türkischen Kösche (in der Mehrzahl Köscheler) darbietet. Der Begriff, um den es sich handelt, dürfte am entsprechendsten in europäischen Sprachen durch Pavillon ausgedrückt werden.

Wenn man auf der obenerwähnten, schlecht unterhaltenen Chaussee vor dem Eingange unseres Schlosses anlangt, so wird man zunächst durch das in der rohesten Architektur ausgeführte Hauptthor der Umfassungsmauer nichts weniger als angenehm berührt. Rechts und links sind Schilderhäuser für die Wachen aufgestellt. Aber nur ein einfacher Posten steht unter Gewehr. Dagegen tritt, unmittelbar nachdem wir das Thor passirt haben, aus einem barackenartigen Anbau dicht hinter demselben ein Subalternoffizier heraus, der nach unserm Namen und der Angelegenheit fragt, um deretwillen wir gekommen sind. Wir befinden uns auf einer Art Vorhof. Zur Rechten ragt das Hauptgebäude des Jildis-Kiosk empor, dessen eigentliches Portal jedoch auf der

anderen Frontseite gelegen ist; auf der, die wir vor uns haben, führt nur ein schmaler Eingang in's Innere. Vom Garten ist noch nichts wahrzunehmen. Einzelne, mittelhohe Bäume beschatten den Vorhof, der mit kleinen Kieselsteinen von verschiedener Farbe mosaikartig, nicht ohne Geschmack, ausgelegt ist. Mehrere Diener sind mit dem Fegen und Säubern dieses Raumes beschäftigt.

Wir treten in das Palais durch die erwähnte nächstgelegene, schmale Eingangsthür. Dieser Zugang ist, allem Anschein nach, nur für das Hauspersonal bestimmt. Der Eindruck, den wir empfangen, ist für's erste wiederum nicht im entferntesten der, den sonst wohl das Innere einer fürstlichen Residenz zu machen pflegt. Wir passiren enge, mit Steinen ausgelegte, halb dunkle Gänge und noch schmälere finstere Stiegen. Ueberall scheint es in dieser Region des Schlosses an Raum und namentlich an Licht zu fehlen. Endlich wird uns bedeutet, daß wir an der Thür zum Gemach des ersten Chambellans des Sultans angelangt sind, eines Würdenträgers, dem ganz besonders die Aufgabe gestellt ist, alle Einpassirenden zu mustern und, nachdem er von ihrem Begehr Kenntniß genommen, ihnen die Erlaubniß zum Weitergehen und den Nachweis der Adresse zu geben, an die sie sich zu wenden haben. Das Zimmer ist im Halbdunkel begraben, doch wohl nur deshalb, weil vor den zwei Fenstern die Vorhänge vorgezogen sind. Hamdi Pascha ist ein hochbetagter und, allem Anschein nach, bereits altersschwacher Greis, von dem man kaum voraussetzen kann, daß er aus anderen als aus rein persönlichen Rücksichten für den betreffenden Posten, dem seine Kräfte kaum noch Genüge leisten können, ausgewählt worden sei. Er ruht apathisch in einer Ecke des mit schwarzem Seidendamast überzogenen Sophas; zu seinen Füßen, auf einem Polster, sitzt ein Sekretär mit schlauen Mienen, die den armenischen Ursprung verrathen. Bei unserm Eintritt erhebt sich Hamdi Pascha zur Hälfte, fordert uns mit einer Handbewegung zum Sitzen auf und fragt nach Namen und Stand und dem Zwecke unseres Kommens, während der Schreiber sofort die Notizen darüber in ein Taschenbuch einträgt. Meine späteren Erkundigungen ergaben, daß der Chambellan in hohem Maße das Vertrauen des Sultans genießt, obgleich sich derselbe über seine Infirmitäten, namentlich die Schwäche seines Gedächtnisses, lustig macht.

Nach kurzer Zeit erscheint ein Oberst in großer Uniform. Es ist der diensthuende Adjutant des Padischah, im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren. Er fordert zum Ablegen des Mantels auf und führt uns dann aus dem halbdunklen Zimmer Hamdi Pascha's zunächst über eine schmale, ebenfalls finstere Stiege, in hellere und weitere, mit Teppichen belegte Vorräume. Wir passiren eine breite, durch ein farbiges Oberlicht erleuchtete Treppe zum oberen oder Hauptstock des Palais, wo ein mit weiten, sonnendurchstrahlten Galerieen nach verschiedenen Richtungen hin auslaufender Korridor sich vor uns öffnet. Die stattlichen Eingänge verschiedener auf ihn ausmündender Zimmer sind mit buntschimmernden Portièren verhangen. Ein Diener, der auf den Zehen schleichend in flüsterndem Tone mit unserm Begleiter gesprochen hat, schlägt eine derselben zurück, und wir befinden uns bei Münir Bey, dem an die Stelle des im Monat Februar verstorbenen Kiamil Bey getretenen, nunmehrigen Zeremonienmeisters.

Münir Bey ist ein Hofmann, der von dem vorerwähnten ersten Chambellan Hamdi Pascha sehr wesentlich unterschieden ist; er hat durchaus europäische Manieren, verräth in nichts den Türken, ist frank und frei in seinen raschen Bewegungen, dabei zugleich von verbindlichster Höflichkeit und Geschmeidigkeit.

Sein Gemach ist reich möblirt, mit mehreren Sophas und einer Anzahl elegantester Fauteuils ausgestattet und bietet, durch die Spiegelscheiben der hohen und breiten, von Velour-Rideaux eingefaßten Fenster, einen weiten und freien Blick auf das zu Füßen des Jildis-Kiosk gelegene liebliche, gerade jetzt im herrlichsten Frühlingsschmucke leuchtende Thal von Flamur und weiterhin auf die Ausbauten von Pera und die ausgedehnten Hochflächen, die über den Ok-Meydan oder Pfeil-Platz sich bis zu den Abhängen des Thales der Süßen-Wasser von Europa hinziehen. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein mit Blumenvasen besetzter Tisch, darauf liegen Briefschaften und andere Papiere. Das Ganze macht den Eindruck eines höchst behaglichen Komforts. Bei alledem ist das Gemach nur mittelgroß, aber sehr hoch. Ueber den parkettirten Fußboden, aber nicht vollkommen ihn bedeckend, ist ein dicker persischer Teppich gebreitet, auf dem sich's wie auf Moos einherschreitet.

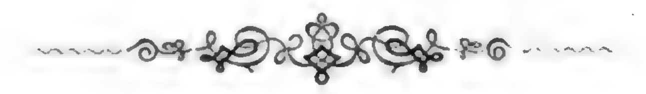
Der Sultan weilt noch im Harem, dessen Räume von den zum Empfang bestimmten nach orientalischem Gebrauch auf's strengste geschieden sind. Die Nachricht bringt uns ein bald darnach bei Münir Bey eintretender Schwarzer, ein unansehnlicher, kleiner Mensch, der vermuthlich wegen seiner Häßlichkeit zu dem von ihm eingenommenen Vertrauensposten gelangt ist. Dabei wird erwähnt, daß seine Majestät am Abend zuvor noch spät im Garten gewesen sei und sich wahrscheinlich dabei erkältet habe.

Die Lebensgewohnheiten des heutigen osmanischen Herrschers weichen sehr wesentlich von denen seiner Vorgänger ab. Im Unterschiede von seinem Bruder Murad, von seinem Oheim Abd ül Assis und namentlich auch von seinem Vater Abd ül Medschid ist er ein thätiger Fürst, der an den Staatsgeschäften persönlich den lebhaftesten Antheil nimmt und auf sie den Haupttheil seiner Zeit verwendet. Schon in früher Stunde, bald nach Sonnenaufgang, erhebt er sich und pflegt dann, wenn körperliches Uebelbefinden ihn nicht daran verhindert, unmittelbar nachdem er sich hat ankleiden lassen, den Harem zu verlassen, um sich in die für die Empfänge und die Tagesobliegenheiten bestimmten Räume des Palais zu begeben. Für die Vorträge der Minister, namentlich des gegenwärtigen Großvessirs, ist keine bestimmte Stunde festgesetzt. Der Monarch ist von dem Augenblicke an, wo er den Frauengemächern den Rücken gekehrt hat, zugänglich. Früher war das durchaus anders, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die in dieser Beziehung eingetretene Besserung eine sehr wesentliche ist. Auch ist gerade diesem Verhalten Abd ül Hamid's im Auslande und namentlich in Frankreich und England die vollste Anerkennung von Seiten der leitenden Staatsmänner, so erst jüngst noch durch den Marquis von Salisbury zu Theil geworden. Dabei ist es selbstverständlich, daß die souveräne Thätigkeit des Sultans nicht ganz in der Weise geregelt ist wie etwa die eines größeren europäischen Herrschers. Feste Stunden für die Geschäfte und den Empfang selbst des Premiers sind, wie schon bemerkt, nicht festgesetzt, und während der kurz bemessenen Zeit (im Frühjahr 1878), wo der dem Sultan unsympathische Mehemmed Ruschdi Pascha diesen Posten bekleidete, kam es gelegentlich vor, daß der Minister sich mehrere Male vergebens im Jildis-Kiosk einfand, ohne Zutritt zu Abd ül Hamid erlangen zu können. Dem Rechnungswesen seines eigenen Haushaltes wendet der gegenwärtige osmanische Monarch, wie es heißt, auf den Rath namentlich des britischen Botschafters, seit längerer Zeit bereits eine sehr bemerkenswerthe Aufmerksamkeit zu. Er bestand den Beamten gegenüber auf der genauesten Buchführung über die Ausgaben und verschmähte es dann und wann nicht,

selber unter einem Haufen von Rechnungen zu wühlen und mit Hilfe eines Schreibers, dem er die betreffenden Ziffern diktirte, lange Auszüge daraus zu machen. Ob dieses Bemühen zu irgend einem praktischen Resultate geführt hat, muß dahingestellt bleiben. Immerhin erscheint es als verdienstlich, und es ist selbst wahrscheinlich, daß die von höchster Stelle aus angestrebte Kontrole dem Umsichgreifen der Korruption in einzelnen Fällen gesteuert hat.

Beim Weggehen geleitete man uns über die vom Hauptkorridor zur Halle am Portale führende breite Paradetreppe. Der Eindruck, den dieser Aufgang macht, ist ein höchst stattlicher. Gleichwohl überrascht es, daß auch diese Hauptfront des Jildis-Kiosk zum Garten oder Park in keiner unmittelbaren Beziehung steht. Wie sind doch, im Vergleich mit diesem mangelhaften Arrangement der Residenz des Beherrschers der Gläubigen, manche Villen und Jalis seiner Großen ungleich geschmackvoller angelegt! Denn der Leser glaube ja nicht, daß man sich hier nicht darauf verstehe, eine Sommer-Residenz so zu gestalten, daß Natur und Kunst, Vegetation und Architektur zu einem einheitlichen und engverbundenen, auch einen höheren Geschmack befriedigenden und den Anforderungen eines feineren Komforts entsprechenden Ganzen sich verbinden. Im Gegentheil, auf beiden Ufern des Bosporus ist bei türkischen Landhäusern in dieser Hinsicht, und zwar oft mit geringen Mitteln, sehr Erhebliches geleistet worden. Ich erwähne nur das einfache Jali, in welchem Mahmud Damad Pascha, der Schwager des jetzt regierenden Sultans, vor dessen Thronbesteigung im Sommer zu wohnen pflegte. Hier sind Haus und Garten so zu sagen verschmolzen. Mit weiten, glasüberdeckten Hallen öffnet der Hauptbau sich nach derjenigen Seite hin, auf welcher der Park gelegen ist, und im Frühjahr reichen die nächststehenden Bäume des letzteren mit ihren blühenden Zweigen in die Hallen hinein.

Der Sultan wird im Jildis-Kiosk verbleiben. Veränderungslust in seinen häuslichen Arrangements ist ihm nicht eigen. Er wird seine Regierung von hier aus weiterführen und schließlich auch einmal hier enden. Nur äußerst selten verläßt er die Residenz; Ausfahrten macht er nie, und um seinen religiösen Pflichten an den Freitagen zu genügen, wählt er die am nächsten gelegenen Moscheen aus. Dagegen macht er lange Promenaden im Park. Kürzlich hatte er den persischen Botschafter Mohsin Khan zu sich in den Jildis-Kiosk eingeladen. Man sah beide Seite an Seite wohl zwei Stunden lang in den Baumgängen auf und niedergehen. Um was es sich handelte, wer mag es wissen? Sicherlich nicht um die muselmanische Ligue, von der Lord Beaconsfield träumte.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der jüngste Staat Europa's.

Wenige Tage noch, und das neueste Glied der europäischen Staatenfamilie, das Ergebniß des Interessenstreites zwischen Rußland, England und Oesterreich nach dem Kriege von 1877, Bulgarien, wird seinen jungen Fürsten bei sich einziehen sehen. Ueber Wien, Berlin und Paris hat sich Fürst Alexander nach London begeben, um von da, wie es heißt, nach Rom und weiterhin nach Konstantinopel zu gehen, von wo er sich in das Land verfügen wird, das er zu regieren bestimmt ist. Er hat, wie zu erwarten war, bei allen Regierungen, denen er sich vorgestellt, entgegenkommende Aufnahme gefunden, und nach den Zeitungen zu urtheilen, sind die von ihm über die Politik, die er zu befolgen gedenkt, abgegebenen Erklärungen überall mit Befriedigung vernommen worden. Einigermaßen gespannt darf man sein, wie der Huldigungsakt beim Sultan in Stambul verlaufen wird, wo man — wir denken an die Frage, ob Feß oder Kalpak beim Einzuge Aleko Pascha's in Philippopel und an den Verdruß der Pforte über deren thatsächliche Beantwortung zu Gunsten der bulgarischen Lammfellmütze — auf geringfügige Formsachen, die sonst nur Hofmarschälle, nicht aber Politiker interessiren, Werth zu legen pflegt. Indeß darf man hoffen, daß auch dieser Akt unter den jetzigen Verhältnissen ohne Anstoß verlaufen wird.

Mit weit mehr Spannung sehen wir dem entgegen, wie es dem Fürsten gelingen wird, sich seiner Aufgabe zu entledigen, wenn er die Zügel der Regierung nun wirklich in die Hand nimmt. Hierüber läßt sich nicht weissagen. Eins nur ist sicher, daß diese Aufgabe keine leichte ist, und daß ihre gedeihliche Erfüllung einen ebenso klugen und wohlberathenen als energischen Charakter erfordert. Das neue Staatswesen, das auch uns Deutsche vor allem insofern interessirt, als es die Ruhe Europa's im Südosten sichern, aber auch bedrohen kann, wird für eine Reihe von Jahren mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, mit ernsteren Schwierigkeiten als Griechenland, Serbien und Rumänien, die ihm bei der Ablösung selbständiger Staaten aus dem Verbande des türkischen Reiches vorangegangen sind. Sehr bedenklich sehen die Ange-

binde aus, die dem Kinde von den Russen in die Wiege gelegt wurden: eine überaus freisinnige Verfassung für ein auf niedrigster Bildungsstufe stehendes Volk und die finanzielle Noth, welche ihm die Verwaltung der nun abziehenden Befreier hinterlassen hat. Dazu tritt der Umstand, daß Bulgarien nicht von einer geschlossenen Nation, sondern zugleich von Türken und Griechen bewohnt ist, und daß die Mehrheit schwerlich klug und gerecht genug denken wird, die Minoritäten zu schonen, daß die Bulgaren bisher keine Gelegenheit hatten, durch Regieren das Regieren und Verwalten zu lernen, daß sie ein an sich weicher Volksstamm sind, der durch lange Bedrückung von Seiten der Türken, seiner politischen, und von Seiten der Griechen, seiner kirchlichen Herren, verhindert wurde, den inneren Halt zu gewinnen, der allein zur Selbstregierung befähigt. Erinnern wir uns endlich, daß die großbulgarische Idee, daß panslavistische Tendenzen weit verbreitet sind, daß hinter ihnen die russische Intrigue steht, daß englische, österreichische und türkische Einflüsse sich dieser in den Weg stellen und mit allen Mitteln gegen sie arbeiten werden, so ist dem neuen Staate kaum eine ruhige Zukunft mit stetiger Entwickelung zum Bessern zu prophezeien, wenn sich nicht bald zeigt, daß mit dem Fürsten Alexander ein Mann von ungewöhnlichen Gaben an seine Spitze gestellt worden ist, der sich rasch zu orientiren versteht, geschickt zwischen den Klippen zu laviren weiß und die Kunst besitzt, statt die Dinge an sich herankommen zu lassen, sie durch zeitgemäße und kräftige Initiative entschlossen selbst zu bestimmen. Ob der Fürst ein Geist dieser Art ist, wird sich bald zeigen. Bis jetzt hat er dazu noch keine Gelegenheit gehabt. Das von ihm im „Journal de St. Petersbourg" veröffentlichte Programm will, wie bei solchen Aeußerungen die Regel ist, nicht viel besagen. Der größte Theil der auf die Zukunft der Balkanländer bezüglichen Stellen sieht ungefähr aus, wie wenn jemand offenstehende Thüren nochmals aufzuschließen versucht. Neu, wenn auch eigentlich ohne Befugniß geäußert, ist darin die Forderung, daß sich die Pforte entschließen möge, auch Mazedonien autonome Gestalt zu verleihen, was einer Vorbereitung zur Abbröckelung auch dieser Provinz gleichkommen würde, und wozu die Pforte in keiner Stelle des Friedensinstruments verpflichtet ist, wenn sie auch solchen Tendenzen durch die thörichten Konstitutionalisirungs-Versuche Midhat Pascha's in gewissem Maße Vorschub geleistet hat. Mehr Werth hat die allerdings nur indirekte Versicherung des Fürsten, daß er darauf verzichtet hat, sich zur Förderung des Zusammenschmelzens der Bulgarenländer zu einer Einheit herzugeben. Noch dankbarer aber wäre man ihm gewesen, wenn er uns etwas Bestimmtes über die Stellung gesagt hätte, welche er zu den Problemen der inneren Politik des Landes einnimmt, dessen Geschicke zu lenken er berufen ist; denn sie sind, wie bemerkt, vorerst die wichtigsten.

Jener Verzicht des Fürsten war durch die Proklamationen des Kaisers Alexander an die Bulgaren des Fürstenthums und Ostrumelien's gegeben, namentlich durch die vom 22. April, die von den Bewohnern des letzteren mit Bestimmtheit erwartete, sie würden keinen Anlaß zu Klagen geben, daß sie die ruhige Entwickelung des benachbarten Fürstenthums zu stören beabsichtigten, und die dann nach einem Hinweis auf die dem dortigen Volke zu Theil gewordene ausgedehnte Autonomie den unzufriedenen und revolutionären Elementen dieser Provinz, welche, auf ungesetzlichem Wege vorgehend, nur neues Unglück über das Land bringen könnten, entschieden die Mißbilligung des Czaren aussprach. Allerdings lautet die Ansprache des russischen Generals Obrutschew einigermaßen anders. Die bulgarische Bevölkerung Ostrumelien's wird darin zwar ermahnt, nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags zu handeln, da weder Rußland noch Europa für sie noch Blut zu vergießen gewillt sei. Dann aber wird die Möglichkeit betont, die Mohammedaner zu neuen Gewaltthaten schreiten zu sehen, und dieser gegenüber auf die militärischen Mittel hingewiesen, über welche die Bulgaren Dank der russischen Verwaltung seit dem Frieden verfügen. Auch die Verkündigung, der Sultan habe darauf verzichtet, türkische Truppen nach Ostrumelien zu senden, hat einen eigenthümlichen Beigeschmack; denn erstens kann man aus ihr herauslesen, die Balkanpässe würden offen und so die Verbindung der staatsrechtlich getrennten Bulgarenländer faktisch bestehen bleiben, dann aber unterläßt die Ansprache des russischen Generaladjutanten, hinzuzufügen, daß die türkische Regierung zwar von der Besetzung Ichtiman's mit ihren Soldaten absieht, aber auf der von Burgas besteht. Wir begegnen also einem nicht unwesentlichen Unterschiede zwischen den Aeußerungen des Czaren und denen des von ihm beauftragten bisherigen Gouverneurs von Ostrumelien, und das Doppelgesicht der russischen Politik zeigt sich auch hier.

Es ist gar nicht unmöglich, ja wahrscheinlich, daß die Einheitspartei in den Bulgarenländern, wenn, wie es kaum ausbleiben kann, das Ueberwiegen des bulgarischen Elements zur Bedrückung der im Lande wohnenden Türken und Griechen, zu Mißhandlungen derselben und zu Verletzungen ihrer Rechte führt, und wenn die Türken dann einschreiten, dem Winke, den ihr General Obrutschew gegeben, folgt und die Fahne des Aufstandes erhebt. Die Mittel zu einem Versuche, die türkische Herrschaft abzuschütteln, hat sie in der Hand, und sie können ihr zu Erfolgen hinreichend erscheinen, wenn auch Andere diese Meinung nicht entfernt theilen werden. Die ostrumelische Miliz, bisher mit der bulgarischen vereinigt, besteht im ersten Aufgebot aus 9 Bataillonen Infanterie, 3 Schwadronen Reiterei und 16 Geschützen, einer Truppenmacht, die großentheils von russischen Offizieren befehligt wird und im Ganzen etwa 10000 Mann stark ist. Dazu kommt das ebenso starke, zwar nicht uniformirte,

aber bereits konskribirte zweite Aufgebot, für welches ebenfalls die nöthigen Waffen vorhanden sind. Endlich ist über das ganze Land ein Netz von Turnvereinen verbreitet, in welchen die Mitglieder nach einer vom General Stolypin verfaßten fachmännischen Instruktion im Gebrauche des Kruka-Gewehres von militärischen Lehrern eingeübt werden, auch bestehen in allen Landgemeinden „zur Vertheidigung gegen Baschibozuks und Uebelthäter“ Kommunalgarden, die das Recht besitzen, auch außer Dienst Waffen zu tragen, und Gendarmerie-Unteroffiziere zu Kommandanten haben. Das Volk in Ostrumelien ist also nicht übel gerüstet, und die revolutionäre Partei hat überdies auf Verstärkung zu hoffen, die ihr zunächst aus den Massen verarmter und zügelloser Bulgaren, welche die abziehenden russischen Regimenter von Adrianopel und dessen Umgegend her nach Ostrumelien begleiten, dann aus Freischaaren bestehen wird, welche die Stammgenossen aus dem Fürstenthume zu entsenden nicht verfehlen würden, wenn der Aufstand gewagt werden sollte.

Daß trotzdem und bei den verhältnißmäßig günstigen Stellungen, welche die Insurgenten einnehmen könnten, der Sieg einer zur Unterdrückung des Aufstandes einmarschirenden osmanischen Armee nicht lange auf sich warten lassen würde, unterliegt keinem Zweifel. War's doch rasch um die viel stärkeren Serben geschehen, wenn Kaiser Alexander sie nicht durch sein Machtwort rettete, als sie 1876 der Pforte Fehde ansagten, ohne zu ahnen, wie stark diese noch war. Aber eine Störung des Friedens, die ihre Kreise durch ganz Europa treiben würde, und eine Verschiebung der durch den Berliner Frieden geschaffenen Verhältnisse gäbe es doch. Rußland hat das vermuthlich im Auge gehabt, als es die Bulgaren Ostrumelien's bewaffnete und denen im Fürstenthum eine so überaus freie Verfassung gab, die dem neuen Fürsten, wenn er sie streng beachten will, weniger Macht und Einfluß läßt als irgend einem andern Potentaten. Aber das übrige Europa will hier keine weitere Ruhestörung sehen, auch Deutschland nicht. Ein Bulgarien, welches den Frieden muthwillig verletzte, hätte nur in Rußland auf Sympathieen und nirgends auf Beistand zu rechnen. Sympathieen kann es sich bei uns lediglich dadurch erwerben, daß es zeigt, es sei für die Verfassung, die man ihm verliehen, wenigstens im Wesentlichen reif, daß es sich zu einem wenigstens im Großen und Ganzen geordneten Staatswesen gestaltet, wo Jedem sein Recht zu Theil wird, und neben der Freiheit zugleich die Mäßigung herrscht, und daß es, ehrgeizige Pläne mit politischer Selbstüberwindung vertagend, seine Ehre weniger in Erweiterung seiner Grenzen als in einer gedeihlichen Entwickelung seiner reichen inneren Hilfsquellen sucht. Hier kann der neue Fürst viel thun, wenn er der rechte Mann ist, und zwar nicht wegen der freisinnigen Verfassung, sondern trotz dieser; denn für Länder gleich denen der Balkanhalbinsel wird ein Verfahren

nach den Regeln des rationellen Absolutismus — oder sagen wir ungescheut des rationellen Despotismus — immer zu den besten Resultaten führen; vorausgesetzt, daß der Regierende klug verfährt, sich nicht in den Mitteln vergreift, sich zu rechter Zeit eine Partei zu bilden versteht und den feindlichen Elementen entschlossen und, wo es sein muß, schonungslos zu Leibe geht. Auch Geduld wird er nöthig haben, der neue Fürst, Geduld, wie sein Nachbar in Rumänien sie besaß, und vor allem wird er dessen Beispiel insofern folgen müssen, daß er sich nicht zum russischen Statthalter herabdrücken läßt. Darin lag das Hauptbedenken bei der neuen Schöpfung für Europa, darin der Grund des Widerstandes der Mächte, zunächst England's, zuletzt auch (Oesterreich's wegen) Deutschland's gegen das Großbulgarien des Friedens von San Stefano, darin ohne Zweifel eine der Hauptursachen der Abneigung des Fürsten Bismarck, in die von Gortschakoff angestrebte Revision des Berliner Vertrags zu willigen, bei dessen Zustandekommen der deutsche Reichskanzler, wie von allen Organen der öffentlichen Meinung mit Ausnahme der russischen offiziösen Blätter bereitwillig anerkannt wird, für Rußland alles gethan hatte, was man dort von seiner Loyalität und seiner Dankbarkeit, sowie von seinem Wunsche und Bedürfnisse, mit Rußland gute Beziehungen aufrecht zu erhalten, erwarten konnte.

✠

Sozialpolitisches aus dem hellenischen Alterthum.

II.

Es ist nur eine Konsequenz des Prinzips der Gleichbefähigung und -Berechtigung der Geschlechter, daß im platonischen Staate Männer und Weiber ohne Unterschied zu allen Bürgerpflichten herangezogen werden, und alle Bestimmungen für beide gleichmäßig Geltung haben. Vom 18. Lebensjahre an beginnen Jünglinge und Mädchen die kriegerischen Uebungen. Mit dem 20. Jahre, in welchem auch bei den Athenern und Spartanern der eigentliche Kriegsdienst begann, läßt Platon eine Ausscheidung derer eintreten, welche zwar zu Kriegern, nicht aber zu der höheren Geistesbildung befähigt sind. Sie bilden den Kriegerstand, haben keine weitere Aufgabe als die Vertheidigung des Staates und sind in jeder Beziehung dem Stande der Herrscher unterworfen. Dieser wird aus denen gebildet, welche nach einer bis zum 30. Jahre fortgesetzten wissenschaftlichen Ausbildung den Beweis geben, daß sie in den

Zusammenhang der Wissenschaften eingedrungen, also zur eigentlichen Philosophie befähigt sind. Sie treiben, während die andern zu praktischen Staatsämtern übergehen, bis zum 35. Lebensjahre Dialektik, bekleiden bis zum 50. Jahre Befehlshaber-Stellen und sind dann auf demjenigen Punkte der praktischen und philosophischen Durchbildung angelangt, daß sie sich mit der höchsten menschlichen Aufgabe, der Betrachtung der Ideen, beschäftigen und den Staat leiten können. Sie sind mit einer unumschränkten Herrschergewalt bekleidet, entscheiden über die Aufnahme in die eine oder andere Klasse und verwalten abwechselnd die höchsten Staatsämter. Es ist dies eine Organisation, die nach Platon's eigenen Worten dann realisirt werden wird, wenn „irgend einmal die Philosophen zur Herrschaft gelangen, oder die Herrscher recht philosophiren", eine Bedingung, die in keinem hellenischen Staate erfüllt worden ist, und die Platon selbst bei dem in Syrakus gemachten Versuche als unmöglich erkennen mußte.

Grundprinzip dieses Staatsorganismus ist das sozialistische der Arbeitstheilung, der Versorgung eines Jeden durch den Staat und der Nöthigung eines Jeden zu einer bestimmten Thätigkeit, welche nicht durch freie Wahl, sondern durch das Interesse der Gesammtheit bestimmt wird. Die Gesammtbevölkerung zerfällt in drei streng gesonderte Kasten: die Arbeiter, die Krieger, die Herrscher. Die Ersten haben die Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, die Zweiten den Staat zu vertheidigen, die Letzten ihn zu leiten. Platon begründet diese Eintheilung einerseits psychologisch, indem er den Staat als ein Gegenbild des Individuums betrachtet und im Staate die drei Hauptfunktionen des Individuums, das Erwerben, das Erhalten und das Bestimmen, gegründet auf die drei Seelenvermögen des Begehrens, des Muthes und des Denkens, repräsentirt wissen will; andrerseits historisch, indem er annimmt, die meisten Staaten seien so entstanden, daß zuerst die Erwerbenden sich vereinigten, dann zum Schutze des Erwerbes ein Wächterstand sich bildete, endlich eine das Ganze leitende Behörde eingesetzt wurde. Es ist natürlich ein Irrthum, wenn er jene Entstehungsweise und Eintheilung, wenn auch fehlerhaft geworden, im spartanischen Staate noch zu erkennen meint und in den Königen, Ephoren und Geronten seinen ersten, in den Spartiaten den zweiten, in den Periöken und Heloten den dritten Stand sieht. Denn in Wahrheit hatten Eroberung und Unterjochung dieses Verhältniß hervorgebracht. An Berührungspunkten aber fehlte es trotzdem zwischen Platon's Entwurf und den thatsächlichen Zuständen nicht, was am deutlichsten ein Blick auf die Stellung der Sklaven zeigen kann.

Es ist ein Satz, der im alten Hellas allgemeine Geltung hatte, daß die Gesellschaft eine Klasse von Menschen brauche, welche sich mit den zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse nöthigen Arbeiten abgebe und dadurch den

eigentlichen Bürgern die Muße zur Theilnahme am politischen Leben gewähre. In allen griechischen Staaten galt es für ausgemacht, daß Wohlstand und Muße zur vollkommenen Ausübung der bürgerlichen Rechte und Pflichten erforderlich sei; der erstere, um Bildung und Unabhängigkeit zu ermöglichen, die letztere, weil gewerbliche Thätigkeit die Theilnahme an Volksversammlungen, Gerichten und Aemtern erschwere. Wollte der Bürger zu alledem Zeit haben, so mußten Nichtbürger für den Unterhalt sorgen. Sie konnten entweder Leibeigene oder Freie sein. Die Sklaven, welche wir mit wenigen Ausnahmen — wie in Phokis und Lokris — in allen hellenischen Staaten finden, waren zum geringen Theil gekaufte, zum größten Theile die bei den Einwanderungen und Eroberungen geknechteten Ureinwohner. Die Penesten in Thessalien, die Klaroten und Mnoïten in Kreta, die Heloten in Lakonien, die Gymnesier in Argolis und die Thebageneis in Böotien sind nach ihrer Unterwerfung durch die einwandernden Kriegsschaaren in ein Verhältniß gesetzt worden, welches ihre Arbeitsthätigkeit der Gesammtheit des herrschenden Standes dienstbar machte. Sie wurden nicht Leibeigene einzelner Individuen, sondern Eigenthum des Staates, trieben nach Belieben ihre Erwerbsgeschäfte, waren aber ohne bürgerliche Rechte und mußten an den Staat diejenigen Abgaben leisten, welche nöthig waren, um den herrschenden Bürgerstand von der Sorge um den täglichen Unterhalt zu befreien. In Athen gab es diese Klasse von Staatssklaven nicht; da aber das Bedürfniß eines arbeitenden Standes hier nicht minder lebhaft war, so mußte man sich gekaufter Knechte bedienen. Außerdem hatte man eine Klasse von meist eingewanderten, persönlich freien, aber von den Bürgerrechten gleichfalls ausgeschlossenen Einwohnern, die Metöken, welche meist Gewerbtreibende waren und durch Abgaben und Dienstleistungen der Bürgerschaft nützten. In ähnlichem Verhältniß standen in Lakonien die Periöken und mehrere unterworfene Völkerschaften in Thessalien. Ihre und der Sklaven gemeinsame Bestimmung war die, den höheren Ständen die Erwerbsthätigkeit abzunehmen.

Dieselbe Bestimmung hat Platon seinem dritten Stande zugewiesen; aber da sein sozialistischer Staat weder Sklaven noch Nichtbürger kennt, so besteht auch dieser dritte Stand aus Bürgern, und zwar aus solchen, die zur Erwerbsarbeit geeignet, zu höheren Aufgaben aber untüchtig erscheinen. Wenn er sagt, daß dieselben vom Kriegsdienst und der Regierung ausgeschlossen und zu absolutem Gehorsam gegen die Regierenden verpflichtet sein, im Uebrigen aber volle Rechtsgleichheit genießen sollen, so ist dies ein Ausspruch, der fast wie Hohn klingt. In Wahrheit würde sein dritter Stand nicht viel mehr als ein Sklavenstand gewesen sein und ein ebenso despotisches Gewaltregiment nöthig gemacht haben, wie es die Spartaner den Heloten gegenüber anwendeten. Wie ist es

denkbar, daß alle Bürger sich ohne Widerstand einem Spruche unterworfen hätten, der sie für Lebenszeit zu einem bestimmten Gewerbe verurtheilte, sie zu Dienern der andern Stände machte und ihnen jede Aussicht auf ein Emporsteigen vom 20. Lebensjahre an vollständig abschnitt? Man kann das nur glauben, wenn man der Meinung ist, durch Gesetze die menschliche Natur ändern zu können, und wenn man die mächtigsten menschlichen Triebfedern verkennt: den Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung, das Streben nach Fortschritt und Emporkommen, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und das nie rastende Bestreben nach gesteigertem Wohlsein. Auch das Bewußtsein, daß von den höheren Ständen der eine für vollkommene Sicherheit des Besitzes, der andere für eine gute Verwaltung sorgt, und selbst der höchste Grad des materiellen Wohlseins können jene höheren Triebe nicht ersticken und werden in jedem auf ähnliche sozialistische Prinzipien gebauten Staate diejenige Unzufriedenheit der arbeitenden Klasse erzeugen, welche alsbald seine Grundlagen wieder erschüttern muß.

Platon hält es für feststehend, daß die Mehrzahl aller Menschen nur zu den gewöhnlichen Erwerbsgeschäften, eine weit geringere Zahl zur Waffenführung, die wenigsten zu höherer geistiger Thätigkeit und damit zur Leitung der Uebrigen befähigt sind. Dies genügt ihm, um zu fordern, daß man gesetzlich und unwiderruflich die ersteren in die Kaste der Arbeiter, die zweiten in die der Krieger, die letzten in die der Herrscher einreihe. Eine Priesterkaste gibt es bei ihm nicht. Die Religion bildet nur ein untergeordnetes Element im Staatswesen; sie ist eines der Mittel zum Zweck und wird von den Regierenden in der dem Staatszweck entsprechenden Form für die Erziehung verwendet. Von den Kasten der Inder und der Aegypter unterscheiden sich die platonischen wesentlich dadurch, daß in ihnen keine Erblichkeit herrscht. Weder Besitz, noch Stand, noch Ehren können vererbt werden. Jede neue Generation sieht sich ohne irgend eine Anwartschaft auf Vortheile außer derjenigen, welche Fähigkeiten und Eifer dem Einzelnen geben. Die Söhne der Ersten im Staate können zum niedrigsten Gewerbe verurtheilt werden, und nichts hindert den Sprößling des Feldarbeiters, unter die Zahl der „Herrscher" zu gelangen.

Der platonische dritte Stand findet seine Haupt-Analogie bei den spartanischen Heloten und Periöken, welche ausschließlich auf den Ackerbau und die Gewerbe, sowie den Handel angewiesen waren. Ebenso schließt die Institution der Kriegerkaste sich am engsten an das spartanische Vorbild an. Während indessen in Lakedämon der Kriegerstand zugleich auch der herrschende war und die Leiter des Staates lieferte, und neben den Spartiaten auch die Unterthanen mit zum Waffendienste herangezogen wurden, machte Platon aus den Kriegern eine streng abgeschlossene Kaste, untersagte ihnen jede andere Beschäftigung und

schloß die beiden andern Stände vom Waffendienste aus. Was er forderte, war eine Berufsarmee, ein stehendes Heer, während in Sparta eine Bürgermiliz bestand. Der Spartaner, welcher als Bürger Haus und Hof, Familie und persönliches Eigenthum besaß, war als Krieger zum Schutze dieses seines Eigenthums berufen; bei Platon hat der Kriegerstand die Aufgabe, den beiden andern Ständen zum Schutze zu dienen. Der Grundgedanke seines Staatsentwurfes, daß alle bürgerlichen Aufgaben zweckmäßig vertheilt und jedem nur eine bestimmte Thätigkeit überwiesen werden müsse, brachte jenes mit Nothwendigkeit mit sich. Denn da die Arbeiter und die Regierer sich nicht mit Waffenübungen beschäftigen konnten, Waffenkundige aber zum Schutze des Gemeinwesens erforderlich waren, so bedurfte man einer Klasse, die sich ausschließlich den Waffen widmete, dagegen von allen andern Diensten befreit war, aber auch keine höhere Stellung erstreben durfte. Hierin liegt der Gegensatz zu den lakedämonischen Zuständen.

Im Uebrigen finden sich natürlich zahlreiche Analogieen, welche die im Erziehungswesen beobachteten vervollständigen. Die Knabenerziehung — bei Platon auch die der Mädchen, da er sie ganz wie die Knaben behandelt — gilt mit dem 18. Lebensjahre als beendet, und es treten die Waffenübungen ein. Im 20. Jahre erfolgt der Eintritt in das Heer; doch galt dieses Alter noch keineswegs für hoch genug, um die volle Selbständigkeit — soweit die Verfassung sie überhaupt zuließ — eintreten zu lassen. Vielmehr wurden die Spartaner bis zum 30. Jahre noch gar nicht zu den Männern gerechnet; sie mußten an den Uebungen der Jünglings-Abtheilungen theilnehmen und durften keinen eignen Hausstand begründen. Analog schiebt Platon bis zum 30. Jahre die Entscheidung über den definitiven Beruf der Bürger zu kriegerischer oder dialektischer Thätigkeit hinaus, nachdem schon im 30. Jahre die zum Kriegerstande nicht geeignete Mehrzahl der Arbeiterklasse zugewiesen worden ist. Die weite Hinausschiebung des Mündigkeitstermins scheint bei beiden Gesetzgebern mit den Ansichten über die Geschlechtsreife zusammenzuhängen. Wenigstens gibt Platon ausdrücklich das 30. Jahr als den Zeitpunkt dafür an, und in Sparta war es wo nicht Gesetz, doch Sitte, nicht vor dem 30. Jahre zu heirathen. In Athen war man hierin minder skrupulös. Wenn auch die Wahlfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, zum Rath und zu den Richterstellen gleichfalls erst mit zurückgelegtem 30. Lebensjahre eintrat, so war der Besuch der Volksversammlungen sowie das Reden und Abstimmen in denselben schon vom 20. Jahre an gestattet, und die privatrechtliche Mündigkeit trat sogar schon mit dem 18. Jahre ein.

Eine hervorstechende Einrichtung echt sozialistischen Charakters ist die genossenschaftliche Lebensweise, namentlich die gemeinsamen Mahle der Bürger,

von denen sich vom 20. Jahre an in Sparta kein Mann, selbst die Könige nicht, ausschließen durfte. Der Zweck war, die Bürger möglichst der Familie zu entziehen und sie zu gewöhnen, „gleich den Bienen eng miteinander verbunden" sich nur als Glieder der Gesammtheit zu fühlen. Bei Platon mußte dieser Zweck noch viel schärfer hervortreten; bei ihm existirte die Familie gar nicht, und der Staat war Alles. Daher begnügte er sich nicht mit der Gemeinsamkeit der Mahlzeiten, zu denen in Sparta Jeder vom Eigenen seinen Beitrag lieferte, sondern er hob alles Eigenthum auf und setzte der Weiber- und Kindergemeinschaft die vollkommene Gütergemeinschaft an die Seite.

Der Kommunismus in dieser Ausdehnung war ein Zustand, den die Griechen nur aus den Erzählungen des Herodot und Theopomp von barbarischen Völkern, den Galaktophagen, Agathyrsen, Tyrrhenern kannten. Alles, was die älteren hellenischen Verfassungen gegen die Ausdehnung des Privatbesitzes zu Ungunsten der allgemeinen Interessen gethan hatten, beschränkte sich auf einige Maßregeln für möglichst gleichmäßige Vertheilung der Grundstücke, die aber zu Platon's Zeit in keinem Staate mehr vorhanden war. Als Ursache der Depravation, welcher alle Staaten verfallen waren, sah er ausschließlich den Eigennutz und die Habsucht an, welche das, was Allen gehören sollte und ursprünglich Allen gehört hatte, in die Hände einer Minderzahl gebracht hatten. Das einzige Mittel zur Beseitigung der Selbstsucht, des größten Feindes der gemeinsamen Interessen, sah er in der Aufhebung jedes persönlichen Eigenthums unter den Kriegern. Er will, daß unter diesen „keiner irgend eigenes Vermögen besitze, soweit es nicht durchaus nothwendig ist; ferner daß keiner irgend solche Wohnung oder Vorrathskammer habe, in die nicht jeder, der da will, gehen könnte; die Bedürfnisse aber, welche besonnene und tapfere Krieger nöthig haben, sollen sie in geordneter Weise von den andern Bürgern als Lohn für ihren Schutz in solchem Maße empfangen, daß sie weder mehr haben als auf ein Jahr, noch auch Mangel leiden, indem sie, zu gemeinsamen Speisungen gehend, wie im Felde zusammenleben." In Sparta brachte, wie gesagt, Jeder einen Beitrag zum gemeinsamen Mahle. In Kreta wurden die Kosten desselben direkt aus der Staatskasse bestritten. Außerdem finden wir eine ähnliche Institution nur noch in Argos, und zwar war sie hier eigenthümlicher Weise erst während des peloponnesischen Krieges mit der Stärkung der Demokratie eingeführt worden. Es wurden 1000 auserlesene Männer aus angesehenen Familien zu einer Kerntruppe vereinigt, die sich ausschließlich dem Waffendienste widmete und auf öffentliche Kosten unterhalten wurde, eine Neuerung, die augenscheinlich aus dem Bestreben hervorging, den Spartanern ebenbürtige Krieger aufzustellen.

Der Gedanke an Gemeinsamkeit des Besitzes lag den Griechen nicht so

fern wie uns, weil der persönliche Erwerb in geringerem Maße nöthig und vorhanden war, vielmehr die zahlreichen Unfreien für Herbeischaffung der Bedürfnisse sorgten. Wo die Klasse der Unfreien Staatseigenthum war, wie in Sparta, mußte auch ihr Erwerb mehr oder weniger als gemeinsamer Besitz betrachtet werden. Daher finden sich in Sparta noch mancherlei Anklänge an Gütergemeinschaft. Der gesammte Grund und Boden und alle Heloten gehörten dem Staate, waren den Einzelnen nur in Nutznießung gegeben und konnten daher nicht veräußert werden. Auf der Jagd durfte jeder Spartaner sich der fremden im Feld und Wald angelegten Obdachräume, sowie der darin befindlichen Waffen, Werkzeuge und selbst Vorräthe ohne weiteres bedienen. Daß Hausthiere und Sklaven im Falle der Noth von Jedem benutzt werden konnten, war allgemeines griechisches Herkommen.

Platon sah in der Weiber-, Kinder- und Gütergemeinschaft geradezu das Mittel zur Beseitigung aller zu seiner Zeit die Staaten zerrüttenden Uebel: der Selbstsucht und Geldgier, des Streites über mein und dein, der bürgerlichen Unruhen, des materiellen Nothstandes. Von alledem, meint er, werden die Bürger seines Staates frei sein „und werden ein glückseligeres Leben führen als die olympischen Sieger; . . . . . denn der Sieg, den sie erringen, ist die Rettung des ganzen Staates, und mit Nahrung und allem andern, dessen das Leben bedarf, werden sie gekrönt und ihre Kinder, und sie empfangen Ehrengaben von ihrem Staate bei Lebzeiten, und nach dem Tode werden sie einer würdigen Bestattung theilhaftig." Deshalb untersagt er auch der Kriegerkaste, ganz wie es die lykurgischen Gesetze thaten, den Besitz von Gold und Silber. Der dritte Stand darf, wie in Sparta die Periöken, nach Gefallen Privateigenthum und selbst Reichthum erwerben; es kann darin keine Gefahr gesehen werden, da der Kriegerstand für die unwandelbare Aufrechterhaltung aller Institutionen einzutreten hat, und der waffenlose dritte Stand unfähig ist, eine gewaltsame Aenderung herbeizuführen. Die Garantie gegen ein Hinausgreifen der bewaffneten Kaste über ihre Attribute kann nur in der ausreichenden Dotirung derselben mit allem Nothwendigen und in der strengen Zucht gefunden werde, welche das Bewußtsein der Pflicht Allen in Fleisch und Blut übergehen ließ. Denn weit entfernt, im Besitze der Herrschaft zu sein, konnten die Krieger sich als nichts anderes, denn als ein gehorsames und blindes Werkzeug in der Hand der Herrscher, als ein durch fremden Willen regiertes Rad in der großen Maschine betrachten. Die Regierung war ausschließlich in den Händen des ersten Standes, der in der absolutesten und umfassendsten Weise gebot und eine Macht ausübte, wie sie keine Geburts-Aristokratie hätte ausüben können.

Geistige Ueberlegenheit und wissenschaftliche Befähigung sind die einzigen Kriterien für die Auswahl der Mitglieder des herrschenden Standes. Nachdem

von denen, welche vom 20. bis zum 30. Lebensjahre neben den Waffenübungen auch die Wissenschaften in allgemeiner Form betrieben haben, die zu den niederen Staatsämtern geeigneten ausgeschieden worden sind, werden die philosophisch befähigtsten für den ersten Stand bestimmt. Fünf Jahre lang studiren sie ausschließlich Philosophie. Vom 35. bis zum 50. Jahre bekleiden sie Kommandos; dann treten sie in das regierende Kollegium und damit in die höchste mögliche Ehrenstelle ein.

Auch unter ihnen herrscht vollständige Gleichheit. Auch sie leben gemeinsam, höchst einfach und werden, wie die Krieger, vom dritten Stande unterhalten. Ihre Hauptaufgabe ist die Betrachtung und die Erkenntniß der höchsten Ideen. Abwechselnd verwalten sie die höchsten Staatsämter und sind in dieser Stellung die absoluten Herren und Meister des Staats, ohne daß dies für sie ein Gegenstand des Ehrgeizes oder auch nur der Befriedigung sein könnte. Denn viel werthvoller ist für sie die edlere und schönere Thätigkeit der philosophischen Betrachtung, und sie sehen die Staatsverwaltung vielmehr als eine schwere Pflicht an, die sie jedoch dem Staate schuldig sind, dafür, daß er sie zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. „Der Staat," sagt Platon, „wird dann im Wachen und nicht im Träumen verwaltet werden, wie jetzt die meisten geleitet werden von solchen, die Spiegelfechterei mit einander treiben und um die Herrschaft streiten, wie wenn sie ein großes Gut wäre."

Die Ueberzeugung, daß die Weisen allein zum Herrschen befähigt seien, stützt sich auf die Voraussetzung, daß, wer „das sich immer gleich und auf dieselbe Weise verhaltende zu erfassen vermag", auch am besten geeignet ist, „der Staaten Gesetze und Bestrebungen aufrecht zu erhalten". Da das letztere Aufgabe des Staatsleiters, das erstere die Eigenschaft des Philosophen ist, so folgt, daß die Philosophen regieren müssen. Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß der platonische Philosoph nicht ein bloßer Denker und Gelehrter, sondern vielmehr das Ideal des Staatsbürgers und Staatsmannes ist, der durch alle praktischen Aufgaben eines solchen hindurchgegangen und zu allen befähigt ist. Aber wie selten mußten solche Männer sein? Wie selten konnten sie in Griechenland an die Spitze eines Staates gelangen, und wenn sie dahin gelangt waren, sich behaupten? Der Einzige, der mit ähnlichen Eigenschaften einen hellenischen Staat fünfzehn Jahre lang fast unumschränkt beherrscht hat, war Perikles. Aber auch er konnte nicht daran denken, der athenischen Republik den Charakter der Demokratie, sich selber den des Volksmandatars zu nehmen.

Die Versuche, der Philosophie den ihr gebührenden Einfluß auf das Staatsleben zu verschaffen, waren zu Platon's Zeit nicht ganz vereinzelt. Die Bestrebungen der Sokratiker und Pythagoreer auf diesem Gebiete pflanzten sich

fort, und die letzteren haben in der Person des Lysis, der bald nach Philolaos nach Theben kam, die veredelnde, den ganzen Menschen hinnehmende Kraft der wahren Philosophie an dem Manne erwiesen, in welchem wir vielleicht die annäherndste Verwirklichung des platonischen Ideals finden: an Epaminondas, dem Sohne des Polymnis. Dieser erkannte, wie Perikles, daß auf der allseitigen, die ganze Persönlichkeit durchdringenden Geistesbildung die wahre Macht beruhe, und durch Aneignung dieser Bildung wurde es ihm wie Perikles möglich, inmitten eines demokratischen Gemeinwesens eine persönliche Leitung von aristokratischem Charakter durchzuführen. Epaminondas nähert sich dem platonischen Ideal noch mehr dadurch, daß er nicht blos Bürger seiner Stadt, sondern vor allem Hellene sein will. Wie Platon, will er seine Mitbürger in das wahre Hellenenthum einführen, das er in die bürgerliche Tugend und in die Liebe zur Weisheit setzt. Ihm gilt die Philosophie als die den ganzen Menschen durchdringende und umbildende Kraft der Humanität, ohne die das Leben kein Leben ist. Sie soll sich nicht blos in den Höhen und Tiefen des Gedankens bewegen, sondern soll in das Leben eindringen, zur Hellenentugend leiten und sich an deren Uebung bethätigen. So war er selbst von Jugend auf bestrebt, seinen Mitbürgern ein Vorbild der Griechentugend, der καλοκἀγαθία, zu sein. So bethätigte er das als althellenische gute Sitte geltende freundschaftliche Zusammenleben und -wirken, in welchem er, wie Platon, das kräftigste Mittel der gegenseitigen Förderung erkannte. Die fruchtbaren Ideen früherer Staatsverwaltungen und anderer Verfassungen hatte Epaminondas sich angeeignet; die Verbesserungen in der Taktik sowohl wie in der Waffenkunst hat er verwerthet; Kunst und Wissenschaft haben durch ihn in Theben Bedeutung für das Staatsleben erhalten, und endlich hat er das nach hellenischen Begriffen edelste Werk der Staatsgründung nicht blos in der Theorie, sondern in der Wirklichkeit ausgeführt.

Nach Platon's Meinung waren alle Staaten seiner Zeit so weit von dem richtigen Wege entfernt, daß ein Reformversuch vor der Hand gar keine Aussicht auf Erfolg hatte. „Das ist mein weiterer Vorwurf," sagt er, „daß keine von den jetzigen Staatsverfassungen einer philosophischen Natur würdig ist", und dies erklärt, weshalb er sich von jeder Theilnahme am politischen Leben in seiner Vaterstadt fern hielt und außer in Syrakus nie einen Versuch machte, sein System in's Leben einzuführen. Aber auch dieser Versuch scheiterte an dem Widerstande der beiden Dionyse. Daß er keinen Staat kenne, in welchem die Weisen in der gebührenden Achtung ständen, spricht er selbst in bitterem Unmuthe aus und fügt hinzu, man dürfe sich darüber nicht wundern; „es wäre viel wunderbarer, wenn sie geachtet würden". Wie Platon über die Durchführbarkeit seiner Vorschläge dachte, geht am besten aus der monströsen

Forderung hervor, daß man alle über zehn Jahre alten Einwohner aus dem Staate vertreiben (!) und die zurückgebliebenen Kinder nach den neuen Prinzipien erziehen müsse. Allerdings war dies unter den obwaltenden Umständen eine nothwendige Voraussetzung. Denn um eine Bürgerschaft zu erhalten, die sich dem Geiste des platonischen Staates fügte, mußte sie von Kindheit an dazu dressirt werden. Um aber eine solche Erziehung durchzusetzen, hätte erst die vorhandene Bürgerschaft von dem neuen Geiste durchdrungen sein müssen. Aus diesem Dilemma gab es keinen Ausweg, als Austreibung der Alten. Wie diese zu bewirken sei, erfahren wir freilich nicht. Sollte man es auch für möglich halten, daß die Bürgerschaft eines andern Staates sich zu Exekutoren hergegeben oder daß in einer Monarchie wie der syrakusanischen die Truppen die Austreibung vollzogen hätten, so bleibt immer noch das Räthsel ungelöst, wo man die zur Pflege und Erziehung der Tausende von verwaisten Kindern geeigneten Personen und den Unterhalt für Alle hergenommen hätte. Vermuthlich würden die Kinder der Verwilderung und dem Hungertode anheimgefallen sein, was im Verein mit der Vertreibung aller Erwachsenen von Haus und Hof und dem wahrscheinlichen Untergange eines großen Theils von ihnen im Verzweifelungskampfe einen erbaulichen Prolog zur „Volksbeglückung“ gebildet haben würde.

Fehlt aber der Art der platonischen Reformvorschläge jeder Schatten einer Berechtigung, so gilt dies nicht in gleicher Weise für die Gründe derselben. Es gab ihrer viele und wichtige, und man kann ihnen ebensowenig wie den in der Gegenwart geltend gemachten die Anerkennung versagen.

Platon nimmt sechs Haupt-Verfassungsformen an und stellt sie nach ihrem Werthe in folgende Rangordnung: Gesetzmäßige Einzelherrschaft oder Königthum — Gesetzestreue Herrschaft der Vornehmen oder Aristokratie — Gesetzmäßige Demokratie — Gesetzlose Demokratie — Gesetzlose Herrschaft der Vornehmen oder Oligarchie — Ungesetzliche Alleinherrschaft oder Tyrannis. Auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse gibt er an anderer Stelle eine andere Zahl und Ordnung an, nämlich: Timokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannis, an denen allen er aber so viele Nachtheile und Schwächen entdeckt, daß nicht einmal die erste von ihnen sich mit seinem Idealstaate messen kann

Als Timokratie bezeichnet er die Verfassung von Sparta und Kreta, den Staaten also, welche er relativ am höchsten stellt. Aber auch sie haben in seinen Augen einen Krebsschaden „in der Furcht, die Weisen zur Herrschaft zu bringen, und in der Hinneigung zu den Muthigen und Einfacheren, die mehr für den Krieg angelegt sind als für den Frieden,“ d. h. in der übermäßigen Betonung des militärischen Elements und in der Ausübung der Herrschaft durch die Kriegerkaste, wodurch die verwerfliche Knechtung der Periöken und

Heloten hervorgerufen sei. Um diese zu hindern, will Platon der Kriegerkaste, deren Erziehung und Lebensweise er übrigens nach dorischem Muster einrichtet, jeden Antheil an der Regierung entziehen, sodaß sogar ihre eigenen Befehlshaber nicht aus ihr selbst genommen werden. Diese Abneigung gegen eine Soldatenherrschaft ist nicht auffällig, wenn man bedenkt, daß gerade damals das spartanische Säbelregiment sich erdrückend fühlbar machte und spartanische Herrschsucht und Geldgier Unruhen über Unruhen schufen.

Noch schärfer mußte der Philosoph die auf Geld gegründete Oligarchie, unter der er eine Census-Verfassung wie die solonische verstand, verwerfen. Daß die Höhe des Besitzes über den Antheil an der Staatsleitung entscheide, erklärt er für ebenso widersinnig, als wenn man die Schiffs-Steuerleute nach dem Vermögen statt nach der Sachkunde auswählen wollte. Andere Mängel der Oligarchie sind ihm die unvermeidlich wachsende Willkür und der Verfall der bürgerlichen Zucht, sowie der Zwiespalt zwischen den Armen und Reichen, der sich schon vor Alters in Megara, Korinth, Sikyon und neuerdings auch in Sparta entwickelt hatte. „Es ist," sagt er, „ein oligarchischer Staat nicht einer, sondern zwei. Den einen bilden die Armen, den andern die Reichen, welche beide zusammenwohnen, aber immer sich gegenseitig auflauern." In Sparta, Theben und anderwärts zeigten sich die verhängnißvollen Resultate der oligarchischen Mißstände, denen die demokratischen Parteien mit Gewalt entgegenzutreten suchten. Aristoteles versuchte dadurch zu helfen, daß er neben einer guten Erziehung und verständigen Haltung der Oligarchen auch fordert, daß die staatlichen Geldleistungen überwiegend von ihnen getragen werden, damit das Volk auf ihnen nicht blos Ehren und Vortheile, sondern auch Lasten ruhen sehe. Platon geht zu demselben Zwecke noch weiter; er will die Stellung seiner Oligarchenkaste in den Augen der Menge durchaus nicht mehr als einen Vorzug, sondern als eine schwere Last erscheinen lassen. Sie sollen keinen Besitz haben, nur das zum Leben nöthige geliefert bekommen, bei Lebzeiten keine anderen Ehren genießen, als die, welche ihre Aemter mit sich bringen, und sollen in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten eine schwere Pflicht sehen, von der sie gern wieder zu stiller philosophischer Beschäftigung zurückkehren.

Wie wenig Platon trotz seiner sozialistischen Neigungen daran denkt, seinem Staate einen demokratischen Charakter zu geben, zeigt die bittere Ironie, mit welcher er der geltenden Demokratie Erwähnung thut, unverkennbar im Hinblick auf seine Vaterstadt Athen. Er nennt sie „eine anmuthige, regierungslose, buntscheckige Verfassung", „die alle Arten von Verfassungen in sich schließt" und, über gute Sitte, Erziehung und Lebensweise „großmüthig hinweggehend, nicht danach fragt, von welcherlei Bestrebungen und Geschäften einer herkomme, der an die Staatsgeschäfte geht, sondern ihn schon in Ehren hält, wenn er nur

versichert, der Menge wohlgesinnt zu sein". Auf das Athen des antalkidischen Friedens passen fast Wort für Wort die Züge, welche Platon als Kennzeichen der Demokratie aufzählt: „daß kein Zwang besteht, an der Regierung theilzunehmen in solchem Staate ..... noch auch sich regieren zu lassen, wenn man nicht will, und ebensowenig in's Feld zu ziehen, wenn in's Feld gezogen wird, oder Frieden zu halten, wenn die Anderen ihn halten, man selbst ihn aber nicht begehrt; und andererseits, wenn auch ein Gesetz dir verbietet, ein Amt zu bekleiden oder zu Gericht zu sitzen, du nichtsdestoweniger regieren und Recht sprechen kannst, wenn es dir nur selber einfällt ... daß in solchem Staate Menschen, die zum Tode verurtheilt oder verbannt sind, nichtsdestoweniger bleiben und offen herumgehen." Betrachtet man den kläglichen Zustand der damaligen athenischen Demokratie, in der nichts mehr feststand, weder Sitte und Glauben, noch Gesetze, Regierung, Verwaltung, Gerichte und auswärtige Politik, so wird es vollkommen begreiflich, warum Platon so nachdrücklich auf einem streng konservativen und einheitlichen Charakter der Institutionen besteht. Der Verfall Athen's demonstrirte auf's deutlichste, daß die Staatsleitung nicht in den Händen einer wankelmüthigen, z. Th. ungebildeten und leidenschaftlichen Menge, sondern bei verständigen, charakterfesten und sachkundigen Staatsmännern sein müsse, daß nicht uneingeschränkte Freiheit und persönliche Willkür, sondern die strikteste Ordnung und gesetzliche Nothwendigkeit das Ganze beherrschen müsse. Aus diesem Grunde hat er über die oberste Gewalt in seinem Staate so disponirt, daß dieser weit weniger eine Aristokratie als vielmehr eine Monarchie mit wechselnder Person des Herrschers zu nennen ist. Denn wenn auch ein Kollegium von Gleichberechtigten den obersten Stand bildet, so wird doch ausdrücklich bestimmt, daß sie nicht gemeinschaftlich, sondern abwechselnd die Regierung führen sollen. Dadurch war einerseits die möglichste Garantie der Einheit und Stabilität der Staatsverwaltung gegeben, andrerseits für gleichmäßige Theilnahme aller Weisen an derselben gesorgt.

Eine unverkennbare Analogie mit der herrschenden Philosophen-Kaste Platon's zeigt sich im Pythagoreer-Bunde, dessen Organisation gewiß nicht ohne Einfluß auf den Entwurf Platon's gewesen ist; hatte er doch um 387 mehrere Städte Unteritalien's besucht und die dortigen Pythagoreer kennen gelernt. Der anfangs ethisch-religiöse Orden, den Pythagoras in Kroton gestiftet, hatte bald auch politische Tendenzen angenommen und in mehreren Republiken Unteritalien's wirklich eine ähnliche Stellung erlangt, wie sie Platon für seinen Philosophenstand fordert. Das öffentliche Leben hatte sich dort, anders als im Mutterlande, philosophischem Einflusse untergeordnet. Die Philosophie, verbunden mit der Musik und Gymnastik, wie sie Ikkos von Tarent nach den Perserkriegen zuerst organisirt hatte, wurde die Grundlage der politischen Er-

ziehung. Der aus Pythagoreern bestehende Rath der Dreihundert in Kroton, die in Lokroi, Metapont, Tarent und anderwärts an der Spitze stehende pythagoreische Aristokratie waren eine Verwirklichung von Tendenzen, welche den geschilderten platonischen ungemein nahe stehen. Wie Platon erkannten die Pythagoreer nur der Ueberlegenheit des Geistes, nur der Aristokratie der Intelligenz und Tugend die Berechtigung zur Herrschaft zu und bekämpften deshalb die Volksherrschaft, bei welcher sie edleres Streben, höhere Einsicht und Thatkraft vermißten. Wie Platon waren die Pythagoreer durchaus konservativ und aristokratisch gesinnt und verleugneten nicht ihre Verachtung der Demokratie, welche am schärfsten in den dem Pythagoras zugeschriebenen Worten ausgesprochen ist: „Der Hause ist ein schlechter Beurtheiler des Edlen. Deshalb verachte sein Lob, verachte seinen Tadel. Die Brüder ehre wie die Götter; die übrigen Menschen halte für eine werthlose Menge. Mit den ‚Bohnen' (d. h. den Demokraten) führe immerdar Krieg." Auch der Ausdruck „Brüder" deutet, ohne daß man darin eine freimaurerische Beziehung zu wittern braucht, auf eine der platonischen ähnliche familienhafte oder vielmehr sozialistische Art des Zusammenlebens hin. Eine lange und strenge Prüfung ging auch der Aufnahme in den Pythagoreerbund vorauf, und die mäßige und sittlich strenge Lebensweise, die gemeinsamen Mahlzeiten, vielleicht auch Gütergemeinschaft, bilden noch weitere Analogieen. Die Pythagoreer bedeckten das Wesen ihres Bundes mit einem gewissen Geheimniß, und Platon weist seine Herrscherkaste an, über die tieferen politischen Ideen und Motive der Menge gegenüber Schweigen zu beobachten. Die unbedingte und undiskutirbare Unterwerfung unter die Autorität der überlieferten Ordnungen und ihrer Vertreter, in dem pythagoreischen *αὐτὸς ἔφα* gipfelnd, die innige Verschmelzung von sozialen, ethischen und politischen Elementen, die erhabene Stellung der herrschenden Kaste und ihre strenge Scheidung von den andern sind Elemente des platonischen Staatsentwurfs, welche sich kaum aus etwas Anderem als dem Pythagoreismus herleiten lassen.

Ist es uns im Vorstehenden gelungen, eine Anzahl sozialistischer und kommunistischer Ideen schon im alten Hellas nachzuweisen, so sehen wir uns dagegen vergebens nach einer Thatsache um, welche auf das Vorhandensein der Idee vom „Internationalismus" schließen ließe. Der Gedanke an die Gleichberechtigung und Gleichbefähigung der Völker war dem Alterthum völlig fremd und hat sich erst langsam mit der Verbreitung der klassischen Kultur, vorzüglich an der Hand des Alles einigen wollenden Christenthums, entwickelt. Dem Hellenen galten alle andern Völkern als Barbaren, die auf eine Gleichstellung mit ihm keinen Anspruch hatten. Das Höchste, wozu man vor Alexander sich erhob, war die Erkenntniß, daß innerhalb der griechischen Stämme Freiheit,

Gleichheit und Brüderlichkeit wünschenswerth sei, und auch Platon, der sich dem Begriffe der Humanität, wie Aristoteles dem der Universalität, unter allen Alten vielleicht am meisten angenähert hat, ist doch auf streng nationalem Boden stehen geblieben. Sein Staatsideal ist ausschließlich für hellenische Gemeinden berechnet, und jeder Gedanke an eine Verbindung von Nationen hat ihm fern gelegen, weshalb auch seine Rathschläge für den freundlichen und den feindlichen Verkehr sich nur auf griechische Gemeinden beziehen.

Trotz dieser Beschränkung auf die eigene Nation, trotz der allgemeinen und auch von Platon in's Auge gefaßten relativen Kleinheit der hellenischen Staatsgemeinde, welche selten über den Umfang einer Stadt und ihres Landgebietes hinausging, und trotzdem daß es an Reformparteien mit ähnlichen Tendenzen nicht fehlte, ist der platonische Staat nie realisirt worden. Die Pythagoreerherrschaft ist nach kurzem Bestehen mit Gewalt und Blutvergießen gestürzt worden, die auf Reformen im spartanischen Sinne hinarbeitenden aristokratischen Parteien in Theben, Korinth, Phlius, Elis, Mantineia haben es zu keiner dauernden Herrschaft gebracht, und Sparta selbst, das Ideal aller Konservativen und Ordnungsfreunde, hatte schon in der Zeit, als Platon, Lysias, Xenophon, Aristophanes seine Bürgerzucht als Panazee priesen, in kläglicher Weise Schiffbruch gelitten. Das Vorgehen der Spartaner ihren politischen Gegnern gegenüber zeigte, daß Härte, Rohheit und Uebermuth ihnen nicht fremd geworden, daß sie vor Selbstsucht, Ehrgeiz und Habgier durch ihre bürgerliche Zucht nicht geschützt worden waren. Die innere Verderbniß und Zerrüttung war in Sparta, wenn auch weniger sichtbar, doch nicht minder vorhanden, und der ebenfalls nicht verhinderte scharfe Gegensatz zwischen Armen und Reichen, zwischen Bevorrechteten und Enterbten, zwischen Herrschenden und Unterdrückten stürzte den Staat in einen Zustand der inneren Fäulniß, der um so unheilbarer war, als er nicht einmal das Gegengewicht der geistigen und aesthetischen Güter in Kunst und Wissenschaft besaß. Um dieselbe Zeit, als das Gesetz des Epitadeus freie Verfügung über die Landloose gewährte, war die Zahl der Vollbürger von 9—10000 bereits auf 2000 gesunken, und es mußte durch Belohnungen zur Kindererzeugung aufgemuntert werden. Aristoteles rechnet sogar nur etwa 1000 Spartiaten, und hundert Jahre später gab es nur noch 700, von denen aber 600 keinen Landbesitz mehr hatten, während aller Reichthum sich in den Händen der übrigen hundert angehäuft hatte. „Mit solcher Ungleichheit," sagt Schömann, „konnte denn unmöglich die alte lykurgische Lebensordnung noch bestehen. Die Reichen befolgten sie zwar zum Theil, aber nur zum Schein. Sie besuchten z. B. die Phiditien, aber nachdem sie sich kurze Zeit dort aufgehalten, schmausten sie zu Hause mit orientalischem Luxus. Die Ephoren, deren Amt es sein sollte, auf die Befolgung der Agoge zu wachen,

entbanden sich selbst am meisten von ihren Vorschriften und wurden ohne Zweifel, obgleich das Amt Allen ohne Unterschied zugänglich sein sollte, damals nur aus den Reichen genommen. Die Aermeren aber mußten sich von den Reichen füttern lassen, vielleicht auch sich zu Handarbeiten entschließen oder als Pächter von Grundstücken Jener das Feld bauen gleich den Heloten."

Diese Zustände waren es, die den Anlaß zu einigen Reformversuchen in Sparta gaben, welche als die letzten Beispiele sozialistischer Umwälzungen in Griechenland zu betrachten sind. Der edle König Agis versuchte eine vollständige soziale Reform in's Werk zu setzen, indem der Grundbesitz neu vertheilt würde, und zwar in 4500 gleiche Loose für die Spartiaten, in 15000 für die waffenfähigen Periöken, die Zahl der Spartiaten durch Aufnahme von Periöken und Femden wieder auf 4500 gebracht, die lykurgischen Gesetze wiederhergestellt und die Schuldscheine vernichtet würden. Aber die Regeneration scheiterte, und Agis büßte seinen Versuch im Jahre 237 v. Chr. mit dem Henkertode. Dennoch nahm der nicht minder hochherzige und patriotische Kleomenes III., der 235 zur Regierung gelangte, das Projekt muthig wieder auf und setzte es mit Hilfe einer geringen Zahl Gleichgesinnter und der Söldnertruppen durch. „Er nöthigte diejenigen, welche ihm widerstrebten, das Land zu verlassen; ihrer waren achtzig, also bei weitem der größte Theil der damals vorhandenen Reichen und Grundbesitzer. Dann machte er eine neue Vertheilung der Landgüter, ergänzte die Bürgerschaft durch Aufnahme von Periöken und, wie sich nicht zweifeln läßt, von Söldnern, sodaß nun ein Heer von 4000 Hopliten aus ihr aufgestellt werden konnte, führte die Syssitien und die übrigen Stücke der alten Agoge wieder ein." Aber auch dieser Versuch, der von den besten Absichten eingegeben war, der einzige, welcher Sparta noch hätte retten können, hatte keinen Bestand, sondern beschleunigte im Gegentheil den inneren Zerfall Griechenland's und den Untergang seiner Freiheit. Der achäische Bund, voll Eifersucht auf die neu erstehende Macht der Rivalin, rief die Fremden zum Beistande herbei, und Antigonos Doson vernichtete die spartanische Macht 221 in der fürchterlichen Schlacht bei Sellasia. Der Makedonier hob die Reform des Kleomenes auf, stellte das alte Unwesen in Sparta wieder her, und Griechenland blieb in der Zerrissenheit und Zerrüttung, die nur mit dem Untergange seiner Freiheit enden konnte.

Die sozialistischen Institutionen bildeten ein Palladium der Staaten, so lange die Bürger genug Entsagung besaßen, um ihren hohen Anforderungen zu genügen, und so lange die Lebensverhältnisse einfach genug waren, um in enge Rahmen gefaßt werden zu können; sie blieben unrealisirbar, wo andere Verhältnisse walteten, und sie wurden zu Keimen des Unheils, als die Bürgertugenden mangelten.

Neapel. Richard Schöner.

Der Einsturz der Markusbibliothek im Jahre 1545.

In den dreißiger und vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts wurden die künstlerischen und literarischen Kreise Venedig's von einem merkwürdigen Triumvirat beherrscht, dessen Glieder, unter einander durch eine scheinbar innige und aufrichtige Freundschaft verbunden, auch im Falle der Noth mit auffallender Selbstlosigkeit für einander eintraten: Tizian, der Maler, Jacopo Tatti, genannt Sansovino, der Bildhauer und Baumeister der Markusrepublik, und Pietro Aretino, der Vater der modernen Publizistik. Obgleich alle drei Ausländer waren, Tizian ein Kind der friaulischen Alpen aus Cadore, Pietro Aretino, wie sein Zuname besagt, aus Arezzo und Sansovino gar aus dem von den Venetianern nicht eben mit günstigen Augen angesehenen Florenz, so gelang es ihnen doch, in überraschend kurzer Zeit über alle Nebenbuhler und alle Hindernisse zu triumphiren und sich eine angesehene, einflußreiche und vor allen Dingen einträgliche Stellung zu erobern. Crowe und Cavalcaselle haben die Freundschaft Tizian's und Aretin's in ihrer Biographie des „Königs der Maler" unerklärlich und „räthselhaft" gefunden. Und doch haben gerade diese beiden Forscher eine Fülle von Dokumenten an den Tag gezogen, aus denen ein helles Licht auf den Charakter Tizian's fällt. Wir gewinnen daraus eine Anschauung von dem Wesen des großen Malers, welche uns seine Freundschaft mit Aretino nur zu erklärlich macht. Crowe und Cavalcaselle haben sich aus leicht begreiflicher Rücksicht für ihren Helden gescheut, aus dem von ihnen gesammelten Material die letzten Konsequenzen zu ziehen, die für Tizian's Charakter nichts weniger als schmeichelhaft sind. Tizian war ein Sohn der Berge, der, wie Josiah Gilbert in seiner interessanten Schilderung von Tizian's Heimat treffend bemerkt, die „Findigkeit des Schotten und die Durchtriebenheit des Schweizers" mit einander verband. Unsere Bewunderung und Verehrung des größten Malers, den die Welt bis auf unsere Tage gesehen, wird nicht verringert, wenn wir die Schwächen und Flecken seines Charakters kennen lernen. Tizian war das Kind einer bereits völlig korrumpirten Zeit. Geldgier und Habsucht, der kein Mittel zu schlecht war, um zu ihrem Ziele zu gelangen, waren hervorstechende Charakterzüge der meisten Künstler damaliger Zeit und vornehmlich der venetianischen, die im Luxus und Wohlleben hinter der Lebensweise ihrer patrizischen Freunde und Protektoren nicht zurückbleiben wollten.

Am 25. März 1527 war Aretino nach Venedig gekommen, um dort ein Asyl zu suchen, und vom 22. Juni desselben Jahres liegt uns bereits ein Brief von Tizian vor, welcher zeigt, daß der Maler den Dichter porträtirt hatte, und daß ersterer von Bewunderung des letzteren überfloß. Beide hatten sich

gesucht und gefunden, und bald gesellte sich diesem Bunde als dritter Jacopo Sansovino hinzu.

Jacopo Tatti, der von seinem Lehrmeister Andrea Contucci da Monte Sansovino den Beinamen annahm, unter welchem er berühmt geworden ist, war im Jahre 1479 in Florenz geboren. Erst verhältnißmäßig spät, mit 21 Jahren, kam er zu Andrea Contucci, und es dauerte ziemlich lange, bis er sich über den Kreis der Florentiner Altersgenossen hinaus zu allgemeiner Anerkennung emporschwang. Nach einem längeren Aufenthalte in Rom, wo er sich der Förderung Giuliano da Sangallo's und Bramante's in architektonischen und allgemein künstlerischen Dingen zu erfreuen hatte, kehrte er nach Florenz zurück und that sich dort als selbständiger Meister auf, der viele Bestellungen fand, und dem sich auch eine Reihe von Schülern anschloß. Aber lange war seines Bleibens in Florenz nicht. Der ehrgeizige Mann fand hier nicht den geeigneten Boden und begab sich wieder nach Rom, wo ihm der erste größere Triumph seines Lebens zu Theil wurde, indem er in einer Konkurrenz um den Bau der Kirche der Florentiner, San Giovanni, den Sieg über Raffael, Antonio da Sangallo und Baldassare Peruzzi davontrug. Doch scheint auch dieses Unternehmen den thatendurstigen und unternehmungslustigen Meister, der etwas von einem Cäsar in sich fühlte und keinen neben sich duldete, nicht gefesselt zu haben. Er schützte eine Unpäßlichkeit vor, die er sich durch einen Fall vom Gerüst zugezogen, verließ den Bau und ging nach Florenz, von wo ihn die Pest im Jahre 1523 nach Venedig vertrieb.

Sein Ruhm war ihm bereits vorausgeeilt. Als er in der Lagunenstadt eingetroffen war, ließ ihn der Doge Andrea Gritti zu sich rufen. Er wurde in den Palast geladen und dort mit allen Ehren empfangen, da man seiner Dienste dringend bedurfte. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zeigten nämlich die Kuppeln der Markuskirche bedenkliche Risse, die sich allmählich so sehr erweiterten, daß die Kuppeln schon mehrmals hatten abgesteift werden müssen. Jetzt war die Gefahr auf's höchste gestiegen, und in dieser Noth sollte Sansovino helfen. Der Florentiner entwarf auch einen sinnreichen Plan, der allseitige Billigung fand; aber es kam nicht zur Ausführung desselben. Sansovino mochte den Zeitpunkt, mit Florenz und Rom definitiv abzurechnen, noch nicht für gekommen erachtet haben. Denn er kehrte bald abermals nach Rom zurück, wo sich inzwischen unter dem neuen Papste Clemens VII. glänzende Aussichten für Künstler eröffneten, von denen auch Sansovino profitiren wollte. Da kam das unglückliche Jahr 1527, welches die Kunstblüthe Rom's auf immerdar vernichtete. Die Künstler zerstoben in alle vier Winde, und Rom war nicht mehr die Zentralsonne, welche alle Künstler ein volles Jahrhundert lang magnetisch angezogen hatte.

Sansovino folgte seinem Freunde Aretin, den er kennen gelernt hatte, als Pietro der Geheimsekretär des berühmten Bankiers Agostino Chigi in Rom war, nach Venedig, und Aretino setzte bald seine flinke Feder in Bewegung, um für den Freund nach allen Seiten hin zu wirken. In einem Briefe an den Herzog von Mantua vom 6. August 1527 schreibt er, Sansovino habe eben eine Venus in Arbeit, die so schön und natürlich sei, daß sie „die Gedanken eines jeden, der sie betrachtet, mit Begierde erfüllt". Da der Kardinal Domenico Grimani, der den Sansovino im Jahre 1523 an den Dogen Andrea Gritti empfohlen hatte, noch im August desselben Jahres gestorben war, so wird Aretino jetzt der Fürsprecher Sansovino's beim Dogen Gritti gewesen sein, der den Einfluß des gefährlichen Parasiten bei Karl V. nach Gebühr zu schätzen wußte und für seine Zwecke ausnutzte. Schon nach zwei Jahren sah sich Sansovino am Ziele seines Ehrgeizes. An Stelle des verstorbenen Meisters Bartolommeo Buon wurde er zum obersten Architekten der Markuskirche ernannt, welcher die Oberaufsicht und die oberste Leitung über alle Staatsgebäude und aller vom Staate unternommenen Bauten hatte. Er wußte seine Einkünfte, die sich anfangs außer einer Amtswohnung in den Procuratie vecchie dicht am Uhrthurm auf 80 Goldgulden jährlich beliefen, schon im nächsten Jahre bis auf 180 zu steigern, und da ihm überdies ein große Zahl von Privataufträgen zu Theil wurde, gestalteten sich seine Vermögensverhältnisse bald äußerst günstig.

Mit großer Schnelligkeit fand sich Sansovino in die lokalen Bedingungen und Eigenarten der Lagunenstadt hinein, und indem er das freie Schönheitsgefühl und die heitere Grazie der Florentiner mit dem würdigen feierlichen Ernste der Venetianer zu schönem Einklange verschmolz, schuf er eine neue reizvolle Architektur, welche sich einerseits dem Boden Venedig's harmonisch anschmiegte, andrerseits über die lokalen Grenzen zu unvergänglicher, allgemein giltiger Schönheit hinauswuchs. Das Venedig der Renaissance verdankt ihm seine architektonische Physiognomie. Kirchen und Paläste wuchsen in beständigem Wechsel aus der Phantasie des rastlos thätigen Mannes in die glänzende Wirklichkeit hinein und verbreiteten den Ruhm ihres Erbauers, für welchen außerdem Aretino unermüdlich arbeitete. Eingedenk der Devise „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft", wußte Sansovino die gute Laune des nützlichen Freundes ab und zu durch eine Statue oder ein Bronzewerk zu erhalten, das dieser natürlich sofort versilberte und um so theurer versilbern konnte, je kräftiger er das Lob des Künstlers bei seinen hohen Gönnern vorher ausposaunt hatte. Einmal schenkte ihm Sansovino eine heilige Katharina aus Marmor, welche Aretino zu einem überschwenglichen Sonett begeisterte, dessen Schlußrondo lautet:

Immortal Sansovino voi pur havete
Mostrato al mondo, come ai bronzi e i marmi
Non men senso, che moto dar sapete.

(Unsterblicher Sansovino, Ihr habt der Welt gezeigt, daß Ihr der Bronze und dem Marmor nicht blos Leben, sondern auch Bewegung zu verleihen vermögt.) Daß Sansovino nicht der Mann war, der solche poetische Reklamen eines durch ganz Italien berühmten Mannes im Kasten verschloß, sondern vielmehr wiederum für seine Zwecke ausbeutete, werden wir bald sehen.

Um das Jahr 1540 war die Freundschaft des berühmten Triumvirats in ihrem Zenith. Damals kam der Humanist Priscianese, der Verfasser einer lateinischen Grammatik, nach Venedig und verbrachte einen genußreichen Abend bei Tizian, den er nachmals in einem seiner Grammatik beigegebenen Briefe schilderte. Der Eingang desselben ist auch für uns interessant, da er die Persönlichkeiten nennt, welche den engeren Kreis der tizianischen Hausfreundschaft bildeten. „Am 1. August," schreibt Priscianese, „war ich zur Feier eines Bakchanalfestes, des sogenannten ‚Ferrare Agosto' (verderbt aus feriae Augustae), in dem freundlichen Garten des Messer Tiziano Vecellio eingeladen, des weitbekannten trefflichen Malers, welcher überdies ganz der Mann ist, durch sein fein gebildetes Wesen jede gewählte Unterhaltung zu würzen. Gleich und gleich gesellt sich gern, und so waren denn noch einige der hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt bei ihm versammelt, von den Unsrigen (d. h. den Florentinern, beziehendlich Toskanern) in erster Reihe Pietro Aretin, dieses neue Naturwunder, außerdem Messer Jacopo Tatti, genannt Sansovino, der ein ebenso großer Nachahmer der Natur mit dem Meißel ist wie unser Gastfreund mit Pinsel und Farben, dann Jacopo Nardi (der Geschichtschreiber von Florenz) und ich, sodaß ich in so erleuchteter Reihe die vierte Stelle einnahm." Sansovino stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und auf dem Glanzpunkte seiner Erfolge.

Im Jahre 1536 hatte er die Zecca, die Münze und die Libreria, die Bibliothek an der Piazetta, begonnen und schnell soweit gefördert, daß der allezeit geschäftige Aretino schon im Februar 1540 den kaiserlichen Geschäftsträger Don Diego Mendoza einladen konnte, er solle sich in der Maske auf die Piazza begeben, um zu sehen „i sudori mirabili del Sansovino" (wörtlich: den bewunderungswürdigen Schweiß d. h. die wunderbaren Arbeiten Sansovino's). Aber bei dieser Gelegenheit klang der Trommelwirbel Aretino's bei weitem nicht so stark wie der, welchen Sansovino eigenhändig in Szene gesetzt hatte.

Es ist das erste Beispiel einer großartig organisirten Künstlerreklame, welches uns in der Kunstgeschichte hier entgegentritt. Wir dürfen um so länger dabei verweilen, als bisher kein Historiker die im Nachfolgenden zu schildernde

Angelegenheit in das rechte Licht gerückt hat. Nur Temanza, ein Architekt des vorigen Jahrhunderts, der eine Anzahl sehr verdienstvoller und reichhaltiger Biographieen von venetianischen Architekten und Bildhauern des 16. Jahrhunderts verfaßt hat, deutet den wahren Charakter der ganzen Geschichte mit einigen Worten an.

Die Façade der Libreria besteht aus zwei Stockwerken. Das untere Geschoß, das sich nach der Piazetta zu in 21 Bogenstellungen ebenso wie das obere öffnet, ist dorischer Ordnung, während das Säulensystem des Obergeschosses ein ionisches ist. Die Schmalseite nach der Pescheria, der Lagune, zu, hat nur drei Bogenstellungen und stößt an die Zecca. Sansovino schlug nun den Vitruv auf, den er wie die meisten Architekten der Hochrenaissance als seinen obersten Lehrmeister betrachtete, und fand darin eine Stelle, aus der er herauslesen wollte, daß an der Ecke des Gebäudes, dort, wo der dorische Metopen- und Triglyphenfries von der Piazetta nach der Pescheria umbiegt, genau auf jeder Seite eine halbe Metope stehen müsse. Indem er dabei den von Vitruv gemachten Zusatz übersah, nach welchem die beiden Hälften nicht so strikt einzuhalten seien, legte er sich selbst eine Schwierigkeit in den Weg, deren Ueberwindung er dann höchst geschickt zu einer öffentlichen Frage aufzubauschen wußte. Wie ist diese halbe Metope auf jeder Seite zu erreichen? so lautete die brennende Frage, zu deren Lösung Sansovino die Architekten und Vitruvgelehrten ganz Italien's aufforderte. Seine Freunde in Florenz und in Rom, das sich inzwischen von den Verwüstungen des Jahres 1527 wieder etwas erholt hatte, hatten lange von Sansovino's Arbeiten nichts gehört. Trotz seiner politischen Machtstellung war Venedig bei weitem nicht in dem Grade ein Zentralpunkt wie Rom und Florenz. Wie heute lag es auch damals zu sehr abseits von der großen Heerstraße. Jetzt hatte Sansovino einen Anlaß gefunden, die Augen des ganzen gelehrten und künstlerischen Italien auf sich zu lenken.

Im Jahre 1542 hatte sich in Rom eine vitruvianische Akademie konstituirt, welche sich mit großem Eifer der Frage annahm. Claudio Tolomei, der Sekretär dieser mit großem Pomp in's Leben gerufenen Körperschaft, sandte im Namen derselben ein Gutachten ein, und ebensosehr interessirte sich der Kardinal Pietro Bembo, wohl nicht ohne Zuthun Aretino's, für die Angelegenheit, welche mehrere Jahre lang ganz Italien in Bewegung setzte. Auf Bembo's Veranlassung schickten mehrere Architekten und Bauverständige aus Neapel, Rom, Toskana und der Lombardei Zeichnungen nach Venedig. Aber darum war es dem schlauen Sansovino gar nicht zu thun. Sein Hauptzweck, einmal in großem Maßstabe von sich reden zu machen, war erreicht. Die Lösung hatte er längst in petto. Plötzlich produzirte er ein Holzmodell, welches an der

Ecke richtig die halbe Metope zeigte. Er hatte seinen Zweck einfach dadurch erreicht, daß er den Fries etwas verlängerte und den Eckpilaster gegenüber dem Glockenthurm etwas verbreiterte. So wurde die eingebildete Schwierigkeit beseitigt.

Sein Sohn Francesco, der Verfasser der ersten ausführlichen Beschreibung Venedig's, handelte natürlich ganz im Sinne seines Vaters, wenn er in seiner Venezia descritta die Affaire zu einer Haupt- und Staatsaktion aufbauschte, obschon er sie in der Hauptsache, wie seine konfuse Beschreibung zeigt, gar nicht verstand. Gleichwohl gab es schon damals Leute, welche den Humbug durchschauten, und zu ihnen wird auch Sammicheli, der große Nebenbuhler Sansovino's, gehört haben. Ihre Meinung gibt unzweifelhaft Vincenzo Scamozzi, der sich noch in den letzten Jahren Sansovino's der Unterweisung des Meisters erfreut hatte, in seiner Idea dell' Architettura wieder, wenn er sagt, es hätte gar keine Schwierigkeit vorgelegen; überdies sei Sansovino's Lösung keine glückliche.

Der Meister stand jetzt auf der Höhe seines Ruhmes und seines Glückes, getragen durch die Gunst des venetianischen Adels und gefeiert in ganz Italien um des glänzenden Bauwerkes willen, das seiner baldigen Vollendung entgegensah. Aus seiner so geschickt in Szene gesetzten Reklame hatte er zugleich einen klingenden Vortheil gezogen, indem ihm unter dem 19. April 1539 eine Gehaltszulage von 40 Dukaten bewilligt wurde, sodaß sich das gesammte Einkommen, welches er von Seiten der Republik bezog, nun auf 220 Dukaten belief. Um so tiefer und schwerer war der Sturz, der ihn ereilte.

Im Jahre 1545 wurden die Rüstbogen errichtet, um die gewölbten Decken der Hallen aufzumauern. Sansovino hatte bei der Restauration der Kuppeln der Markuskirche bereits ausreichende Erfahrungen gesammelt und, wie er damals die Risse dadurch beseitigte, daß er die Kuppeln mit eisernen Reifen umspannte, so brachte er auch jetzt in Zwischenräumen von fünf Fuß eiserne Ketten an, die von einer Mauer zur andern hinübergezogen wurden, um die Trag- und Widerstandsfähigkeit der Seitenmauern zu vermehren. Der Bau der Decke nahm längere Zeit in Anspruch, als Sansovino erwartet hatte. Der Frost kam dazwischen, aber der Meister, begierig, sein Werk zu vollenden, ließ nichtsdestoweniger weiterarbeiten, und um die Mitte des Dezember war die Decke vollendet.

Da, am 18. Dezember, einem Freitage, in der Nacht um ein Uhr, erfolgte die Katastrophe. Wie Sansovino die Sache später darstellte, hatten die Maurer noch an demselben Tage die Stützbalken weggenommen, als die letzte Hand an's Werk gelegt worden war. Ein Theil des Gebäudes, und zwar die Seite nach dem Glockenthurm zu, stürzte ein. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, über-

trieb das Gerücht die Thatsachen um ein Bedeutendes. Die Nachricht von der Katastrophe verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Venedig, und schon um vier Uhr drang sie zu Pietro Aretino, der eben einen Brief von dem zur Zeit in Rom weilenden Tizian erhalten hatte. Ein etwas voreiliger Diener der Gerechtigkeit bemächtigte sich sofort des unglücklichen Baumeisters und steckte ihn in's Gefängniß. Seine Freunde, Pietro Aretino und der Bildhauer und Dichter Danese Cattaneo an der Spitze, setzten sofort alle Hebel in Bewegung, um die Freilassung Sansovino's zu erwirken. Don Diego Mendoza, der kaiserliche Geschäftsträger, der sich als Statthalter von Siena gerade in dieser Stadt befand, schickte sofort einen Boten an Sansovino, der ihn seines Beistandes versicherte. Aretino schrieb noch in der Nacht einen Brief an Tizian nach Rom, in welchem er das Mißgeschick Sansovino's im threnodischen Stile eines Cicero beklagte.

Crowe und Cavalcaselle nehmen in ihrer Tizian-Biographie an, daß die Freilassung Sansovino's hauptsächlich ihrem Helden zu verdanken gewesen, der mit dem neuen Dogen Pietro Lando in näheren Beziehungen stand. Sie berufen sich dabei auf Beltrame, dessen Meinung sich zweifellos auf Urkundliches stütze, wenn er dergleichen auch nicht angebe. Gegenüber der Darstellung Temanza's aber, der die von ihm benutzten Urkunden auch immer, sogar häufig im Wortlaute, zitirt, ist die Meinung der beiden berühmten Forscher, welche sich auf Urkunden und Inschriften weniger gut verstehen als auf Stilanalysen, nicht stichhaltig. Danach scheint es vielmehr, daß Sansovino unverzüglich in Freiheit gesetzt wurde, nachdem sich seine Verhaftung aus dem Uebereifer eines untergeordneten Organes der Exekutivbehörde erklärt hatte. Der voreilige Sbirre wanderte an seiner Stelle in's Gefängniß. Man braucht dabei nicht immer gleich an die Bleikammern oder an die schauerlichen, lichtlosen Löcher unter dem Kanal an der Seufzerbrücke zu denken. Diese Marterkammern blieben meist für politische Verbrecher reservirt.

Die Verhaftung Sansovino's war aber nur das kleinste der Mißgeschicke, die den Meister trafen. Er wurde sofort aller seiner Aemter und Obliegenheiten enthoben und ihm ein peinlicher Prozeß gemacht, der mit seiner Verurtheilung zu einer Geldbuße von tausend Dukaten endete. Die Akten dieses Prozesses sind noch vorhanden, oder waren es wenigstens noch, als Temanza seine Biographie des Meisters schrieb Ueber den Einsturz selbst heißt es darin sehr lakonisch: „1545. 18. Dezember. Freitag am Abend, um ein Uhr in der Nacht, stürzte das neue Gebäude gegenüber dem Palaste ein, an der Seite nach der Panataria zu.“ Aus den angestellten Verhören ging hervor, daß die einen die Schuld an dem Einsturz der Eile beimaßen, mit welcher gemauert worden war, andere dem plötzlich eingetretenen, übermäßigen Froste,

andere endlich der Unerfahrenheit der Maurer und zum Theil auch der Erschütterung, welche dadurch herbeigeführt worden war, daß ein Schiff im Hafen mehrere Kanonenschüsse abgefeuert hatte.

Sansovino brauchte die Strafe nicht baar zu erlegen. Er hatte noch 600 Dukaten für die vier Bronzestatuen in den Nischen der Logetta — sie gehören zu seinen reizvollsten Schöpfungen — und 300 weitere für drei Bronzereliefs zu fordern, welche Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Markus darstellen und sich gegenwärtig im Chor von San Marco befinden. Die Abrechnung fand am 10. Februar 1546 statt. Inzwischen war Aretino nicht unthätig gewesen. Gleich nach Sansovino's Verhaftung hatte er einen ungemein salbungsvollen Trostbrief an Paola Sansovino — man weiß nicht, ob es die Gattin oder die Tochter des Meisters war — geschrieben, und dann setzte er alle seine Gönner und alle, die ihm irgendwie verpflichtet waren oder ihn zu fürchten Ursache hatten, in Bewegung, um das Schicksal des Künstlers zu mildern. Vornehmlich kam es ihm darauf an, die Angelegenheit, welche sich mit großer Schnelligkeit durch ganz Italien verbreitet hatte und überall Aufsehen erregte, in einem für Sansovino möglichst günstigen Lichte darzustellen. Er wußte, daß die Neider Sansovino's die Sache übertrieben und zu ihrem Vortheile ausgebeutet hatten. Namentlich waren ihm herbe Urtheile Sammicheli's und Tribolo's zu Ohren gekommen. Auf beide ergoß er nun die Schaale seines Zornes, und da er dem ersteren, wie es schien, nicht beikommen konnte, hielt er sich an den letzteren, der ein Schüler Sansovino's gewesen war. Er setzte ihm so lange zu, bis er schwor, niemals eine ungünstige Aeußerung über seinen ehemaligen Meister gethan zu haben.

Dieser Zug in Aretin's Wesen berührt um so angenehmer, als er ziemlich vereinzelt dasteht. Als Gegenstück dazu mag ein Beispiel von der Doppelzüngigkeit des Pasquillanten angeführt sein, das uns zwar von unserm Gegenstande etwas ableitet, aber doch der Zeit nach mit ihm in Verbindung steht. Tizian war Ende September oder Anfang Oktober nach Rom gegangen und hatte bald nach seiner Ankunft einen enthusiastischen Brief an Aretino geschrieben, den dieser sofort beantwortete. „Ich sehne mich,“ heißt es darin, „nach Eurer Rückkehr; denn ich möchte wissen, was Ihr über die Antiken denkt und ob Ihr meint, daß sie höher stehen als Michelangelo, und inwiefern dieser als Maler den Raffael erreicht oder übertrifft.... Seht Euch ja die Art und Weise aller hervorragenden Maler ... an ... vergleicht die Figuren Jacopo Sansovino's mit Arbeiten solcher, die sich ihm an die Seite stellen, und vertieft Euch nicht zu sehr in das ‚Jüngste Gericht‘ der Sixtina; sonst laßt Ihr mich und Sansovino den ganzen Winter über im Stiche.“ Und dieser selbe Aretino schrieb wenige Tage darauf, am 17. Oktober 1545, an Cosimo I., Herzog von Florenz:

„Mein Gönner! die nicht geringe Menge Geldes, in deren Besitz sich Messer Tizian befindet, sowie seine übermäßige Begierde, dasselbe zu vermehren, ist der Grund, daß er, ohne sich an Verbindlichkeiten zu kehren, die er gegen Freunde hat, noch an Verpflichtungen, die man Verwandten schuldig ist, nur an das mit außergewöhnlicher Besorgniß denkt, was ihm große Dinge in Aussicht stellt; deshalb ist es auch kein Wunder, wenn er, nachdem er mich sechs Monate lang mit der Hoffnung hingehalten, jetzt von der Freigebigkeit Paul's III. angelockt, nach Rom gegangen ist, ohne mir das Bild Eures unsterblichen Vaters zu machen."

Wir wissen nicht, ob Aretino sich auch gegen Sansovino in gleichem Maße doppelzüngig erwies. Aber soviel steht jedenfalls fest, daß er ihm während seines Mißgeschickes treu zur Seite blieb und ihm die Folge der Katastrophe nach Kräften zu mildern suchte. Sansovino wurde zwar abgesetzt und sein Gehalt suspendirt, aber er blieb doch de facto der Architekt seines Werkes. Er wußte sich auch gegen den Prokurator Antonio Capello zu behaupten, welcher vorschlug, die steinerne Wölbung durch eine hölzerne Decke zu ersetzen. Das Werk wurde unter besseren Auspizien fortgeführt, und am 4. Oktober 1546, also noch nicht ein Jahr nach der Katastrophe, konnte Sansovino an seinen Gönner, den Kardinal Bembo in Rom, der sich gleichfalls in den unglücklichen Dezembertagen für ihn verwandt hatte, das Schreiben richten: „Ich würde glauben, sehr gegen meine Pflicht zu fehlen, wenn ich Ihnen nicht über meinen Bau Nachricht gäbe, der Ew. hochwürdigen Herrlichkeit so sehr gefiel, als dieselbe hier war. Ich theile Ihnen also mit, daß ich denselben jetzt soweit gebracht habe, daß er bequem bewohnt werden kann. Und obschon der Bau durch die Schuld eines Andern, wie Jeder weiß, einige Unfälle erlitten hat, so ist die Sache doch nicht so arg gewesen, als man sie anfänglich gehalten hat. Denn es ist blos ein Fenster eingestürzt und der Giebel, der darüber war, indem die unwissenden Bauleute an demselben Tage die Stützen weggenommen hatten, als die letzte Hand daran gelegt worden war. Aber Gott möge es dem, der es so gewollt hat, vergeben! — Ich danke Ew. hochwürdigen Herrlichkeit unendlich für die Grüße von Seiten des Messer Antonio Anselmi, dem meine Idee des Eckstückes der dorischen Ordnung so sehr gefallen hat; eine Sache, die von den Alten wegen ihrer Schwierigkeit bei Seite gelassen worden ist. Nun aber will ich weiter nichts mehr sagen. Möge mich Ew. hochw. Herrlichkeit als Vater der Künstler dort vertheidigen und hier über mich gebieten, wie über einen wirklichen und langjährigen Diener. Unser Herr erhalte Sie glücklich!"

Sansovino witterte also, wie aus diesem Schreiben hervorgeht, hinter dem Unfall seines Bauwerkes eine Intrigue, die Hand eines ungenannten „Andern", der zu voreilig die Stützen wegzog, durch welche der Ruhm des Erfinders des

dorischen Eckstückes begraben werden sollte. Aber die Sache sah schlimmer aus, als sie in der That war. Dieselbe Fama, welche in den Jahren zuvor so geschäftig für den Schöpfer der Libreria durch ganz Italien geflogen war, stellte sich im Handumdrehen in den Dienst seiner Gegner und durchflog zum zweiten Male als Nemesis die apenninische Halbinsel.

Auch in Venedig scheint man an maßgebender Stelle die Angelegenheit schließlich unter einem milderen Lichte betrachtet zu haben. Als das „prächtigste profane Gebäude Italien's" Ende 1548 vollendet dastand, als sich die weißen Mormorsäulen in den lichtgrünen Fluthen der Lagune spiegelten, und ganz Venedig dem genialen Meister zujauchzte, ging auch für den Hartgeprüften die Sonne der Gnade wieder auf. Am 3. Februar 1549 wurde Sansovino in seine Aemter und Würden wieder eingesetzt. Er erhielt nicht blos den suspendirten Gehalt, sondern auch das als Geldbuße eingezogene Honorar für Bronzearbeiten zurück. So verlief die Angelegenheit schließlich ohne materiellen Schaden für den Meister, und auch sein Ruhm erholte sich allmählich von der erlittenen Schlappe, die er überdies noch durch eine Reihe glänzender Schöpfungen wieder gutmachen konnte, da er erst im Jahre 1570 starb und fast bis zum letzten Augenblicke seines Lebens in Thätigkeit blieb. Aretino ließ die Rehabilitation seines Freundes nicht vorübergehen, ohne dem Dogen und der Signoria in einem Briefe voll emphatischer Wendungen für ihre gnädige, der Kunst freundliche Gesinnung zu danken.

Mit dem Ausbau des Innern der Bibliothek wurde, so scheint es, etwas vorsichtiger umgegangen. Erst im Jahre 1553 war der große Saal so weit vollendet, daß man daran denken konnte, ihn mit malerischem Schmucke zu versehen. Gerade damals war unter den Malern Venedig's ein neues glänzendes Gestirn aufgetaucht, Paolo Veronese, der seine Erfolge vornehmlich als Freskomaler erzielt hatte. Tizian und Sansovino, welche mit der Auswahl eines Malers betraut waren, forderten ihn und fünf andere Künstler — die Register der Prokuratien nennen die Namen: Iseppo Salviati, Battista da Verona, Zuanne de Mio, Julio Lizzini und Andrea Schiavoni — zu einer Konkurrenz auf, die im Jahre 1556 von den Preisrichtern zu Gunsten Paolo Veronese's entschieden wurde. Um den Eifer der Konkurrenten noch zu erhöhen, hatten die Prokuratoren für den Sieger außer seinem Honorar noch eine goldene Kette ausgesetzt. Eine Anekdote erzählt, daß jeder von den Bewerbern einzeln gefragt wurde, welchem Entwurfe er den ersten Preis zuerkenne, und alle sprachen ihm dem Paolo zu — also eine Wiederholung jenes Urtheiles, welches einst die griechischen Konkurrenten um die Amazone für Ephesos über das Werk ihres Mitbewerbers Polyklet fällten. Paolo bekam also die goldene Kette und drei von den einundzwanzig für die Decke bestimmten Rundbildern zur Ausführung,

während die andern sich mit dem Honorar von sechzig Dukaten begnügen mußten.

Als Sansovino am 27. November 1570 in einem Alter von 91 Jahren starb, war der Ausbau des Innern nur etwa erst zu zwei Drittheilen vollendet. Scamozzi, Sansovino's Schüler aus der letzten Zeit seines Lebens, der 1582 Baumeister der Republik wurde, fiel die Aufgabe zu, das edelste Vermächtniß seines Meisters zur Vollendung zu bringen. Man kann ihm zu seinem Ruhme nachsagen, daß er diese Aufgabe im Geiste Sansovino's und ziemlich genau nach seinen Plänen ausführte.

Das Gebäude der Markusbibliothek, welche jetzt zum königlichen Palaste gehört, nachdem die Bücher bereits 1812 in den Dogenpalast geschafft worden, hat den Stürmen dreier Jahrhunderte getrotzt und damit die Solidität seines Gefüges auf's glänzendste bewiesen. Viele gleichzeitig entstandene Kirchen sind heute bereits in lebensgefährlicher Weise baufällig, Kuppeln und Gemäuer zeigen furchtbare Risse, die Libreria aber steht heute noch so unversehrt da, wie sie aus den Händen ihres Schöpfers hervorgegangen.

Venedig, im Mai 1879. Adolf Rosenberg.

Ein Engländer über die deutsche Wehrkraft.

Der „Daily Telegraph“, gegenwärtig die verbreitetste englische Zeitung, brachte am vorigen Sonnabend folgenden hochinteressanten Leitartikel:

„Durch die Vollendung der Eisenbahnlinie, die Berlin direkt mit Metz verknüpft, hat die deutsche Regierung es sich wesentlich erleichtert, beim Beginn zukünftiger Feindseligkeiten, die zwischen den Siegern und den Besiegten von 1870 und 71 ausbrechen können, die Offensive gegen Frankreich zu ergreifen. Die Hauptstadt Deutschland's ist jetzt mit dem großen lothringischen Bollwerk durch eine schnurgerade und solid gebaute Eisenstraße verbunden, auf welcher es ohne Unterbrechung und Aufenthalt die gewaltigen Militärkräfte, die in Friedenszeiten in den östlichen und nördlichen Provinzen Preußen's lokalisirt sind, nach einem Punkte an der französischen Grenze werfen kann, der nicht weiter als 210 Kilometer von Paris entfernt ist. Im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich ist Berlin das Stelldichein, wo die Armeekorps von Ostpreußen, Pommern, der Mark Brandenburg, Posen, Schlesien, Schleswig-Holstein und Hannover, die mit der bleibend in und um Berlin

stationirten Garde beträchtlich mehr als ein Drittel der ganzen kaiserlich deutschen Heeresmacht bilden, sich nothwendigerweise sammeln müssen, sobald ihre Mobilisirung vollendet ist; denn die militärischen Kreise, in welchen die Armeekorps eins, zwei, drei, fünf, sechs, neun und zehn ihre Standorte haben und sich jährlich rekrutiren, sind allesammt mit der Hauptstadt durch direkte Eisenbahnlinien verbunden, deren Dienst im Hinblick auf die Absicht organisirt ist, im Zentrum der Metropole binnen zehn Tagen nach Versendung der Mobilisirungsordre an die betreffenden Distriktskommandeure circa 250000 wohlgeübte Soldaten zu sammeln.

Die übrigen zehn Korps der kaiserlichen Armee hängen rücksichtlich ihrer Beförderung nach der deutschen Westgrenze von andern Eisenbahnsystemen ab, die es für sie unnöthig machen, durch Berlin zu passiren, wenn sie gegen Frankreich zu Felde ziehen. Aber es ist wahrscheinlich, daß die aus den oben erwähnten acht Korps bestehende Streitmacht — die Garde bildet ein eigenes Armeekorps, das keine besondere Nummer hat — in Gemeinschaft mit dem 15. Korps, das bleibend an der französischen Grenze aufgestellt ist, im Falle des Ausbruchs eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Deutschland zu einem plötzlichen und zerschmetternden Schlage gegen Paris benutzt werden würde. Zu diesem Zwecke ist die Linie Berlin-Metz mit einem gewaltigen Kostenaufwande erbaut worden, der aus der französischen Kriegskostenentschädigung bestritten wurde. Kein Heller davon ist jetzt unverwendet, ausgenommen die 120 Millionen Mark, die in den Kellern des Juliusthurms zu Spandau bei Seite gelegt sind, um die ersten Baarausgaben bei Beginn einer Mobilisirung beim nächsten Kriege bestreiten zu können. Diese Summe gemünzten Goldes, welche einem jährlichen Zinsenertrag von zwei Millionen Mark gleichkommt, liegt todt und keine Interessen tragend da, und das zu einer Zeit, wo die Finanzen des Reiches in Folge des Niederganges von Handel und Wandel in ganz Deutschland sich in so übler Lage befinden, daß das letzte Budget des Reiches ein Defizit von 70 Millionen Mark aufwies. (Eine Vorsicht, welche blos ein beschränkter Kaufmannssinn tadeln, ein Politiker dagegen selbstverständlich nur loben kann.)

Metz ist, wie der „erste Soldat des Vaterlandes" während der Friedensverhandlungen im Januar 1871 grimmig bemerkte, „ein in bequemer Distanz zum Feuern auf den Kopf Frankreich's zielendes Pistol". Es ist im gegenwärtigen Augenblicke nicht nur die gewaltigste Festung Europa's — wahrscheinlich der ganzen Welt — sondern zugleich ein Waffenplatz ersten Ranges, dem sich an Ausdehnung, Stärke und Hilfsquellen nur Straßburg und Posen nähern. Als eine Basis von Angriffsoperationen ist es alles, was Graf v. Moltke daraus zu machen entschlossen war, als er zu einer Zeit, wo der

französische Vorschlag, es blos zu schleifen, im kaiserlichen Hauptquartier mehr als einen einflußreichen Fürsprecher fand, darauf bestand, daß Deutschland es behalte. Sein Besitz schützt nebst dem von Straßburg Deutschland's Westgrenze praktisch vor einer Invasion und setzt die Deutschen in den Stand, Frankreich mit überwältigenden und leicht zu konzentrirenden Streitkräften mitten in's Herz zu treffen.

Fürst Bismarck, der sich während des deutsch-französischen Krieges so oft und so bitter beklagte, daß ihm durch die rein militärischen Autoritäten, die, statt ihn mit seinem Programm des Druckes auf die Vertheidiger von Paris und die Regierung der nationalen Vertheidigung zu unterstützen, ihn fortwährend hemmten, die Hände gebunden wären, hat durch sein Handeln seit Abschluß des Friedens bewiesen, daß er Behandlung von oben herunter (slights) und Beleidigungen verzeihen kann, wenn die Interessen Deutschland's dies für ihn zweckmäßig machen. Er hat den Leuten, die deshalb, weil er kein berufsmäßiger Soldat oder anerkannter Strateg war, ihn in Versailles systematisch bei Seite ließen (snubbed) und bei einer Gelegenheit so weit gingen, ihn von einer militärischen Berathung, welche bei einer besonders kritischen Gestaltung des Feldzugs stattfand, auszuschließen, bei den Maßregeln, die sie befürworteten, seine getreue und stetige Unterstützung angedeihen lassen. Er war zu jener Zeit über ihre Haltung heftig erbittert und hielt mit dem Ausdruck seiner Entrüstung gegen seine Umgebung, wie Dr. Busch's Tagebuch reichlich bezeugt, keineswegs zurück. Aber der Verdruß, der ihm durch militärische Pedanterie und Ausschließlichkeit zu einer Zeit verursacht wurde, wo seine Nerven durch das Bewußtsein überwältigender Verantwortlichkeit in einen schmerzhaften Grad von Spannung versetzt waren, hielt ihn, als diese Spannung in Folge der ungeheuren Triumphe Deutschland's nachgelassen hatte, nicht im Mindesten ab, seine Peiniger in den Stand zu setzen, ihre Pläne für die vollständige Sicherung der neuen Grenze und für die Steigerung der Aussichten des Vaterlandes auf Erfolg bei einem zukünftigen Zusammenstoße mit seinem alten Feinde auszuführen. Zu allen praktischen Absichten und Zwecken hatte er die Schnur der Geldsäcke in der Hand, in welche die Milliarden der Kriegsentschädigung, aus dem französischen Besitz in den deutschen übergehend, geflossen waren, und er lockerte sie ohne Zögern, so oft das Kriegsdepartement neue Geldlieferungen zur Vervollständigung seines gigantischen Offensiv- und Defensivsystems verlangte.

Bei seinen wiederholten Bemühungen, alle deutschen Privateisenbahnen dem Staate in die Hände zu bringen — Bemühungen, welche vorzüglich von strategischen Rücksichten und den bis in's ungeheuere entwickelten Bedürfnissen des militärischen Transportdienstes diktirt waren — wagte er es wiederholt,

sich in Kreisen unbeliebt zu machen, wo ihm besonders daran lag, Empfindlichkeiten zu beschwichtigen und sich für die Dauer Wohlwollen zu erwerben. Er hat sich der ihm vom Kaiser und der Nation anvertrauten fast unbeschränkten (zu viel behauptet!) Vollmachten bedient, um in dieser besonderen Richtung Ergebnisse herbeizuführen, welche sich durch ein streng konstitutionelles Verfahren nicht erreichen ließen. Durch die vor nichts zurückschreckende Ausübung seines Einflusses auf die Verwaltung ist viel werthvoller Eisenbahnbesitz (zum Besten des Staates, also zum Wohle Aller, zuletzt auch indirekt der Aktionäre!) entwerthet worden, bis die Aktionäre herausfanden, daß es thatsächlich in ihrem Interesse lag, sich von ihren Aktien unter Bedingungen zu trennen, die sie, als man sie ihnen zu Anfang vorschlug, nicht einmal anhören wollten, indem sie der irrigen Meinung lebten, daß man sie nicht zwingen könnte, was ihnen gehörte, mit Verlust aufzugeben, blos, weil die Regierung es zu wohlfeilem Preise haben wollte. Hierbei machten sie die Rechnung ohne den Wirth. Fürst Bismarck hat ihnen bewiesen, daß die Staatsraison, seiner Vertretung übertragen, vor allen privaten und individuellen Interessen, gleichviel welchen, den Vortritt hat. Er hat sich von seinem Vorhaben weder durch wirthschaftliche Rücksichten, die geltend gemacht wurden, noch durch irgend welche Vorstellungen gefühlvoller Art abbringen lassen, und das Ergebniß seiner Standhaftigkeit ist das, daß Deutschland sich jetzt in einer Lage befindet, in der es seinen nächsten Krieg gegen jeden seiner großen Nachbarn — vorzüglich gegen Frankreich — mit sehr günstigen Aussichten führen kann, während es selbst gegenüber jeder Invasion von seiner Westgrenze her unbedingt unüberwindlich ist.

Thatsächlich sind die Milliarden in der Hauptsache für verbesserte Rüstungen der oder jener Art ausgegeben worden. Eine riesige Summe ist für Straßburg und Metz verwendet, die östlichen Festungen sind erweitert, verstärkt und mit einer gewaltigen Artillerie versehen, die achtzehn Armeekorps des kaiserlichen Kriegsheeres sind neubewaffnet mit Gewehren von der höchsten Wirksamkeit, welche die moderne Wissenschaft erreicht hat, die Qualität der Kavalleriepferde hat eine solche Verbesserung erfahren, daß man, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, behaupten kann, sie sei doppelt so gut als 1870, und die gegenwärtigen Zahlen der stehenden Armee und folglich auch der Reserve und der Landwehr sind beträchtlich vermehrt worden. Die Streitmacht, über die der deutsche Kaiser für einen auswärtigen Krieg verfügt, ist in jeder Beziehung eine viel furchtbarere als die, mit welcher er vor etwa neun Jahren Frankreich überzog und besiegte. Die Verbesserungen im Mobilisirungssystem haben Schritt gehalten mit denen in der Bewaffnung, Ausstattung und Beförderung der kaiserlichen Legionen. Man wird sich erinnern, daß die französische Kriegserklärung

am 15. Juli 1870 von Paris abging, und daß am folgenden Tage die Ordre zur Mobilisirung der zum Norddeutschen Bunde gehörigen Armeen von Berlin versandt wurde. Vierzehn Tage nachher standen zwischen drei= und viermalhunderttausend deutsche Krieger an der Grenze des Elsaß, und am 4. August wurde von der Vorhut des Heeres des Kronprinzen die Schlacht bei Weißenburg geschlagen und gewonnen. Dies war eine Leistung auf dem Gebiete der Mobilisirung und Beförderung, die bis dahin der militärischen Erfahrung noch nicht vorgekommen war, und die bei jedem Berufssoldaten in Europa Staunen und Bewunderung erweckte. Wenige Offiziere außerhalb des geschlossenen Kreises des preußischen Generalstabes glaubten, daß sie in einem zukünftigen Kriege noch überboten werden könne. Trotzdem theilt man uns mit, daß die jetzt beinahe vollendeten Einrichtungen das deutsche Kriegsministerium in den Stand setzen werden, eine Streitmacht von mehr als einer halben Million wohlgeübter und disziplinirter Soldaten binnen zehn Tagen nach Erlaß des Mobilisirungs=Befehls zu mobilisiren und an die östliche oder westliche Grenze zu versetzen.

Es ist ein Glück für seine nächsten Nachbarn, daß Deutschland so friedfertig gestimmt ist, wie wir im jetzigen Augenblick anzunehmen alle Ursache haben" — und wie man, fügen wir hinzu, immer wird annehmen dürfen, so lange jene Nachbarn ebenso friedfertig denken und dies in ihrem Verhalten erkennen lassen.

Politische Briefe.

XII.

Die Reichstagsparteien und die Finanzzölle.

Während dem neuen Zolltarif in seinen schutzzöllnerischen Theilen die Annahme durch die Reichstagsmehrheit gesichert ist, erscheint die Annahme der Finanzzölle zur Zeit noch fraglich. Und doch weiß Jedermann, daß der Zweck, dem Reiche eigene Einnahmen mindestens bis zum Betrage der Matrikularbeiträge, wenn jedoch möglich, weit über diesen Betrag hinaus zu verschaffen, den Anstoß zur Zollreform gegeben hat. Schutzzölle allein ohne Finanzzölle würde die Reichsregierung nie gefordert haben, denn neben dem Anspruch der Klassen, welchen die Schutzzölle zu gute kommen sollen, steht der noch weit höher berechtigte Anspruch derjenigen Klassen, welche einer gerechteren Vertheilung

der Steuerlast bedürfen. Es ist also gar keine Rede davon, daß Schutzzölle ohne Finanzzölle, möchte der Reichstag immerhin so beschließen, zur Einführung gelangen, weil der Bundesrath einem in dieser Weise einseitig gestalteten Tarif die Zustimmung nicht geben würde. Wir stehen also vor der Frage, ob durch die Finanzzölle die ganze Zollreform scheitern wird. Wie vor jeder Entscheidung zwei Sorten von Pessimisten auftreten, die eine Sorte: die deprimirten Sanguiniker, die andere Sorte: die Schlauköpfe, welche als erste Bedingung zum Sturz eines Planes die Erschütterung der Zuversicht auf denselben versuchen, so auch diesmal. Die Schwachmüthigen und die Minirer prophezeien den Fall der Finanzzölle aus folgenden Gründen. Einmal weisen sie auf die Zurückhaltung des Zentrums, welches um so spröder thut, je mehr die Aussichten auf einen raschen kirchlichen Frieden zurückzuweichen scheinen. Die Taktik der Zentrumsführer war immer, die Finanzzölle als offene Frage zu behandeln, die Bewilligung abhängig zu machen von allen möglichen Garantieen. Von dieser gut gewählten Position aus kann man die Konsequenz wahren und zugleich eine drohende Miene annehmen. Es gibt in der That Leute, die vor dieser drohenden Miene sehr erschrecken. Die Pessimisten können aber auch auf die neuere Haltung der Nationalliberalen hinweisen. Dieser Partei, welche nach der entgegengesetzten Haltung ihrer Führer bei der Generaldiskussion des Zolltarifs nicht weiß, wie weit sie morgen ihren Bestand erhalten, ihr nationales Programm bewahrt und ihren so bedeutenden Anhang in der Nation noch um sich geschaart sehen wird, fehlt im Augenblick jede Direktion. Während die National-Zeitung kürzlich zum Erstaunen Vieler erklärte, sich die föderativen Garantieen des Zentrums sehr genau besehen zu müssen, hatte dasselbe Blatt nicht lange vorher mit starker Beflissenheit die konstitutionellen Garantieen unter seine Obhut genommen. Als ob diese beiden Arten von Garantieen so sehr weit auseinander wären, als ob das Zentrum auf seinem Preiskourant neben den föderativen nicht von Anfang auch die konstitutionellen Garantieen geführt hätte!

Die natürliche Rolle der Nationalliberalen wäre allerdings, für die Finanzzölle mit Entschiedenheit einzutreten unter dem einzigen Vorbehalt, daß das vom preußischen Finanzminister dem Abgeordnetenhause gegebene Versprechen erneut wird, eine Gesetzvorlage zu machen, wonach alle den Einzelstaaten aus der Reichskasse zufließenden Einnahmen in erster Linie zur Beseitigung von direkten Steuern verwendet werden müssen, jede andere Verwendung aber als von der besonderen Zustimmung der Landtage abhängige Ausnahme gilt.

Dies wäre die natürliche Rolle der Nationalliberalen, denn das Lebensmotiv der Partei ist die Pflege des Reichsgedankens und zwar nach der Seite der zentralen Institutionen und ihrer Kraft. Denjenigen unter ihren Genossen,

welche grundsätzlich Freihändler sind, könnte die nationalliberale Partei freistellen, um der Schutzzölle willen gegen den Tarif im Ganzen zu stimmen; dieser selbst wäre dann gleichwohl gesichert.

Allein es scheint, als ob die Nationalliberalen nicht gewillt oder höchst unentschlossen sind, diese einfache Rolle, die ihnen ihre ganze Vergangenheit vorschreibt, zu ergreifen. Es hat sich eines Theils der Partei eine habituelle Schmollsucht bemächtigt. Man will sich gekränkt, zurückgesetzt, verlassen fühlen, und doch wäre man in Verlegenheit, zu sagen, wodurch denn die Partei in ihren politischen Gedanken verletzt worden. Nur durch diese Verletzung dürfte sich eine patriotische Partei gekränkt fühlen. Aber die Frage der Tarifpolitik ist in der Partei immer für eine offene erklärt worden. Noch vor kurzem warnte die National-Zeitung in einem nicht unwahrscheinlich aus Lasker's Feder geflossenen Artikel eindringlich davor, die Partei an einen wirthschaftlichen Standpunkt zu binden. Lasker selbst ist bekanntlich in der Zollpolitik Opportunist. Dagegen scheint er in der Partei an der Spitze der Schmollsüchtigen zu stehen. Aber weil ein, wenn auch einflußreiches Parteimitglied parlamentarische Konflikte mit dem Reichskanzler gehabt hat, deren schuldiger Theil jetzt nicht ermittelt werden soll, deswegen darf die Partei doch nicht einem Akt nationaler Reform entgegentreten, gegen den sie sonst keine stichhaltigen Gründe hat, der vielmehr ihrem Lebensmotiv und ihrer Vergangenheit vollständig entspricht.

Allerdings würde bei einer solchen Haltung der Nationalliberalen der Kanzler den Tarif bekommen, wie er ihn will: nämlich die Finanzzölle durch die Nationalliberalen und Konservativen, die Schutzzölle durch das Zentrum und die Konservativen, das Ganze durch einen Theil des Zentrums, einen Theil der Nationalliberalen und die Konservativen. Gegen diese Eventualität verwahrt sich nun die National-Zeitung mit dem Ausspruch, man wolle sich nicht gebrauchen lassen zu einer Politik, welche das Ganze erreicht, indem sie für die Stücke verschiedene Majoritäten gewinnt. Man will also den Theil, den Haupttheil eines politischen Planes verwerfen, den Theil, welcher dem eigenen politischen Gedanken entspricht, weil man den Kanzler nicht zwingen kann, das Ganze nach den Wünschen der Nationalliberalen einzurichten, wobei das Schönste ist, daß man einen eigenen Plan der ganzen Finanzreform nicht besitzt oder keinesfalls, wenn er in einem Kopfe der Partei existiren sollte, über denselben in der Partei einig ist. Denn ein auf die Beibehaltung und Ausbildung der Freihandelspolitik gebauter Finanzplan würde nicht einmal den größeren Theil der Nationalliberalen für sich haben.

Eine Opposition, wie die von der National-Zeitung, an der man freilich jetzt eine vollkommene Direktionslosigkeit beobachten kann, durch den erwähnten

Artikel in Aussicht genommene, kann selbstmörderisch werden. Denn wir glauben noch nicht an die nachhaltige Opposition des Zentrums gegen die Finanzzölle und namentlich nicht an die Gefährlichkeit der Garantieforderungen, an welchen die Partei schließlich festhalten wird. Daß die nationalliberale Partei dahin kommen sollte, der Hauptfortbildung des Reiches seit seiner Schaffung entgegengetreten zu sein, so daß der Sieg dieses Fortschrittes dem Zentrum zu danken wäre, dies mögen wir noch nicht glauben. Schwerlich dürfte die Partei diese verblendete Wendung gegen ihren Ursprung jemals verwinden. Die Pflege und Fortbildung des nationalen Gedankens müßte nach diesem Akt politischer Unbesonnenheit auf andere Männer übergehen, die Führer mindestens, welche diesen Akt zu verantworten hätten, könnten niemals mehr die Ehre verdienen, als Vorkämpfer des nationalen Gedankens die Leitung in diesem Kampfe beanspruchen zu dürfen.

Literatur.

Fürst Bismarck und unsere Zeit. Von Dr. Hermann Klee. Berlin, Carl Duncker's Verlag, 1879.

Der Verfasser dieser Schrift will uns keine Biographie des Reichskanzlers geben, sondern „ein richtiges Verständniß für unsere Zeit, für das Wirken des Fürsten Bismarck in ihr und für die Prinzipien, die er wieder zu Ehren gebracht, verbreiten", „unter möglichster Abstrahirung von konkreten Daten aus der Geschichte den geistigen Kern herausschälen". Nach einem Rückblicke auf das Zeitalter der Revolution versucht er, ein Charakterbild des Fürsten zu entwerfen, der ihm der „echte Repräsentant einer soldatischen, königstreuen und glaubensstarken Gesinnung" und ein mannhafter Kämpfer gegen die den Staat bedrohenden revolutionären Tendenzen der Gegenwart ist. Dann wendet er sich zu der auswärtigen Politik Bismarck's, die er zunächst als preußische, dann als deutsche, zuletzt als großmächtliche auftreten läßt. Eingehender beschäftigt sich die Schrift hierauf mit der vielfach mißverstandenen, aber auch von ihr nicht ganz richtig charakterisirten inneren Politik des Reichskanzlers. Manches, was der Verfasser hier bemerkt, können wir unterschreiben, namentlich alles, was er über die Fortschrittspartei sagt, desgleichen das, was er über die Stellung des Fürsten zu den wirthschaftlichen Fragen urtheilt, indem er ihm das Bestreben zuschreibt, „die Industrie und die Finanzen des Reiches auf die Höhe einer auch national-ökonomisch großen Macht zu bringen, dem jungen deutschen Reich mehr inneres Leben und Blut zuzuführen und zu bewirken,

daß das Reich nicht mehr von den Bundesstaaten lebe, sondern das Leben dieser Glieder von dem Wohlbefinden des ganzen Körpers abhängig sei." Die Schlußabschnitte der Broschüre behandeln nichtpolitische Fragen, Glauben und Wissen, Religion und Philosophie, Wahlrecht, Presse, Theater und dergl., wobei der Verfasser gewöhnlich die Stellung des Fürsten zu diesen Fragen zu präzisiren bemüht ist. Auch dies geschieht in mehreren Fällen mit Glück und Erfolg, in anderen scheint uns die Schrift nicht auf der rechten Fährte. Vor allem irrt der Verfasser, wenn er sich den Fürsten als einen Mann fast durchgehends nach dem Herzen der Kreuzzeitungspartei vorstellt. Der Reichskanzler ist mit nichten ein Konservativer dieses Schlags, er ist dies ebensowenig, wie er zur Partei der Herren Virchow und Richter gehört. Er ist eben ein Mann, der über den Parteien steht, jede für seine Zwecke benutzt, von jeder das Gute nimmt, das sie etwa hat, jede fallen läßt, wenn sie ihm nicht mehr konvenirt. Er ist der Mann der Möglichkeiten, der Thatsachen, der Kompromisse, nicht entfernt ein Doktrinär, sondern der Realpolitiker, wie er sein soll, heute so, morgen anders, aber instinktmäßig stets auf rechtem Wege. Wie der Verfasser dazu kommt, das Buch Hahn's über Bismarck (S. 19.) ein „klassisches" zu nennen, ist uns unbegreiflich. Es ist ein ziemlich geschickt zusammengestelltes Sammelwerk, ein Hand- und Nachschlagebuch für den, der Material bedarf, aber weiter nichts.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik. Von Dr. N. Hocker. Zweite vermehrte und erweiterte Auflage. Lieferung 1 bis 7. Berlin, Theobald Grieben, 1879.

Wir müssen, bevor wir dieses Buch beurtheilen, die Vollendung desselben abwarten. Vorläufig, wo wir erst beim Oktober 1861 stehen, können wir nur sagen, daß das Werk in patriotischem Geiste geschrieben, nicht ohne Geschick kompilirt und dem Inhalte nach ungefähr so viel werth ist, wie Bücher sein können, die ohne tiefere und nähere Kenntniß der Verhältnisse und der Personen, um die sich's handelt, abgefaßt werden. Irgend welchen historischen Werth haben (und beanspruchen wohl auch) solche Erzeugnisse natürlich nicht. Wohl aber bringen sie wenigstens einige von den Hauptzügen der betreffenden Persönlichkeiten dem Publikum nahe, erinnern an deren Verdienste und tragen dazu bei, die dankbare Verehrung vor ihnen zu nähren und zu steigern, und das ist immerhin etwas werth und geeignet, sie in Ermangelung von Besserem zu empfehlen — selbstverständlich nur solchen, denen die leicht zugänglichen Quellen, welche die Verfasser benutzt haben, nicht zu Gebote stehen. Wir empfehlen darum auch diese Schrift, zumal da in ihr die neuesten Publikationen über den Reichskanzler berücksichtigt sind, und stärkere Irrthümer uns nirgends aufgestoßen sind. Auf eins möchten wir den Verfasser aufmerksam machen,

daß nämlich der Reichskanzler, bevor er zum Grafen und dann zum Fürsten erhoben wurde, nicht „Freiherr“, sondern einfach Herr v. Bismarck hieß. Daß der „Freiherr“ kein Druckfehler ist, geht daraus hervor, daß wir ihm von Seite 154 bis Seite 352 nicht weniger als sechzehn Mal begegnet sind.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.

In diesem Büchlein präsentirt sich ein feiner literarischer Scherz, dessen Quelle wohl in Leipziger Universitätskreisen zu suchen sein dürfte. Es handelt sich nicht um eine scherzhafte Mystifikation, denn die Aufzeichnungen, die hier 100 Jahre nach ihrer Niederschrift veröffentlicht werden, stammen wirklich von einem 20jährigen Studenten der Medizin, Joh. Friedr. Jugler aus Lüneburg, der 1778 und 1779 in Leipzig studirte und gleich nach seinem Weggange von der Leipziger Universität, im Winter 1779 auf 1780, seine Leipziger Beobachtungen zu Papiere gebracht haben muß; das Manuskript ist in Hannover in der Familie Jugler zu Tage gekommen und befindet sich im Besitz des Enkels des Verfassers. Dennoch will das Ganze wohl nur als Säkularscherz betrachtet sein. Positiv Neues über Leipziger Einrichtungen und Zustände jener Zeit darf niemand in dem Büchlein erwarten. Für alle sachlichen Mittheilungen, die der Verfasser macht, zitirt er gewissenhaft seine Quellen, und dies sind lauter Schriften zur Leipziger Lokalgeschichte, die uns natürlich heute noch ebensogut zu Gebote stehen, wie ihm damals. Uebrigens erschien 4 Jahre nach den Jugler'schen Aufzeichnungen eine viel ausführlichere Darstellung aus der Feder eines gewissen J. G. Schulz in Leipzig im Druck, durch welche die Jugler'sche Schilderung, wenn sie 1780 veröffentlicht worden wäre, schon damals in allen thatsächlichen Angaben antiquirt worden sein würde. Die Urtheile aber, die der Verfasser über Zustände und Personen Leipzig's, namentlich über die sämmtlichen damaligen Leipziger Universitätslehrer, fällt, und die mancherlei charakteristischen Belege, die er dafür beibringt, bilden einen so kleinen Bruchtheil des Ganzen, daß man die Frage aufwerfen könnte, ob nicht vielleicht die Veröffentlichung dieser Partieen, etwa in einem Aufsatze in einer Wochenschrift, genügt haben würde. Wenn aber auch mancher geneigt sein wird, diese Frage zu bejahen, wir für unsern Theil sind aus mehr als einem Grunde dem Herausgeber dankbar dafür, daß er uns das Ganze geboten. Das Jugler'sche Manuskript ist mit diplomatischer Treue zum Abdruck gebracht, in die Schlußpartieen, „Plaisirs und Zeitvertreib,“ sind einzelne Abschnitte aus einem seiner Zeit konfiszirten und daher selten gewordenen Buche „Leipzig nach der Moral beschrieben“ (1768) — es erschien noch während Goethe's Studentenzeit in Leipzig und ist dasselbe Buch, in dem zum ersten Male Leipzig

„ein klein Paris“ genannt wird — zur Ergänzung eingefügt, übrigens der Text durch den Herausgeber mit fleißigen erläuternden Anmerkungen versehen worden. Die Verlagshandlung aber hat durch die ganze Druckausstattung und die Zugabe von drei interessanten Illustrationen — eines ziemlich gleichzeitigen Planes von Leipzig und einer Abbildung der damaligen Leipziger Promenade, beides in Lichtdruck, und eines Planes der Umgegend von Leipzig, der in Landkartensatz von dem noch in der Offizin von Breitkopf & Härtel stehenden Originalsatz von 1776 gedruckt ist — dem Büchlein ein so reizvolles Gewand verliehen, daß der ehemalige Leipziger Student sich bei den dis superis et inferis dafür bedanken kann, daß die Publikation seines Schriftchens sich um die Kleinigkeit von 100 Jahren verzögert hat.

Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von Johann Meyer. Zweite Auflage. Hamburg, J. F. Richter, 1878.

Seitdem in Deutschland jeder Sekundaner in die germanistischen Geheimnisse eingeweiht wird und klug darüber schwatzen lernt, daß die deutschen Dialekte keineswegs Entartungen der Schriftsprache sind, sondern die Schriftsprache selbst nichts anderes ist als ein Dialekt, und „alle Dialekte gleichberechtigt“ sind, seitdem ist auch die Dialektdichtung furchtbar bei uns in's Kraut geschossen. Kein Jahr vergeht, ohne daß eine Menge dialektischer Tand auf den Markt käme, der einem fast die Freude an den paar guten Sachen, die wir in dieser Art haben, verleiden kann. Hier wird uns nun gar eine Uebersetzung aus einem Dialekt in den andern geboten. Die Arbeit ist gewiß keine leichte gewesen, denn es galt ja nicht blos die Worte, sondern gleichsam auch die Sachen zu übertragen, das ganze Lokalkolorit des Originals umzustimmen, und der Uebersetzer hat dies mit unleugbarem Geschick zu Stande gebracht. Trotzdem fragt man sich: Wozu? Wer soll an dieser Leistung Freude haben? Für wen ist sie berechnet? — An schönen Aussichtspunkten sind oft Bretterhäuschen errichtet mit farbigen Fenstern, und großen und kleinen Kindern gewährt es unaussprechliches Vergnügen, sich die grüne Sommerlandschaft zur Abwechselung einmal durch solche blaue oder rothe Scheiben zu betrachten. Uns behagt, ehrlich gestanden, ein rother Wald oder eine blaue Wiese ebensowenig wie ein plattdeutscher Hebel. Doch wollen wir unsre Meinung niemand aufdrängen. Wir sagen nur mit Fritz Reuter, und zwar ohne Dialekt: „Wer es mag, der mag es, und wer es nicht mag, der mag es ja wohl nicht mögen.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Frankreich im letzten Vierteljahre.

„Die Republik wird entweder konservativ sein, oder sie wird gar nicht sein" — so hat Thiers geweissagt. Der Gang, den die Dinge in Frankreich während der letzten drei Monate genommen haben, läßt uns aber den Geist derjenigen, welche in der Republik den Ton angeben, wenig konservativ erscheinen, und da wir derselben Meinung wie Thiers sind, so erwarten wir ein zwar langsames, aber stetiges Hinuntergleiten der Republik bis zu dem Entwickelungspunkte, wo sie, dem der Ruhe und Sicherheit bedürfenden Volke unerträglich geworden, wiederum der Monarchie und zwar zunächst der unbeschränkten oder nur scheinbar beschränkten Monarchie Platz machen wird.

Dieser Ausgang der Dinge wird nicht in unserm Interesse sein; denn so lange Frankreich eine Republik bleibt, so lange hat es keine Aussicht auf Allianzen mit monarchischen Mächten zum Angriff auf Deutschland. Indeß haben wir den Trost, daß der Prozeß, der mit Wiederherstellung der Monarchie endigen wird, langsam vor sich gehen zu wollen scheint, was für uns seine erheblichen Vortheile hat. Wir gewinnen Zeit, weiter zu erstarken, während die Franzosen sich in dem Kampfe der Parteien, der in seinen letzten Stadien mit den Waffen ausgekämpft werden wird, sich schwächen werden. Wir haben ferner, je radikalere Gestalt die Republik in der Zwischenzeit annimmt, um so weniger zu befürchten, daß sie Bundesgenossen gegen uns findet, die uns mit ihr gefährlich sein würden. Wir dürfen endlich, an die Macht denkend, deren Allianz mit einem wieder monarchisch gewordenen Frankreich besonders bedenklich sein würde, nach mancherlei Anzeichen, die wir freilich ebensowenig überschätzen als zu wenig beachten sollten, uns des alten Wortes erinnern: „Interim fit aliquid."

Die Entwickelung der zum Siege über die Gegenparteien gelangten Republik hat gezeigt, daß die besiegten Parteien zusammen nichts weniger als schwach sind. Namentlich die Bonapartisten haben einen starken Anhang in der Armee; wirkliche Republikaner ferner, Leute von echt republikanischer Denkart und

Tugend sind selten; die gemäßigten Freunde der Republik ermangeln der nöthigen Energie gegenüber den Radikalen; die letzteren endlich werden zu ihren Bestrebungen ebenso sehr wie durch ihren unpraktischen Doktrinarismus durch das Begehren nach persönlichem Vortheil, nach Macht und nach einträglichen Stellen veranlaßt — beiläufig ganz so wie ihre Vorgänger und Vorbilder in den Jahren 1790 bis 1794.

Ein großer Theil der Offiziere des französischen Heeres verabscheut die Republik. „La république est une belle chose, la peste et le choléra aussi, surtout chez les autres“, schrieb uns vor kurzem einer von ihnen, unzweifelhaft im Sinne Vieler. Gambetta, unstreitig der klügste unter den Republikanern, ließ Grévy Präsident werden, weil er wünschte, daß dieser und seine Fraktion sich im Kampfe mit den Ultras beider Parteien abnutze, damit er ihm, wenn er an's Regiment gelange, keinen gefährlichen Widerstand mehr entgegensetzen könne. Dies wird über kurz oder lang geschehen. Der Anfang dazu ist schon gemacht. Aber auch Gambetta wird sich nicht viele Jahre, vielleicht nur wenige Monate der Herrschaft erfreuen. Wie mit ihm die radikale Republik der gemäßigten gefolgt sein wird, so wird mit den Herren Floquet und Clémenceau an die Stelle jener die rothe treten und zu allerlei Thorheiten und Ungerechtigkeiten führen. Das Nächste wird dann aller Wahrscheinlichkeit nach die Kommune sein, der man durch Amnestirung ihrer Vorfechter bereits die Cadres und die Offiziere und Unteroffiziere zu ihrem Pöbelheere beschafft und durch den Beschluß einer Zurückversetzung der gesetzgebenden Körperschaften nach Paris den Weg zum schließlichen Siege weiter gebahnt hat. Das Ende dieses Prozesses wird dann rasch eintreten. Die Leute, die etwas zu verlieren haben, werden, wenn es ihnen an den Geldbeutel und an den Kragen geht, schnell begreifen, was sie an der Republik haben und nicht haben. Feig und unentschlossen, wie sie in der Mehrzahl sind, werden sie zwar selbst großentheils keine Hand zu deren Sturze regen, aber auch keinen Widerstand leisten, wenn ein energischer General aufsteht und ihr ein schleuniges Ende zu machen beginnt. Im Gegentheil, sie werden ihm dankbar sein, wenn er dem unter allen Umständen Handel und Wandel beeinträchtigenden und zuletzt immer mit Utopieen, mit Wirrsal und Noth, verkehrter Welt und blutigen Greueln endigenden Treiben der Demagogen ein kräftiges Quos ego! entgegenruft. Sie werden sich wie aus einem mit Alpdrücken verbundenen Traume, wie Befreite und Erlöste fühlen, auch wenn sie sehen müssen, daß er gleich seinen Vorgängern bei solchem Werke die „Erwählten des Volkes“ durch seine Grenadiere zu den Fenstern hinausjagen läßt und die von ihnen gemißbrauchte parlamentarische Freiheit mit ihnen.

Blicken wir zurück, so zeigten sich der neue Präsident und seine Minister

fast in allen Beziehungen zu wenig entschlossen und zu nachgiebig, wenn es den Zumuthungen der Radikalen entgegenzutreten galt. Die von ihnen verfügten Entlassungen und Versetzungen gingen weit über das hinaus, was Dufaure und seine Kollegen dem Marschall Mac Mahon angesonnen hatten. Diese hatten nur drei oder vier Korpskommandanten und sechs oder sieben Generalprokuratoren beseitigen wollen, und jetzt wurden zehn Korpskommandanten kaltgestellt und mehr als ein Dutzend Generalprokuratoren pensionirt oder versetzt — eine politische Abschlachtung, die ganz nach dem System des Kaiserreichs vom 2. Dezember vorgenommen wurde, und die überdies insofern unklug war, als sie auf die Armee einen verstimmenden Eindruck machen mußte. Die umfangreiche Ausmerzung war, wie sie in den Kreisen der Zivilbeamten einer Anzahl von Stellenjägern unter den Republikanern an das ersehnte Ziel verhalf, dort einigen jüngeren Offizieren förderlich, aber sie entfremdete der Republik den Kern der Armee, die alten kaiserlichen Offiziere, die ihr ohnehin wenig zugethan waren, und ließ unter ihnen ein Gefühl der Unsicherheit entstehen, das von den Gegnern der jetzigen Staatsordnung seiner Zeit zu ihren Zwecken ausgebeutet werden wird.

In der Amnestiefrage behielt die Regierung die Oberhand, aber lediglich durch ein Kompromiß, indem sie im Wesentlichen die Forderungen der Linken adoptirte. Nur in der Sache, die nächstdem das Kabinet und die Kammern vorzüglich beschäftigte, nur in Betreff der von den Radikalen beantragten Anklage der Minister vom 16. Mai und ihrer unmittelbaren Nachfolger blieben die am Ruder stehenden gemäßigten Republikaner vollkommen fest, und die Majorität der Landesvertretung stimmte in ihrem Sinne und in dem der Billigkeit. Denn abgesehen von Anderem, was gegen die Anklage sprach, wäre eine Verfolgung der obersten Räthe des Expräsidenten nach Begnadigung der Kommunards als ein Tendenzprozeß und eine ungeheuerliche Intoleranz erscheinen. Broglie, Fourtou und Decazes hatten zwar als Minister der Republik nur die alleräußersten Mittel unversucht gelassen, dieselbe zu stürzen, und sie hatten durch Aufnahme der offiziellen Kandidaturen unter ihre Angriffs- und Vertheidigungswaffen zur Korrumpirung der politischen Moral im Lande wesentlich beigetragen. Sie waren aber bei alledem kaum über die Grenzen der Gesetzlichkeit hinausgegangen, und mit den Kommunisten von 1871, deren Greuelthaten jetzt vergessen sein sollten, waren sie nicht entfernt auf eine Linie zu stellen.

Verhängnißvoll wieder ist unsrer Meinung nach, daß die Regierung Grévy's sich herbeiließ, das Verlangen der Radikalen nach Zurückverlegung des Sitzes der Kammern von Versailles nach Paris zu befürworten, sodaß der Senat, der anfangs dagegen opponirte, der Maßregel jetzt voraussichtlich zustimmen

wird. Man machte für dieselbe geltend, daß die Entwickelung Frankreich's einen derartigen Gang genommen habe, daß die Haltung der Pariser auf sie stets den größten Einfluß haben müsse, wenn das Land nicht in sehr weitgehender Weise dezentralisirt würde. Die Befürchtung vor einer Terrorisirung der Volksvertreter durch demagogisch aufgewühlte Volksmassen dürfe darüber nicht hinwegsehen lassen. Wenn die Regierung glaube, sich dafür verbürgen zu können, daß in Paris jeder Versuch, die Ordnung zu stören, alsbald vereitelt werden würde, so müsse die Rückkehr stattfinden. Das ist kühn gesprochen, aber wir meinen, die Minister können und werden sich mit ihrer Zuversicht täuschen, und man hätte lieber die Geschichte hören sollen. Nach dieser zu urtheilen, ist das Tagen des französischen Parlaments in Paris ein sehr gewagtes Experiment. In vielfacher Wiederholung ist die Beschlußfreiheit jener Versammlung durch die Abhängigkeit derselben von der in der Hauptstadt gerade herrschenden Stimmung gefährdet und illusorisch gemacht worden. Bei weitem die meisten der radikalen Beschlüsse, die von der ersten Nationalversammlung seit ihrer am 19. November 1790 erfolgten Verlegung von Versailles nach Paris bis zur Abschaffung des Königthums am 10. August 1792 gefaßt wurden, sind ihr von den Jakobinern mit Hilfe des Pariser Pöbels aufgedrängt worden. Bei dem Prozeß Ludwig's XVI. spielte — wir folgen dabei einer Uebersicht, die der „Hamburger Korrespondent" vor einigen Wochen gab, und verweisen im übrigen auf Sybel und Taine — die Haltung der Tribünen und ihrer auf der Gasse vor dem Berathungssaale stehenden Genossen die Hauptrolle. Zur Ausstoßung der Girondisten ergriff nicht der Konvent die Initiative, sondern eine Deputation der Pariser Sektionen, und die Maßregel selbst wurde der Versammlung durch die Drohungen einer unter Henriot's Führung in den Saal eingedrungenen Pöbelrotte aufgenöthigt. Auf demselben Wege und mit gleichen Mitteln kam am 5. September 1793 der berüchtigte Beschluß zu Stande, „den Schrecken auf die Tagesordnung zu setzen". Zu der am 7. November des obengenannten Jahres dekretirten Abschaffung von Kirche und Christenthum gab das Erscheinen einer von Pache, Momoro und Chaumette geführten Abordnung der Pariser Behörden den Anstoß. Der am 17. Juli 1794 erfolgte Sturz Robespierre's wurde nur dadurch möglich, daß der Konvent dem auf dem Stadthause gegen seine Sicherheit organisirten Angriffe zuvorkam. Auf Grund dieser Erfahrungen kam schon in die Verfassung von 1795 die Bestimmung, daß auf Beschluß des „Rathes der Alten" der Sitz der gesetzgebenden Körperschaften anderswohin verlegt werden könne, und 1799 wurde hiervon Gebrauch gemacht, die Kammern zogen nach St. Cloud, und fortan war drei Jahrzehnte hindurch von einer Pöbelherrschaft in Frankreich nicht mehr die Rede.

Und wie im achtzehnten Jahrhundert, so war es auch im neunzehnten.

Die Abschaffung des Königthums am 24. Februar 1848, welche Frankreich erst in die Greuel der Anarchie, dann in die Arme des kaiserlichen Absolutismus trieb, war das Werk der in die Deputirtenkammer eingebrochenen Volksschaaren, welche die Wahl einer provisorischen Regierung erzwangen und ohne weiteres an der Wahl der Mitglieder derselben theilnahmen. Der Aufstand vom 15. Mai desselben Jahres galt dem Versuch, die Nationalversammlung zur Verkündigung der rothen Republik zu nöthigen, und wäre, nachdem er die Volksvertreter in schwere Gefahr gebracht, bei einem Haare geglückt. Genau auf gleiche Weise endlich wie die Republik von 1848 kam die vom 4. September 1870 zu Stande: ein Haufe aufrührerischer Pariser überfiel den gesetzgebenden Körper und drängte ihn, zu dekretiren, was die Wortführer des Straßenpöbels und einige Deputirte vorher unter sich ausgemacht hatten. Man sagt in Erinnerung an diese Dinge sicherlich nicht zu viel, wenn man behauptet, den Sitz des französischen Parlaments acht Jahre nach der Kommune-Wirthschaft in die Heimat der letzteren verlegen und zu gleicher Zeit die Kommunards zurückrufen, heiße den Teufel an die Wand malen.

Im Hinblick hierauf empfahl die Regierung zwar dem Senate die Verlegung, zeigte sich jedoch geneigt, ihm gewisse Bürgschaften für die Sicherheit der gesetzgebenden Gewalten in Paris zu bieten. Diese Bürgschaften traten zuerst in unbestimmter Gestalt auf, dann aber hatten die Minister Waddington und Leon Say den Gedanken, den Kammern vorzuschlagen, sie möchten dem Gemeinderath von Paris, also der Vertretung der Stadt, die Kontrole über das städtische Polizeiwesen nehmen und sie dem Ministerium des Innern übertragen. Die Folge war eine Ministerkrisis. Die beiden Herren hatten sich über die Größe ihres Ansehens und Einflusses auf ihre Kollegen getäuscht. Sie waren so unvorsichtig, bevor sie sich darüber Gewißheit verschafft, ihren Plan durch die Presse bekannt werden zu lassen. Die radikalen Blätter nicht blos, sondern auch die ihrer politischen Meinung nach weiter rechtsstehenden nahmen ihn mit der äußersten Entrüstung auf und drohten mit einem unheilbaren Bruche zwischen Paris und den Kammern, falls letztere die Unklugheit begehen sollten, auf den Vorschlag der beiden Minister einzugehen. Waddington und Say wurden von ihren aus der Fraktion Gambetta's genommenen Amtsgenossen im Konseil zur Rede gestellt, und es kam zu einem Konflikt im Schooße des Ministeriums selbst, in Folge dessen die beiden Urheber des Garantiegesetzes abzutreten verpflichtet gewesen wären, wenn der Präsident sich nicht in's Mittel geschlagen und sie bewogen hätte, auf ihr Projekt zu verzichten und die Rückkehr der Kammern nach dem gefährlichen Paris vom Senate ohne Vorbehalt und Bürgschaft zu verlangen. So blieb das Ministerium unverändert, sein

Fortbestand war aber mit einem Zugeständniß an die Radikalen erkauft, die ihren Sieg zu benutzen wissen werden.

Die „République Française“, das Organ Gambetta's, hatte sich bei der Krise abwiegelnd geäußert, aber sichtlich nur aus Gründen der Opportunität. Wir haben, so sagte sie ungefähr, dem Ministerium manchen Vorwurf machen müssen. Es sind sogar Fehler vorgekommen, die man leicht hätte vorhersehen und vermeiden können. Um deutlicher zu sein: das Ministerium erweist seinen unversöhnlichen Gegnern (die Rechte im Senat und der Deputirtenkammer ist gemeint) zu viel Rücksicht und schenkt seinen zuverlässigsten Freunden (unter denen das Blatt die Radikalen seiner Farbe versteht) zu wenig Vertrauen. Demungeachtet möchten wir alles aufbieten, den Sturz dieses Ministeriums zu hintertreiben. Noch ist für uns nicht erwiesen, daß es nicht immer sein Möglichstes gethan hat, und daß ein anderes Kabinet an seiner Stelle Besseres geleistet haben würde. Dieses Ministerium soll nicht blos uns repräsentiren, und wir erkennen dies bereitwillig an; es vertritt den Durchschnitt der Parteien, welche in beiden Kammern die Majorität bilden, und mit dieser Majorität muß man regieren. Wir sehen wohl, daß für andere, kühnere Geister andere und bessere Kombinationen schon fix und fertig sind; aber ist man auch sicher, damit weiter zu kommen? Ist man gewiß, dabei auf die Majorität im Senat und im Abgeordnetenhause rechnen zu können?

Im weiteren Verlaufe erklärte sich das Blatt entschieden gegen das Vorhaben Waddigton's und Say's als gegen eine „sonderbare Idee“. Dieselbe war aber an sich selbst nichts weniger als sonderbar, sondern nur unklug in ihrer Verbindung mit dem Plane einer Rückkehr der Kammern nach Paris. Die Uebertragung der Kontrole der Pariser Polizei auf den Minister des Innern ist bei dem unleugbaren, ungeheuren Gewicht der Hauptstadt in der Wage der Gesammtkräfte des Landes eine unbedingte Nothwendigkeit, und sie hätte vor dem Aufwerfen der Frage jener Rückkehr beantragt und mit Aufwendung aller Macht der Regierung durchgesetzt werden sollen. Die Pariser Polizei bedeutet bei jenem Gewicht der Stadt unstreitig die Landespolizei. Sie ist nicht als städtische Einrichtung aufzufassen. Der erste Polizeipräfekt ist der Minister des Innern, dem der Schutz der Ordnung im Lande obliegt. Die Angelegenheiten der allgemeinen Sicherheit sind Sache der Regierung von Frankreich, nicht Sache des Pariser Gemeinderaths. Man sagt, Paris könne ganz Frankreich in Brand stecken, und man sollte die Feuerwache in den Händen dieses Geheimrathes lassen dürfen? Ob die Kammern zurückkehrten oder nicht, unter allen Umständen war zu sorgen, daß sich nicht ein Staat im Staate bildete.

Inzwischen hatten das Kabinet Waddington und die republikanische Partei

gemäßigter Farbe durch die Wahlen, die um die Mitte des April stattfanden, einen deutlichen Hinweis darauf bekommen, daß sie nicht den rechten Weg gingen. In Bordeaux war der halbwahnsinnige alte Urrevolutionär Blanqui, in Paris der Bonapartist Godelle gewählt worden, dort hatten die Intransigenten der äußersten Linken, hier die der Rechten triumphirt. An sich war das nichts Beunruhigendes; denn die Minderheit der Kammer blieb trotz dieser Vermehrung ihrer Stimmen ohne bedeutenden Einfluß. Indeß war namentlich die Wahl Blanqui's eine Demonstration, welche zeigte, wie dreist die republikanischen Ultras gegenüber der Unklarheit und Unentschlossenheit der übrigen Fraktionen der Mehrheit des Parlaments und der sie vertretenden Minister bereits gegeworden waren. Die Wahl des greisen Verschwörers Blanqui war entschieden ungesetzlich. Er war zur Deportation verurtheilt und saß seit Jahren im Gefängniß, und ein zur Deportation verurtheilter ist nach französischem Gesetz ebensowenig wählbar wie nach deutschem ein Zuchthaussträfling. Daß man Blanqui trotzdem zu wählen vorhatte, wußte die Regierung, aber sie that nichts, um die Bordelesen über die Lage der Dinge aufzuklären. Vermuthlich glaubte sie, diese Gascogner würden von selbst das Rechte erkennen und von ihrer Absicht abstehen. Möglich, daß dieselben anfangs selber nicht auf Erfolg hofften; denn sie waren überrascht, als ihr Kandidat beim ersten Wahlgange über 3000 Stimmen erhielt. Es war schlimmer, als es gewesen wäre, wenn eine deutsche Großstadt sich den Schimpf angethan hätte, den seligen Gustav Rasch in den Reichstag zu wählen, und es war obendrein eine Gesetzesverhöhnung. Aber nachdem die ultraradikalen Redner und Blätter den guten Leuten mit den üblichen pomphaften Phrasen dargethan, daß die Augen der Welt nur auf die Wähler von Bordeaux gerichtet, und daß ihnen die schönste Gelegenheit geboten sei, der Regierung eine Lektion zu ertheilen und zugleich ein gen Himmel schreiendes Unrecht wieder gut zu machen, konnten sie natürlich dem Kitzel nicht widerstehen, eine historische That zu vollbringen und den Gefangenen von Clairvaux zu wählen.

Sie wollten damit gegen die Unvollständigkeit der Amnestie protestiren, in Folge deren Blanqui nicht begnadigt worden war, und man hat wahrscheinlich Recht, wenn man sagt: Wäre dies geschehen, so hätte man ihn nicht gewählt. Dann aber hätten die Bordelesen ohne Zweifel einen andern Nichtamnestirten auf den Schild gehoben; um das zu verhüten, hätte es einer allgemeinen Begnadigung der politischen Verbrecher bedurft, und diese war schlechterdings unmöglich. Blanqui vor seiner Wahl zu amnestiren, wäre also nutzlos und zugleich eine Unwürdigkeit und Schwachmüthigkeit, eine charakterlose Demüthigung des Ministeriums vor den Wählern von Bordeaux gewesen. Die Regierung konnte nur forterxistiren, wenn sie, sich streng an die Gesetze

haltend, offen mit dem Radikalismus brach und in diesem Falle nicht gestattete, daß ein einzelner Wahlbezirk seinen Willen über die Verfassung hinaus zur Geltung brachte. Sie konnte Blanqui, der nur noch lächerlich, nicht mehr gefährlich war, begnadigen, mußte aber vorher von den Kammern verlangen, daß sie seine Wahl als einen Unfug annullirten. Sie selbst konnte dies eigenthümlicher Weise nicht thun. Die Verfassung enthält unter anderen Erinnerungen daran, daß sie ein Werk der Ueberhastung und Oberflächlichkeit ist, eine Bestimmung, welche das nicht erlaubt. Der zehnte Artikel derselben besagt, daß jede der beiden Kammern das Recht besitzen soll, über die Wählbarkeit ihrer Mitglieder zu entscheiden. Also durch ein Gesetz war die Wählbarkeit Blanqui's ausgeschlossen, aber ein Artikel der Verfassung gestattete der Deputirtenkammer allein, ohne Mitwirkung des Senats und der Regierung, denselben für gewählt zu erklären und ihn zu ihren Sitzungen zuzulassen. Ein sonderbarer Widerspruch. Um so mehr aber mußte, da der Sinn des Gesetzes klar vorlag, das Kabinet auf schleunigen Austrag der Angelegenheit bestehen, und seine Ehre erheischte, daß es seine Existenz an eine befriedigende Lösung der Frage knüpfte.

Dies geschah denn auch, nachdem die Kammern aus den Ferien zurückgekehrt waren. Die Sache durchlief dabei ein doppeltes Stadium. Zunächst galt es, zu entscheiden, ob das Abgeordnetenhaus eine Wahl bestätigen werde, die mit vollem Rechte als eine Verhöhnung der bestehenden Regierung oder, wie Cassagnac sich in seiner bekannten geschmackvollen und höflichen Weise auszudrücken beliebte, als eine „Maulschelle auf die linke Wange der Republik" aufgefaßt wurde, und über die alle Gegner der jetzigen Staatsordnung, die Reaktionäre wie die Revolutionäre, gleich viel Vergnügen empfanden. Hier war das Endergebniß nicht zweifelhaft. Es verstand sich von selbst, daß, als am 3. Juni die Blanqui'sche Angelegenheit auf die Tagesordnung der Deputirtenkammer kam, der Ausschuß die Wahl desselben für ungiltig zu erklären beantragte, weil der Gewählte sich nicht im Besitze der staatsbürgerlichen Rechte befunden, und daß dieser Antrag trotz einer langen gegen den Antrag gerichteten Rede Clémenceau's mit großer Majorität (372 gegen 33 Stimmen) angenommen wurde.

Zweitens blieb zu entscheiden, ob die Regierung es den Wählern von Bordeaux ermöglichen sollte, Blanqui abermals und diesmal rechtsgiltig zu wählen. Vom Gebiete der Gesetzlichkeit trat die Sache damit in das der Politik hinüber. Das Ministerium blieb hier in der Hauptsache fest. Indem es sich seiner Befugniß bediente, dem Präsidenten die Anwendung des Amnestiegesetzes auf die einzelnen Personen nach Gutdünken zu empfehlen, lehnte es die Zumuthung ab, Blanqui der Amnestie theilhaftig zu machen. Er soll aus der

Haft entlassen werden, sagte es, aber wir schließen ihn vom politischen Leben aus — eine Wendung, welche die richtige Antwort auf die Herausforderung der Bordelesen war, aber wieder ihre schwache Seite hatte. Denn das Kabinet that, als habe es seinen Entschluß erst im letzten Augenblicke gefaßt, sodaß Viele, als die Kammer über die Frage abstimmte, ob Blanqui zuzulassen sei oder nicht, glauben konnten, die Freilassung des Zurückgewiesenen werde nun sofort erfolgen, und als dies nicht geschah, die Regierung habe das Votum der Kammer erschlichen, und letztere sei hintergangen worden. Selbst Gambetta's Organ deutet das an und macht das Kabinet für einen unvermeidlichen Konflikt verantwortlich, wenn Blanqui in Bordeaux noch einmal gewählt wird. Von seinem Standpunkte, mit seiner Absicht, das Ministerium Waddington zu beerben, wenn es sich genügend durch scheinbares oder wirkliches Ungeschick diskreditirt haben wird, thut er daran ganz recht. Die Solidität der Republik aber wird durch sein Verhalten gewiß nicht gefördert.

Nachschrift. Seitdem das Vorstehende geschrieben, hat der Senat sich in der Angelegenheit der Zurückverlegung der gesetzgebenden Körperschaften nach Paris schlüssig gemacht. Die Verhandlung erledigte die Sache mit schwacher Majorität in bejahendem Sinne, und so bedurfte es zur endgiltigen Entscheidung der Frage, da es sich um eine Verfassungsänderung handelte, nur noch der Zustimmung des aus beiden Kammern gebildeten Kongresses, der in voriger Woche zusammentrat und die vorgeschlagene Abänderung der Verfassung mit einer Majorität von 548 gegen 262 Stimmen annahm. Das für die Regierung günstige Resultat der Abstimmung im Senat ist wohl durch die etwas entschiedenere Haltung erzielt worden, welche das Kabinet einnahm, indem Waddington ausdrücklich erklärte, daß die Regierung die Verantwortlichkeit für die Aufrechthaltung der Ordnung übernehme. Der dem Kongreß zu unterbreitende Entwurf hat folgenden Wortlaut: „Der Artikel des Verfassungsgesetzes (derselbe bestimmt, daß Versailles Sitz der Exekutivgewalt und der beiden Kammern ist) wird abgeschafft. Ueber den Sitz der vollziehenden Gewalt und der beiden Kammern soll durch ein Gesetz Bestimmung getroffen werden. Bis dahin dauert der gegenwärtige Zustand fort.“ Dieses besondere Gesetz, zugleich Garantiegesetz genannt, hat nach dem Entwurfe der Regierung folgenden Hauptinhalt. Der Sitz des Kongresses bleibt in Versailles. Beide Kammern nehmen gleichzeitig ihren Sitz in Paris, behalten jedoch ihre Lokale in Versailles bei. Unter der Autorität des Präsidenten und der Quästoren einer jeden der beiden Kammern wird eine besondere Legion zum Schutze des Parlamentes gebildet. Vier Kompagnieen Gendarmerie werden dem Senat und vier dem Abgeordnetenhause zur Verfügung gestellt. Besondere Vorkehrungen werden endlich zur Verhütung von Aufläufen vor den Parlamentsgebäuden getroffen. In einem

gewissen Umkreise sollen die Aufforderungen mit Trommelschlag, welche der Anwendung von Waffengewalt vorausgehen, summarisch erfolgen und jede Aufforderung, der Kammer in einem öffentlichen Aufzuge eine Adresse oder Petition zu überreichen, verboten sein.

Von nicht so großer Bedeutung als die Entscheidung dieser Frage, wenn auch immerhin von einiger Wichtigkeit für die nächste Zukunft Frankreich's und seiner Parteien ist der Tod „Napoleon's IV." im Zululande. Von Wilden umgebracht zu werden, nicht für sein Vaterland, nicht in eigner Sache sterben, ist eben kein beneidenswerthes Loos. Die Bonapartisten aber werden durch das Mißgeschick des Prinzen, wenn wir die Sache vom politischen Standpunkt betrachten, nur für den Augenblick getroffen und gestört. Ihre Dynastie lebt fort. „Der König stirbt; es lebe der König!" Die Republik steht in Folge dessen, seit der Prinz gefallen, für die Dauer nicht auf festeren Füßen als vorher, zumal zu bedenken, daß es ja kein Bonaparte sein muß, der sie stürzt, wenn sie zum Sturze reif ist. Ein energischer ehrgeiziger General kann sehr wohl einmal das Gleiche thun, wie der erste Bonaparte vor achtzig Jahren.

♣

Die Frage der Strafkolonieen für Deutschland.*)

Fabri hat vor kurzem durch seine Schrift „Bedarf Deutschland der Kolonieen?" die Kolonialfrage in Deutschland wieder zur Diskussion stellen wollen, und wie die Besprechungen seiner Vorschläge in den angesehensten deutschen Zeitungen und Zeitschriften zeigen, ist ihm dies auch gelungen. Die politische Seite der Frage zu beurtheilen, muß natürlich den Politikern von Fach und zwar denen, welche die auswärtige Politik Deutschland's leiten und zu verantworten haben, überlassen bleiben. Der Artikel in Nr. 18 dieser Blätter über das Fabri'sche Buch weist in einer kurzen Anmerkung darauf hin, wie der Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten über die Kolonialfrage denkt. Die Bemerkung erinnerte uns an das bekannte Wort: Aliter pueri Homerum legunt, aliter Grotius, das man sich im vorliegenden Falle über-

---

*) Der Artikel in Nr. 18 d. Bl. „Bedarf Deutschland der Kolonieen?" bezeichnete es als wünschenswerth, daß die von Fabri auf's neue angeregte Kolonialfrage nicht wieder kurzer Hand abgewiesen, sondern in ihren einzelnen Theilen von kompetenter Seite in der Presse beleuchtet werden möchte. Wir freuen uns, in dem vorliegenden Aufsatze unseren Lesern eine Arbeit aus eminent sachkundiger Feder bieten zu können, welche mindestens die eine Seite der Frage, wie uns scheint, endgiltig erledigt. D. Red.

setzen mag: Anders betrachtet der Missionär die Kolonialfrage, anders der Reichskanzler. Der sehr spezifische Standpunkt des Verfassers wird auch gekennzeichnet durch seine Exkurse über den Kulturkampf, über christliche Sozialpolitik, staatliche Schulaufsicht, Mission und dergl. Aber so gewiß auch jeder, der in der Politik nur Laie ist, bei dieser so überaus wichtigen Frage mit seinem Urtheil sich bescheiden muß, so drängen doch auch ihm sich manche Momente auf, welche gegenüber dem ungestümen Verlangen Fabri's nach Kolonieen zur Vorsicht mahnen.

Auf das Beispiel der Spanier und Portugiesen als Lockmittel hat Fabri selbst verzichtet, doch ist das geradezu Abschreckende, was in diesen Beispielen liegt, durch die landläufige Phrase vom Ungeschick der Romanen zum Kolonisiren noch lange nicht beseitigt. Frankreich mit Algier ist ihm zwar nur ein halbes Argument; aber man sollte meinen, daß, wenn einmal eine gründliche Bilanz über diese Kolonie aufgestellt würde, schon das finanzielle Debet das Kredit mindestens um ein paar Milliarden Francs überwiegen würde, daß aber der physische und moralische Schaden, den diese Kolonie allein der französischen Armee gebracht hat, weder in Ziffern noch in Gelde, sondern nur in den Katastrophen von 1848 und 1870 nachgewiesen werden kann. Den Appetit nach einer Kolonie kann Algier wahrlich nicht reizen. So bleiben also nur noch die beiden Paradepferde der Argumentation übrig: Holland und England. Das erste freilich hinkt auch schon etwas. Da ist der atchinesische Krieg, da ist das koloniale Defizit, kurz das Geschäft lohnt nicht mehr recht, seitdem — ja seitdem die Kolonieen nicht mehr systematisch ausgeplündert werden können, seitdem die Eingeborenen nicht mehr Sklaven der Maatschappy sind, seitdem der Handel mit indischen Produkten nicht mehr Monopol der Mynheers ist. Daneben ist auch die Frage nicht abzuweisen, woher die kolossale Staatsschuld stammt, unter deren Last Holland fast erliegt, woher die unendlichen Kriege, welche Holland im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte geführt hat, woher die Unfreiheit seiner europäischen Politik. Und die Antwort lautet: Aus seinen Kolonieen, von denen ihm schließlich, trotz aller Kämpfe, die beste und entwickelungsfähigste — die Kapkolonie — von einem größeren Räuber abgejagt worden ist.

So bliebe also wirklich nur noch England. Und wer wollte leugnen, daß England mit seinen Kolonieen ein kolossales Geschäft gemacht hat, daß sein Reichthum, seine Machtstellung wesentlich auf seinen kolonialen Besitz sich gründet? Indessen bekommt die Sache in der neuesten Zeit doch auch ein anderes Aussehen. In zweien seiner bedeutendsten Kolonieen, in Indien und am Kap, zwei Kriege zu gleicher Zeit, deren Kosten sich ungefähr so hoch belaufen werden, wie die Kosten unseres Krieges mit Frankreich. Dazu die

Abhängigkeit der englischen Politik von seinem indischen Besitz, ja man möchte sagen die permanente Angst, in welcher England um Indien schwebt, sei es, daß Rußland in Innerasien Fortschritte macht oder beim Schah von Persien Terrain gewinnt, oder daß Frankreich nach dem Suezkanal schielt, oder endlich, daß eine Wiederholung des indischen Aufstandes droht. Man sieht, auch hier hat der Kolonialbesitz einen recht bitteren Beigeschmack. Und würde England wohl die nicht unerhebliche Alabama-Entschädigung bezahlt haben und vor Nordamerika zu Kreuze gekrochen sein, wenn es Canada nicht besessen hätte?

Einige weitere Behauptungen, welche Fabri in seiner Schrift aufstellt, lassen auch den einfachsten Politiker, der sich seine politische Weisheit nur aus einer aufmerksamen Zeitungslektüre holt, an der Gewichtigkeit seiner Argumente irre werden. Wenn er z. B. behauptet, „daß es England gelungen sei, seine so reichen, ausgedehnten indischen Besitzungen in einen Zustand steigenden Wohlstandes zu heben“, so muß man sich verwundert fragen, wie er leichten Herzens einen solchen Satz hat schreiben können. Die materielle Lage Indien's und seine Finanzen sind ja in den letzten zehn Jahren so oft Gegenstand der parlamentarischen Verhandlungen gewesen, daß jeder aufmerksame Zeitungsleser über die fast verzweifelt trostlose Lage Indien's hinreichend unterrichtet sein kann. In zwölf Jahren viermal Hungersnoth; die Zahl der daran zu Grunde gegangenen nach Hunderttausenden zählend; die Kosten der Hungersnoth in den fünf Jahren von 1873 bis 1878 320 Millionen Mark, welche durch eine Anleihe in England haben gedeckt werden müssen; dazu die offizielle Erklärung des indischen Finanzministers, daß die Hungersnoth in Indien in Permanenz sei, und daß man ihr begegnen müsse durch Bildung eines Hungersnothfonds, für welchen in das Budget jährlich 30 Millionen Mark eingestellt werden müßten; um diese Summe zu erschwingen, keine andere Möglichkeit, als eine Erwerbssteuer, welche noch das Einkommen von 4 Schilling per Woche mit 5 Pence pro Pfd. Sterling belastet, da alle anderen Steuerkräfte schon bis auf's äußerste angespannt sind; und kaum ist der Hungersnothfonds im Entstehen begriffen, so ist er trotz der heiligsten Versicherungen des Finanzministers, daß kein Schilling davon zu einem andern Zweck verwendet werden sollte, durch den afghanischen Krieg mit verschlungen worden. Und schon steht eine neue Hungersnoth vor der Thür. Eben jetzt wird im Parlament über eine neue indische Anleihe verhandelt von 300 Millionen Mark, und Niemand weiß, woher die Zinsen nehmen, nachdem das Salz, mit 2000 Proz. besteuert, einen Zuschlag von 45 Proz. erfahren hat, die Grundsteuer so unerschwinglich geworden ist, daß sie den kleinen Grundbesitzer durchgehends in die Hände der Wucherer geliefert hat, ohne dessen ruinirende, 20—60 Proz. Zinsen fordernde Hilfe sie nicht im Stande sind, die Grundsteuer zu zahlen. Eine Einkommen-

steuer, die allenfalls noch retten könnte, ist schon einmal versucht worden; sie betrug 2½ Pence pro Pfd. Sterling und würde in England 100 Millionen Mark ergeben haben; in dem nach Fabri so reichen Indien mit einer sieben Mal größeren Einwohnerzahl brachte sie das klägliche Resultat von 10 Millionen Mark und war obendrein mit so großen Erhebungskosten belastet, daß kein Finanzminister Indien's wieder darauf zurückkommen wird. Sowohl Lord Canning, der Vizekönig während des indischen Aufstandes, als auch der spätere Vizekönig Lord Mayo erklärten, daß, wenn es sich um die Frage handle, ob in Indien eine neue Steuer, z. B. die Einkommensteuer, eingeführt werden, oder die Armee reduzirt werden sollte, Gefahr gegen Gefahr abgewogen, sie die Reduzirung der Armee vorziehen würden. Als letztes Refugium blieben die indirekten Steuern. Aber, sagt Prof. Fawcett, ein beredter Anwalt Indien's im englischen Parlamente, in Indien ist die Masse des Volkes so arm, daß sie weiter keinen steuerfähigen Artikel gebrauchen als Salz, und die Salzsteuer hat schon den höchsten Punkt erreicht, dergestalt, daß jede weitere Erhöhung eine erhebliche Verminderung des Konsums nach sich ziehen würde. Ist es da ein Wunder, daß in England bereits das unheimliche Wort „Indien's Bankrott" durch die Luft schwirrt? Und das nennt Fabri einen Zustand steigenden Wohlstandes, der durch die gesunde englische Kolonialpolitik herbeigeführt worden sein soll? Es gibt wohl kaum ein kaltblütiger egoistisches Ausbeutungssystem als das von England gegen Indien befolgte. Die Hälfte aller Einnahmen des indischen Budgets — 340 Millionen Mark — gehen jährlich nach England für Gehälter, Pensionen, Urlaubsgelder der Beamten, Kosten der Verwaltung für Armeebedürfnisse ꝛc. (home charges), von denen kein Pfennig nach Indien zurückkehrt. Indien zahlt den afghanischen Krieg, der für England's Machtstellung geführt worden ist. Indien zahlt 300 Millionen Mark jährlich für die Armee, welche die Kolonie gegen einen neuen Aufstand sichern soll und eventuell auch einmal für europäische oder afrikanische Händel bestimmt ist. Und damit auch das Privatinteresse einflußreicher Klassen nicht zu kurz komme, so muß dasselbe Indien, welches auf Salz eine Steuer von über 2000 Proz. trägt und nur durch Anleihen sein Budget balanciren kann, den Zoll auf feinere baumwollene Waaren verlieren, damit die Lancashire-Spinner bei diesen schlechten Zeiten ihre Produkte besser verkaufen können!

Nach diesem Spezimen englischer Fürsorge für das materielle Wohl Indien's erläutert sich wohl von selber die Behauptung Fabri's: „Hand in Hand mit diesem materiellen Gedeihen ging auch die intellektuelle und moralische Hebung wie seiner eigenen Verwaltung so auch der eingeborenen Völker und Volksstämme, wie denn überall und zu allen Zeiten der Weg verständ-

nißvoller Freiheit auch eine Grundbedingung des moralischen wie materiellen Fortschritts der Völker ist."

Aber auch die andere Behauptung, daß in Australien und Canada Niemand an die Trennung von England denke, ist im höchsten Grade gewagt. Die Frage ist von den Politikern der Kolonieen wie des Heimatlandes schon seit längerer Zeit diskutirt, und die Ernennung des Schwiegersohns der Königin zum Statthalter von Canada ist ausgesprochenermaßen in der Absicht geschehen, zu versuchen, ob nicht durch Gewinnung persönlicher Sympathieen für das Königshaus die Trennungsgelüste paralysirt werden können. Von Australien ist es bekannt, daß bei gewissen politischen Differenzen mit dem Mutterlande geradezu mit einer Losreißung gedroht worden ist. Es gibt sogar englische Politiker, welche so ketzerisch in Sachen der Kolonialpolitik denken, daß sie die Kolonieen eher für eine Last als einen Vortheil für das Mutterland ansehen, und in der Erwerbung der neuesten Kolonie, Cypern, eher ein Fiasko der englischen Politik erblicken als einen Sieg und die neue Erwerbung schon mit den am Fieber zu Grunde gegangenen englischen Soldaten zu theuer bezahlt erachten. Doch genug, es sind das, wie gesagt, Gedanken eines unpolitischen Mannes, Gedanken aber, die ihn hindern, der Gründung Fabri'scher Kolonieen, mögen sie nun am Senegal, Kongo oder Zambese liegen, ohne weiteres zuzustimmen, denn die Bekehrung der Namaguas, Aschantis oder wohl gar des Königs Mtesa dürfte ebensowenig eine Aufgabe der deutschen Politik sein, wie die Wiederherstellung des Kirchenstaates.

Was die sozialen Mißstände betrifft, um deretwillen Fabri die Gründung von Kolonieen empfiehlt, so hat er selbst angedeutet, daß eine richtige Leitung und Förderung der Auswanderung nach den südamerikanischen Staaten unter Gewährung des nöthigen Schutzes einen wohlthätigen Ableiter für die Uebervölkerung bilden wird. Auch können wir jetzt, wo die Deutschen im Auslande einen Rückhalt am deutschen Reiche haben, uns der Besorgniß entschlagen, daß sie so rasch wie in früheren Zeiten den geistigen und materiellen Zusammenhang mit Deutschland verlieren werden. Die Deutschen werden in Zukunft in überseeischen Ländern, wenn ihre Zahl und ihre Bedeutung dazu berechtigen, sich auch in politischen Dingen ebenso zur Geltung zu bringen wissen, wie sie es in Nordamerika schon gethan haben und augenblicklich in Chile beginnen.

Einen der schwächsten Punkte in der Fabri'schen Schrift bilden aber jedenfalls seine Ausführungen über die Strafkolonieen, und diese sind es, gegen welche die nachfolgenden Zeilen nun ausschließlich gerichtet sein sollen. Fabri erklärt, daß er sich auf eine Erörterung der Gründe, welche vom Standpunkte des Strafrechts oder des Strafvollzugs für oder gegen die Strafkolonieen oder, wie er sie nennt, Verbrecherkolonieen geltend gemacht werden können,

nicht einlassen will, und ich glaube, er thut wohl daran, denn er würde im In- und Auslande nur wenige Strafrechtslehrer finden, welche die Deportation mit den anerkannten Grundsätzen des Strafrechts, soweit es sich auf die gemeinen Verbrechen bezieht, für vereinbar halten, und ebensowenige, die ihm zugeständen, daß durch die Deportation die juristischen, polizeilichen und ethischen Zwecke des Strafvollzugs erreicht würden. Es sind daher wesentlich praktische Argumente, mit denen er die Nothwendigkeit von Verbrecherkolonieen für Deutschland darthun will, und zwar die folgenden: 1.) Rußland hat sich in Sibirien nicht nur ein außerordentlich großes, sondern auch die besten Resultate aufweisendes Zuchthaus geschaffen. Die Verbrecher mit ihren Familien verwandeln sich rasch in Kolonisten unter befriedigenden äußeren Lebensbedingungen. In wenigen Gegenden wird die Sicherheit größer sein als in den Deportations-Distrikten Sibirien's. Auch England und Frankreich haben bis heute die Deportation aufrecht erhalten, und dieselbe hat namentlich unter englischer Verwaltung erfreuliche, ja hervorragende Resultate, wie Australien zeigt, aufzuweisen. 2.) Die neueste politische, moralische und gesellschaftliche Entwickelung Europa's und namentlich Deutschland's hat eine so rasche, wahrhaft erschreckende Zunahme der Verbrechen im Gefolge, daß die alten Gefängnisse zur Unterbringung der Verbrecher nicht ausreichen, und die Mittel zur Erbauung neuer Gefängnisse nicht zu erschwingen sind. Es steht uns ein blutiger Kampf mit den Sozialdemokraten bevor, an dessen Ende wir auch wie Frankreich nach dem Kommunenaufstande Zehntausende vor Gericht stellen und verurtheilen müssen, ohne zu wissen, wo wir damit bleiben sollen.

Der internationale Gefängnißkongreß, der vom 15. bis zum 26. August 1878 in Stockholm tagte, hat auch die Frage der Deportation in den Bereich seiner Diskussion gezogen. Wenn irgend Jemand, so war er zu einem kompetenten Urtheile über diese Dinge befähigt. Neben den offiziellen Delegirten der Regierungen, Staatsmännern in höchsten Stellen, schloß die Versammlung Männer der Wissenschaft, Richter, Verwaltungs-Beamte, Männer der Praxis in sich. Aus allen Theilen der Erde waren sie gekommen, selbst von Hong-Kong, Neuseeland, den Andamanen und Nicobaren. Die Staaten, welche ihn beschickt hatten, erwarteten von ihm eine Entscheidung, die schwer in's Gewicht fallen mußte, und sie ist nach einer sehr eingehenden und gründlichen Diskussion g e g e n die Deportation ausgefallen. Eine kurze Darstellung derselben wird am besten zeigen, daß die thatsächlichen Gründe, welche Fabri vorbringt, unrichtig, die übrigen nicht stichhaltig sind.

Zunächst war der Präsident des vorigen Kongresses, Prof. v. Holtzendorff, gegen dessen Kompetenz in dieser Frage Fabri wohl nichts einzuwenden haben wird, zu einem Gutachten aufgefordert worden, und das Resultat desselben

gipfelt in folgendem Schlußsatze: „La peine de déportation n'est pas en principe contraire au but de la justice pénale. Mais les difficultés trop nombreuses de son exécution et les dangers evidents qu'elle présente lui assignent une place exceptionelle et transitoire au milieu des institutions pénitentiaires. Les expériences le mieux accreditées et le passé des transportations anglaises ne lui promettent pas un avenir heureux." Der Schlußpassus lautet, wie man sieht, wesentlich anders als die Fabri'sche Behauptung, daß die Deportation namentlich unter englischer Verwaltung erfreuliche, ja hervorragende Resultate aufzuweisen habe.

Als die Frage selbst auf dem Kongreß zur Verhandlung kam, erklärte der Chef des italienischen Gefängnißwesens, Beltrani-Scalia, seine Regierung sehe mit Spannung einem Votum des Kongresses entgegen, da auch in Italien die Errichtung von Strafkolonieen verlangt und von so hervorragender Seite, wie dem Grafen de Foresta, dem General-Prokurator am Kassationshofe zu Bologna, vertheidigt worden sei. Er erwarte namentlich von den englischen, französischen und russischen Mitgliedern des Kongresses maßgebende Aufklärung über die Deportationsfrage.

Die englischen Mitglieder erklärten rund heraus, daß für England die Deportation eine abgethane Sache sei; keine Kolonie, weder eine organisirte noch eine zu organisirende, würde sich nach den gemachten Erfahrungen die Deportation der Verbrecher des Mutterlandes gefallen lassen. Von großer Bedeutung waren die Aeußerungen des Dr. Mouat, des früheren Chefs des indischen Gefängnißwesens, und des Sir George Arney, des Oberrichters von Neuseeland, welche aus unmittelbarer Anschauung über die englische Deportation Auskunft geben konnten. Der erstere bekannte sich als Anhänger der Deportation; die indischen Verbrecher hätten in Singapore und Malacca (the straits settlements) eine Reihe von bedeutenden Arbeiten ausgeführt, um deretwillen die Einwohner das Aufhören der Deportation schmerzlichst bedauern würden. Er habe selbst nach dem großen Sepoy-Aufstande die Strafkolonie der Andamanen und Nicobaren für die gefangenen Rebellen eingerichtet, und bis zum Jahre 1870 habe sie sich gut entwickelt; man habe sogar angefangen, den Deportirten von guter Führung Frauen zu geben. Das weitere Schicksal der Kolonie kenne er nicht. Aber er schloß seine Ausführung mit den Worten: „Je suis partisan du système de la transportation contre lequel la plus grande et la seule objection valable qu'on puisse faire, à mon avis, est la dépense considérable qu'il nécessite." Sir Georg Arney konstatirte zunächst, daß man in England die Deportation als unwirksam befunden habe, und entwarf dann aus eigener Anschauung ein drastisches Bild von dem verderblichen Einfluß der Deportation auf die australischen Kolonieen,

Neuseeland und Tasmanien mit eingeschlossen. Sowohl die flüchtigen als die freigelassenen Sträflinge riefen einen solchen Zustand der Unsicherheit hervor, daß es in der Kolonie Viktoria zu Unruhen kam. Die Regierung von Neuseeland suchte sich gegen die Deportirten durch ein Gesetz zu schützen, des Inhalts, daß sie jeden zur Deportation verurtheilten, mag seine Strafe verbüßt sein oder nicht, sowie jeden, der unter der Bedingung der Auswanderung begnadigt war, wenn er in der Kolonie betroffen wird, mit Zuchthaus bis zu drei Jahren und Konfiskation seines Vermögens bestraft; außerdem wird er dahin zurücktransportirt, woher er gekommen war. Jeder, der einen Deportirten nach der Kolonie bringt, wird, vorausgesetzt, daß er davon Kenntniß gehabt, mit 500 Pfd. Sterling Strafe oder 12 Monat Gefängniß bestraft, wenn es ein Schiffskapitän ist; ist es ein Matrose oder Steward, mit 100 Pfd. Sterling oder 6 Monaten Gefängniß. Und um das Mutterland zur Aufhebung der Deportation zu bewegen, scheute man sich nicht, offen mit Losreißung zu drohen.

Ueber die Deportation nach Sibirien gab Hr. Kokovtzeff, Bureauchef im Justizministerium, Aufklärung, die in der absolutesten Verdammung des Deportationssystems gipfelte. Alle sachverständigen und einflußreichen Stimmen aus Sibirien, berichtete er, vereinigen sich in dem Rufe: Befreit uns von der Pest der Deportation. Man stehe in Rußland vor der Frage, ob man die Deportation nach Sibirien aufheben oder Sibirien zu Grunde richten wolle. Wie gering die Aussicht sei, aus den Deportirten gute Kolonisten zu gewinnen, habe folgende Thatsache gezeigt. Man habe mit einem Kostenaufwande von 100000 Rubel für 200 Deportirte kleine Farmen eingerichtet, sie mit sorgfältig ausgewählten Leuten besetzt, und nach Ablauf eines Jahres seien noch 40 vorhanden gewesen, die übrigen seien entlaufen. Durch die Deportation nach Sibirien wird nicht nur die Sicherheit dieses Landes auf's äußerste gefährdet, sondern zu Tausenden kehren die Verbrecher nach Rußland zurück. Gefährlicher als sie hintransportirt worden sind, machen sie das Land unsicher; unschädlich werden sie erst, wenn man sie in den ordentlichen Strafanstalten unterbringt. Um dieser Kalamität zu begegnen, hat man einen Versuch gemacht, die Verbrecher nach der Insel Sachalin zu deportiren; man hat aber auch dies aufgeben müssen, weil die Transportkosten für den Kopf sich auf 1000 Rubel beliefen. Uebrigens ist auch die Deportation nach Sibirien mit so enormen Kosten verbunden, daß man dafür längst hätte eine Reform des Gefängnißwesens bestreiten können. Für Rußland ist die Beseitigung der Deportation eine absolute Nothwendigkeit und der Anfang zu allen Gefängnißreformen.*)

---

*) Mit dem angeführten stimmt eine Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung“ aus Moskau von Anfang Juni vollständig überein.

Vertheidiger der Deportation waren die Franzosen. Sie brachen eine Lanze für ihr Neukaledonien. Daß Guiana Fiasko gemacht hat, nachdem es 60 Millionen Francs verschlungen, mußten sie zugestehen; erhebliche Erfolge konnten sie von Neukaledonien auch nicht aufweisen, sie konnten nur von guten Hoffnungen reden; sie mußten einräumen, daß die Frauenfrage bis jetzt noch keine Lösung gefunden, da die wenigsten Deportirten verheirathet seien, und diesen wenigen die Frauen nicht folgten. Indessen der Versuch sei einmal gemacht, und man dürfe ihn noch nicht aufgeben. Auf die Anfrage des italienischen Delegirten, ob es wahr sei, daß die französischen Strafkolonieen bis jetzt 100 Millionen Francs gekostet hätten, mußten die Franzosen trotz manches Sträubens zugeben, daß das etwa der Preis sei. Hierauf erklärte der Chef des italienischen Gefängnißwesens, dann wisse er genug; für 100 Millionen Francs könne Italien sein ganzes Gefängnißwesen derart reformiren, daß es keiner Strafkolonieen bedürfe.

Den Franzosen war es darum zu thun, ein absolutes Verwerfungsurtheil des Kongresses über die Deportation zu verhindern. Am Schluß der Debatte formulirten sie ihre Ansicht dahin: Wir verkennen nicht, daß die Deportation ihre großen Schattenseiten hat, wir wollen auch keinem andern Lande rathen, unsern Versuch nachzumachen, da er für sie ernstliche Schwierigkeiten und große Gefahren herbeiführen kann; wir wünschen vom Kongreß nur die Anerkennung, daß diejenigen Völker, welche die Deportation haben und beibehalten, sich nicht außerhalb des Bodens des Strafrechts befinden. Aus Courtoisie gegen die Franzosen wurde daher das abfällige Urtheil des Kongresses in folgende höfliche Formel gekleidet: La peine de la transportation présente des difficultés d'exécution, qui ne permettent pas de l'adopter dans tous les pays, n'y d'espérer qu'elle y réalise toutes les conditions d'une bonne justice pénale. Aber soviel konnte man aus der Vertheidigung sowohl, als aus dem Privatgespräch mit den französischen Mitgliedern des Kongresses heraus hören, daß sie sich größeren Erfolg versprechen von der durch das Gesetz von 1875 in Angriff genommenen Gefängnißreform als von der Deportation, und daß die Tage ihrer jüngsten Strafkolonie ebenfalls gezählt sind.

Weder Fabri, noch die, welche sonst für Einführung der Deportation Propaganda machen, haben sich die Ausführung ihres Vorschlags im Detail genau vergegenwärtigt. Welche Verbrechen sollen mit der Strafe der Deportation belegt werden? Will man auf dem Boden der jetzt geltenden Strafrechtsprinzipien bleiben, so kann die Deportation, wenn sie mit denselben überhaupt in Einklang zu bringen ist, nur auf die schwersten Verbrecher Anwendung finden, also etwa auf diejenigen, welche zu Freiheitsstrafen von 10 Jahren und darüber

verurtheilt sind. Nun befanden sich am Schlusse des Jahres 1876 in den preußischen Strafanstalten 14558 männliche und 2454 weibliche Zuchthausgefangene; von diesen waren verurtheilt auf Lebenszeit 615 Männer und 193 Weiber, über 10 Jahre 1206 Männer, 78 Weiber; diese 2092 Köpfe würden bei der Deportation zunächst in Frage kommen. Wenn die übrigen Staaten des deutschen Reiches sich dabei betheiligen wollten — obgleich aus der Justizhoheit der Einzelstaaten sich nicht unerhebliche Schwierigkeiten ergeben würden —, so würde die Gesammtziffer der zu Deportirenden sich auf etwa 3000 erhöhen, und wenn man die Weiber, Kranken, Gebrechlichen, geistig zweifelhaften und die Greise abzöge, so würden etwa 2500 übrig bleiben, gegenüber den 25000 Zuchthausgefangenen in Deutschland ein ziemlich verschwindender Bruchtheil.

Es fragt sich weiter: Wie sollen dieselben in den Strafkolonieen untergebracht werden? Will man sie nicht einfach an's Land setzen und laufen lassen, so wird man Gebäude zu ihrer Unterbringung herstellen müssen, und zwar solche, welche das Entlaufen verhindern, also — eine neue Strafanstalt. Die Kosten einer solchen würden sich aber, da ein großer Theil der Materialien von hier aus hingeschafft werden müßte, selbst wenn die eigentliche Arbeit von den Sträflingen besorgt werden könnte, mindestens eben so hoch belaufen, wie in der Heimat. König Oskar I, der Reformator des schwedischen Gefängnißwesens, bemerkt in seinem epochemachenden Buche: Des peines et des prisons sehr richtig: „Wenn eine neue Strafanstalt gebaut werden soll, so wäre es einfacher, sie auf Långholmen*) zu bauen, als in einer überseeischen Kolonie, es ist das billiger, und man spart die Kosten des Transportes."

Angenommen nun, die Strafanstalt wäre auf einem überseeischen Territorium, etwa am Congo, gebaut, so gehören zur Leitung und Beaufsichtigung derselben Beamte, und zwar wie die englischen und französischen Erfahrungen zeigen, lieber zu viel als zu wenig. Glaubt man nun, daß für 1200 Mark Gehalt ein Aufseher, für 2700 Mark ein Inspektor, für 4000 Mark ein Direktor nach dem Congo gehen wird? Die Engländer pflegen in den Kolonieen ihren Beamten das doppelte und dreifache von dem zu zahlen, was sie in England bekommen. Zur Sicherung der Strafkolonie bedarf es ferner einer Militärmacht; da dieselbe die Gefangenen bewachen und zugleich die ganze Niederlassung gegen die umwohnenden wilden Völkerschaften schützen soll, so würde sie kaum unter 500 Mann zu bemessen sein. Bei unseren militärischen Einrichtungen ginge es kaum an, ein Bataillon irgend eines Regiments in Garnison nach dem Congo zu verlegen, sondern man würde eine Truppe werben müssen. Nun kosten der englischen Regierung die europäischen Truppen für den Kopf

*) Eine Insel im Mälar-See bei Stockholm.

jährlich 79 Pfd. Sterling; aber wenn auch der deutsche Kriegsminister es sparsamer einzurichten wüßte, unter 1000 Mark pro Kopf und Jahr würde er die Truppen auch nicht erhalten können; dies wäre allein eine jährliche Ausgabe von 500000 Mark. Ohne ein Kriegsschiff, und wenn es auch nur eins der kleinsten Kanonenboote wäre, wird die Kolonie auch nicht sein können; Kundige mögen die Summe hierfür angeben, aber billig ist ein in Dienst gestelltes Kriegsschiff jedenfalls auch nicht. Nach dem Report of the Directors of Convict prisons von 1873 betrug der Staatszuschuß für die in England detinirten Zuchthausgefangenen jährlich pro Kopf 11 Pfd. Sterling, für die im Zellengefängnisse zu Pentonville 20 Pfd. Sterling, für die Deportirten in West-Australien dagegen 60 Pfd. Sterling — in der letzteren Summe die Transportkosten nicht mit einbegriffen —, d. h. die Kosten eines Gefangenen in der Strafkolonie sind drei Mal so groß als in einem Einzelhaftgefängnisse der Heimat und 5½ Mal so groß als im Durchschnitt für alle Gefangenen. Uebertragen wir diese Verhältnisse auf Deutschland, bez. Preußen. Hier betrug der Staatszuschuß für die in allen dem Ministerium des Innern unterstellten Gefängnissen detinirten Gefangenen im Durchschnitt der Jahre 1875 und 1876 pro Kopf 211 Mark, in dem Einzelhaftgefängnisse Moabit 228 Mark. Nehmen wir den günstigsten Fall, daß sie in der Strafkolonie nur drei Mal soviel kosteten als in Moabit, so betrüge die jährliche Ausgabe für jene 2500 Gefangenen in der Strafkolonie die Kleinigkeit von 1,114000 Mark mehr, als wenn wir sie in Einzelhaft gehalten hätten.

Nun könnte man einwenden, das sei zwar sehr viel Geld, aber dafür seien wir die Gefangenen auch ein für allemal los. Welcher Irrthum! Aus den oben angeführten Zahlen ergab sich, daß ein Drittel der zu Deportirenden lebenslängliche sind; von dem Rest würden erfahrungsgemäß hier wie dort die eine Hälfte mindestens vor Ablauf der Strafzeit sterben; es blieben also etwa 800, die nach Ablauf, wir wollen annehmen von 10 Jahren, durch vorläufige Entlassung, Begnadigung, Ablauf der Strafzeit frei werden. Angenommen nun, diese blieben sämmtlich in der Kolonie, so würde uns die Expatriirung dieser 800 Verbrecher eine 10jährige Rente von 800 mal 456 Mark oder ohne Berechnung der Zinsen 3,648000 Mark gekostet haben. Das hieße denn doch die Beseitigung von 800 Verbrechern gar zu theuer bezahlt! Aber wer steht uns auch dafür, daß sie alle in der Kolonie bleiben? Wenn sie nun nach Ablauf der Strafe heimkehren wollen, um ihre Congo-Studien in Deutschland zu verwerthen — können wir es ihnen wehren? Würde wohl ein Rechtskundiger sich finden, der einen Paragraphen in's Strafgesetzbuch aufnähme, des Inhalts: „Wer zu mehr als 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt ist, kann durch Anordnung des Justizministers gezwungen werden, dieselben in einer Straf-

kolonie zu verbüßen, und darf dann nie in sein Vaterland zurückkehren“? Wenn wir nun einen Theil der Deportirten müßten zurückkehren lassen, würden wir nicht dieselbe Erfahrung machen, wie die Engländer, daß gerade diese die gefährlichsten, raffinirtesten Verbrecher sind?

Man könnte ferner einwenden, daß man die Strafkolonie so kostspielig nicht einzurichten brauche. Fabri selbst spricht sich darüber nicht aus, man kann aber oft genug der Meinung begegnen, daß zur Errichtung einer Strafkolonie ja eine einsame Insel mitten im Ozean gewählt werden könne; dort solle man die Verbrecher gewissermaßen aussetzen, mit dem nöthigsten Geräth, Handwerkzeug u. s. w. versehen und sie dann sich selbst überlassen, höchstens ein Kriegsschiff dort stationiren, um zu verhindern, daß sie auf Flößen oder selbstverfertigten Kähnen entfliehen. Dies würde freilich billiger sein, aber wenn man die Kosten des Transportes und der ersten Ausrüstung des Kriegsschiffs rechnet, immer noch ebenso theuer zu stehen kommen, wie der Strafvollzug in Moabit. Wie sich aber eine solche Strafkolonie in Wirklichkeit gestalten wird, kann der Sachkundige sich leicht ausmalen. Es bedarf jedoch nicht der Phantasie, wir können uns auch hier auf die Erfahrung berufen.

Die Engländer haben sich, wie schon erwähnt, für ihre indischen Besitzungen eine Straf-Kolonie auf den Andamanen und Nicobaren im indischen Ozean eingerichtet. Die Lage ist mit großem Geschick gewählt, auch deshalb, weil die Transportkosten der Deportirten sich dadurch besonders niedrig stellen. Auf den Inseln sind etwa 10000 Verbrecher, Männer und Weiber, detinirt, alle bis auf einen geringen Bruchtheil zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, meistens wegen Mord. Eine der Inseln enthält die Residenz des Gouverneurs, den Hafen für die Schiffe, die Magazine, die Besatzung, eine Anzahl nicht zu Lebenszeit verurtheilter männlicher Gefangener und das Weibergefängniß. Die übrigen männlichen Gefangenen sind in größeren oder geringeren Trupps auf den einzelnen Inseln untergebracht. Auf den größeren derselben ist ein superintendent stationirt mit einer kleinen Anzahl Militär, einigen Aufsehern rc.; ihre Behausung ist entweder eine kleine Festung auf der Insel der Deportirten selbst oder auf einer in der Nähe derselben liegenden kleineren Insel. Die Gefangenen sind in Abtheilungen getheilt, deren Anführer selbst Gefangene sind; die letzteren leiten namentlich die Arbeiten. Sie wohnen abtheilungsweise in selbsterbauten Hütten; die Beamten beschränken sich darauf, die Arbeiten zu bestimmen und von Zeit zu Zeit zu revidiren, im übrigen sind die Gefangenen sich selbst überlassen. Die Autorität der Beamten wird dadurch aufrecht erhalten, daß es streng untersagt ist, auf den mit Gefangenen besetzten Inseln irgend welche Nahrungsmittel zu bauen; alles was die Gefangenen in dieser Beziehung nöthig haben, vorzugsweise Reis, wird von Ostindien ein-

geführt, aus den Magazinen der Depot-Insel nach den Inseln der Gefangenen gebracht und an bestimmten Tagen — unseres Wissens aller fünf Tage — rationsweise an die Gefangenen vertheilt. Dies sind zugleich die Musterungstage, an denen die Präsenz der Gefangenen konstatirt wird, es sind die Abrechnungstage, an denen die Gefangenen das, was sie an Tabak, Kaffee rc. gebaut haben, abliefern und dafür wie für die öffentlichen Arbeiten, die sie geleistet — Wege- und Brückenbau, Bewässerungs- und Entwässerungsarbeiten u. s. w. — ihren Lohn bekommen. Derselbe besteht in Bons, für welche sie Eß-, Genuß- und Bequemlichkeits-Gegenstände von der Verwaltung eintauschen können. Dabei wird auf's sorgfältigste darauf gehalten, daß ihnen an Eßwaaren nicht etwa soviel verabreicht wird, daß sie sich einen Vorrath davon zusammensparen können. Da den Gefangenen jede Möglichkeit genommen ist, von der Insel zu entkommen — alle Schiffe und Boote liegen unter sicherster Bewachung außerhalb ihres Bereiches —, da sie immer nur für fünf Tage Nahrungsmittel haben und auf ihrer Insel absolut nichts Eßbares finden, so würde es im Falle einer Revolte genügen, die Lebensmittelration nicht zu vertheilen; sie würden dann verhungern oder müßten sich als Kannibalen unter einander auffressen. Um das übrige Treiben der Gefangenen bekümmert sich die Verwaltung nicht viel. Nur gröbere Exzesse, Mord und Todtschlag kommen zur Anzeige und werden vom Gouverneur mit Auspeitschen oder eventuell Hängen — ob mit oder ohne ordentlichen Prozeß, ist uns jetzt nicht erinnerlich — bestraft.

Was aus dieser Menschenmasse, in der die verschiedensten Racen und Nationen vertreten sind — Chinesen, Hindus, Malayen, Parsi, Neger, Weiße, Araber und was sonst in den Emporien des Ostens zusammengeströmt sein mag —, ich will nicht sagen in sittlicher und religiöser, sondern überhaupt nur in menschlicher Beziehung wird, bedarf wohl keiner Beschreibung. Man vergegenwärtige sich nur, was hier an viehischer geschlechtlicher Ausschweifung geleistet wird! Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß den Gefangenen auch die Gelegenheit geboten wird, eine Frau zu nehmen. Nach zehnjähriger guter Führung kann der männliche, nach dreijähriger die weibliche Gefangene die Erlaubniß zum Heirathen bekommen. Zu bestimmten Terminen werden die mit einem Heiraths-Ticket versehenen männlichen Gefangenen nach der Insel des Gouverneurs geholt, es werden ihnen aus dem Weibergefängnisse die ebenfalls mit Ticket versehenen Kandidatinnen vorgeführt, man gibt ihnen fünf bis zehn Minuten zur Wahl; ist ein Paar einig geworden, so werden sie vom Gouverneur zusammengegeben und beziehen als Mann und Frau auf einer Deportationsinsel ein Hütte für sich. Was wird aber aus dieser sogenannten Ehe? Die Frau wird Gemeingut einer ganzen Anzahl anderer Gefangenen,

der offizielle Ehemann läßt diese für sich arbeiten und ergibt sich dem dolce far niente. Daß das keine Phantasiegebilde sind, beweisen die Kinder, die einer solchen Ehe entspringen, und von denen das erste vielleicht einen chinesischen, das zweite einen malayischen, das dritte einen Negertypus trägt, auch wenn der offizielle Vater ein richtiger „Madrasman" ist. Und was wird nun aus dieser heranwachsenden Generation? Soll man sie unter den Verbrechern lassen? Man denke sich den Gedanken einmal aus! Soll man sie nach Indien zurückbringen? Sie haben ja keine Kaste, nicht einmal Parias sind sie. Es bleibt also nichts andres übrig, als eine neue Kolonie für diese zweite Generation zu gründen. Diese zweite Generation macht denn auch der englischen Verwaltung viel mehr Sorge als die Verbrecher selbst.

Ist das nun das Ideal einer Verbrecher-Kolonie, wie sie für Deutschland erstrebt wird? Bilde man sich doch nicht ein, daß sie sich unter unsern Händen anders gestalten werde; in einigen äußeren Dingen würde sie vielleicht anders aussehen, wir würden es vielleicht nicht so gut verstehen wie die Engländer, die Sicherheit und Ordnung aufrecht zu erhalten, aber den Stempel der tiefsten moralischen Versumpfung würde sie ebenso an sich tragen wie jene, ja wahrscheinlich würde sie noch um viele Grade tiefer sinken, weil der sogenannte Kulturmensch, wenn er einmal dabei ist, moralisch zu versumpfen, darin viel mehr leistet als der Naturmensch. Vor einer solchen Gestaltung kann keine Anstrengung, keine Maßregel eine insulare Verbrecherkolonie retten, und wenn ein Engel vom Himmel käme und die Seelsorge darin übernehmen wollte.

Es erübrigt noch, die Behauptung Fabri's zu beleuchten, daß wir deshalb Strafkolonieen brauchten, weil die Verbrecher in einem so exorbitanten Maße zunehmen, daß weder die jetzigen Gefängnisse ausreichen, noch auch die Mittel vorhanden seien, entsprechend neue zu beschaffen, und daß wir schon jetzt Fürsorge treffen müssen, um die an dem bevorstehenden großen Kommuneaufstand betheiligten unterzubringen.

Für die Zunahme der Verbrecher beruft sich Fabri auf die bekannte Strußberg'sche Broschüre: „Die Zunahme der Vergehen und Verbrechen und ihre Ursachen." Das hohe Verdienst dieser Schrift wird niemand bestreiten. Sie hat wie keine andere die Aufmerksamkeit auf die enorme Bedeutung dieser in weiteren Kreisen meist gleichgiltig oder dilettantisch behandelten Materie von den Verbrechen, der Strafe und dem Strafvollzug gelenkt. Ihr Verdienst würde noch größer sein, wenn sich nicht wie ein rother Faden der Gedanke durchzöge, daß die außergewöhnliche Zunahme der Verbrechen ihren Grund eigentlich darin habe, daß der Staat sich seit einer Reihe von Jahren in Gegensatz zur Kirche gesetzt und deren Macht und Einfluß erheblich beschränkt habe, und daß die sicherste Abhilfe darin bestehe, daß man schleunigst von der

neuerdings befolgten Kirchenpolitik umkehre. Auch die Thatsache der Zunahme der Verbrechen nimmt sich eben anders aus vom Standpunkte der inneren Mission und anders vom Standpunkte der Sozialpolitik.

Wie das Leben der Staaten und Völker überhaupt ebbt und fluthet, auf Zeiten der Erhebung Zeiten des Verfalls folgen und umgekehrt, so ist es auch mit derjenigen Seite des Volkslebens, welche ihren Ausdruck in der Zu- und Abnahme des Verbrechens ihren Ausdruck findet. Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursache dieser Erscheinung näher einzugehen,*) es sei nur auf die Thatsache hingewiesen, daß in allen europäischen Staaten in der Periode, welche auf den Abschluß der großen Kriege im Anfange dieses Jahrhunderts folgte, eine enorme Zunahme der Verbrechen sich zeigt, sodaß die Verlegenheit, die Verurtheilten unterzubringen, unendlich viel größer war als jetzt, und die preußische Regierung in ihrer Noth auf den Gedanken kam, ihre Verbrecher nach Sibirien zu deportiren. Aus neuerer und neuester Zeit mögen einige Zahlen aus verschiedenen Ländern dies näher darthun. Der offizielle Nachweis über die Verurtheilungen in England während der 40 Jahre von 1834 bis 1873 ergibt folgendes. Im Jahre 1834 betrug bei einer Bevölkerung von 14½ Millionen die Zahl der Verurtheilungen zu Gefängniß: 10721, zu Zuchthaus und Deportation: 3060. Die Zahl der Verurtheilungen steigt langsam aber stetig bis auf 15747, bez. 3800 im Jahre 1841 bei etwa 16 Millionen Einwohnern, springt dann rapid im folgenden Jahre auf 17871, bez. 4481 — eine Vermehrung um 14,35 Proz.! —, um im Jahre 1845 auf 14052, bez. 3247, d. i. 22,61 Proz. zu fallen bei 16,7 Millionen Einwohnern. Im Jahre 1846 betragen die Ziffern 14902, bez. 3157; im Jahre 1848: 19175, bez. 3600; dann folgt eine langsame Verminderung und im Jahre 1854 ein rasches Steigen der Verbrechensziffer auf ihren höchsten Standpunkt 20388, bez. 2742. Hierauf von 1855 auf 1856 ein ebenso rapides Fallen von 17397, bez. 2590 auf 11885 und 2715, dann ein stetiges Sinken bis auf 9656 und 2456 im Jahre 1860, dann wieder ein stetiges Steigen bis auf 12358 und 2081 im Jahre 1868, und seitdem ein stetiges Herabgehen bis auf 9141 und 1493 bei 23 Millionen Einwohnern im Jahre 1873. Der Merkwürdigkeit wegen sei noch erwähnt, daß dieses letzte konstante Sinken zusammenfällt mit dem Aufhören der Deportation in England. Dieselbe Erscheinung haben wir in Schweden. Die Zahl der Verurtheilten beträgt 1856: 1778, 2879 im Jahre 1869 und 1876: 1558. In Belgien, welches in den Jahren 1831 bis 1840 ebenfalls eine enorme Steigerung der Verurtheilungen

---

*) Eine Zunahme der Verurtheilungen kann z. B. auch ihren Grund in einer Reform der Strafjustiz haben.

aufzuweisen hatte, ist die Zahl derselben von 8015 im Jahre 1856 auf 5342 im Jahre 1868 gefallen.

So betrübend also auch die große Zunahme der Verurtheilungen in Deutschland ist, so gewiß sie uns zur gewissenhaftesten Aufsuchung und Verstopfung ihrer Quellen auffordern muß, so ist sie doch nichts so Ungewöhnliches, daß wir unser Heil in der außergewöhnlichen Maßregel der Deportation suchen müßten. Gerade die beiden zuletzt genannten Länder, Schweden und Belgien, zeigen, daß die konstante Verminderung der Verurtheilungen zusammenfällt mit einer planmäßigen Reform des Strafvollzugs nach dem System der Einzelhaft.

Was den letzten Grund betrifft, daß wir uns auf den großen Kommuneaufstand rechtzeitig vorbereiten müßten, so ist soviel sicher, daß, wenn irgend etwas ihn herbeiführen wird, es diese ewige s. v. v. Angstmeierei ist vor der Sozialdemokratie. So gewiß die Bedeutung dieser Bewegung nicht unterschätzt werden darf, so gewiß es heilige Pflicht ist, jeder an seinem Theile zu helfen, die Ursachen, aus denen die ungesunde Bewegung entsprungen ist, zu beseitigen, so gewiß ist es die Pflicht jedes guten Bürgers, auch nicht mit einer Miene zu verrathen, daß wir uns vor ihr fürchten, denn wer sich fürchtet, der ist schon halb besiegt. Die Sozialdemokraten und ihre Führer sollen wissen, daß wir entschlossen sind, ein Ende mit ihnen zu machen, soviel auf uns ankommt, in Frieden und gemeinsamer Arbeit; appelliren sie an die Gewalt, dann ein Ende wie die Soldaten Caesar's nach der Schlacht bei Munda den Pompejanern bereiteten. Es fehlte blos noch, daß wir jetzt schon ein behagliches Plätzchen aussuchten, um denen, die unsern Staat und unsere Kultur in Frage stellen, ein bequemes Unterkommen dort zu bereiten. Der Verfasser dieser Zeilen ist fest überzeugt, daß wir keinen Kommune-Aufstand haben werden, denn Berlin ist noch lange nicht Paris. Doch das mag ja Glaubenssache sein. Angenommen aber, Fabri hätte Recht, so wäre auf die Frage, wo wir mit den verurtheilten Kommunards bleiben sollen, die Antwort sehr einfach zu geben: ebenda, wo wir mit den französischen Kriegsgefangenen geblieben sind. Damit kämen wir billiger weg als die Franzosen, denn wir sparten die Kosten des Hin- und Hertransports.

Nicht ein einziger der Fabri'schen Gründe also für die Gründung von Strafkolonieen hat sich als stichhaltig erwiesen. Es ist bedauerlich, daß die Deportationsfrage, welche für alle übrigen europäischen Völker abgethan erscheint, bei uns überhaupt wieder auf der Bildfläche erschienen ist, doppelt zu bedauern, daß sie jetzt wieder aufgetaucht ist, wo endlich bei uns Hand an die Reform des Strafvollzugs gelegt werden soll. Denn es ist Thatsache, daß die Deportation, ja auch nur die ernstliche Inaussichtnahme derselben anderwärts jede

gesunde Reform des Strafvollzugs gehindert hat. In England beginnt eine planmäßige Reform desselben erst, seitdem die Deportation auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Und wer die Bestrebungen für diese Reform in Frankreich unter Tocqueville's Führung von 1830 bis 1847 verfolgt hat, wird wissen, daß der Abschluß des Strafvollzugsgesetzes, welches auf dem System der Einzelhaft basirte, wesentlich mit dadurch verhindert wurde, daß die Deputirtenkammer die Deportation hineindiskutirt hatte, und daß vom Kaiserreiche, welches eine ganz besondere Passion für die Deportation hatte, die ganze Strafvollzugsreform bei Seite gelegt wurde. Erst unter der Republik ist sie wieder aufgenommen und zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht worden, aus welchem klar hervorgeht, daß im französischen Strafvollzuge die Deportation keinen Platz mehr haben wird. Holland, Belgien, Schweden haben ihre planmäßige Gefängnißreform erst begonnen, nachdem sie ein für allemal aller Deportations-Gelüste sich entschlagen hatten. Rußland hat mit seiner sibirischen Deportation Bankerott gemacht, es hat soeben durch Schaffung einer Zentralbehörde für das Gefängnißwesen, an dessen Spitze der hochverdiente Präsident des Stockholmer Kongresses Staatsrath v. Grot steht, die Reform des Strafvollzugs in Angriff genommen, und daß es ihm damit Ernst ist, dafür bürgt der Name und die Person des Chefs und seiner Mitarbeiter; Beseitigung der Deportation ist die conditio sine qua non der Reform. Und uns Deutschen will man zumuthen, diesen überall mißglückten Versuch noch einmal zu machen? Einmal schon haben wir in Preußen den Anlauf zu einer Reform des Strafvollzugs genommen, wir standen um dieselbe Zeit fast so nahe am Ziele wie die Franzosen. Man hat sie fallen lassen. Warum? Kundige Leute behaupten, unter anderm aus dem Grunde, weil eine kirchliche Partei, der Fabri nicht fern steht, den Strafvollzug in Einzelhaft zu seiner Domäne machen wollte. Sicher hat das Anwachsen des Verbrecherthums zum großen Theil seinen Grund in dieser unterlassenen Reform des Strafvollzugs. Jetzt endlich sind wir soweit gekommen, daß dem Bundesrathe der Entwurf zu einem Reichs-Strafvollzugsgesetz vorliegt, der die Gefängnißreform nach dem System der Einzelhaft in Aussicht nimmt, und da kommt diese unglückselige Deportationsfrage! Es ist sicher zu erwarten, daß gewisse Parlamentarier, die alles wissen, die jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit mit sittlicher Entrüstung zurückweisen, bei der Berathung des Strafvollzugsgesetzes auch die Deportation in die Diskussion werfen und dadurch sein Zustandekommen ebenso gefährden werden, wie die französische Deputirtenkammer den Strafsvollzugs-Gesetzentwurf vom Jahre 1846. Die Gefängnißreform ist eine Aufgabe, die nur durch planmäßige, konsequente, langjährige, mühsame Arbeit gelöst werden kann. Belgien hat 30 Jahre daran gearbeitet, Schweden und Holland nicht viel kürzer, England

und Frankreich werden sie auch nicht eher vollenden; für Deutschland ist die Arbeit ebenfalls auf mindestens 25 bis 30 Jahre berechnet, und es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß wir damit ebensogut das Ziel, Herabminderung des Verbrecherthums und der Verbrecher, erreichen werden, wie jene Länder. Wollte man uns jetzt die Deportation empfehlen als ein Mittel, welches uns rascher und billiger zum Ziele führen würde, es wäre genau so, als wenn man einem treuen und fleißigen Menschen, der durch Arbeit und Sparsamkeit seine materielle Lage verbessern will, den Rath gäbe, in der Lotterie zu spielen, weil das ihn rascher und bequemer zum Ziele führe. —e.

Ein Rencontre des Augsburger Rathes mit Friedrich dem Großen.*)

Im Jahre 1754 in den letzten Tagen des Februar langte eine kleine italienische Sängergesellschaft, aus ihrer Heimat kommend, auf dem Wege nach Potsdam in der altehrwürdigen Reichsstadt Augsburg an. Es war eine Signora Paganini, ihr Gemahl, außerdem noch zwei Sänger, endlich als Reisemarschall ein gewisser Pietro Antonio Callabria, der als Kommissär und im Auftrage Friedrich's II. die erstgenannten vier Personen in die Residenz des Königs geleiten sollte. Sie stiegen in der Schäfflerherberge ab, einer auf dem Predigerberge gelegenen Bierbrauerei, die von Alters her das Recht besaß, Fremde aller Art aufzunehmen. Freilich war dies ein nichts weniger als vornehmes Absteigequartier, nach unserer Art zu reden kaum ein Wirthshaus dritten oder vierten Ranges; indessen Schauspieler und Sänger waren zu jenen Zeiten weniger verwöhnt als heutzutage, und auch eine Sängerin von viel größerem Rufe als Signora Paganini würde es damals wahrscheinlich nicht für unter ihrer Würde gehalten haben, mit einem verhältnißmäßig so bescheidenen Unterkommen vorlieb zu nehmen. Zudem war Friedrich der Große nicht geneigt, für dergleichen Dinge großen Aufwand zu machen. Wer sich bei solchen Gelegenheiten bei ihm beliebt machen wollte, der mußte es verstehen, Sänger und Sängerinnen zu liefern, auch ohne dabei tief in die königliche Kasse zu greifen.

*) Nach Quellen aus dem städtischen Archiv zu Augsburg, namentlich einem Faszikel mit der Aufschrift: „Begangene Frevel und Exzesse auf dem Rathhause 1557—1772.“

Der Herr Kommissär Callabria, der den Unterhalt der Gesellschaft während der Reise zu bestreiten hatte, mußte also wohl, wenn er nicht zu Schaden kommen wollte, mit den ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln haushälterisch umgehen. Dafür zeigte er sich um so anmaßender in seinem Benehmen. Er hatte früher einmal, wahrscheinlich in Preußen, in Militärdiensten gestanden, und als ehemaliger Soldat und Diener eines so großen Herrn und Kriegsobersten dünkte er sich hoch erhaben über das gewöhnliche bürgerliche Gelichter. Die Reichsstädter mit ihrem gespreizten Wesen, hinter dem auch nicht mehr der Schatten einer wirklichen Macht stand, mochten ihm vollends verächtlich vorkommen, und aus diesen seinen Gedanken machte er nirgends im Geringsten ein Hehl. Schon bei seinem Eintritt in die Stadt, unter dem Thore, hatte er sich, um größer dazustehen, für einen Kriegskommissär seiner preußischen Majestät ausgegeben, und als solcher trat er überall auf: kurz angebunden, soldatisch, befehlshaberisch.

Die Gesellschaft war in dem Gefährt eines Augsburger Lohnkutschers Namens Konrad Birzle aus Italien befördert worden. Als dieser aber kam, um seine Zahlung zu verlangen, zog ihm Callabria nicht nur eine beträchtliche Summe ab, sondern schnauzte ihn auch, als er sich dabei nicht beruhigen wollte, grimmig an: er werde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er ihn noch weiter belästige, und dergleichen mehr.

Birzle entfernte sich erschrocken ohne sein Geld, lief aber in seiner Angst am andern Morgen — es war Samstag, den 2. März — in aller Frühe auf das Rathhaus, wo gerade der kleine Rath tagte, um diesem seine Noth zu klagen. Der Bürgermeister v. Langenmantel kam aus dem Sitzungssaale, hörte seine Erzählung an, und da schon von anderer Seite über das Gebahren des gewaltthätigen Herrn geklagt worden war, auch Gefahr im Verzuge war, weil die Italiener schon wieder auf dem Punkte standen abzureisen, so schickte er sofort einen Amtsdiener ab, um den Angeklagten auf das Rathhaus zu zitiren.

Ohne Zweifel wäre der Bürgermeister behutsamer zu Wege gegangen, wenn er den Fremden wirklich für einen Kommissär des Königs von Preußen gehalten hätte. Die reichsstädtischen Behörden waren im vorigen Jahrhundert berühmt ob ihrer langsamen Bedächtigkeit, ob ihrer ewigen Bedenklichkeiten und ihrer beständigen, freilich nothgedrungenen Rücksichtnahme auf größere Nachbarn und überhaupt auf alle mächtigeren Reichsfürsten. Zudem war Langenmantel nicht im Amte, die Sache ging ihn also unmittelbar recht wenig an.*)

---

*) Die Augsburger „Bürgermeister“ waren seit der Verfassungsänderung von 1548 nicht mehr die obersten Behörden der Stadt. Wenn man den sehr weiten Kreis ihrer Ge

Allein Callabria hatte sich unter dem Thore als Kriegskommissär bezeichnet, und es schien doch unglaublich, daß ein königlich preußischer Kriegskommissär sein Quartier in der Schäfflerherberge genommen haben und zum Reisebegleiter für ein paar italienische Sänger auserkoren worden sein sollte. Da mußte jedem der Verdacht aufsteigen, der Mann sei ein Schwindler. Augsburg war ja als wohlhabende Stadt überlaufen von dergleichen Leuten. Was mit Schauspielern und Sängern zusammenhing, wurde gewöhnlich schon von vornherein mit mißtrauischen Blicken angesehen. Und es war Grundsatz des Rathes, so lange es sich, ohne in Unannehmlichkeiten zu gerathen, thun ließ, dafür zu sorgen, daß kein Bürger durch fremde Betrüger zu Schaden käme.

Der Bote wurde also abgeschickt. Callabria empfing ihn höchst ungnädig und äußerte sich in wegwerfender Weise über das hohe Rathskollegium; er habe keine Zeit, der Aufforderung Folge zu leisten; wenn man etwas von ihm wolle, so möge man zu ihm kommen. Erst auf vielfaches Zureden seiner Gefährten und des Schäfflerwirthes ließ er sich endlich zu der Erklärung herbei, er werde um halb zehn Uhr einen Stellvertreter schicken.

Langenmantel wartete eine Stunde lang auf den versprochenen Stellvertreter; aber vergebens, niemand kam. Endlich schickte er den Amtsdiener zum zweiten Male, mit der Drohung, der Herr werde, falls er sich noch weiter widerspenstig bezeigen sollte, durch die Stadtgarde mit Gewalt abgeholt werden. Da bequemte sich Callabria, nachzugeben. Er erschien bald darauf in Begleitung eines italienischen Handlungskommis und eines Leutnants v. Kalm, der als preußischer Werbeoffizier in Augsburg stationirte, auf dem Rathhause. Langenmantel kam ihnen im zweiten Stock auf dem Korridor entgegen, und der Offizier ergriff sofort das Wort mit der scharf betonten Frage, was der Rath mit diesem — auf Callabria deutend — königlich preußischen Kommissär eigentlich wolle. Der Bürgermeister antwortete, zunächst werde der Herr sich legitimiren müssen, sodann handle sich's um eine Schuldforderung des Lohnkutschers Birzle. Zugleich forderte er die Gesellschaft auf, mit ihm in die nebenanstoßende Stadtgerichtsstube zu gehen, damit er dort Alles in gehöriger Form zu Protokoll bringen könne. Darauf kurzes Hin- und Herreden. Endlich meinte der Leutnant, mit dem Protokolliren habe er nichts zu schaffen, drehte sich um und fing an, die Treppe hinabzusteigen. Callabria aber fiel sofort ein, auch er habe keine Lust zum Protokollmachen, setzte den Hut auf und folgte seinem militärischen Begleiter.

---

schäfte mit einem Worte bezeichnen will, so kann man sie etwa Polizeirichter nennen. Es waren immer sechs an der Zahl, von denen je zwei zusammen, ein katholischer und ein protestantischer, vier Monate lang im Amte waren. Die obersten Behörden hießen „Stadtpfleger“.

Langenmantel stand sprachlos vor Staunen über solche Frechheit. Die Augsburger Behörden kamen ja nicht selten in die Lage, von den Dienern und Beamten auswärtiger Potentaten Impertinenzen geduldig hinnehmen zu müssen. Aber eine derartige Aufführung an dieser Stelle war noch nicht dagewesen. Daß ihm, dem Jakob Wilhelm Benedikt Langenmantel von Westheim, dem Sprossen eines der ältesten Geschlechter der Stadt, im Rathhause selbst, an der Stätte, wo seine Ahnen seit über einem halben Jahrtausend regiert hatten, in solcher Weise von einem hergelaufenen Italiener, von einem Menschen, der in der Schäfflerherberge logirte, mitgespielt wurde, war unerhört, umsomehr als man ja von Alters her gerade in den Reichsstädten am meisten gewohnt war, im öffentlichen Leben sich nur in abgemessenen, von höflichen Wendungen überfließenden Formen zu bewegen. Doch faßte er sich alsbald wieder und rief zornig der Wache zu, den Unverschämten festzuhalten und in die Gerichtsstube zu führen.

Sobald Callabria merkte, daß Gewalt angewendet werden sollte, fügte er sich wenigstens so weit, daß er gutwillig, wenn auch mit sichtlichem Trotz, zurück und in die Stube ging, wo ihn der Bürgermeister erwartete. Kaum hatte dieser jedoch angefangen, ihn wegen seiner Impertinenz zur Rede zu stellen, als Callabria in eine Fluth von Vorwürfen und Schmähreden ausbrach und dem Bürgermeister drohend auf den Leib rückte. Entrüstet forderte ihn Langenmantel auf, sich bescheidener zu benehmen, widrigenfalls werde er ihm den Degen abnehmen lassen. Da rief Callabria: „Den möchte ich sehen, der mir an den Leib kommt“, und drang mit geschwungenem Stocke auf seinen Inquisitor ein, der seinerseits erschrocken retirirte und nach der Wache rief.

Hierauf traten einige Stadtgardisten ein. Callabria schlug den ersten mit dem Stocke nieder, riß den zweiten bei den Haaren zu Boden, zog dann den Degen und hieb und stach blindlings nach allen Seiten. Alles wich zurück, es entstand ein entsetzlicher Tumult, die Rathsherren eilten aus ihrem Sitzungssaale herüber, man schickte hinunter auf die Wache, um Verstärkung zu holen. Unterdessen hatte ein Amtsdiener den richtigen Augenblick ersehen und den gefährlichen Fremden von hinten gepackt. Beide fielen zu Boden; und so gelang es endlich mit vieler Mühe, den Wüthenden zu entwaffnen. Er wurde sofort in Gewahrsam gebracht.

Man kann die Aufregung sich ausmalen, in die alle Betheiligten gerathen waren, wie man ängstlich fragte und antwortete, wie die Rathsherren hin und herliefen und bedenklich ihr weises Haupt schüttelten. Ein Auftritt, wie der geschilderte, war nicht erlebt worden, so lange das Augsburger Rathhaus stand, und es waren doch manche wilde Zeiten darüber hingegangen. Jedermann empfand, daß der ganzen Stadt ein Schimpf angethan worden sei. Und doch

war auch wieder keiner, der nicht auf dem Grunde der Seele das unbehagliche Gefühl gehabt hätte, daß der böse Mensch am Ende wirklich ein Kommissär des Königs von Preußen sei, als welchen ihn der Leutnant bezeichnet hatte. Und wenn er das war, welche Widerwärtigkeiten konnten dann dem Gemeinwesen aus dem Vorfalle erwachsen! Wußte doch jeder, wie die großen Herren sich zwar wenig drum kümmerten, ob sie einem Kleineren auf den Fuß traten oder nicht, dagegen um so entschiedener alle nur mögliche Rücksicht von den Andern verlangten. Und war es doch leider nur zu gut bekannt, wie in Kollisionsfällen die armen Städte immer den Kürzern zogen.

Dieses Unbehagen kam denn auch sofort in dem Protokoll, welches in dem alsbald abgehaltenen geheimen Rathe über den Vorfall aufgenommen wurde, deutlich zum Ausdruck. Die Stadtpfleger und Geheimeräthe versammelten sich, soweit sie noch auf dem Rathhause gegenwärtig waren*), auf der Stelle zu einer Sitzung, um sich von dem Bürgermeister über den Hergang berichten zu lassen. Man sollte meinen, in diesem Berichte hätte sich die gerechte Entrüstung, die Langenmantel selbst ebenso wie jeder andere fühlte, auf's lebhafteste wiederspiegeln müssen. Doch keine Spur davon. Derselbe ist im Gegentheil, wenigstens das, was davon niedergeschrieben wurde, durchaus in entschuldigendem Tone gehalten. Die Tendenz des Schriftstückes ist viel weniger, die Schuld des Uebelthäters in's Licht zu stellen, als die Langmuth der Behörde hervorzuheben, und insbesondere klar darzulegen, wie der Bürgermeister über alle Maßen geduldig und sanftmüthig verfahren sei. Offenbar faßte man von vornherein die Eventualität in's Auge, daß es nothwendig werden könnte, das Protokoll nach Potsdam zu schicken.

Die beiden amtirenden Bürgermeister erhielten nun den Auftrag, noch an demselben Tage die Sache gründlichst zu untersuchen, und so geschah es denn auch. Sie verhörten und protokollirten von drei bis sieben Uhr Abends. Leider aber machte das Resultat die schlimmsten Befürchtungen zur Wahrheit.

Callabria, der übrigens inzwischen etwas zahmer geworden war und sein anfängliches Benehmen mit Unkenntniß der reichsstädtischen Sitten und Gebräuche zu entschuldigen suchte, war auf's beste im Stande, sich durch seine Papiere als im Auftrage Friedrich's des Großen reisend auszuweisen. Sein Paß sowohl wie der vom Könige eigenhändig unterzeichnete Auftrag, einige Sänger aus Italien zu holen, befanden sich in trefflichster Ordnung. Außerdem zeigte er ein Schreiben vor von einem königlichen Beamten Namens Fredersdorff, der ihn aufforderte, seine Reise nach Möglichkeit zu beschleunigen, da seine Majestät sehr gespannt sei, die berühmte Signora Paganini zu hören, und da

---

*) Wahrscheinlich alle, nämlich zwei Stadtpfleger und fünf Geheimeräthe. Diese sieben bildeten zusammen den geheimen Rath, die eigentliche Regierung der Stadt.

er, Fredersdorff, der „deux pots de pomade d'orange et autant de pots d'huile de jasmin véritable de la meilleure sorte“, die er ihm mitzubringen aufgetragen, dringend bedürfe.

Der Rath befand sich in einer argen Verlegenheit. Ob Herr v. Fredersdorff seine Töpfe Orangenpomade und veritables Jasminöl etwas früher oder später erhielt, wäre ihm am Ende gleichgiltig gewesen; aber wenn der König selbst warten mußte — das konnte unangenehm werden. Man wußte nicht, wie der hohe Herr die Sache aufzunehmen geruhen werde. Und doch konnte man Ehren halber den übermüthigen Friedensbrecher nicht ohne weiteres wieder loslassen.

Zunächst ersuchte man den preußischen Agenten in Augsburg, Joh. Friedr. Gullmann, seinen Einfluß bei der Signora und ihren Gefährten dahin geltend zu machen, daß dieselben ohne ihren Begleiter abreisten, damit seine Majestät nicht länger als nöthig zu warten habe. Gullmann, der als Kaufmann und Augsburger Bürger und zugleich als Diener des Königs von Preußen ein lebhaftes Interesse haben mußte, daß aus dem Handel keine weiteren Verwickelungen entständen, that, was er konnte. Aber die Italiener wollten sich nicht dazu verstehen, ohne Callabria die Stadt zu verlassen; sie beharrten auch bei ihrer Weigerung trotz wiederholten Andrängens von Seiten des Agenten, und obgleich ihnen der Rath allerlei Versprechungen machte, wenn sie sich willfährig zeigen würden.

Man berieth nun mehrere Tage hin und her. Anfangs wurden einige tapfere Vorschläge laut: man solle an den König zwar ein bedauerndes und unterwürfiges Schreiben richten, Callabria gegenüber aber dem Gesetze seinen Lauf lassen und ihn jedenfalls für einige Zeit eingesperrt halten. Sehr bald jedoch, zumal nachdem es klar geworden, daß die Sänger ohne ihren Reisemarschall nicht fortzubringen waren, wurde die Stimmung unentschiedener, und zuletzt kam man zu dem Beschlusse, dem König einen umständlichen Bericht über den ganzen Hergang zu schicken und ihm die Bestrafung des Missethäters anheimzustellen, diesen selber aber in Gottes Namen wieder in Freiheit zu setzen. Nur sollte er sich zuvor mit seinen Gläubigern einigen; außer dem mehrerwähnten Birzle nämlich hatte mittlerweile auch das Augsburger Handlungshaus Mainone eine Schuldforderung von 600 Gulden gegen ihn anhängig gemacht.

Auch hatte man anfangs noch verlangen wollen, daß er, wie es üblich war, einen Revers de non vindicando arresto unterschreiben und die Arrestkosten bezahlen sollte, doch sah man auch davon ab, namentlich auf die dringenden Vorstellungen der Rathskonsulenten hin, welche meinten, daß der König von Preußen dies möglicher Weise übel aufnehmen möchte.

Dieser Beschluß wurde am 6. März gefaßt und noch am selbigen Tage dem Gefangenen in Gegenwart des preußischen Agenten von den Amtsbürgermeistern mitgetheilt. Zugleich wurde ihm im Auftrage des Rathes bedeutet, daß er die gnädige Behandlung nicht sich selber zu verdanken habe, sondern nur der Rücksicht, die man auf seinen Herrn nehme, damit dessen Geschäfte nicht verzögert würden; er möge sich daher mit seiner Abreise soviel wie möglich beeilen.

Callabria war froh, so leichten Kaufes losgekommen zu sein. Weshalb es geschah, konnte ihm gleichgiltig sein. Er verhieß alles, unterschrieb sogar in der Freude seines Herzens aus freien Stücken einen Revers, in welchem er sich con infinito rispetto des Rathes umilissimo e devotissimo servo nannte, und versprach, wegen des ausgestandenen Gefängnisses niemals Rache üben zu wollen. Mit seinen Gläubigern, die schon auf dem Rathhause warteten, gelang es ihm leicht, sich auseinanderzusetzen, da diese auf nachdrückliche Ermahnungen von Seiten des Rathes ihre Forderungen um ein Beträchtliches ermäßigt hatten. Die Prokuratoren der Firma Mainone, deren Chef kurz zuvor gestorben war, erhielten einen Wechsel auf 194 Gulden nach 4 Monaten zahlbar. Birzle wurde sofort befriedigt.

Damit sollte man meinen, wäre die Angelegenheit zu einem allerseits zufriedenstellenden Abschlusse gediehen. Dem war jedoch nicht so. Während Callabria auf einen Wagen wartete, der ihn in seine Herberge bringen sollte, und dabei in bester Laune mit Gullmann und den Bürgermeistern über gleichgiltige Dinge plauderte, erschien der mehrfach genannte Leutnant v. Kalm auf dem Rathhause und theilte mit, daß er sogleich am 2. März an den König von Preußen Bericht erstattet habe und dessen Befehle in kürzester Frist erwarte. Nachdem die Beiden sich darauf noch einige Minuten unterredet hatten, trat Callabria plötzlich wie umgewandelt auf. Er erklärte, er betrachte sich noch immer als in Haft befindlich und werde sich nicht eher entfernen, als bis der Rath Abbitte geleistet und ihn wegen seines Zeitverlustes entschädigt habe.

Das Staunen der Bürgermeister sowohl wie des preußischen Agenten ob dieser Sinneswandelung war nicht gering. Der Rath hatte sich ja offenbar schon viel zu viel vergeben, indem er die einfache Loslassung des Tumultuanten verfügte. Und jetzt bezeigte er sich nicht einmal dankbar dafür, sondern stellte noch solche Forderungen! Aber alle Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos, Callabria beharrte bei seinen Worten. Zwar bequemte er sich endlich, zurück in sein Quartier zu gehen, aber zum Zeichen, daß er sich immer noch als Gefangenen ansehe, ließ er seinen Stock und Degen auf dem Rathhause zurück und blieb wirklich kaltblütig und unbekümmert, als ginge ihn die Sache gar

nichts an, in der Schäfflerherberge sitzen, anstatt eilends nach Potsdam abzureisen.

Natürlich dachte Niemand daran, dem frechen Verlangen zu willfahren. Im Gegentheil, in der ersten neuen Aufregung war sogar die Rede davon, den übermüthigen Patron wieder einzusperren und in aller Form Rechtens gegen ihn zu prozediren. Bald gewann jedoch die angestammte Klugheit wieder die Oberhand. Man hatte an den König einen längeren Bericht verfaßt, der, als die neue Wendung eintrat, noch nicht abgeschickt war. Man fügte nun zunächst ein Postskriptum bei, worin das letzte Ereigniß gemeldet und zugleich hervorgehoben wurde, daß der Rath für alle weitere Verzögerung der königlichen Geschäfte keine Verantwortung übernehme, indem Monsieur Callabria ganz aus eignem freien Willen in der Stadt bleibe. Dann aber suchte man durch Gullmann auf den starrköpfigen Italiener einzuwirken und ihn wo möglich zur Vernunft zu bringen.

Tagelang zeigte sich Callabria völlig unzugänglich. Plötzlich schickte er auf's Rathhaus, ließ seinen Stock und Degen und seine sonstigen Effekten holen und erklärte sich bereit, abzureisen. Was diese plötzliche Sinnesänderung bewirkt haben mochte, wissen wir nicht. In den Akten und Rathsprotokollen wird nur das einfache Faktum erwähnt. Fast möchte man vermuthen, daß Callabria doch noch, wenn auch nicht in offizieller Weise, eine kleine Entschädigung erhielt. Vielleicht bezahlte man seine Rechnung bei dem Schäfflerwirth ganz oder theilweise; vielleicht kam er aber auch ohne solche Beihilfe zu besserer Erkenntniß, nachdem er sich überzeugt hatte, daß vom Rathe nichts weiter zu erreichen sei. Kurz, er reiste am 10. März vergnügt mit seiner Gesellschaft von dannen.

Etwa acht Tage später empfing Gullmann ein Schreiben von Potsdam. Es war die Antwort auf die erste Nachricht, die er noch am zweiten März über den Vorfall abgeschickt hatte. Seine Majestät äußerte sich sehr ungehalten darüber, daß man seinen Diener wegen eines so geringfügigen Vergehens eingesperrt habe, und forderte den Agenten auf, bei dem Rathe auf sofortiger Freilassung des Gefangenen zu bestehen. Gullmann gab dem Rathe einfach Kunde von dem Schreiben — die Sache selbst war ja bereits erledigt. Einige Tage darauf langte ein zweiter Brief des Königs an (datirt vom 16. März), diesmal an den hochlöblichen Magistrat der des heiligen römischen Reichs Stadt Augsburg, worin derselbe seine Zufriedenheit über die Schnelligkeit aussprach, mit welcher der Rath seinem Verlangen, noch ehe es ihm mitgetheilt worden, entsprochen habe. Callabria, heißt es, dürfte allerdings etwas übereilt und in nicht ganz zu billigender Weise gehandelt haben; um so lobenswerther sei daher die prompte Rücksicht der Behörden auf die königlichen Geschäfte.

Schließlich versicherte der König den Rath und die gute Stadt Augsburg seiner fortdauernden allerhöchsten Huld und Gnade.

Der Rath dankte in einem allerunterthänigsten Schreiben für diese gnädige Gesinnung und wagte zugleich im Hinblick auf Seiner Majestät weltbekannte und allervollkommenste Großmuth, Clemenz und Neigung zur Gerechtigkeit den König so ehrfurchtsvoll wie demüthiglichst anzuflehen, daß er Monsieur Callabria seine gerechte Bestrafung zu Theil werden lasse, auch dem Herrn Leutnant v. Kalm wegen seines aufwieglerischen Benehmens einen Verweis zu geben geruhen möge. Eine Antwort auf diese Bitte erfolgte nicht, und der Rath war klug genug, von jeder weiteren Verfolgung der Angelegenheit abzustehen.

Augsburg. Adolf Buff.

Neue Lichtdruckwerke.

Unter den mannichfachen Aeußerungen der raschen und erfreulichen Geschmackswandlung, die sich im Laufe der letzten zehn Jahre im Buchgewerbe und allen damit zusammenhängenden „graphischen Künsten“ vollzogen hat, nimmt nicht die letzte Stelle die merkwürdige Rangverschiebung ein, die innerhalb der reproduzirenden Techniken stattgefunden hat. Wir sehen ab vom Holzschnitt. Dieser ist seit den vierziger Jahren in ununterbrochenem Aufschwunge begriffen und gegenwärtig auf einem Punkte angelangt, wo man ihm eigentlich ein Halt zurufen müßte. „Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte“ — hielt Lessing einmal einer Schauspielerin vor. Was dort die Künstlerin sich sagen lassen mußte, das sollte die Kunst recht oft sich selber sagen; auch sie sollte nichts machen, was ihrer Natur und ihrem Wesen zuwiderläuft, und wenn sie es noch so „vortrefflich machen“ könnte. Abgesehen vom Holzschnitt also, der, wie gesagt, eine stetige Erweiterung und Steigerung seiner Aufgaben erfahren hat, herrschte, seitdem der Stich durch die Lithographie, die Lithographie wieder durch die Photographie abgelöst worden war, in den sechziger und noch zu Anfang der siebziger Jahre, in der „Gründerperiode“, die Photographie unbestritten. Es war die schöne Zeit, an welche namentlich die Firma Bruckmann in München mit Wonne — oder auch vielleicht mit Wehmuth, wer weiß? — zurückdenken wird. Kaulbach's Goethe-Galerie schwamm damals obenauf, daneben die Schiller-Galerie „von Kaulbach und A.“, wie es verlockender Weise auf dem Titel hieß — unter 21 Blatt war ein einziges Kaulbach'sches, aber ohne Kaulbach ging's damals eben nicht —; kurz, vom größten Faksimile-Folio bis herab zum Kabinet- und Visitenkartenformat,

wohin man blickte, Kaulbach und immer wieder Kaulbach. Und es blieb nicht bei den Photographieen. Auf Albums und Notizbüchern, Rückenkissen und Briefbeschwerern, Tassen und Zigarrenspitzen spukte aller Orten „Lili im Park" das Geflügel fütternd und „Hermann und Dorothea" auf ihrem Gange durch's Aehrenfeld, genau so wie heute — Siegfried und die Walküren.

Es hat etwas ungemein tröstliches, mit Welt und Menschheit versöhnendes, wenn man sieht, binnen wie kurzer Zeit künstlerische Modethorheiten abwirthschaften. Ich habe früher immer, wo mir Geschmacksverirrungen begegneten, mit allen Waffen der Grobheit und der Satire sie bekämpfen zu müssen geglaubt. Heute denke ich: Wozu mich ereifern? und bin um so milder und friedfertiger gestimmt worden, je öfter mich die Erfahrung gelehrt hat, daß alle Modekrankheiten des Kunstgeschmackes in kurzer Zeit von selber ausheilen, die gesunde Natur sich immer wieder Bahn bricht, und also auch in solchem Sinne das Horazische Wort gilt: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Daß einzelne gute, ehrliche Leute sich z. B. allen Ernstes gegen den Nibelungenhumbug ereifert haben, ist es nicht eine Thorheit? Was haben sie damit erreicht? Ein paar musikalischen Zeitschriften, die blos von der Reklame für Lißt und Wagner leben und vor lauter Wiederkäuen permanent dem geistigen Verhungern nahe sind, neue Nahrung zugeführt. Das ist alles. Man muß dergleichen Hohlheiten sich ruhig blähen und breitmachen lassen. Ist ihre Zeit um, so klappen sie genau so lächerlich zusammen, wie Siegfried's Blasebalg. Was eine ernsthafte Kritik nur aufgehalten hat, beschleunigt jetzt der Zirkus Renz mit seinen „Nibelungen" in der ergötzlichsten Weise.

Aber ich wollte ja von neuen Lichtdruckwerken berichten und gerathe statt dessen auf die virtuosenhaften Ausschreitungen des heutigen Holzschnittes, auf die verflossene Kaulbach- und die verfließende Wagnerschwärmerei.

Die Herrschaft der Photographie im Buchgewerbe behauptete sich bis in die Mitte der siebziger Jahre. 1871 erschien bei Grote in Berlin die Prachtausgabe von „Hermann und Dorothea" mit Photographieen nach den Ramberg'schen Oelgemälden, in demselben Jahre bei Bruckmann die bekannte Porträtsammlung „Galerie deutscher Tondichter", der 1872 und 1873 die beiden ähnlichen Sammlungen „Galerie deutscher Dichter" und „Galerie französischer und italienischer Tondichter" folgten — meist nach Oelbildern von C. Jäger. 1872 gab der Bruckmann'sche Verlag das Prachtwerk „Rhododendron" mit Photographieen nach Oelgemälden von H. Cloß und O. Frölicher heraus, das neben Stieler's „Aus deutschen Bergen" die lange Reihe geographischer, ethnographischer und kulturgeschichtlicher Prachtwerke eröffnete, die seitdem gefolgt sind. Gleichzeitig wurden auch Skizzen und Handzeichnungen mehrfach durch Photographie vervielfältigt. Allen ist noch der durchschlagende Erfolg in der

Erinnerung, den 1871 Hendschel mit seinem „Skizzenbuche“ errang; ihm schlossen sich 1872 unter dem Titel „Aus großer Zeit“ eine Anzahl Genrebilder aus den Kriegsjahren 1870—71 an, nach Federzeichnungen von A. Zick (Berlin, Grote) — beiläufig ein herzlich unbedeutendes Opus, von dem man heute kaum noch begreift, wie es seiner Zeit als Prachtwerk hat figuriren können —, 1873 kam dann noch eine zweite, etwas schwächere Serie von Hendschel's Skizzenbuch, und gleichzeitig brachte auch O. Pletsch, der sich bis dahin immer mit dem Holzschnitt zur Veröffentlichung seiner Sächelchen begnügt hatte, das neue Bilderbuch, auf das man sich damals noch regelmäßig jedes Jahr von ihm gefaßt machen konnte, zur Abwechselung einmal in photographischer Vervielfältigung. Damit war aber die photographische Herrlichkeit so ziemlich zu Ende. Als 1875 Bruckmann ein Prachtwerk über Venedig von Gsell-Fels noch immer mit Photographieen ausstattete, wo bereits die herrlichen Holzschnittwerke des Kröner'schen und Engelhorn'schen Verlags, „Rheinfahrt“, „Schweizerland“, „Italia“ zum Vergleiche daneben lagen, und gleichzeitig eine große Luxusausgabe des „Faust“ mit Photographieen nach Kreling'schen Kartons brachte, wollte einem das schon nicht mehr recht behagen, und die Prachtausgabe von „Romeo und Julia“ mit Bildern von Piloty, die 1876 aus dem Grote'schen Verlage, und vollends die von Kleist's „Zerbrochnem Krug“ mit Menzel'schen Illustrationen, welche noch das Jahr darauf aus dem Verlag von Hofmann & Co. in Berlin hervorging, erschienen einem bereits als komplette Anachronismen. Photographieen mitten in einem gedruckten Buche, abwechselnd mit Holzschnitt-Illustrationen und xylographischen Druckverzierungen! — man mochte derartiges schlechterdings nicht mehr sehen. Der unschöne Mißbrauch, Photographieen in Bücher zu heften, an welchem in den sechziger Jahren kein Mensch Anstoß genommen hatte, er wurde mit einem Male als solcher empfunden. Man begriff wieder, daß in ein Buch, mitten zwischen die bedruckten Blätter hinein, wohl der Holzschnitt, die Lithographie, der Kupferstich, die Radirung als lauter der Typographie verwandte Techniken, aber nimmermehr ein so fremdartiger, gleißender Eindringling wie die Photographie gehöre. Photographieen in ein Buch einzuheften galt fortan, und mit Recht, als ausgemachte Geschmacklosigkeit.

Diese Schwenkung des Geschmackes hatten namentlich die zahlreichen Prachtwerke herbeigeführt, die sich auf Holzschnitt-Illustration beschränkten und doch damit Vorzügliches leisteten, daneben wohl auch diejenigen, die zum Stahlstich gegriffen hatten, wie die bekannten Brockhaus'schen „Galerieen“, und einige Prachtwerke mit Radirungen, die in den letzten Jahren vereinzelt sich hervorgewagt und auch in weiteren Kreisen wieder Freude und Verständniß für eine beinahe verschollene und doch durch nichts zu ersetzende Technik geweckt hatten — ich denke dabei namentlich an Werke wie B. Mannfeld's „Durch's deutsche

Land" (Berlin, A. Duncker) und Lorenz Ritter's „Malerische Ansichten von Nürnberg" (Berlin, Wasmuth) — endlich aber, und nicht zum geringsten Theile, die rasch zu großartiger Vollendung entwickelte Technik des photographischen Pressendruckes, vom Publikum sofort mit einer dreisten, aber glücklichen Wortbildung als „Lichtdruck" bezeichnet, und der dadurch ermöglichte Vergleich des Lichtdruckes mit der Photographie, der in jeder Beziehung zu Gunsten des ersteren ausfiel.

Der Lichtdruck theilt ja alle Vorzüge der Photographie. Mit minutiöser Treue gibt er jedes Pünktchen und Strichelchen der Vorlage wieder und schafft ein geradezu täuschendes Faksimile. Aber während es unsres Wissens bis jetzt noch nicht gelungen ist, die photographische Kopie gegen die Einflüsse, welche im Laufe der Zeit das Sonnenlicht darauf ausübt, absolut zu sichern, ist der Lichtdruck von unveränderlicher Dauer, läßt sich leichter, schneller, bequemer und folglich wohlfeiler herstellen, das Bild braucht nicht auf einen Untersatzkarton aufgezogen zu werden, sondern es wird direkt auf den Karton oder das Papier gedruckt, anstatt des lilabraunen Tones der Photographie kann der Lichtdruck wie jeder Kupferstich vollständig schwarz hergestellt werden, und endlich, was höchst wichtig ist, er vermeidet den porzellanartigen Glanz der Photographie und eignet sich durch seinen weichen, sammetartigen Ton vortrefflich zur Verbindung mit dem Buchdruck und daher zur Buch-Illustration. Geradezu komisch ist es, daß einzelne dieser Vorzüge, und gerade die wesentlichsten, anfangs gar nicht als solche erkannt wurden. Mit den ersten Lichtdrucken glaubte man möglichst getreu die Photographie nachahmen zu müssen; man spannte sie extra auf und suchte ihnen künstlich den unangenehmen Glanz zu geben, den sie an sich gar nicht haben. Man hatte eben so lange unter der blendenden Tyrannei der Photographie gestanden, daß man die schwachen Seiten derselben schließlich gar für wesentliche und nicht aufzugebende Schönheiten hielt.

Nun ist zwischen Lichtdruck und Lichtdruck freilich auch noch ein Unterschied. Vorläufig bekommt das Publikum vielfach noch recht unvollkommene Leistungen desselben zu sehen, matte, verschwommene Bilder, die bei jeder andern Beleuchtung, nur nicht bei Tageslicht aufgenommen zu sein scheinen. Die Aufnahmen mögen aber ganz gut sein, der Druck taugt nichts. So mancher Photograph arbeitet jetzt, um gewisse industrielle Aufträge ausführen zu können, nebenbei auch mit der photographischen Presse, der die Technik nicht entfernt beherrscht, und so hat das Publikum im allgemeinen noch keine genügende Vorstellung von der wirklichen Leistungsfähigkeit des Lichtdruckes. Gute Photographieen hat heutzutage jeder gesehen, gute Lichtdrucke vielleicht die allerwenigsten. Wirklich hervorragende Leistungen werden im Lichtdrucke noch immer nur von einer kleinen Anzahl von Anstalten in Deutschland geliefert, die man an den Fingern

herzählen kann. Glücklicherweise sind größere buchhändlerische Unternehmungen, wie wir sie hier namentlich im Auge haben, fast immer den rechten Händen anvertraut worden.

Ein Sammlung wie Hendschel's „Skizzenbuch“ würde heute unzweifelhaft durch den Lichtdruck veröffentlicht werden. Gerade zur Herausgabe von Skizzen und Handzeichnungen ist gar kein geeigneteres Verfahren denkbar. Die allerwenigsten Zeichnungen sind ja heutzutage für den Holzschnitt gedacht. Geleistet wird freilich vom Xylographen schließlich alles, was ihm zugemuthet wird, aber daß dabei von dem Reiz des Originales viel, sehr viel verloren geht, ist eben so sicher. Künstler, die sich nicht entschließen können, der Natur des Holzschnittes sich anzubequemen und in dieser Beschränkung ihre Meisterschaft zu zeigen, dürfen sich dann eben nicht beschweren, wenn ihre genialen Skizzen bei der Ausführung durch den Holzschnitt zu kurz kommen. Man könnte sie ein für alle Mal auf den Lichtdruck verweisen, wenn — ja, wenn nur nicht pekuniäre Rücksichten mitsprächen, und wenn die Herstellung durch den Lichtdruck für den Kalkül des Verlegers nicht ihre bestimmten Grenzen hätte, jenseits deren eben verständiger Weise der Holzschnitt die Aufgabe der Vervielfältigung übernehmen muß. Die Sache verhält sich einfach so, daß bei kleineren Auflagen der Lichtdruck verhältnißmäßig billiger, bei größeren verhältnißmäßig theurer zu stehen kommt, als der Holzschnitt.

Zur Herausgabe von Handzeichnungen ist denn auch der Lichtdruck neuerdings mehrfach verwendet worden. Ich erinnere nur an die Salonmappen, die in den letzten drei Jahren regelmäßig die Weihnachtszeit gebracht hat: „Wandermappe“, „Jahrmarkt des Lebens“ und „Künstlerheim“ (sämmtlich bei Ackermann in München). Wenn unsere Künstler gründlich eitel würden, daß sie ihre manchmal doch recht wohlfeilen Erfindungen, Bildchen, die, bescheiden in Holz geschnitten, in einem illustrirten Familienjournale am Platze waren, hier mit so peinlicher Genauigkeit und in so glänzendem Gewande veröffentlicht sehen, ein Wunder wäre es wahrlich nicht.

Eine höhere Aufgabe, die würdigste, die dem Lichtdruck bis jetzt gestellt worden ist und ihm wohl überhaupt gestellt werden kann, besteht natürlich in der Reproduktion von hervorragenden Handzeichnungen, Stichen, Radirungen und Formschnitten alter Meister. Die Kunstwissenschaft und daneben namentlich auch unser aus langem, tiefem Schlafe wieder erwachtes Kunstgewerbe hat in dieser Richtung im Laufe weniger Jahre von der neuen Technik schon reichen Gewinn gezogen. Man denke an die trefflichen Reproduktionen des vollständigen Kupferstichwerkes von Dürer und der Silberstiftzeichnungen des älteren Holbein, die wir beide dem Soldan'schen Verlag in Nürnberg verdanken (die ersteren aus der Offizin von Obernetter in München, die letzteren aus der von Frisch in Berlin), an das pracht-

volle Wessely'sche Ornamentenwerk, an Butsch's Bücherornamentik und manches ähnliche. Aber auch den Kreisen der Sammler und Kunstfreunde hat der Lichtdruck bereits kostbare Gaben gespendet. Wir meinen vor allem die in den letzten Jahren aus dem Neff'schen Verlage in Stuttgart hervorgegangenen Sammlungen: „Die Klassiker der Malerei" und „Die Kunst für Alle". Die erstere von beiden besteht bekanntlich aus zwei Serien, einer, welche die italienische Renaissance, und einer zweiten, welche die Spanier und Niederländer umfaßt. Beide Abtheilungen liegen seit kurzem abgeschlossen vor, die Italiener in einer Auswahl von 68, die Spanier und Niederländer zusammen in 66 Blatt, sämmtlich reproduzirt nach den vorzüglichsten vorhandenen Kupferstichen und begleitet von erläuternden Textheften, in deren Abfassung sich der Professor der Kunstgeschichte in München P. F. Krell und der Kasseler Galeriedirektor O. Eisenmann getheilt hatten. In der „Kunst für Alle" wird eine Kollektion der bedeutendsten Malerstiche, Radirungen und Formschnitte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert geboten, bei deren Auswahl zugleich auf die Kulturgeschichte Rücksicht genommen worden ist, dergestalt, daß das komplette Werk, welches aus 100 Tafeln bestehen soll, nicht nur einen Atlas zur Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes, sondern zugleich einen von 1460 bis 1740 reichenden kulturgeschichtlichen Bildercyclus bilden wird. Diese zweite Publikation ist gegenwärtig etwa bis zur Hälfte vorgeschritten und wird hoffentlich durch den Tod des trefflichen Kunstforschers, aus dessen sachkundiger und gewissenhafter Feder bisher der Text hervorgegangen ist, des Inspektors an der königlichen Kupferstichsammlung in Stuttgart C. Weißer, keine Unterbrechung erleiden. Beide Sammlungen sind in der hervorragenden Lichtdruckoffizin von Martin Rommel in Stuttgart hergestellt und zeigen eine erstaunliche Vollendung der Ausführung. Daß der Lichtdruck in der nächsten Zeit noch wesentlich Vollkommeneres leisten sollte, als Rommel hier geleistet hat, ist schwerlich anzunehmen.

Neuerdings ist nun der Neff'sche Verlag mit zwei weiteren Unternehmungen hervorgetreten, die sich eng an die eben genannten anschließen: „Die französischen Maler des achtzehnten Jahrhunderts" und „Goldene Bibel". Die erste dieser beiden Sammlungen ist bestimmt, die nothwendige und beinahe selbstverständliche Ergänzung zu den beiden Serien der „Klassiker der Malerei" zu bilden, wird in 60 Tafeln die Meisterwerke aus der Glanzzeit der französischen Malerei und zwar zugleich in Meisterwerken des gleichzeitigen Grabstichels vorführen und von einem erläuternden Texte von A. v. Wurzbach, gegenwärtig einem der besten Kenner auf diesem Gebiete, begleitet sein. Eine höchst glückliche Idee liegt dem zweiten Werke, der „Goldenen Bibel", zu Grunde. Der Gedanke ist zwar nicht völlig neu. Schon Anfang der sechziger Jahre gab das Bibliographische Institut in Hildburghausen eine Bibel mit 50 Stahlstichen

heraus, bei der ein ähnlicher Plan vorschwebte, wie bei dem vorliegenden Werke. Die Ausführung aber war eine höchst mäßige. Wirklich bedeutende Blätter waren nur wenige darunter, zur Ergänzung waren eine Anzahl recht gleichgiltiger Landschaftsbilder ad hoc angefertigt worden, als Stiche waren die Blätter nur von geringem Werth, und endlich mußte man den vollständigen Bibeltext in einem Folioformat, wie es allenfalls für den Altar, aber nicht für das Haus geeignet ist, mit in Kauf nehmen. Die „Goldene Bibel“ dagegen wird auf 100 Tafeln — 50 für das alte und 50 für das neue Testament — die berühmtesten Darstellungen biblischer Szenen, welche die großen Meister aller Kunstepochen geschaffen haben, vereinigen. Was den Text betrifft, so wird sie sich darauf beschränken, zu jeder Tafel auf einem besondern, typographisch geschmackvoll ausgeführten Textblatte die zugehörige Bibelstelle — in der katholischen Ausgabe nach Allioli, in der evangelischen nach Luther — beizugeben. Für den Lichtdruck werden, wie bei den früheren Sammlungen, nur die vollendetsten Kupferstiche, in denen die betreffenden Gemälde jemals reproduzirt worden sind, benutzt werden. Die Auswahl ist auch hier in Wurzbach's kundige Hand gelegt worden. Die Herstellung beider Werke durch den Lichtdruck ist selbstverständlich wieder Rommel übertragen.

Wir verzichten darauf, hier eine lange Reihe Namen von Malern und Kupferstechern und Unterschriften von Bildern aufzuzählen und in hochtönenden Worten die Freude und den Genuß zu schildern, den wir bei dem Studium der ersten Lieferungen dieser beiden neuen Prachtwerke des Neff'schen Verlags gehabt haben, vor allem das Entzücken über die Fülle von Geist und Laune, Noblesse und Grazie, die, gepaart mit einer stupenden Technik, in den französischen Kupferstichen uns entgegentritt. Wer von unseren Lesern je ein Heft von den „Klassikern der Malerei“ oder der „Kunst für Alle“ in der Hand gehabt, für den bedürfen die beiden neuen Unternehmungen der thätigen und kunstsinnigen Stuttgarter Verlagshandlung keine Silbe der Empfehlung weiter. Allen anderen aber mögen diese wie die früheren Neff'schen Lichtdruckwerke auf's wärmste empfohlen sein. Es ist ein künstlerisches Anschauungsmaterial darin vereinigt, welches das Schönste und Beste umfaßt, was die zeichnenden Künste aller Zeiten hervorgebracht haben, und dies in einer Wiedergabe, welche dem Kunstfreund, der nicht um der Rarität willen, sondern aus reinem künstlerischen Interesse die Werke der alten Meister sich erwerben will, für die seltenen und meist unerschwinglich theueren Orginale vollständigen Ersatz leistet. Im „Salon“ eines gebildeten und wohlhabenden Hauses könnten wir uns auf dem Tische kein gediegeneres und kostbareres Bilderwerk denken, keines, das bleibenderen Werth hätte, als die eine oder andre der Rommel'schen Lichtdruck-Serien.

* * *

Politische Briefe.

XIII.

Die nationalliberale Partei und der Abgeordnete Lasker.

Als nach den Siegen von 1866 die nationalliberale Partei sich gebildet hatte, wesentlich aus ausscheidenden Mitgliedern der Fortschrittspartei, wie diese zur Konfliktszeit war, da wurde dem Abgeordneten Lasker ein überwiegender Antheil an der neuen Parteibildung zugeschrieben. Derselbe bezahlte diesen

Schritt mit dem Verlust seiner Berliner Wählerschaft. Auf den Reichstagen des Norddeutschen Bundes, die nunmehr in's Leben traten, gewann der Abgeordnete Lasker bald eine hervorragende parlamentarische Rolle; er nahm sie wesentlich im Sinne eines gestaltenden Wirkens seiner Partei auf den von dem nunmehrigen Bundeskanzler geschaffenen Grundlagen auf. Damals brachte der Kladderadatsch ein Bild mit der Unterschrift: „Er muß eine Stütze haben." Dasselbe zeigte den Bundeskanzler hoch aufgerichtet, die Arme mit starker Verlängerung über das natürliche Maß an der großen Gestalt herunterhängend, aber doch nicht lang genug, das Haupt des darunterstehenden Lasker zu erreichen, auf welches die Rechte sich zu stützen suchte. So bemächtigte sich der Humor der damaligen „Stütze" des Kanzlers. Sonderbar: der Mann, der als Stütze viel zu klein erschien, scheint nicht zu klein zum unbequemen Gegner. Der Wirkung dieser Gegnerschaft hat der Kanzler wiederholt sein eigenes Zeugniß ausgestellt. Das Sonderbare dieser Thatsache kann man sich nicht durch den Kinderspruch erklären: „Wer dir als Freund nicht nützen kann, der kann als Feind dir schaden."

Ist Lasker des Kanzlers Feind? Er war es nicht; ist er es geworden? Mit Willen gewiß nicht, und wenn er es wirklich ist, so ist er es wahrscheinlich mit Bedauern. Aber die unbefangene Beobachtung der Vorgänge seit 1869 zeigt, daß der Abgeordnete Lasker dem Kanzler die zahlreichsten Hemmungen bereitet hat, und Hemmungen sind schlimmer, nicht nur für die Empfindung, sondern vor allem der Wirkung nach, wenn sie von befreundeter Seite kommen. Als Freund des Kanzlers aber der Form und gewiß auch der Gesinnung nach hat unser Abgeordneter dem Kanzler Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten geschaffen. Wir glauben genau die Wahrheit zu treffen, wenn wir aussagen: der wesentliche Urheber der bedauerlichen und befremdlichen Erscheinung, daß die nationalliberale Partei niemals das richtige Verhältniß zum Reichskanzler gefunden hat, ist der Abgeordnete Lasker. Und doch hat der Reichskanzler den edlen Willen des Abgeordneten für die Sache des nationalen Staates wiederholt anerkannt, freilich nicht ohne Ironie, aber nicht so, daß die Ironie gegen die Gesinnung, sondern so, daß sie gegen die Weise der Bethätigung gerichtet war. „Er dient Euch auf besondere Weise", würde Mephistopheles sagen.

Wie ist es möglich, daß bei einer so edlen Gesinnung, bei einer geistigen Begabung, deren bedeutende Eigenschaften Niemand bestreiten wird, bei einem dem Werke des Kanzlers im wesentlichen zugewandten Streben, ein so widersprechendes Resultat herauskommt? Auf diese Frage ist wohl gerade jetzt der Augenblick, etwas einzugehen.

Nach den Ueberraschungen, welche das Jahr 1866 der ganzen Welt bereitet, konnte die nationalliberale Partei nicht wohl mehr im Zweifel sein — und die Wegwerfung dieses Zweifels war in der That der Grund, weshalb die Partei sich bildete —, daß der Minister, welcher diese unglaublichen Erfolge mit beispiellosem Wagen und einer kaum dem Nachverständniß erreichbaren Umsicht geschaffen, nicht der Fortsetzer der Politik werden konnte, die einst nach Olmütz geführt hatte, sondern daß er, der der Schöpfer der allerdings noch nicht vollendeten deutschen Einheit geworden, diesem mit so heroischer Kraft begonnenen Werke nicht untreu werden konnte. Wenn sie sich zu dieser Einsicht erhob, zu der nichts weiter gehörte als die sittliche Freiheit, sich von dem Aerger der Vergangenheit gegen die gewaltige Sprache der Thatsachen nicht verblenden zu lassen, dann mußte sie sich sagen, daß dieses Werk weder fortgeführt noch erhalten werden könne ohne den lebendigsten Bund mit dem Geiste der Nation. Man sagte sich dies und erklärte deshalb den Kanzler, wie für den Führer

des nationalen Werkes, so für das Haupt der nationalen Partei. Aber hat man wirklich diese Stellung eingenommen, ist der Kanzler wirklich behandelt worden, wozu man ihn mehr als einmal ausgerufen, als das Haupt der Partei?

Eine seltsame Verkennung des Verhältnisses zwischen Führer und Parteigefolge macht sich in Deutschland geltend. Man faßt das Verhältniß demokratisch, die Partei als das souveräne Volk, den Führer als den Vollstrecker der Plebiszite, aber dies läuft gegen die Natur der Dinge. Es heißt zwar: wer herrschen will, muß dienen; aber das Dienen bezieht sich auf den Zweck, auf die Sache; wer diese am klarsten erkennt und ihr zu dienen am geschicktesten ist, der herrscht über Alle, welche denselben Zweck wollen. Aber zu dieser Erkenntniß erhebt sich das deutsche Parteibewußtsein nicht. Theils demokratische Irrthümer, theils der bekannte Eigensinn der deutschen Individualität stehen im Wege. Nachdem man sich zu der Erkenntniß bequemt hatte, daß Bismarck nicht der einseitige Junker war, wofür man ihn genommen, hielt man es für naturgemäß, daß er das Programm des deutschen Liberalismus, des gemäßigten Liberalismus, wollen wir hinzusetzen, Punkt für Punkt ausführen müsse. Ueber die Reinheit des Programms, über die Ausgestaltung desselben — dies hielt man für nicht minder selbstverständlich — müsse die Partei entscheiden. Nach und nach lernte man diesen seltsamen Anspruch freilich etwas einschränken, aber niemals hat man ihm entsagt. Festgehalten hat man stets in ganzer Strenge den Anspruch, daß der Staatsmann, wenn er mehr als ein äußerliches, jederzeit lösbares Bündniß mit der Partei wolle, über jede wichtige Maßregel im voraus sich mit derselben verständigen müsse. Unter der Partei wurde dabei jederzeit auf gut demokratisch die Gesammtheit der Mitglieder verstanden. Es hätte auch, streng genommen, keinen rechten Sinn gehabt, die geforderte Verständigung auf wenige Vertrauensmänner zu beschränken. Wenn man sich überhaupt zu der Erkenntniß erheben konnte, daß nicht hunderte von Personen in das Geheimniß politischer Aktionspläne zu ziehen sind, so wäre das Richtigste gewesen, den Vertrauensmann, in dessen Führung man sich resigniren durfte, in dem Fürsten anzunehmen.

Was hätte man dabei gewagt? Ein Chor von Stimmen wird die Antwort rufen: „in den Abgrund der Reaktion geführt zu werden“. Seltsame, unbegreifliche Verblendung! Man hatte nicht den moralischen Schwung, so viel Vertrauen aufzubringen in den Mann, der eben durch ein Wunder des Geistes und der Kraft, wie es die Vorsehung den zu ihren Werken erkornen gelingen läßt, seinen historischen Beruf bewiesen hatte. Man konnte sich nicht von der Furcht losringen, dieser Mann verstehe seine Zeit so wenig, um ein bis zur Vollendung des unternommenen Werkes gegebenes Vertrauen, sagen wir immerhin: ein blindes Vertrauen zu mißbrauchen zu dem aberwitzigen Versuche, irgend einen phantastischen Wahn von überlebten und eingebildeten Dingen in die Wirklichkeit einzuführen.

Man konnte sich nicht losreißen von dieser Furcht, und weil man sah, daß der Staatsmann weder die Parole annahm, welche ihm die Partei zu geben versuchte, und weil man noch weniger sich die Mühe gab, aus einer unbefangenen Würdigung der thatsächlichen Lage die Handlungsweise des Ministers zu verstehen, so gelangte man zu einer neuen Auffassung des Verhältnisses. Man sagte sich: „dieser Bundeskanzler ist nicht der Unsere, er ist nach seiner Neigung konservativ, im Herzen vielleicht der ehemalige Junker; aber er braucht uns für seinen Plan, die preußisch-deutsche Einheit zu errichten; nutzen wir die Gunst dieser Lage, ihm für unsere Ziele abzuzwingen, was nur irgend möglich ist.“ Es ist klar, daß aus einer Bundesgenossenschaft, die mit

solchen Gedanken geschlossen wird, eines schönen Tages die offene Feindschaft hervorkommen muß. Man dürfte verwundert sein, daß es nicht schon längst zu solcher Feindschaft gekommen, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, daß die nationalliberale Partei von dem nationalen Zwecke nur zugleich mit ihrem Leben lassen kann, und daß es für den nationalen Zweck keine Erfolge, keinen Fortschritt, keine Sicherung gibt, als unter der Führung Bismarck's. Sowie man sich diese Lage vergegenwärtigt, muß man sich freilich destomehr wundern, daß dieselbe der nationalen Partei noch bis heute nicht zum klaren Bewußtsein gekommen ist. Und hier ist es, wo wir anzeigen müssen, daß mindestens ein sehr großer Theil der Schuld, diese Erkenntniß verhindert — es wäre gut, wenn wir sagen dürften, verspätet — zu haben, der Wirksamkeit des Abgeordneten Lasker zufällt. In dem Geiste dieses begabten Mannes vereinigen sich zwei Elemente, die sich zu einer trefflichen Anlage ergänzen könnten, wenn sie sich wirklich verbunden hätten, anstatt sich nur abzulösen: nämlich ein übereilter und heftiger Doktrinarismus mit einer nicht wegzuleugnenden Bildsamkeit und aufrichtigem Wahrheitsbedürfniß. Man kann von Lasker nicht sagen, daß sein Doktrinarismus, wie er ungeberdig und voreilig ist, ebenso eigensinnig und unzugänglich sei. Vielmehr hat dieser Abgeordnete ehrenvolle Proben einer erweiterungsfähigen Einsicht und einer sicher erfassenden Belehrbarkeit gegeben. Seine Uneigennützigkeit hat ohnedies Niemand bezweifelt. Aber wieviel er auch unbestreitbar gelernt hat in seiner politischen Laufbahn, das Eine hat er nicht gelernt: daß man die Welt der Thatsachen nicht auslernt, daß man zumal in einer Periode der mit den mannigfaltigsten Gefahren für das Vaterland verbundenen, höchst schwierigen Umwandlung dem Arbeiter nicht alle Tage in das Konzept fahren darf mit einer gebieterischen, aus dem Stand der jeweiligen eigenen Erkenntniß geschöpften, für vollendet gehaltenen Doktrin. Herr Lasker gleicht dem Sohne des Mineralienhändlers, der Mineraloge geworden ist und die edlen Steine allerdings nicht mehr mit dem gierigen Blick des Eigennutzes, aber auch nicht mit dem unbefangen forschenden Auge der Wissenschaft betrachtet, sondern etwa mit der Leidenschaft des Juweliers, der an das Geschmeide denkt, das er im Kopfe trägt, ohne die Eigenschaften der Steine ordentlich zu kennen, von denen die Möglichkeit, die Dauerhaftigkeit des Geschmeides abhängt.

Im Zustand blinden Vertrauens läßt sich freilich nicht gut lange weilen, auch nicht gegenüber einem Betrauten, der in dem Maße die Erfolge häuft wie Fürst Bismarck. Aber die Partei hätte sich bemühen sollen, dem Fürsten seine Gedanken abzulernen, wenigstens zum Theil, um nicht zu verlangen, daß er sie selbst vorzeitig in die Welt posaune oder sie mit hunderten von Personen vertraulich durchspreche, die doch vor dem Erfolg niemals überzeugt worden wären. Daß an die Stelle dieses Bemühens eine voreilige, unfreundliche Kritik und oftmals ein höchst ungerechter Verdacht getreten, ist vor allem das Werk des Abgeordneten Lasker.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Stufen dieses Verhältnisses. Kaum ist der Norddeutsche Bund in's Leben gerufen, kaum hat die nationalliberale Partei in einem ihrer ersten Manifeste erklärt: „Bismarck hat die deutsche Einheit unaufhaltsam gemacht, wenn das Volk auf seine Seite tritt, so lange er diese Einheit will; sollen wir nicht in den alten deutschen Fehler verfallen, so müssen wir ihn unterstützen“, so bemächtigt sich der Partei die seltsame Vorstellung, der Kanzler sei bereits seinem Werke abwendig geworden, wenn nicht aus veränderter Gesinnung, doch aus Alter oder Müdigkeit. Wie der unvermeidliche rothe Faden geht namentlich die letztere Vorstellung durch das

Leben der Partei bis auf den heutigen Tag. Immer wieder wird diese Einbildung durch Erfolge beschämt, von denen einer staunenswerther ist als der andere, aber die Einbildung erscheint in jeder, auch in der kürzesten Pause. So sucht man den Kanzler bei der Errichtung der Bundesverfassung auf dem Wege der Einheit über die von ihm für erreichbar oder zweckmäßig gehaltene Grenze übereifrig hinauszutreiben. Anstatt aber zu bedenken, daß, je vorzeitiger die Einheit überspannt wird, die Regierung desto stärker sein müsse, ist man gleichzeitig bemüht, der Regierung die engsten parlamentarischen Fesseln anzulegen. Alle größeren Reden des Kanzlers in der Periode des Norddeutschen Bundes betreffen die Abwehr der vorzeitigen Ueberspannung der Einheit innerhalb des Bundes, die Abwehr der Ausdehnung über die Grenzen des Bundes und die Abwehr der Lähmung der Regierungsgewalt. In den sprechendsten Bildern legt der Kanzler dar, daß, wenn man jetzt die Einheit im Bunde überspanne, man nie die süddeutschen Staaten in den Bund bekommen werde. Endlich, weil es gar zu langsam geht mit der Fortbildung der Einheit, bringt der Abgeordnete Lasker seine Interpellation ein, warum die Aufnahme Baden's in den Bund noch nicht erfolgt sei, womit er freilich dem Kanzler eine der meisterlichsten Reden entlockt, aber auf die Gefahr, das Ziel der Bundespolitik unberechenbar hinauszuschieben. Noch weit rühriger aber ist dieser Abgeordnete, derselben Regierung, der das schwierigste Werk anvertraut ist, zu dessen Vollendung der Abgeordnete der ungeduldige Treiber ist, derselben Regierung, wo er nur kann, die freie Hand zu binden. Da erscheinen die Anträge, wo wir den Namen Lasker an der Spitze oder unter den Vertheidigern finden, der Regierung das Recht zur Veräußerung der Staatseisenbahnen zu nehmen, oder die Mitglieder der Bundesschuldenkommission regreßpflichtig gegenüber dem Reichstag, also unabhängig von dem Kanzler zu machen, oder gar die Einberufung der Reserven von der eingestandenen Kriegsgefahr abhängig zu machen. Auch dieses Antrages Vorkämpfer war Herr Lasker am 18. Oktober 1867. Das Hauptsteckenpferd des rührigen Abgeordneten aber ist bereits in der Periode des Norddeutschen Bundes die absolute parlamentarische Redefreiheit. Fünf Mal, März 1867 im konstituirenden Reichstag, November 1867 im Abgeordnetenhaus, April 1868 im Reichstag, Dezember 1868 im Abgeordnetenhaus, März 1869 im Reichstag stellt er den Antrag, daß nicht die Meinungen, sondern die Aeußerungen der Abgeordneten ganz allgemein straffrei sein, straflos veröffentlicht werden sollen, und daß diese Redefreiheit aus der Reichsverfassung auf alle deutschen Landes-Repräsentationen übertragen und unter den Schutz des Reiches gestellt werde. Der eifrige Abgeordnete, dessen Ueberzeugung ohne Zweifel war, die beste Sache zu vertreten, konnte in seinem Eifer natürlich nicht daran denken, daß er dieses äußerste Zugeständniß einem Minister zu entreißen suchte, der die Pfeile und Schleudern der Redefreiheit vier Jahre lang unter schwerer Verkennung seiner Absichten ertragen hatte, für den diese nachträgliche, wenigstens formelle Sanktionirung auch der schmählichsten gegen ihn gerichteten Angriffe eine bittere Demüthigung sein mußte, wäre er nicht schon damals für jede Demüthigung zu groß gewesen. Der eifrige Abgeordnete dachte auch nicht darin, dem schrankenlosen Privilegium der Individuen in den Parlamenten, welches er erstreiten wollte, irgend ein Gegengewicht in der erhöhten Macht und Verantwortlichkeit der Körperschaften gegenüber den Mitgliedern zu geben. Er setzte seinen Willen wenigstens in der Reichsverfassung in der Hauptsache durch. Bei der Berathung des heilsamen Werkes eines deutschen Strafgesetzbuches war der Abgeordnete Lasker der unermüdliche Vorkämpfer aller jener übertreibenden

Bestimmungen, die nicht blos eine zu große Milde gegen den Verurtheilten, sondern die Schwäche, ja die Wehrlosigkeit des Staates gegen den Verbrecher herbeiführen. Die übermäßig langen Fristen für die Zurücknahme der Anträge bei den sogenannten Antragsvergehen, die man vor der Volksstimme wieder hat beseitigen müssen, waren das Werk des Abgeordneten Lasker. Der Minister mußte vom Krankenlager in den Reichstag eilen, um mit erschöpften Kräften die Beseitigung der Todesstrafe zu verhindern; sonst wäre es dahin gekommen, daß die Verschonung mit dem Opfer, welches der Staat von den Besten fordern muß, den Schlechtesten verbürgt worden wäre.

Während nun aber der Abgeordnete Lasker und seine Freunde zur Beschleunigung der deutschen Einheit außerhalb und innerhalb des Bundes hintrieben, bekämpften sie hartnäckig die Bedingung, welche nächst dem Heere die elementarste jedes Staatswesens ist, die Sicherung der Finanzen. Im ersten Zollparlament wurde im Mai 1868 der erste Versuch zu Finanzzöllen abgelehnt. Im Mai 1869 wurden im Reichstag eine Anzahl indirekter Steuern, welche demselben unwidersprechlichen Bedürfniß dienen sollten, dem Bundesstaat die unentbehrliche finanzielle Basis zu geben, mit einer Art von Hohn und Schadenfreude abgelehnt. Man erlangte zunächst einen preußischen Finanzminister, der die obligatorische Tilgung der Staatsschulden aufhob, um ohne neue Anforderungen dem nächsten Geldbedürfniß zu genügen. Und man reichte lange, freilich nicht durch die paar ersparten Zinsen, sondern durch die Milliarden, die ein neuer ungeheurer Erfolg des Kanzlers dem Finanzminister zur Verfügung stellte. Der Hauptredner am 21. Mai 1869, wo die Hauptschlacht gegen die indirekten Steuern für den Norddeutschen Bund geliefert wurde, war Herr Lasker. Immer Herr Lasker! Am 21. Juni 1869 brachte er im Zollparlament den Petroleumzoll zum Falle.

Nun kommt die Epoche, welche der französische Krieg einleitet. Es ist dankbar anzuerkennen, daß man während des Krieges den Kanzler nicht bekämpfte. Aber als nach den Präliminarien von Versailles die Friedensverhandlungen nicht zu Ende kommen wollten, verlegte der Kanzler dieselben nach Frankfurt, eilte selbst dahin und kehrte mit dem Frieden in der Hand zurück. Am 12. Mai gab er die erste Erläuterung im Reichstag über den Frieden, der am 10. unterzeichnet worden. Am 19. begab er sich noch einmal nach Frankfurt, um die Ratifikation auszuwechseln. Inzwischen hatte der Reichstag des Kanzlers Abwesenheit benutzt, um die erbetene dreijährige Vollmacht zur Diktatur in Elsaß-Lothringen um ein Jahr zu verkürzen, und ferner einen Antrag der Herren Lasker und Stauffenberg angenommen, daß die sogenannte Diktatur in Betreff der Gesetzgebung an den Bundesrath, in Betreff der Finanzgesetzgebung an Bundesrath und Reichstag gebunden sein solle. Das hieß nicht einmal den Jahrestag der Schlacht von Zama abwarten, es hieß, am Tage nach dem Siege den Sieger für unfähig erklären, die Frucht des Sieges für einige Zeit in Obhut zu nehmen.

In der Periode, in die wir jetzt gelangt sind, tritt eine bemerkenswerthe, aber unvermeidliche Aenderung in dem Verhältniß zwischen dem Kanzler und dem nationalliberalen Führer ein. Der Ton wird, anfangs bei einzelnen Gelegenheiten, dann bei jeder Gelegenheit merklich schärfer. Die Meinungsverschiedenheit politischer Verbündeten verwandelt sich in politische Gegnerschaft. Man ist auf vielen Seiten sehr bereit, dem Kanzler die Schuld dieser Verschlimmerung als unbestreitbar beizumessen. Man ist beinahe einig, zu behaupten, daß die Empfindlichkeit des Kanzlers gegen Widerspruch einen unerlaubten Grad erreicht habe. Man meint sicher zu sein, daß die Schärfe des Tones

von dem Kanzler ausgegangen sei. Es mag richtig sein, daß einer solchen Kette von Erschwerungen gegenüber, immer durch denselben Abgeordneten bereitet, der Kanzler zuerst den scharfen Ton angeschlagen hat. Aber er hat stets den feinen Ton des vornehmen Mannes inne gehalten. Herr Lasker, mit dem Degen getroffen, hat zum Stocke gegriffen. Wir reden von der Tonart. Man verlangt freilich in Deutschland, daß auch diese Tonart, soweit sie unmittelbare Beleidigungen ausschließt, von Staatsmännern ertragen werden müsse. Man sagt, das gehöre zur Freiheit, das sei in England der unantastbare Brauch. Man kann wirklich einige Beispiele anführen. Ein verrückter Oberst sagte einmal im Unterhaus: „Die Sitze dieser Schurken von Ministern sollten mit Wasser und Seife abgewaschen werden.“ Ein Irländer, Robert Mitchel, hat vor Jahren gesagt: „Ich will sehen, daß Prinz Albert's Weib auf ihres Mannes Meierei in Deutschland gesendet wird.“ Ja, man kann so sprechen in England. Daß es gesetzliches Recht sei, behauptet freilich nur die Unwissenheit. Aber es ist Sitte, die Masse des Gesetzes, die schwere Masse, die das dortige Gesetz bietet, in vielen Fällen ruhen zu lassen. Die guten Leute, die mit solchen Beispielen kommen, übersehen jedoch die Hauptsache. Die englische Gesellschaft ist so wohl gefugt, so well built, die Unterschiede sind so fest, daß, wer die Freiheit der Sitte zur Frechheit verkehrt, sich unabänderlich seinen Platz anweist unter dem Pöbel und unter den Verrückten. Man läßt ihm alle Rechte des Gesetzes, man nimmt ihm nicht einmal, was man durch das Gesetz könnte, aber er hat seinen Platz, von dem er nicht wieder fort kann. Die Höflichkeit des Tones im englischen Parlament ist unter den ebenbürtigen Gegnern, noch mehr unter den ebenbürtigen Freunden eine ausgesuchte, übervollkommne bis zum Chinesischen. In Deutschland verlangt man, daß die Redeweise, durch welche der englische Politiker sich unter den Pöbel stellt und aus dem regierenden Kreise unwiederbringlich ausscheidet, auch unter Freunden hingenommen werde. Illustriren wir den Unterschied zwischen Degen und Stock. Bei der Kandidatur des Grafen Herbert in Lasker's Wahlkreis wurde erklärt, diese Kandidatur sei ein Beweis, daß der Kanzler ein ersprießliches Zusammenwirken mit Herrn Lasker nicht mehr erwarte. Das war ein Degenstich. Bei seiner Wahlrede in Saalfeld sagte Herr Lasker mit Bezug auf die erste Verwerfung des Sozialistengesetzes und auf das Nobiling'sche Attentat ungefähr: „Nach einem großen Unglück pflegen edle Naturen sich zu versöhnen, gemeine erbittern den alten Streit.“ Das war ein Hieb mit dem Stock. Doch sind wir eigentlich soweit noch nicht. Wir haben einige Stufen nachzuholen, über welche Herr Lasker zu seinem letzten Tone gelangt ist. Im Mai 1872 versuchte er, die Salzsteuer aufzuheben, im Mai 1873 setzte er das Preßgesetz durch, welches uns das unvergleichliche Institut des Sitzredakteurs gebracht hat. Am 12. Dezember 1874, als der wegen Beleidigung des Kanzlers verurtheilte Abgeordnete Majunke in die Strafhaft abgeführt werden sollte, stellte er den Antrag auf Einspruch des Reichstags, der in der Verfassung nicht begründet war, und nöthigte den Kanzler, seine Entlassung zu fordern, welche der Kaiser verweigerte, und der Abgeordnete v. Bennigsen durch eine Ehrenerklärung des Reichstags unnöthig machte. Im Dezember 1875 bekämpfte Herr Lasker mit äußerster Schärfe die vom Reichskanzler nach den schwersten Erfahrungen für unentbehrlich erachtete Strafgesetznovelle. Im Februar 1876 vereitelte er eine Aenderung des Preßgesetzes. Am 21. März 1877, wo Herr Lasker über den Sitz des Reichsgerichtes sprach, und der Kanzler über diese Frage eine Zurückhaltung beobachtet hatte, die Herr Lasker nicht begriff, sprach er von der „Krankheit der Regierungslosigkeit im Reich“. Von der Regierungs-

Digitized by Google

losigkeit unter einer Regierung, der an Reichthum, Kühnheit und nöthigenfalls an Zähigkeit der Initiative keine jemals an die Seite gesetzt werden kann. In solche Uebertreibungen verfällt Herr Lasker, wo ihm sein Kopf nicht gleich den Schlüssel der Handlung gibt. Sollen wir die neueren Reden erwähnen, die gegen das erste Sozialistengesetz im Mai 1878 oder die bei der Generaldiskussion der Finanzreform in diesem Jahre, wo Herr Lasker die völlige Unzuverlässigkeit und Werthlosigkeit, die völlige Unkenntniß der einschlagenden Landesgesetze bei dem „ersten Beamten des Reiches und preußischen Ministerpräsidenten" zu konstatiren sich vermaß, wo er demselben vorwarf, die Politik der Reichen zum Unglück der Armen zu treiben? Erinnern wir lieber an eine Rede von 1873, wo er schon einmal behauptete, das Volk und dessen Rechte gegen den Kanzler zu vertheidigen, gegen den Kanzler, der die schwerste Arbeit des Denkens und des Wollens Tag und Nacht bis zum Opfer des Lebens in den Dienst des Volkes stellt. Will Herr Lasker behaupten, daß der deutsche Staat nicht für das deutsche Volk gebaut werde, sondern als Spielzeug der Herrschaft für Wenige?

Herr Lasker, so lang unsere Anklage geworden, steht edel da neben dem Cynismus eines Georg v. Bunsen, der eben in einer Rede zu Hirschberg den Cynismus des vorerwähnten Irländers zu übertreffen unternommen hat. Aber weil wir Herrn Lasker das schönste Lob seiner eifrigsten Freunde, das Lob eines vollkommen redlichen Mannes ertheilen, darum fragen wir ihn, ob sein Gewissen nicht Folgendes bestätigt: Hätte er nicht, wenn er im gegebenen Moment jedesmal seinen Willen erreicht, alle nachfolgenden Erfolge des Kanzlers vereitelt? Würde nicht, wenn Herr Lasker nicht zu oft noch seinen Willen durchgesetzt, die innere Lage des deutschen Reiches eine größere Eintracht unter den patriotischen Elementen und im ganzen ein weit zufriedenstellenderes Antlitz zeigen?

Ein nationalliberales Organ definirte kürzlich den Charakter des Herrn v. Bennigsen als vornehme Passivität. Möchte die Partei oder doch der Theil, der sich von Herrn Lasker emanzipiren kann, denselben Charakter annehmen: die vornehme Zurückhaltung, aber nicht Enthaltung des Erben, dem die größte Erbschaft zufallen muß. Wer kann die Frucht der Lebensarbeit des Kanzlers erben, als die Nation, für deren besten Theil die Partei vielleicht das Recht hat sich zu halten. Hat man doch mit Selbstgefühl gesagt, daß eine Partei länger lebe als ein Mensch. Nun wohl, so höre man auf, die Arbeit eines auserwählten Menschen zu stören, deren Früchte man erben muß, wenn man die Erbschaft nicht zerstört oder durch den Versuch der Zerstörung sich jedes Anrechtes auf dieselbe beraubt.

Zur Beachtung.

Mit **nächstem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das III. Quartal ihres 38. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im Juni 1879. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google